Boston Public Library
Rare Books Department
The Courtyard
of the
Public Library

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXXIV.

(Januar — Februar — März 1908.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg**, (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. M. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Orell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handels-Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, A. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, G. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Co. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buch. Moriz Perles. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co.

Zürich, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten

AP
30
D4
Bd. 134

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundvierunddreißigsten Bande (Januar — März 1908.)

		Seite
I.	Anneli. Erzählung von **Adolf Wilbrandt**	1
II.	Der Jâhûtempel in Elefantine. Von **Hermann Gunkel**	30
III.	David Friedrich Strauß. Zum hundertsten Gedächtnis seiner Geburt. Von **Hermann Fischer**	47
IV.	Die Braut von Messina und ihr griechisches Vorbild. Von **Ernst Maaß**	64
V.	H. Heine und H. Laube. Mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine. Von **Ernst Elster.** III.	77
VI.	Die Flechten und die Abstammungslehre. Von **J. Reinke**	91
VII.	Hugo von Hofmannsthal. Von **Arthur Schurig** (Dresden)	101
VIII.	Amerikanische Reisebilder. Von **Gustaf Dickhuth.** V./VII.	116
IX.	Waldmonologe aus Kreuth. (1907.) Von **Paul Heyse**	129
X.	Lavater in Rußland. Von **L. Gerhardt**	138
XI.	Prinzessin Felix zu Salm-Salm. Eine Berichtigung. Von **Johanna Severin**	142
XII.	Politische Rundschau	143
XIII.	Militärische Literatur. Von **A. v. Janson**	149
XIV.	Zwei Reiterstandbilder. Von **K. Brandi**	152
XV.	Ein neues Wanderbuch J. V. Widmanns. Von **Adolf Frey**	153
XVI.	Literarische Notizen	154
XVII.	Literarische Neuigkeiten	158
XVIII.	Monika. Novelle von **Ilse von Stach**	161
XIX.	Vier Briefe des Prinzen Wilhelm von Preußen (Kaiser Wilhelms I.). Von **Paul Ritter**	187
XX.	Großherzog Friedrich I. von Baden. Von **G. Wendt**	218
XXI.	Über die universale Tendenz der positiven Religionen. Von **Otto Pfleiderer**	223

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XXII. Zur Einführung in die griechische Kunst. Aus dem Nachlaß von **Adolf Furtwängler** 235
XXIII. Amerikanische Reisebilder. Von **Gustaf Dickhuth.** IX./XII. 261
XXIV. Wilhelm Bölsche. Von **Theodor Kappstein** 277
XXV. Pasquina und Pif. Aus dem Italienischen des **Luciano Zuccoli** 285
XXVI. Politische Rundschau 308
XXVII. Aus Rumäniens Vergangenheit. Von **Marie von Bunsen** 314
XXVIII. Literarische Notizen 316
XXIX. Literarische Neuigkeiten 319
XXX. Arme Leute. Von **Georg Hirschfeld** 321
XXXI. Die gelbe Gefahr im Licht der Geschichte. Von **C. Freiherrn v. d. Goltz** 339
XXXII. Zur Einführung in die griechische Kunst. Aus dem Nachlaß von **Adolf Furtwängler.** (Schluß.) 357
XXXIII. Der Buddhismus und die christliche Liebe. Von **H. Oldenberg** 380
XXXIV. Das Wachstum der Bevölkerung in Deutschland, die Wirtschaftspolitik und die Landarbeiter. Von **A. v. Wenckstern** 390
XXXV. Das Werden der Renaissance. Von **K. Brandi** . . . 416
XXXVI. Das Problem der englischen Heeresreform. Von Generalleutnant z. D. **A. von Janson** 431
XXXVII. Die Schafherde. Von **Lisa Wenger** 444
XXXVIII. Großmutter und Enkel. Von **M. B. Tschiffjaköff** . . 448
XXXIX. Freie Universitäten 456
XL. Politische Rundschau 461
XLI. Zieglers Strauß-Biographie. Von **Adolf Hausrath** . 467
XLII. Sprachvergleichung und Urgeschichte. Von **Albert Thumb** 472
XLIII. Lavater in Rußland. Eine Berichtigung 474
XLIV. Literarische Notizen 476
XLV. Literarische Neuigkeiten 480

Anneli.

Erzählung
von
Adolf Wilbrandt.

Leopold von Roßberg hörte Peitschenknallen und Wagenrollen, und wie es Menschen, die gerade unbeschäftigt sind, so oft ergeht, trat er durch die offene Tür auf seinen Balkon hinaus, um zu sehen: was kommt da? Ein offener Viersitzer fuhr heran; aus dem Eingang des Hotels, unter dem Balkon, trat ein junger Kellner hervor; auch der Wirt in seinem gelben Strohhut erschien, seine weiße Weste leuchtete. Was ist das? dachte Leopold; ein Mißgefühl durchfuhr ihn. Sitzt da nicht der Trautmann neben dem Kutscher auf dem Bock? Den Hut wie ein fideler Student in den Nacken gesetzt? — Er liebte diesen Menschen nicht. Jetzt zuckte er zusammen: im Wagen saßen zwei Damen, die eine war Fräulein Anneli. Ja, sie war's gewiß, wie sehr auch der große, weißgefiederte Hut sie beschattete; es war das liebe, runde, herzige Gesicht — nur blaß; wie er's nie gesehen — das dunkle Haar und die blauen Augen und der Kindermund. Neben ihr Trautmanns hübsches Weibchen, gegenüber Annelis Vormund, der „schöne Mann"; neben dem ein Jüngling, ein unbekannter. Fahren sie vorüber? dachte Leopold. Nein, der Wagen hielt vor dem „Fürstenhof". Der Kellner trat an den Schlag. Doktor Trautmann schüttelte aber Arm und Kopf: „Wird gar nicht ausgestiegen!" rief er vom Bock hinunter. „Nur 'ne Flasche Schampus her!"

Leopold runzelte die Stirn, trat einen Schritt zurück; nun stand er im tiefen Schatten des wilden Weins, der den ganzen Balkon überwucherte und von oben her in langen Strähnen ihm fast ins Gesicht hing. Mich nicht sehen lassen! fuhr ihm durch den heißen Kopf. Was der Mensch für 'ne Kommandeurstimme hat; als wär er der Fürst von Putbus, als gehört ihm Rügen. Wo wollen die so eilig hin? Warum fährt Anneli mit? — O, wie bist du blaß. So kenn ich dich ja nicht, du Juniröschen. Aber bei Gott, es steht dir gut!

Der Wirt war an den Wagen getreten und grüßte in seiner zutraulichen, gemütlichen Art; Genesius, Annelis Vormund, nickte ihm noch gemütlicher zu. Seine schönen bräunlichen Augen schimmerten feucht, sie lachten aber; er war alt und jung, über seiner entblößten Stirn ringelten sich schneeweiße Löckchen wie Seide, der wundervoll gepflegte Bart war aber noch wie Ebenholz. „Herr!“ sagte er zum Wirt mit weicher, mild schmerzlich vorwurfsvoller Stimme, „Sie werden uns doch nicht verdursten lassen? — Herr, tun Sie das nicht. Vielleicht stehen Sie schon morgen vor Gott!“

I du Saufbruder! dachte Leopold und biß auf seinen blonden Bart. Du taugst auch zum Vormund wie der da auf dem Bock zum Papst! — Ich will wetten, sie kommen von Genesius' Gut, haben dort 'nen tüchtigen Frühschoppen getrunken, er schwimmt ihm in den Augen; jetzt ein Stegreiftropfen, und dann wird bei Trautmann getafelt und gezecht!

„Nur 'nen lütten Augenblick Geduld,“ erwiderte der Wirt, der gern auch etwas Plattdeutsch sprach; „der Champagner kommt schon; gliek is he dor.“

„Wollen's hoffen, wollen's hoffen!“ seufzte Genesius freundlich. „Sehen Sie, in Ihrem ‚Fürstenhof‘ war ich vor fünfundzwanzig Jahren zum letzten Mal. Waren Sie damals schon hier, Herr Wirt?“

„Könnt ich nicht behaupten.“

„Können Sie nicht behaupten. Den Schampus zahlt Johann, Herr Wirt; der da auf dem Bock! Hat uns herkutschiert Ein guter Kutscher; konnt uns auch umwerfen, was? Da er sich einen kleinen angetutet hat. Er hat's aber nicht getan; das ist ehrenwert; wie?“

„Ich bin der nüchternste auf dem ganzen Wagen!“ rief Trautmann, den der schöne Silbergreis als „Johann“ vorgestellt hatte. „Aber Wilhelm Sommer, her mit Ihrem Sekt!“

„Kommt schon, kommt schon, Herr Doktor,“ erwiderte Herr Sommer.

Genesius zog erstaunt die noch schwarzen Brauen hoch: „Sie kennen unsern Johann, Herr Wirt? — Er ist eigentlich gar kein Kutscher, allerdings. Pastor ist er — oder so was dergleichen.“

Frauenjäger ist er! dachte Leopold in seinem grünen Versteck und sah mit einem wilden Blick auf den verhaßten, blühenden Menschen, dessen Augen strahlten, dessen Wangen glühten. Ein Arzt ist er, der die Weibsen nicht gesund, sondern krank macht; liebeskrank — liebestoll! — Wie man's ihm ansieht, dem Burschen. Urgesund, eisenfest. Alles lacht an ihm! Wie die kirschroten Lippen schwellen. Wie die gewissenlosen Augen blitzen. Warum fährt denn Anneli mit? Warum bleibt sie nicht zu Haus?

Doktor Trautmann hatte mit der Peitsche geknallt wie aus Ungeduld; jetzt kam der Champagner, mit ihm kam der Oberkellner und schenkte die hohen Kelchgläser kunstgerecht voll. „Noch ein Glas, für Wilhelm Sommer!“ rief Trautmann. „Wilhelm Sommer muß mittrinken!“ Der Wirt verneigte sich dankend und nickte. Leopold lächelte vor Bitterkeit: „Wilhelm Sommer,“ sagt er; ich glaub, sie sehen sich heute zum zweiten Mal! Die fidelen Germanen. Anneli, gefällt er dir? So ein ewiger Student, gefällt er dir

so gut? — Sie guckt ihn aber gar nicht an. Sie schaut in den Park hinein. Hält so ihr Glas im Händchen und trinkt nicht . . .

„Herr Doktor," sagte der Wirt zu Trautmann, nachdem er seinen Champagner probiert hatte, „da Sie kein Pastor, sondern ein Mediziner sind, so will ik Se 'ne Geschicht von eenen andern Doktor vertellen —"

„Lassen Sie Ihre Geschichten," fiel ihm Trautmann ins Wort. „Die graben Sie ja aus den alten Hünengräbern aus. Trinken Sie lieber auf das Wohl unsrer Damen, Wilhelm!"

„Das tu ich auch," entgegnete der Wirt und trank ihnen zu. Dann erzählte er aber seine plattdeutsche Geschichte, er war nicht zu halten. Wie einem Doktor ein Patient stirbt und man ihm vorwirft, er habe ihn mit seinen Medizinen umgebracht. Der Doktor schüttelt aber sein weises Haupt: „He is ganz von sülwst dod bleben!"

„O je!" rief Trautmann vom Bock herunter. „Wilhelm Sommer erzählt Geschichten, die kannt ich schon in Sexta! — Der wirkliche Johann soll aber auch was trinken; Sie da, Kellnerchen, Fritz, fragen Sie den Kutscher, was er haben will, bringen Sie ihm das!" Trautmann winkte den Oberkellner heran und hielt ihm ein Zwanzigmarkstück hin: „Ober, da ist ein Pfund; machen Sie sich bezahlt!" Er hatte auch die Champagnerflasche herangewinkt und füllte sein geleertes Glas. — Wird er vorbeischenken? dachte Leopold. Mir scheint, seine Hand hat 'nen Rausch! — Aber nein — die Übung, die Gewohnheit. Er trifft doch immer ins Glas hinein!

Trautmanns Kelch war voll; er wandte sich zurück, nickte der jungen Frau Trautmann zu: „Gib her, Alte, trink noch eins!" Sie reichte ihm ihr Glas, mit seiner schwankend unsicheren Sicherheit goß er's wieder voll. Ach, ach, wie das Weibchen ihn anlächelt! dachte der erbitterte Leopold. Daß er sie so gnädig gemütlich seine Alte nennt, wie dankt ihm ihr ganzes Sonnenblumengesicht dafür! — Betrüg sie nur, mit wem du willst, mit der Frau Kollegin, mit der Jägerbraut, mit der Stallmagd, du bleibst doch ihr Gott. So ein Chirurg ist ihr Jupiter; wenn er ihr nur dann und wann aus seiner Wolke — — Ist das nun keine verrückte Welt? — — Ah, jetzt guckt er die Blasse an. Was er für unheilige Augen hat. Austrinken soll sie? — Sie hat nur genippt. Sie will nicht. Sie schüttelt ihren süßen Kopf . . .

„Was ist mit Ihnen, Anneli?" sagte die Kommandeurstimme. „Trinken Sie doch noch ein Glas!"

Es zuckte durch Leopold. Er nennt sie auch schon Anneli!

Der junge Kellner kam mit einem Glas Sherry und hielt es dem Kutscher hin. „Aber was soll das?" rief Trautmann jetzt. „Bier hat er gesagt, Sherry hat er nicht gesagt! Wilhelm Sommer, Ihr Fritz kann nicht hören trotz seiner langen Ohren. Behalt dein Glas Sherry, trink's selber, bring Bier!"

Genesius, dem die ehrwürdigen weißen Löckchen tiefer in die schwimmenden Augen hingen, ließ seinen Kelch noch einmal füllen, da Anneli nicht wollte, und leerte ihn mit einem wohlig schmeckenden Zug. „Herr Wirt," sagte er dann liebevoll, „kommen Sie mal ganz heran, ich will Ihnen eine furchtbar unanständige Anekdote erzählen."

Der Wirt blieb aber stehen. „In Gegenwart der Damen geht das doch wohl nicht," antwortete er ehrenfest.

„Ein herrlicher Mann, der Wilhelm Sommer!" rief Trautmann und neigte sich vom Bock herüber, goß den Rest der Flasche in Herrn Sommers Glas. „In Ihnen ist Tugend, Wilhelm! Aber Ihre Geschichten legen Sie nur in das alte Hünengrab zurück. Fritz mit den langen Ohren, komm her!"

Fritz hatte das verlangte Bier gebracht; der Kutscher trank es aus, ohne abzusetzen. Trautmann warf dem Kellner ein paar Silbermünzen zu, sie fielen auf die Erde; der Sherry war offenbar mitbezahlt. Genesius gab sein leeres Glas dem Wirt in die Hand; die andern taten's ihm nach. „Auf Wiedersehen übers Jahr, wenn Sie dann noch tugendhaft sind!" sagte Trautmann; dann schnalzte er mit der Zunge. Die Pferde zogen an, der Wagen rollte. Wilhelm Sommer stand allein, die sechs Champagnergläser in den beiden Händen.

Der „Fürstenhof", der älteste Gasthof in Putbus, steht dem offenen Park des Fürsten gegenüber; nur die Fahrstraße trennt sie, die gewaltigen Lindenbäume des Parks werfen ihren Schatten in die Fenster des „Fürstenhofs" hinein. Am Gitter des Balkons über der Tür, des einzigen an der langen Front, prangt das Wappen der Fürsten von Putbus; ein Fürst hat den Marktflecken gegründet, seinen Nachkommen gehört von der Insel Rügen mehr als der dritte Teil. Wenn Leopold auf seinem Balkon mit dem großen Wappen stand, war ihm fast zumute, als wohne er im Park; die herrlichen Linden dufteten herüber, noch tief in den Juli hinein, und wohin er blickte, sah er nichts als die grüne Mauer, die himmelhohen Bäume, hinter denen sich eine Welt von Schönheit verbarg.

Er stand noch unter seinem wilden Wein und schaute die Straße entlang. Der Wagen flog geschwind dahin, aber ohne Staub; es hatte in der Nacht geregnet, und eine schwärzliche Feuchte lag noch auf dem Weg. Ja, ja, dachte er, auf Garz fahren sie zu; da hat ja dieser Eugen Trautmann seinen neuen Besitz, sein Gut. Das Haus soll wohl eingeweiht werden mit Musik und mit Schönheit; darum mußte Anneli mit! — Dieser Mensch hat alles; in Greifswald sein großes Haus, seine große Praxis, berühmter Chirurg, sie laufen ihm ja die Türen ein; neben Genesius' Gut die Jagd, da pirscht er; jetzt bei Garz dieses hübsche Gut. Ach, ich gönnte ihm alles — wenn er mir nur das Mädel ließ! Mensch, ich bringe dich um, ich erschlage dich, wenn du auch die — — O gerechter Gott! — — Nein, nein, nein. So ein unschuldiges, reines, himmlisches Geschöpf. Ja, wenn sie wie die andern wäre; wie diese „modernen", „starkgeistigen" — oder wie die heißblütigen, die dem ewig Männlichen bis in die Hölle nachlaufen — die gerade so schwach werden wie der andre stark ist. Anneli, nein, so bist du nicht! Du hast andre Träume als das. Du hast deinen Gott!

Er richtete sich wieder auf — ach, er war so leicht verzagt, an ihr und am Leben — und trat in sein Zimmer zurück. Dort lag der Brief auf dem

Schreibtisch, den er diesen Morgen begonnen hatte; wiederum ein Brief an das Anneli; der wievielte wohl? Und alle nicht abgeschickt? — Im Zimmer war es fast zu dunkel, da die Sonne nicht schien, und der gar zu üppige wilde Wein den Himmel verdeckte, eine grüne Dämmerung machte; und doch konnte Leopold sich nicht entschließen, dem Wirt zuzustimmen: ja, ja, schneiden Sie die übermütigen Ranken weg! Er nahm lieber den leichten Tisch und trug ihn wie gestern und vorgestern auf den hellen Balkon hinaus. In den verkrümmten und gebuckelten Blechplatten, die dessen Boden bedeckten, stand noch hier und da etwas Regenwasser; nun, warum denn nicht? Natur! So ein altes Haus — — die alten Häuser liebte er; nur keinen modernen Firlefanz. Den mochte auch das Anneli nicht. Nur Natur, Natur! Denn war sie nicht selber Natur?

„Liebes Fräulein Anneli —"

Er setzte sich und las, was er am frühen Morgen geschrieben hatte, ehe er zum Frühstück hinunterging. „Liebes Fräulein Anneli! — Nein, ich streiche das Fräulein und sage: liebes Anneli! Hab ich die Annaliese nicht schon als Kind gekannt? Haben Sie mir nicht das letzte Mal, als wir in der Goor am Ufer unter den Buchen saßen, mit Ihrem lieben Wangenzucken gesagt: Warum denn Fräulein Anneli? Lassen Sie doch das Fräulein weg! — Also weg. Ich sitze in meinem Balkonzimmer im ‚Fürstenhof'. ‚Wie kommen Sie jetzt nach Putbus?' fragt das Anneli, ‚da Sie doch gar nicht mehr zu uns kommen? Im Juli wird doch geerntet, nicht? Sie sind doch Gutsbesitzer, nicht?' — Ach, mein gutes Anneli. Mein Inspektor ist so klug, so tüchtig — und ich bin ein so unzulänglicher Mensch. Mir geht ein Mühlrad im Kopf herum. Mir geht die ganze Welt und das Leben und noch einiges im Kopf herum. Und das macht mir Kopfweh; — wahrhaftig. Bitte, nicht lachen. Der Gutsbesitzer Leopold von Roßberg hat Kopfweh — weil ihm das Leben so schwer wird — und geht damit nach Putbus, seiner alten Liebe, um es da im Schwanenteich des Fürsten zu ertränken!

„O Gott, wenn ich etwas wüßte. Wenn ich wüßte, ob — —

„Also, da ich nun nichts zu tun habe — und zu nichts zu brauchen bin — so denk ich an das Anneli. Wie geht's Ihnen, Anneli? Als ich zuletzt beim Genesius auf seinem ‚Herrensitz' war und mit ihm und seiner Schwester auf der Terrasse saß und Sie im Gartenzimmer Mozart spielten — so was Wunderschönes — und für Ihre achtzehn Jahre so lieb gespielt — da wurde mir so windelweich, so gerührt zumut; ach, Sie kennen mich ja. Was wird wohl einmal aus dem Kinde? dachte ich. Mit Erlaubnis, das Kind sind Sie. Ein schönes Gartenzimmer, in dem sie spielt; und ihr Vormund Onkel Genesius ein schöner alter Mann; und seine Schwester zwar ein sehr kränkliches Tantchen — aber, wie man sagt, eine schöne Seele. Nutzt doch alles nichts: eine arme Waise ist Anneli doch; einsam ist sie doch! Für das, was so eigentlich in ihr lebt, hat sie doch keinen Menschen; nicht Vater noch Mutter, nicht Bruder noch Schwester; auch nicht Freundin noch Freund. Hat sie mir das nicht selbst gesagt? Einmal in Putbus am Schwanenteich? — Na, da wär wohl ein Freund. Ich wüßt ihr einen. Der sie wohl versteht.

Aber was nützt ihr der? Wenn er sie dann und wann ein paar Stunden sieht? Und dann ist auch noch die Frage —"

So weit stand's geschrieben. Hatte folgen sollen: „ob sie auch ebenso *seine* Freundin ist?" Und dann hatte folgen sollen: „ob sie ihn so lieb haben kann wie er sie?" Und weiter bis zu dem entscheidenden Wort.

Ach, ach, Anneli! Er stützte beide Arme auf, legte die heiße Stirn in die kalten Hände, die das Blut verließ. Hast du mich denn lieb? Damals schien es so. Hier am Schwanenteich. So süß, so weich, so um Jahre älter war deine kindliche Stimme; und als wäre etwas Feuchtes darin. Du sahst nur aufs Wasser. Mir war aber, als sähst du in mein Herz; und als wäre dir's recht, wie viel Liebe du darin siehst. Als dächtest du: ja, ja, legen wir Lieb und Lieb zusammen! — Da kamen die beiden, Genesius und er. Dieser Eugen Trautmann kam. Und du wurdest glührot und standst auf. Da er dich anlachte, lachtest du ihm so zu . . . Mir ging ein Messer durch die Brust. Ich hatte schon reden wollen und dir alles sagen. Ich brachte kein Wort mehr heraus!

Anneli! Anneli! Liebst du diesen Menschen?

Nun fuhr sie mit dem nach Garz und auf sein Gut, um da mitzufeiern. Und wird dann wohl am Flügel sitzen und „Die Weihe des Hauses" spielen, fürs Klavier übersetzt. Und der Unwiderstehliche wird dann zu ihr treten, mit den Augen blitzen, sie anlachen: „Anneli, wie haben Sie das schön gemacht!" Und wird ihre Hand nehmen und — —

Leopold ergriff den Brief, und wie alle die andern vor ihm zerriß er ihn.

Ein paar Tage waren vergangen, schöne, echte Julitage, warm wie sich's gehört, blauer Himmel und reine Luft. Leopold saß an einem der Tische, die dem „Fürstenhof" gegenüber unter den Parklinden standen, aber zum Gasthof gehörten; er hatte längst zu Nacht gegessen, mit seiner Flasche Moselwein saß er nun noch rauchend und träumend da; eine Lampe brannte auf seinem Tisch. Die letzten Gäste, die da draußen gesessen hatten, gingen eben fort, ins Hotel oder in den Ort hinein; der Wirt kam aber über die Fahrstraße herüber und setzte sich zu dem wohlbekannten Gast. „Sie sind gern der allerletzte, scheint mir," sagte er und blies den Rauch seiner Zigarre in die lampenhelle Luft. „Die andern kriechen all schon zu Bett."

„Die andern wissen wohl nicht, wie schön es hier ist," antwortete Leopold. „Ich bin doch mit meinen vierunddreißig Jahren ziemlich weit herumgekommen, hab an manchem Wirtstisch gesessen; aber so wie man hier an diesem himmlischen Park, unter diesen göttlichen Linden sitzt, an so 'nem Abend — das gibt's nicht. Das Duftende und die Stille; und die letzten Lichter da im ‚Fürstenhof'. Wie aus der guten alten Biedermeierzeit — die ja jetzt wieder beliebt wird; freut mich. War doch noch mehr Poesie als jetzt! Viel mehr Poesie!"

„Mag wohl sein," bemerkte Herr Sommer und nickte. „Wie viel Sinn Sie für so was haben, Herr von Roßberg!"

„Nicht wahr, für einen ganz gewöhnlichen Gutsbesitzer ist das sonderbar? Gehört sich gar nicht für so 'nen Mann. O, ich war mal schlimm, hab viel schönes Papier verschmiert; nicht mit Versen, das nicht, aber mit Zeichnen, mit Landschaftern und so weiter. Ein ruchloser Dilettant! — Jetzt genügt es mir, daß ich hier an Ihrem Tisch sitze und mir einbilde, dies ist mein Park, das da drüben ist mein Haus, ich bin der Fürst von Putbus und —"

Leopold sprach nicht weiter. Der Wirt setzte lächelnd statt seiner hinzu: „und hab eine allerliebste Frau!"

„Hm!" erwiderte Leopold nur. „Was ich schon immer fragen wollte: wie ist das gekommen, daß der Fürst Ihnen erlaubt hat, hier in seinem Park Tische und Stühle aufzustellen und Ihre Gäste auf seinem Grund und Boden zu bewirten?"

„Das will ich Ihnen sagen," gab der Wirt in seiner bedächtigen Langsamkeit zur Antwort: „weil das wirkliche Fürsten sind. Weil sie ihre Pflicht erkennen, Herr von Roßberg: Mitleben lassen! Wie der Park keine Mauer hat, bloß die niedrigen Ketten da, über die jeder wegsteigen kann — und wie der Park immer offen ist, als gehört er jedem — so haben sie auch mir und andern ein Stück von dieser Allee vergönnt; damit's euch hier wohl wird!" — Herr Sommer machte sein ernstes Tiefbrauengesicht: „Natürlich muß ich Pacht zahlen, das versteht sich —"

„Pacht? — Ah so. Wie viel denn?"

„Jährlich eine ganze Mark!"

Auf der stillen, fast dunklen Straße erschien vom Theater her doch noch eine Gestalt; sie kam mit raschen Schritten heran, zu Leopolds Tisch. „Guten Abend!" sagte ein männlicher Baß. Der Wirt drehte sich und stand auf. „Herr Staatsanwalt Urban! — Ja, wo kommen Sie noch her?"

Nun erkannte auch Leopold den langen, hageren Herrn, der noch länger war als er selbst; in Stralsund und Greifswald hatten sie sich manchesmal gesehen. Er erhob sich und begrüßte ihn. Urban setzte eine Handtasche, die er trug, auf den nächsten Stuhl und warf seinen Überzieher vom Arm weg dazu. „Wo ich herkomme?" erwiderte er. „Von Stralsund komm ich her. Ein Zimmer für die Nacht, Herr Sommer; gegessen hab ich, 'ne halbe Flasche Wein schicken Sie mir noch gefälligst heraus. Guten Abend, Roßberg. Freu mich, Sie zu sehen. Wenn's Ihnen recht ist, hier sitzt sich's gut!"

Er saß auch schon, Leopold gegenüber. Der Wirt ging ins Haus. Leopold sank mit freundlich bewillkommendem Lächeln auf seinen Stuhl zurück. So hatten die beiden schon an mancher Wirtstafel Aug in Aug gesessen, geschwatzt, gestritten und getrunken.

Der Staatsanwalt fuhr sich mit dem Taschentuch über das erhitzte Gesicht. „Ja, wissen Sie denn schon," fragte er dann, „oder wissen sie noch nicht? Sie haben's vielleicht schon in Garz gehört; da waren Sie ja heute nacht, wie man mir erzählt hat."

„Ja, da war ich heut nacht! Ging gestern nachmittag hin, es war aber ein gut Stück weiter, als ich dachte; wollte dann auf der Klingelbahn mit dem letzten Zug zurück, der war aber schon fort. Da blieb ich denn im Gasthof

und pendelte heut morgen per pedes apostolorum zurück. Wissen tu ich nichts; was denn?"

„Lieber Roßberg — was denn? — Sie haben ihn ja auch gekannt, und recht gut. Der Greifswalder, der Doktor Trautmann —"

„Na, was ist mit dem?"

„Aus ist's mit dem. Ja, denken Sie! — Ich bin heut in Stralsund, in Amtsgeschäften, da krieg ich ein Telegramm aus Garz: Trautmann tot gefunden, offenbar erschossen! Ich mit dem nächsten Zug hin. Sie hatten ihn liegen lassen — zur Feststellung des Tatbestands, verstehen Sie — am Saum eines Waldes, auf seinem Gut. Früh am Morgen, sagt man mir, ist er fortgegangen, mit dem Jagdgewehr; was er jetzt hat schießen wollen, Gott weiß! Ein vorübergehendes altes Weib hat ihn da gefunden. Selbstmord ausgeschlossen — na, wie käm auch unser Kraftgenußmensch, unser Lebenskünstler zu solchem Unsinn! — aber einfach ausgeschlossen. Zwei Schüsse vom Rücken ins Herz!"

Leopold war aufgestanden; er hielt mit einer Hand die Stuhllehne fest und starrte in die Nacht hinein. „Wie ist Ihnen?" fragte der Staatsanwalt. „Es gewittert so auf Ihrem Gesicht. Haben Sie ihn so lieb gehabt?"

„Ich ihn lieb gehabt?"

„Weil Sie so sonderbar — — Oder was denn sonst?"

„Nein, ich hab ihn nicht lieb gehabt. — Erschossen? Von wem?" — Ein Zittern lief durch Leopold hin. Kein Eugen Trautmann mehr auf der Welt! Keine Sorge mehr um Anneli! Sie befreit! Er auch!

Ich auch! dachte er fort und fort und schüttelte die Lehne.

„Erlauben Sie," murmelte Urban endlich. „Sie kommen mir so merkwürdig vor. Eben lächelten Sie. Und dieses Atemholen — wie wenn's Ihnen gut täte, daß — — Sie waren ja doch auch gut Freund mit ihm?"

„Ich gut Freund mit ihm?"

„Nu, was man so sagt. Bei Bier und Zigarren gute Kameraden. Oder — oder waren Sie das nicht mehr? Man erzählte ja allerdings —"

Urban betrachtete den andern, der noch immer stand, mit einem langen, verstohlen fragenden Blick, sagte aber weiter nichts. „Wer hat ihn erschossen?" fragte Leopold.

„Ja, wenn ich das wüßte! Den such ich ja. Als Staatsanwalt beim Greifswalder Landgericht bin ich dazu — — Bis jetzt keine Spur! Der Mann hat offenbar aus der Nähe — wahrscheinlich hinter einem Baum — — Trautmanns Gewehr hing über seiner Schulter, so lag er da. Ein heimtückischer Mord!"

Leopold setzte sich. Seine Gefühle wollten heraus, sie erdrückten ihn. „Ein heimtückischer Mord," sprach er nach. „Ja, ja. Aber der Mann hat was Gutes getan; so wie sie in Indien die Giftschlangen und die Tiger töten. Ein gefährliches Raubtier weniger auf der Welt!"

„Sprechen Sie von Trautmann?"

„Ja; von wem denn sonst? Er hat auch vergiftet, geraubt, gemordet; wissen Sie das nicht so gut wie ich? Und so lang man ihn am Leben gelassen

hätte, hätt er's fortgetrieben; wie die gefleckten in Indien. Darum müßt ich heucheln, wenn ich das beseufzen wollt: er ist aus der Welt!"

Ein junger Kellner hatte den Wein gebracht und dem Staatsanwalt sein Zimmer genannt; Urban hatte sich eingeschenkt und ein Glas getrunken. Er sah sein Gegenüber mit tiefverwunderten Augen an. „Erlauben Sie, das klingt ja beinahe, als hätten Sie ein Interesse daran, daß er aus der Welt ist. Ein persönliches, mein ich. Als hätte er Ihnen was —"

„Was denn?" fragte Leopold, da Urban stockte.

„Als hätte er Ihnen was zuleide getan; in seiner Eigenschaft als — nun, wie Sie ihn nennen. Oder als hätten Sie gefürchtet, daß er —"

Leopold richtete sich auf. „Wovon sprechen Sie?"

„Nun ja, Sie entschuldigen. Da Sie schon selber von diesem — toten Mann so übel sprechen. Man erzählt sich ja, daß Sie auf ihn eifersüchtig waren —"

Leopold fuhr in die Höhe, daß der Tisch erzitterte. „Herr Staatsanwalt Urban, ich ersuche Sie, von meinen persönlichsten Angelegenheiten nicht zu sprechen!"

Urbans lange Gestalt verneigte sich. „Herr Leopold von Roßberg, Sie entschuldigen; wollte nicht verletzen. Wenn Sie nur freundlichst bedenken, daß Sie sozusagen angefangen haben —"

„Vom Persönlichen nicht! — Auch machten Sie eben so ein — Staatsanwaltsgesicht; das mögen Sie bei andern tun, aber nicht bei mir. Ganz Rügen steht Ihnen ja offen; suchen Sie, suchen Sie! — Natürlich hoffen Sie den Mörder zu finden; und ich hoffe, daß Sie ihn nicht finden; denn, das wiederhol ich Ihnen und tu es vor jedermann, er hat was Gutes getan!"

„Das soll mich aber nicht hindern, nicht wahr, meine Pflicht zu tun und ihn mit allen meinen Kräften zu suchen —"

„Nein, suchen Sie, suchen Sie!" Der gereizte, verwundete Leopold lächelte ingrimmig: „Ihr Talent im Mördersuchen haben Sie uns ja schon öfter gezeigt! Jeden Müllhaufen durchschnüffelt, jedes Blatt Papier dreimal umgedreht, jedes Spinnengewebe durchgesiebt —"

„O, Sie werden witzig —"

„Jedes Privatgeheimnis ans Licht gezogen, jedes Schubfach erbrochen —"

„Das war meine Pflicht!"

„Das war Ihre Pflicht? — Wie die Ihres Kollegen, nicht wahr, im Graefeschen Prozeß, der diesem unglücklichen Maler in die letzten Seelenwinkel hineinfuhr, jeden Vers, jedes Tagebuchblättchen, jedes verschwiegenste und verschämteste Gefühl aus dem Schubfach holte und vor die horchende und gaffende und grinsende Welt —"

„Das war sein Recht und war seine Pflicht!"

„Ja, so sagt ihr Herren. Und ich, nur ein Mensch, ich sag euch: das ist Gewalt, weiter nichts! Mißbrauch der Gewalt! Die allerpersönlichsten Geheimnisse des Menschen sollten auch Staatsanwälten heilig sein; denn wer seid ihr? Götter? Ach Gott! — Und den Mörder, den Sie damals suchten, den fanden Sie ja doch nicht!"

In den grauen Augen des Staatsanwalts loderte eine heftige Antwort auf; er gab sie aber nicht, er erzwang ein Lächeln. „Ich kann Ihnen nur sagen, Herr von Roßberg: das sind offenbar Sachen, die Sie nicht verstehen. Übrigens begreif ich nicht, warum Sie sich so aufregen; Ihre Schubfächer sind ja durchaus nicht in Gefahr; Sie sind ja nicht verdächtig. Wenn Sie auch heute früh in Garz waren. Ich werde aber morgen mit Ihrer gütigen Erlaubnis meinen Mörder suchen; und darum geh ich nun zu Bett." Er trank seinen Rest. „Schlafen Sie wohl. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" erwiderte Leopold.

Urban nahm seinen Überzieher, seine Reisetasche und ging in den Fürstenhof.

Am nächsten Mittag wandelte Genesius in umflortem Zylinder und in Schwarz gekleidet bei der kleinen Kirche des Putbuser Parks langsam auf und ab. Er trat an das aufgemauerte Gitter, das den vom Park umschlossenen Tiergarten einhegt, ergötzte sich an den Damhirschen und Edelhirschen, die auf der gewellten Weide spielten oder ruhten oder ästen, und suchte sie an seinen Platz heranzulocken; sie kamen aber nicht. Dann seufzte er wieder einmal und nahm eine ernste Haltung an. Dann schaute er mit Wohlgefallen zum Schloß hinüber, das so weiß und schön zwischen den edlen Baumriesen lag, und von dessen linkem Flügel die neapolitanische Venus so reizend unschüchtern heruntergrüßte. Die Sonne beschien sie, und wie wenn sie's recht mit Vergnügen täte. Es war keine Mittagsglut, ein Gewitter hatte die Luft gekühlt; in einer weichen, durch Trauer verklärten Stimmung genoß Genesius sein Leben.

Jetzt sah er aber vom unsichtbaren Fürstenhof her Leopold von Roßberg kommen und blieb in tief ernster, traurig sinnender Stellung stehen. Die hohe, schlanke, aristokratische Gestalt kam langsam heran, grüßte dann verbindlich. Genesius erwiderte es würdevoll. „Ich wußte, daß Sie hier sind," sagte Leopold nach den ersten Worten. „Ich sah Sie und Fräulein Anneli beim Fürstenhof aus dem Wagen steigen und dann in den Park gehen. Sie kommen offenbar von Garz — von Trautmanns Gut."

„Ja, sehen Sie, so kann man sich wiedersehen!" versetzte Genesius seufzend; „so ist nun das Leben! Natürlich kommen wir von dort. Gestern nach Tisch ein ganz verzweifeltes Telegramm von der jungen Witwe; ich ließ sogleich anspannen und fuhr hin. Meine arme Schwester, die immer an irgendwas leidet, konnte nicht mit; da nahm ich Anneli mit — obwohl sie sich sträubte. Ihr graue so vor Toten; und was sie sonst sagte. Ich hab sie aber mit sanfter Gewalt nach meiner Art gezwungen; hatte ich recht oder nicht? Ich habe selber eine ästhetische Abneigung gegen alles Tote; aber das geht doch nicht, daß man seinen Freunden die letzte Ehre nicht gibt. Was sein muß, muß sein. Eugen Trautmann war unser Freund. Wir verlieren viel an ihm! Wir verlieren viel an ihm!"

Er seufzte wieder. Er sah, wie die Sonne auf der Venus spielte.

„Die Frau leidet natürlich sehr," murmelte Leopold.

„Sie ist wie wahnsinnig, sag ich Ihnen. Es geht auf die Nerven! Dazu der verrückte Kontrast, wie furchtbar still der andre daliegt. Prächtig sieht er aus, als wär ihm gar nichts geschehen; aber — na ja, wenn man sich nicht mehr rühren kann. Ich hab's ihm einmal im Scherz gesagt, nun ist's Ernst geworden. Eugen, hab ich ihm gesagt, als wir beide noch gegen Morgen beim Becher saßen und er mir sein neuestes Abenteuer mit einem reizenden Forstwartsmädel erzählte: du wirst noch einmal im Wald wie ein Hirsch erschossen. Wer so viel auf die Waldmädel pirscht, den pirscht einmal so ein Jägersmann!"

„Sie glauben —?"

„Na natürlich. Wenn man sich so viel Feinde mit Schießwaffen macht! Wie leicht gehen die los. Und wenn's bei Trautmann auch Revolverkugeln waren, wie der Arzt behauptet: so was haben die Jägersleut auch, warum nicht. Aber die Revolverkugeln —" Genesius lächelte — „die haben Freund Urban, unsern Staatsanwalt, nun gleich wieder auf tiefe Gedanken gebracht. Na, Sie kennen ihn ja. Der spintisiert und phantasiert sich durch alle Möglichkeiten hindurch — und vermutlich an der Wahrheit vorbei!"

„Sahen Sie den schon?" fragte Leopold.

„Nein, er war nicht mehr dort, und ist von hier wieder fort. Ja, ja, meine Prophezeiung; da liegt er nun! Wie allerliebst diese kleinen Hirsche da sind. Die weißen — entzückend. Und die Grazie! — Ja, da liegt er nun. Es ist unausdenkbar. Wie sagt unser Schiller? ‚Rasch tritt der Tod den Menschen an' . . . Wollen Sie auch Anneli sehen? Wir sahen uns ja so lange nicht."

So schlicht wie er konnte erwiderte Leopold: „Ja, ich möchte wohl."

„Die finden Sie da unten am Schwanenteich; da hat sie so 'nen Lieblingsplatz. Der Abend gestern, mit dem — mit dem Toten, hat sie angegriffen; hat die Nacht nicht geschlafen, sagt sie; kurz, der Kopf ist nun schlecht. Das blasse Ding! Sie will mir schon lange nicht gefallen, kann ich Ihnen sagen; sie quient so hin; warum, weiß ich nicht. Die einen sterben, die andern quienen." Genesius lächelte erheitert: „Ich, der Mann mit den weißen Löckchen, halte mich noch am besten! — Also da hat sie gebeten: laß mich da allein sitzen, Onkel, das tut mir am besten. Und da sitzt sie nun. Aber Sie wird sie gerne wiedersehen; Sie sind ihr so sympathisch. Auf der ersten Bank!"

Leopold lüftete den Hut und ging. Plötzlich ward ihm schlecht, er ging langsamer; wie wird er sie finden? Wenn sie nun ganz in dem Toten lebt? Was soll da der Lebendige? Muß der nicht in seinem Elend vergehen? — Und doch zog's ihn hin; zog ihn wie mit Zaubermacht. Er verstand sich nicht; er verstand das Leben nicht . . . Der Schwanenteich, eher ein See zu nennen, grünte ihm entgegen; das Schloß stieg aus dem Wasser auf, mit seinen schön umwucherten, farbenreich blumigen Terrassen eine Uhlandsche Ballade, ein Eichendorffisches Märchen; eine Schar schneeweißer Schwäne zog unter den Terrassen hin. Leopold stand still; es ergriff ihn so. Wie oft hatte er hier gestanden, geträumt, an seinem Leben gedichtet, an Anneli gedacht, an dem harten Rätsel des Daseins genagt. „Himmelhoch jauchzend, zu Tode be-

trübt . . ." Urban, der Staatsanwalt, fiel ihm unversehens ein, wie eine schwarze Dohle am blauen Himmel vorüberfliegt. „Der spintisiert und phantasiert sich durch alle Möglichkeiten hindurch" . . . Was denkt der sich jetzt? ging ihm durch den Kopf. Wie wunderlich zog er gestern abend ab. Wie sonderbar klang das, als er sagte: „Sie sind ja nicht verdächtig. Wenn Sie auch heute früh in Garz waren." Was sollte das? Wozu denn das?

Er ging schon wieder weiter. Mit einem Ruck blieb er stehen: da saß sie, auf der ersten Bank. Der Weg führte hier am See dahin; Schwäne ruderten langsam am flachen Ufer, zwei standen im Gras und putzten sich; Züge von Enten aller Art durchschnitten die grünliche Flut. Es war aber kein Mensch zu sehen. An einem starken, hohen Baum stand die Bank, wie in Schatten eingehüllt; ach, es war die Bank, wo es damals schien, als sei sie ihm von Herzen gut. Wo sie über ihre Seeleneinsamkeit so süß lieblich klagte; und seine Liebe schon auf die Lippe trat — und der andre kam. Aus war's. Aber der andre kommt nicht mehr! Nie, nie kommt er mehr! „Ein Raubtier ist aus der Welt!"

Anneli, auch in Schwarz gekleidet — dazu ein Marmorgesicht; aber lieb und rührend wie je — saß zurückgelehnt, starrte aus ihrem Schatten in die sonnige Luft. Eine gedämpfte Stimme begrüßte sie, und sie fuhr zusammen. Leopold stand neben ihr, den Hut in der Hand. Seine himmelblauen, weichen Augen — das schönste an ihm — waren nichts als eine Frage; als sagten sie: Willst du mit deinem Kummer allein sein? Soll ich wieder gehen?

„Ach, bleiben Sie nur hier," sagte sie leise, als hätte sie's verstanden. „Der Onkel hat Ihnen wohl gesagt — — aber Sie mag ich sehen. — Nach so langer Zeit . . . Ich bin —"

Sie sagte nicht, was sie war. Sie ward rot; dann wieder marmorblaß. Das Herz stand ihm still.

Er setzte sich, aber ans andre Ende der Bank. Er fand endlich das Wort, das er suchte: „Sie trauern wohl sehr, gutes Anneli?"

Sie rührte sich eine Weile nicht. „Trauern?" sagte sie dann. — Sie schüttelte den Kopf.

Ihm ward schaurig wohl. Nach einer Stille fand er wieder ein Wort: „Anneli. Sie leiden nicht so sehr um ihn?"

Sie drückte die großen Augen zu. „O nein," sagte sie. Leiser, aber noch bestimmter wiederholte sie: „O nein." Sie schüttelte wieder den Kopf.

Es wollte um ihn dunkel werden, dieses „O nein" übermannte ihn. Er hielt aber stand. „Anneli!" stieß er hervor. „Was ist denn gewesen? Hab ich mich geirrt? — Ich hab immer gedacht —"

Er schwieg.

„Was haben Sie immer gedacht?"

„Der ist mir im Weg! — O Gott. Sagen Sie ein Wort. Darf ich reden, Anneli? Es ist nicht die rechte Stunde, ich weiß — aber ich habe so lange geschwiegen — Jahre, Jahre, dünkt mich. Nun sitzen Sie so schwarz und so blaß wie die lebendige Trauer da . . . Aber Sie sagen, Sie trauern nicht so sehr —"

Sie schüttelte nochmals den Kopf. Sie wollte aber noch immer nicht sehen, die Augen blieben zu.

„Anneli!“ sagte er leise, aber so innig, wie sie im Leben noch kein Wort gehört. „Ich hab Sie so lieb. Es ist mir auf der Welt wunderlich gegangen: ich hatte keinen rechten Sinn für die jungen Mädchen; hatte mir wohl ein dummes Ideal gemacht — immer wurd es nichts. Dann waren Sie herangewachsen; und mein Ideal waren Sie auch nicht, ganz was andres; aber dieses Ideal verging so — und Sie blieben übrig. Und so hatt ich Sie immer lieber, von Tag zu Tag. Und es schien, daß auch Sie — — O Anneli, das war Seligkeit! — Bis der andre kam; nein, bis er Ihnen immer näher, immer näher kam. Ich bin ja ein unbedeutender Mensch. Ich habe nicht das rechte Leben in mir; bin nicht unterhaltend. Hänge wohl nicht genug am Leben. O, das weiß ich alles. Und Sie so blühend, so glühend, so jung! Da sagt ich mir und verzweifelte: ich seh es ja, ich seh es ja, den hat sie lieber als mich!“

„O hätten Sie sich das nicht gesagt!“ hauchte sie in die Luft.

„Hab ich mich so geirrt? — Ist es wahr, bei Gott?“ — Er griff nach ihrer Hand. „Anneli, Anneli. Dann war ich ein verrückter Mensch. Dann ist nichts verloren! Dann kann alles werden! Hier sitzen wir nun. Wenn Sie mir so gut sind wie — — wenn Sie mit mir leben mögen, süße Anneli — — O sehen Sie mich einmal an! Sagen Sie ein Wort!“

Anneli sprang auf, ihre Hand hatte sie ihm weggerissen; mit ein paar Schritten stand sie am Wasser, hob die Arme so, daß durch sein Hirn der Gedanke schoß: sie springt hinein! — Es war aber wohl nur ein Wahn in seinem Hirn. Ihre Arme sanken wieder. Die schwarze Gestalt rührte sich nicht mehr. Nur die blaßrosigen Lippen bewegten sich, sie sprach lautlos ins Wasser hinunter, als höre dort jemand zu. Endlich lehnten sich ihre Schulter, ihr Kopf gegen den nächsten Baum; so stand sie eine Weile still.

„Sagen Sie mir nichts?“ fragte er nach einem langen Schweigen.

„O wie dank ich Ihnen, wie dank ich Ihnen“, erwiderte sie leise, von ihm abgewandt. „Wie Sie mir eben wohlgetan haben, das ahnen Sie nicht! — Hab mich so oft gesehnt — nach so einem Wort. Hab so oft gedacht: warum spricht er nicht? — Ob ich Ihnen gut bin? O Gott!“

„Warum dann so traurig?“ sagte Leopold, der vor Wonne verging. „Sind wir denn alte Leute geworden? Liebe, herzliebste Anneli! Ich bin auch noch jung. Wenn Sie mit mir leben wollen, dann bin ich auf einmal so jung wie Sie. Dann will ich so am Leben hängen, o Sie glauben es nicht. Sie sind mir das Leben, Anneli; ja, bei Gott, es ist so. Mich nur einmal anschauen, mit den süßen Augen, ohne Traurigkeit!“

Wie mit einem raschen Entschluß wandte sie sich herum und zeigte ihm ihr Gesicht. Die Augen waren feucht, aber es leuchtete viel darin, Wille, Jugend, Liebe. „Nein, ich bin nicht traurig!“ stieß sie hervor. „Ich bin glücklich! selig! Ich will alles tun. O wie sprechen Sie gut zu mir. Ja, mit Ihnen leben; nur mit Ihnen, mit Ihnen.“ Sie hob und faltete auf einmal die Hände: „Wenn Sie mir nur eine Liebe tun!“

„Anneli. Ja, was denn nicht? Alles was Sie wollen!"

„Jetzt gehen. Bitte, bitte! Nichts mehr zu mir sagen; und nichts mehr verlangen. Ich bin wie im Traum. Ich bin verrückt. Es ist nicht die rechte Stunde — das sagten Sie selbst. Gehen Sie, gehen Sie, bitte. Und auf Wiedersehen!"

„Warum soll ich gehen? Anneli — in diesem Augenblick?"

„Weil dort Leute kommen," sagte sie und lehnte sich an den Baum zurück. „Und der Onkel auch!" — Sie fuhr sich mit der Hand über die feuchten Augen. „Wenn Sie mich lieb haben, so gehen Sie!"

„Haben Sie mich lieb?"

„Wissen Sie's noch nicht? — Leopold! Leopold!"

Zum erstenmal sprach sie seinen Namen; das war wie Avemaria für ihn. Er lächelte sie dankbar an. Glückselig und in das Scheiden ergeben, lüftete er den Hut. „Und wann seh ich Sie wieder?" sagte er leiser, da die Leute sich näherten.

„Kommen Sie übermorgen zu uns!"

Leopold hatte unter den Parklinden gefrühstückt, es war am nächsten Morgen; er ging in den „Fürstenhof" zurück und in sein Zimmer hinauf. Zukunfts- und Glücksphantasien begleiteten ihn, wohin er auch ging. Sein Leben war ihm wie ein See, der unter einer Decke von schwarzgrauen Wolken gelegen hatte, eintönig, bleifarben, tot; nun war die Sonne hervorgebrochen wie ein Wunder und legte eine goldene Straße über den erschauernden See. Zwanzig Jahre jünger! Wieder wie ein Knabe, der sich die Erde zum Himmel träumt! — Er warf sich in einen Lehnstuhl, sank so recht tief hinein, als sänk er in das leibhaftige Glück. „Anneli!" und immer wieder „Anneli!" flüsterte, raunte, sprach er vor sich hin.

Es ward an seine Tür geklopft, er zog die mißvergnügten Brauen nieder; erst nach einem zweiten Klopfen sagte er: „Herein!" Eine lange, hagere, unerwünschte Gestalt erschien: der Staatsanwalt Urban. Er verneigte sich tief, sagte Guten Morgen, zuckte dann die Achseln. „Bedaure herzlich, wenn ich störe; Sie saßen da so behaglich, ein so erwecklicher Anblick. Aber unsereiner — Sie wissen ja, Amt und Pflicht vor allem! — Der Arzt ist wenigstens angenehm, man hofft, er wird helfen. Der Staatsanwalt ist nie angenehm; im allerbesten Fall nimmt er doch die Ruhe!

Leopold lud ihn zum Niedersitzen ein und sah ihn verwundert, befremdet an. „Kommen Sie denn als *Staatsanwalt* zu mir? Eine ganz unerwartete Ehre —"

„Ja, denken Sie!" fiel ihm Urban ins Wort. „So kann's gehen. So kann's *jedem* gehen. Plötzlich soll man Zeuge sein, nicht wahr, oder irgendeinen Aufschluß geben, oder auf irgendeine Frage Red und Antwort stehen. Also mit einer *Frage* komm ich. Haben Sie die Güte!"

Leopold verzog den Mund ein wenig; diese Rederei, das sonderbare Äugeln, das scharfe, rasierte Gesicht, das alles gefiel ihm nicht. „Haben Sie die Ge-

wogenheit", entgegnete er fast ungeduldig, „mir zu sagen, womit ich Ihnen dienen kann!"

„Natürlich; ist ja meine Pflicht. Wir kamen vorgestern nicht so gemütlich auseinander wie sonst; verschiedener Meinung waren wir ja schon öfter — manchmal Antipoden — aber wir stritten uns immer wieder zusammen, wenn man so sagen kann. Vorgestern nicht. Na, das tut ja nichts. Ich bin dann gestern nach Greifswald gefahren, wo ja der arme Doktor Trautmann seinen Wohnsitz hatte, hundert Schritte von mir. Habe mir erlaubt, ungeachtet Ihrer abweichenden Meinung private Schubfächer zu befragen; denn wenn man keine Spur von dem Übeltäter, dem Mörder hat, sucht man, wo man kann! Doktor Trautmann hatte Feinde, nicht wahr; ein Don Juan hat Feinde; er war ja so eine Art von Don Juan. Vielleicht findet sich was Schriftliches, dacht ich: anonyme Drohbriefe — eine häufige Sache — Verwünschungen, Anklagen und so weiter. Da verrät sich leicht etwas! Handschriften kann man nachspüren. Drohungen können Aufschluß geben. Das leuchtet auch Ihnen ein; oder nicht?"

„Bitte, wenn es Ihnen recht ist, lassen Sie uns zur Sache kommen."

„Ich bin ja schon mitten drin! — Ich ließ mir also von der armen jungen Witwe, die zu mir das vollste Vertrauen hat, den Schlüssel schicken, gestern abend kam er. Gar kein Aufbrechen, sehen Sie; die Schubladen in zwei Minuten gefunden; drinnen allerdings eine greuliche Wirtschaft; der Mann war nicht ordentlich. Aber auch kein Freund vom Verbrennen, scheint mir; was da alles durcheinander lag! Was der Mann erlebt hat! — Bis tief in die Nacht hinein saß ich da. Dachte schon: ich finde nichts; was ich suchte, mein ich: Drohbriefe und so was. Aber endlich — was glauben Sie? — Mir hatte etwas vorgeschwebt; eine blasse Ahnung. Sehen Sie, diesmal täuschte sie nicht, täuschte sie nicht. Endlich fand ich was — hab's hier in der Brusttasche. Und das betrifft Sie!"

Leopold fuhr vom Stuhl empor. „Mich?"

„Aber wozu in die Höhe fahren; das können wir ja alles in Ruhe besprechen. Es ist mir nun doch angenehm, daß ich Ihnen zeigen kann: Schubfächer haben ihren Wert — und ich kann auch finden! — Nun komm ich also zu meiner Frage, werter Herr von Roßberg. Wann haben Sie den Doktor Eugen Trautmann wohl zuletzt gesehen?"

Leopold hatte sich zögernd, langsam wieder gesetzt. „Gesehen?" fragte er zurück. „Von diesem Balkon, vor wenigen Tagen, als er mit Genesius und so weiter auf sein Landgut fuhr."

„Ah! Sieh da! Als er jetzt auf sein Landgut fuhr, wenige Tage vor der Katastrophe, haben Sie ihn gesehen! — Das ist mir neu und unerwartet. Aber, erlauben Sie — und regen Sie sich bitte nicht auf — ich hab ja mein Dokument hier in der Tasche — hätten Sie ihn nicht doch noch später gesehen? Vorgestern früh bei dem Wald? Es ist doch so wunderlich, daß Sie in Garz über Nacht geblieben waren; nicht? Und daß Sie am andern Morgen zu Fuß wieder hergingen. So schön ist ja der Spaziergang nicht —"

„Herr!“ fuhr es jetzt aus Leopold heraus. „Wenn ich nicht zum Staatsanwalt spräche, der hier amtlich wird, so sagt ich: Sie sind verrückt! Sie reden doch von dem ‚heimtückischen Mord‘. Den soll ich begangen haben, Leopold von Roßberg, weil ich die Nacht in Garz war statt hier?“

Urban lächelte, zog die Brauen hoch: „So ganz von Gott verlassen bin ich denn doch nicht. Erstens, erlauben Sie, kann man jemanden zu so was anstiften, statt es selbst zu begehen; und zweitens —“

„Auch zum Anstiften, denk ich, braucht man doch auf dieser Welt irgendeinen Hauch von Grund!“

„Ah! Den hätten Sie nicht? Sie hätten keinen Grund? — Selbst noch abgesehen von dem Dokument hier in meiner Tasche —“ Urban legte sich die Hand auf die Brust — „wie nannten Sie doch den Trautmann vorgestern? Ein gefährliches Raubtier, das aus der Welt muß! Und der ihn getötet hat, der hat was Gutes getan! Werter Herr, wenn man so redet —“

„Dann mordet man auch, oder stiftet an?“ — Leopold drückte sich beide Hände gegen den Kopf: „Das erleb ich ja nicht, das träum ich nur. Ihr Dokument, Ihr Dokument — machen Sie mich nicht wahnsinnig mit Ihrem Dokument. Heraus mit dem Dokument! Es betrifft mich; so sagten Sie ja. Also wenn ich bitten darf, setzen Sie mir's auf die Brust!“

Urban griff in die Tasche, zog einen zusammengelegten Briefbogen hervor und entfaltete ihn. „Da steht's ja geschrieben,“ sagte er mit äußerer Ruhe. „Schwarz auf weiß geschrieben, warum dieses Raubtier nicht mehr leben sollte, warum Sie es aus der Welt geschafft haben; ja, Sie, Sie. Sehen Sie nur hinein in den Brief!“

Er hielt ihm die erste, beschriebene Seite hin. Leopold erkannte die Schrift, es war Annelis Hand; er begann zu zittern. Er zog den Brief mit unsicherer Hand aus Urbans Fingern, er las:

„Ich soll Ihnen schreiben, daß ich Ihnen vergebe, was Sie mir getan haben. Ich habe mit mir gerungen; ich kann es nicht. Wenn ich's mir selber nicht vergeben kann, warum soll ich's Ihnen? — O, wie haben Sie Ihre Macht mißbraucht. Und wie konnt ich so schwach sein; ewiger Gott im Himmel, ich versteh es nicht. Und wenn ich hundert Jahre lebte, könnt ich's nicht verstehen!

„Sie werden mich nie mehr berühren; nie! nie! — O müßt ich Sie auch nicht wiedersehen. O, was muß man alles der Menschen wegen; heucheln, lügen, lächeln; o Gott! — Ich beschwöre Sie, schonen Sie mich, wenn wir uns begegnen.

„Dies ist mein einziger Brief, ich schreibe keinen mehr. Schwören Sie mir, daß Sie ihn verbrennen. Das unglückliche Anneli.“

Leopold hatte ausgelesen, nun irrten die Augen wieder von unten nach oben hinauf; das Blatt ging aber hin und her, die Buchstaben verwirrten sich. Auch verlor sich aus seinen Augen das Blut. „Nicht wahr, Sie kennen die Schrift“, sagte Urban, der seinen Sieg genoß. „Sind Sie nun entlarvt? Um sich an dem Verführer Ihrer geliebten Anneli zu rächen, haben Sie's getan!“

Nur ein langer, dumpfer Ton kam aus Leopolds Brust. Er sah noch einmal in den Brief, er schüttelte den Kopf, als sei's nicht zu fassen. Dann warf er sich in die Ecke seines Lehnstuhls; „Herr mein Gott!" schrie er auf. „Anneli! Es ist geschehen! Alles, alles hin!" Der Atem verging ihm, wie es schien. Er schien zu ersticken. Dann rettete ihn ein neuer Schrei und ein lautes Schluchzen.

Urban war aufgestanden, er starrte mit offenem Munde hin. Der Mann da hätte nichts gewußt? Was der Anneli geschehen war, das erführe er erst durch diesen Brief? — Ein so entsetzliches Schluchzen begann Leopold zu schütteln, daß auf Urbans Kopf die Haare sich zu sträuben anfingen; bis er, noch zur rechten Zeit, die Fassung wiedergewann, die er nicht so leicht verlor. Aus der Brust dieses Menschen kamen aber Töne, die ihm gräßlich waren; Töne ohne Worte, also ohne Sinn. Nicht zu erkennen, ob Fluch, ob Jammer, ob Empörung; nur ein allgemeines, nicht mehr menschliches Verzweifeln der Kreatur. So stöhnt ein gebildeter Mensch doch nicht! — Urban wehrte sich aber vergebens, einmal schüttelte es auch ihn.

Endlich atmete er auf; Gott sei Dank! Der Anfall war vorüber. Leopold erhob sich langsam; er schien sich zu sammeln; seine Brust ward still. Eine Weile irrten seine Augen umher; ein merkwürdiges Himmelblau! dachte Urban, der etwas wie Mitleid verspürte. Auf einmal, eh er weiterdachte, stand die lang aufgerichtete Gestalt Leopolds vor ihm. Aus diesen himmelblauen Sternen fuhr ein wildes Feuer heraus, der Brief in des Unglücklichen Hand zitterte vor Urbans Gesicht umher: „Das verdank ich Ihnen! Das hat Ihr verfluchter Wahnsinn mir angetan! Ja, Ihr Spürhundswahnsinn! Weil Sie an sich glauben wie an einen Gott — weil Sie jedes Wort falsch verstehen — weil Ihre gekränkte Eitelkeit sich rächen wollte — und weil das Einbrechen in Geheimnisse Ihre Wollust ist — ja, ja, ja, Ihre Wollust ist — — da kommen Sie mit diesem Brief! Mich in den tiefsten Abgrund hinunterstoßen! Mir die Augen aufreißen, daß ich daran vergehen muß! Hab ich's wissen wollen? Sind Sie dazu auf die Welt gesetzt, um andre elend zu machen — daß sie an Gott und der Welt verzweifeln?" In der Wut seines Jammers griff er mit beiden Händen nach Urbans Brust, packte und schüttelte ihn. „Und die Schmach so eines unglücklichen Mädchens an das Licht zu zerren — Sie, der Sie doch zehnmal schlechter sind als sie — ja, ja, zehnmal schlechter. Verhaften Sie mich, wenn Sie noch verrückt genug dazu sind. Ich geh mit, hier bin ich. Aber wenn Sie mich nicht verhaften wollen, dann ist dort die Tür!"

Leopold hob die Hand und deutete hin. Dann erfaßte ihn wieder das ganze Gefühl seiner Vernichtung, sein Herz wollte nicht mehr schlagen, er griff danach. Der Brief fiel ihm aus der Hand. Er sank in seinen Armstuhl zurück, das dumpfe Stöhnen kehrte wieder.

Urban bückte sich schweigend, leise, und nahm das „Dokument" vom Boden auf. Mit ein paar geräuschlosen Schritten ging er aus der Tür.

Genesius' Landgut lag östlich von Putbus, eine Wegstunde und darüber entfernt; aus seinen Fenstern sah er im Süden den schönen Buchenwald, der

die Goor genannt wird, und einen blauen oder grünen Streifen vom Meer, das hier der Rügensche Bodden heißt. Genesius, wieder trauerschwarz gekleidet — vor dem Hause stampften die Kutschpferde, die ihn zu Trautmanns Beerdigung fahren sollten — setzte sich den umflorten Hut auf die Silberlocken, seufzte und trat in seinen Salon, wo ihn die Schwester erwartete. Sie war in tiefem Schwarz wie er; diesmal hatte sie nachgeben und „ihren Leiden gebieten" müssen, wie er in seiner gewählten Sprache gefordert hatte; „denn allein fahr ich nicht." Anneli lag auf dem Sofa, ein nasses Tuch über der Stirn, die Augen geschlossen; auf einem Tischchen neben ihr stand eine tiefe Schale mit eiskaltem Wasser. Die Tante saß ihr gegenüber und betrachtete sie mit halb abwesendem Mitgefühl; als sie den Bruder kommen sah, erhob sie sich.

„Müssen wir nun fahren?" seufzte sie.

Genesius nickte: „Es ist angespannt. Es geht los! — Und was macht die Kleine?"

„Ach, es ist ja immer dasselbe, Heinrich. Heißer, heißer Kopf. Und er tut so weh, wie sie sagt."

„Lieber Himmel, das konnte doch auch später kommen — wenn's schon kommen mußte. Nun fehlt sie bei der letzten Ehre, die man so einem guten Freund erweist!" — Genesius trat zum Sofa hin und legte die Hand, die noch nicht im schwarzen Handschuh steckte, auf Annelis dunkelbraunes Haar. „Ja, noch immer so heiß. — Hast du denn Fieber, Kind?"

„Nein, nein, nein," sagte Anneli rasch, wenn auch mit matter, müder Stimme. „Nein, ich brauche keinen Doktor. Wird vorübergehen. Fahrt nur ruhig, ruhig, und macht euch keine Gedanken um mich!"

„Es wird aber morgen mittag werden, eh wir wiederkommen," erwiderte Genesius; „ich kenne ja die Frau. Sie läßt uns nicht fort. ‚O Gott, die erste Nacht, wenn er aus dem Haus ist, laßt mich nicht allein!' Na, und da bleibt man, was will man machen. Die Freundschaft hat ihre Rechte, Kind."

„Ja, ja, bleibt nur, bleibt nur. Ich bin bald wieder gesund!"

Genesius winkte der Schwester: „Na, so komm denn, Alte. Gott sei Dank, du wenigstens hast dich überwunden und tust deine Pflicht!"

„Ach ja," seufzte sie. „Aber es ist doch hart, daß ich an dem ersten etwas bessern Tag zum Begräbnis muß!"

Genesius lächelte bitter, aber resigniert: „Denkst du, ich fahre gerne hin? Ich mit meiner tiefen Antipathie gegen Todesfälle und Beerdigungen? — Man muß aber alles Gute genießen; so ist hier das Gute, daß wir nicht nach Greifswald fahren müssen, daß er in ihrem ländlichen ‚Mausoleum' bestattet wird. Erst am vierten Tag! Das ist auch ein eigener Geschmack, muß ich sagen, jemanden so lange im Haus zu behalten, eh man ihn begräbt. Aber so 'ne junge, verliebte Wittib, na, die ist schon so. Sie wollte ihn ja gar nicht hergeben, um keinen Preis; aber nun ging's nicht mehr!"

Die beiden Leidtragenden waren fort, Anneli war endlich allein. Sie tat einen tiefen Atemzug; ihr schien schon wohler zu werden, da sie nur keine Stimme mehr hörte. Allein mit ihrem Gram! Ach, das war schon

gut. Nur daß nun das Horchen begann, das ihr armes Herz zu schnellerem Schlagen trieb: ob der andre kommt? ob er dort bald vor ihr stehen wird? „Kommen Sie übermorgen zu uns!" Jetzt war übermorgen. „O Leopold! Leopold!" hauchte sie in heißer Liebe und heißer Qual vor sich hin. Ach, phantasierte sie in ihrer Not, wenn ein Bote käme und brächte einen Brief von ihm: das und das ist geschehen — unüberwindliche Hindernisse — ich kann heut nicht kommen! — So gewönne sie doch einen Tag, so bliebe sie doch heut allein.

Ach, dann käm er morgen. Oder übermorgen. Ihr war nicht zu helfen!

Sie legte sich einen neuen kühlenden Umschlag auf die Stirn; dann fuhr sie zusammen: Anna, das Stubenmädchen, trat in die Tür. Herr von Roßberg sei draußen. Das Fräulein erwarte ihn, habe er gesagt. Die alten Herrschaften seien fort, habe sie gesagt. Was sie nun tun solle? Ihn hereinlassen oder nicht?

Ihn fortschicken! dachte Anneli. Sie schüttelte aber schon den Kopf. So feig? Nein, nein, nein! Einmal schwach, nie wieder. Ich muß durch, ich muß durch!

„Er soll nur eintreten", antwortete sie. „Ich lasse bitten." Das Mädchen ging, Anneli stand auf. Sie wollte ihm und ihrem Schicksal aufrecht gegenüberstehen. Eine neue, junge Kraft fuhr ihr in die Knie. Sie nahm das nasse Tuch vom Kopf und warf es in die Schale zurück.

Leopold trat ein. Was ist das? dachte sie und sah ihn plötzlich erschüttert an. Sie hatte davor gebebt: strahlend wird er kommen, tausend Hoffnungen im Gesicht, die Augen voll Glück. Ja, wer stand denn da? Ein todblasser Mann. Ein abgemagertes Gesicht, eingesunkene Augen, als steh er von einer Krankheit auf. Oder fiel so ein sonderbares Licht durch die Fenster, das ihn so entstellte?

„Sie entschuldigen wohl", war sein erstes Wort; es kam etwas dumpf und heiser aus der Kehle, sie erschrak noch einmal. Er lächelte nun aber: „So ein dummes — — Ich bin nämlich nicht ganz wohl heut; und bin in der Schwüle hastig hergegangen; nun steh ich so lächerlich da. Wenn Sie ein Glas Wasser hätten —"

„Ach, was ist Ihnen, was ist Ihnen?" sagte Anneli, nur noch Mitgefühl. Sie war vor einer Stunde sterbensmatt gewesen, sie lief jetzt hinaus und kam mit frischem Wasser zurück. „Ist Ihr Kopf nicht gut? Wollen Sie ihn kühlen? Soll ich Ihnen den nassen Umschlag da —?" Sie brachte die Schale schon, sie stand wie ein fragendes Kind vor ihm.

Er schüttelte den Kopf. Nachdem er das Wasser halb getrunken, schüttelte er ihn wieder, füllte seine Brust mit Luft. „Eine Schwäche," murmelte er; „eine kleine Schwäche. Wenn Sie lieber ein Glas Wein für mich hätten . . ." Er setzte sich auf den nächsten Stuhl. Sie lief wieder hinaus, ins Eßzimmer; mit einer angeschenkten Flasche Rotwein und einem Glas war sie sogleich wieder da. Sie füllte das Glas und gab es ihm in die Hand.

„Wie ist das gekommen?" fragte sie. „Wie ist das gekommen?"

Die Brauen gingen ihm hinunter. Er trank. Er stellte das leere Glas neben sich auf den Tisch. Dann stand er auf und heftete die tiefliegenden Augen auf die kleine, holde Gestalt, die noch vor ihm stand. Er betrachtete sie lange, von oben bis unten, konnte nicht reden. Sie wartete stumm, mit bangem Blick. Endlich brachte er doch heraus, ein tiefer Atemzug hatte ihm geholfen: „Ja, also da bin ich nun. — Heute sollt ich kommen. Mein — Glückstag ist da!"

Anneli sah ihn schrecklich traurig an; „nein, nein," sagte sie.

„Was nein, nein? Sie versprachen mir ja. ‚Ich will alles tun.' ‚Will mit Ihnen leben.' Und ich komme nun — ich komme nun —"

„Verzeihen Sie mir, ich bitte Sie! Ich bitte Sie von Herzen. Da war ich von Sinnen! Da hielt ich's für möglich — weil ich mich so sehnte, es möchte möglich sein. Sie sprachen so lieb, so gut, so himmlisch zu mir. Ich bat Gott: verzeih mir! — Nun bin ich nicht mehr von Sinnen. Wenn Sie wollen, so will ich vor Ihnen auf die Knie sinken und bitten: geben Sie mir mein Wort zurück!"

Leopold mußte sich aufrecht halten, am Tisch. „Anneli," sagte er, bis ins Herz erbebend. „Warum verlangen Sie Ihr Wort zurück?"

Sie faltete die Hände. „Fragen Sie mich nicht. Ich kann's nicht sagen. O denken Sie, ich hätte geträumt, als ich sagte, ich will es tun, will mit Ihnen leben. Es kann ja nicht sein. Es ist unmöglich! Sehen Sie mich nicht so an. Gehen Sie fort. Denken Sie, das ist ein Kind, die weiß nicht, was sie spricht, was sie tut — verachten Sie mich — aber gehen Sie fort, kommen Sie nicht wieder!"

Was ist ihm nur? dachte Anneli. Sie sah ihn an und begriff ihn nicht. Ihr hatte vor seiner Enttäuschung, seinem Schmerz gegraut und vor seinen Fragen: Warum kann's nicht sein? Ich will die Wahrheit wissen! Heraus mit der Wahrheit! — Er fragte nicht. Sie sah ihn aufatmen, wie einer, der sich erleichtert fühlt. Er nickte, mit einem Blick zu ihr hin, als sei was Gutes geschehen. Er sprach vor sich hin; ihr war, als verstände sie: „Gott, ich danke dir!" — War das möglich? War sie nicht wirr im heißen Kopf?

Was haben Sie gesagt? wollte sie fragen; sie wagte es nur nicht. Da nun aber die fürchterliche Anspannung aller Kräfte nachließ, ward ihr das Stehen so schwer. Sie wich zum Sofa zurück und setzte sich.

Leopold kam zu ihr. Auf sie niederschauend sagte er mit gramvoller Stimme: „Kind, ich weiß ja alles. Urban, der Staatsanwalt — der Eugen Trautmanns Mörder sucht — war ja gestern bei mir. Er hat unter seinen Papieren einen Brief gefunden, mit dem kam er an; der sollte mich überführen, dacht er: ich, ich hätt's getan. Ein Brief, den Eugen Trautmann nicht verbrannt hat, obgleich Sie ihn beschworen hatten. Anneli — Ihr Brief!"

Annelis Lippen hatten sich geöffnet und blieben so; sie sagte kein Wort. Sie blickte zum Himmel auf, bewegte nur wieder die Lippen, als spräche sie zu jemandem; dann stürzte sie hinaus. Leopold ihr nach. Im Eßzimmer zur Kredenz gekommen, riß sie aus einer Schublade ein langes, spitzes Messer

hervor und setzte es sich auf die Brust. Doch ehe sie es hineinstoßen konnte, griff Leopold schon in ihren Arm, zog ihn weg, zog ihr das Messer mit Gewalt aus der Hand

„Lassen Sie mich sterben!" rief sie. Er drückte ihr seine Hand auf den Mund. Unter seinen Fingern wimmerte sie noch einmal: „Lassen Sie mich sterben!"

„Nein!" sagte er. „So stirbt man nicht!"

„Wie soll man denn sterben? wenn einem noch das letzte geschieht? — Nicht verbrannt! Beim Staatsanwalt! Vor Gericht! Alle Welt —! O mein Gott. Soll ich denn noch wahnsinnig werden, eh ich sterbe?"

„Nein, nein, Anneli. Rollen Sie nicht die Augen so, hören Sie mich an! Eh ich vom Fürstenhof wegging, kam der Wirt zu mir: der Mörder ist gefunden; — verstehen Sie, Anneli. Der Mörder ist gefunden; ein Jäger, nicht weit von Trautmanns Gut. Der hat dem Jäger seine Braut — — nun, nach Trautmanns Art. Sie hat's ihm gestanden. Da hat er ihn erschossen. Das Mädel aber, in einem Anfall von geistiger Verwirrung — oder in richtigem Wahnsinn; wer weiß das schon — ist durchs Dorf gegangen, hat jedem erzählt, der ihr in den Weg gekommen ist: mein Paul hat über ihn Gericht gehalten, mein Paul hat ihn umgebracht! — Da haben sie den Paul genommen, und er hat gestanden."

Ein dumpfer Ton der Erschütterung kam aus Annelis Brust.

„Also nun verstehen Sie, Anneli: Ihr Brief ist wie tot! Der kommt nicht vor Gericht und nicht in die Welt. Und als der Wirt gegangen war, hab ich mich noch hingesetzt, an Uban geschrieben: Sie begreifen, es ist nun Ihre heilige Pflicht, den Brief zu verbrennen; was Eugen Trautmann in seinem ruchlosen Leichtsinn versäumt hat, das werden Sie statt seiner tun! — Er ist nicht ruchlos, er wird es tun. Dann wissen es nur zwei auf der Welt: der Uban und ich!"

Anneli legte sich die Hände vors Gesicht. „O Gott, warum sprechen Sie so zu mir? Warum sind Sie so gut? — So sprachen Sie auch vorgestern am See, und das war mein Unglück: da wurd ich so feig, so schwach — ich lieb ihn so, dacht ich, ich will ihn nicht verlieren, ich will's ihm verschweigen — will ihn glücklich machen. O, wie war ich schlecht! Wie ist mir nun recht geschehen. Nun kennen Sie den Brief. Nun kann ich nicht wieder schwach werden, und wenn auch alles in mir es wollte; nun wissen Sie, wie es ist. Ich muß Gott noch danken! Schwach und schlecht werden, das gibt's nicht mehr!"

Auf einmal warf sie dann ihr Elend hin. Sie lag auf dem Sofa ausgestreckt, das Gesicht nach unten, und verging in Tränen.

Als ihr lautes Weinen nach einer Weile stiller ward, war ihr, als hörte sie es wieder, aber anderswo; und in anderm Ton. Sie hob den träumenden Kopf; nun sah sie, daß Leopold am Boden, auf dem Teppich lag. Dort weinte er vor sich hin. Sein Gesicht war abgewandt. Sie horchte nun, ohne Laut. So hatte sie im Leben erst einmal gefühlt: als bald nach dem Vater auch die heißgeliebte Mutter gestorben war und sie beim Begräbnis draußen

die Trauermusik aus der „Eroica" spielten, und ihr war, als weine die Welt mit ihr. Nun weinte dieser Mann mit ihr. Der beste Mann auf der Welt; der, an dem ihre Seele hing; den sie so unglücklich gemacht wie keinen auf der Welt. Der lag da am Boden und weinte um sie . . .

„O Leopold! Leopold!" stöhnte sie. Ach, sie wollte nicht, wie durfte sie seinen Namen noch sprechen; es brach ihr aber aus der Brust hervor.

Er hatte es gehört. Er erhob sich langsam. Nachdem er sich Augen und Wangen getrocknet und seine zitternde Kehle stumm gemacht, kam er mit tief ernstem, fast feierlichem Gesicht zu ihr, schob das Tischchen beiseite, das neben dem Sofa stand, und rückte sich einen Stuhl dorthin. „Anneli," sagte er, gefaßt wie ein Mann; „da wir nun so allein sind, so sag mir alles; willst du mir das zuliebe tun? Als du noch ein Kind warst, hab ich dich du genannt; nun bist du mir wieder wie ein Kind; — so muß ich dich denken, sonst bringt's mich um. Sag mir, wie das möglich war, wie's gekommen ist!"

Sie sah ihn mit bangen Augen an, aber fügsam wie ein Kind. „Wollen Sie das alles wissen? O Gott!"

„Ja, ich will es wissen. Du hast mir dort am See gesagt: ich trauere nicht um ihn; ich leide nicht so sehr. Einen Tag nach seinem Tod. Hast du ihn geliebt oder nicht?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Hast ihn nie geliebt? — Und doch ist's geschehen?"

„Darum will ich ja sterben! Nur noch sterben will ich! — Mir hat davor gegraut, nun graut mir nicht mehr!"

„Sag mir erst, wie's gekommen ist. Denke, daß du mir beichtest. Bin ich nicht der einzige Mensch auf der Welt, dem du's beichten kannst? — Bist du mir's schuldig, Anneli?"

Sie seufzte und sie nickte. Wie oft hatte sie ihm in dieser Nacht gebeichtet, alles, immer wieder, wie im Fieberzwang. Sie sah vor sich nieder, so fing sie an, zuerst ohne Stimme: „Ich hab ja keinen andern lieb gehabt als Sie! — Schon als Kind hatt ich Sie so gern. Als ich Sie dann wiedersah, hier beim Onkel Genesius, und war groß geworden — Sie waren immer so gut zu mir — und so ritterlich. Das gefiel mir so . . . Manchmal waren Sie aber auch so ernst und so still; — es gefiel mir wohl auch; aber, ach mein Gott, ich war doch so jung, so dumm . . . Und hier im Haus hieß es immer: lustig, lustig sein! Wenn die Tante mit ihren Leiden zu Bett ging — und die Herren hier mit dem Onkel saßen und tranken und sich all die Geschichten erzählten — o, was hab ich alles gehört . . . Ein Mädel soll nicht zimperlich sein! Das predigte der Onkel so gern. Ein Mädel soll nicht mit Scheuklappen gehen, das ist alte Schule; sie soll wissen, wie's zugeht in der Welt. Und immer frisch und mit Humor, das ist die Parole!"

„Ich kenn ihn ja," murmelte Leopold verfinstert. „Ja, ja, Anneli saß in der neuen Schule. Aber weiter, Kind!"

Anneli sprach langsam, zögernd, tonlos weiter: „Dann kam Eugen Trautmann ins Haus. Der war so, wie Onkel Genesius es wollte: immer mit Humor, immer frisch. Und er konnte alles. Jedes Kartenkunststück;

Feuer essen; Likörgläser austrinken, ohne sie anzufassen; über die breitesten Gräben springen; immer ins Schwarze treffen. Er sang die lustigsten, keckſten Lieder, aber wie kein andrer ... Und zuerst gefiel er mir doch nicht — aber immer mehr und mehr. Und wenn Sie mit dabei waren, dann wurden Sie immer ernster und stiller; und fingen offenbar an, mir zu grollen, weil ich mit ihm lustig war; und das ärgerte mich. Soll ich denn nicht lachen, dacht ich? Soll ich so trübsinnig und sentimental wie die Tante sein? — Und ich fühlte, Sie werden eifersüchtig, und das reizte mich ... Ach, ich hatte Sie ja doch so lieb! Keinen so wie Sie! Warum macht er mir so finstere Gesichter? dacht ich. Ein so kluger Mann; weiß er denn nicht, wie's in mir ist? Er brauchte mir ja nur zu sagen: Anneli, willst du mich? so spring ich ihm an den Hals!"

Leopold stöhnte vor sich hin. — „Ich hab's nicht gewußt!"

„Ich dachte: er weiß es ja. Ach, ich war wohl dumm. Er weiß alles! dacht ich. Wenn er mich wirklich lieb hat, warum sagt er's nicht? — Und auf einmal blieben Sie ganz, ganz fort. Da lag ich dann im Bett und schlief nicht und weinte ... War aber trotzig und lustig bei Tag! Und mit ihm, mit dem andern lustiger als je. Der Kummer fiel mir aber wohl auf die Brust: es kam ein Husten, der wollte nicht vergehen, wurde immer schlimmer. Eines Tages — vor zwei Wochen — war ich allein zu Haus ..."

Sie stockte. Sie senkte den Kopf. „Muß ich noch weiter —?" fragte sie; es ward auf einmal so schwer.

Leopold schloß die Augen und atmete mit Mühe. Dann nickte er: „Weiter, weiter, Kind!"

„War allein zu Haus. Eugen Trautmann kommt — nimmt mich bei beiden Händen — streichelt mich, zum erstenmal —: ‚Heut komm ich als Doktor, Fräulein Anneli! Ihr Onkel Vater und Ihre Tante Mutter schütteln ihre Köpfe: was ist mit dem Kind? Die Lunge nicht gesund? Ich soll das liebe Kind einmal gründlich untersuchen; also heut ernst sein, brav sein, und tun, was der Doktor will!' — Und ich tu es auch. Ach, schon wenn er so sprach, mit der frischen, fröhlichen, festen Stimme, hatt ich seinen Willen. Er führt mich in mein Zimmer — untersucht mich da ... Muß ich weiterreden? O Gott!"

Sie legte sich beide Hände vor das unaufhaltsam errötende Gesicht.

„Was hilft's?" murmelte er heiser. „Bis zu Ende!"

„Dann hielt er mich und streichelte mich und drückte mich an seine Brust: ‚Seien Sie ohne Sorge, Anneli! Sie sind noch gesund. Wohl ein bißchen zart auf der Brust; das bringen wir weg. Haben Sie einen Kummer, Kind?' — ‚Ich habe keinen Kummer,' antworte ich. — ‚Das wär sonst auch mein Kummer,' sagt er, ‚ich hab Sie so unbändig lieb! — Nur frisch ins Leben hinein, Anneli. Ihre Jugend genießen. Tapfer glücklich sein, dann sind Sie gesund!' Und das alles klang so gut. Und ich dachte an Sie, der Sie so anders redeten, und ich trotzte Ihnen; und wie er mich nun so im Arm hielt, rührte ich mich nicht. Und er küßte mich. Und — ich kann's nicht

fassen, ich kann's nicht sagen! Ich war wie umgeben von einer Wolke, und er war die Wolke. Ich war nicht mehr ich. Tapfer glücklich sein! Das rauschte mir noch im Ohr. Und er legte mir die Hand auf die Brust — —"

Sie war eine Weile still. Sie ächzte leise. Mit erloschener Stimme hauchte sie dann noch: „Und so ist's gekommen."

Beide waren lange still. Sie bewegten sich auch nicht. Es regte sich nichts als der langsam wachsende Wind, der von Norden kam und mit den Vorhängen der offenen Fenster spielte. Leopold hatte den Kopf in die Hand gestützt. Wie ein Bild von Stein saß er da.

Plötzlich erschrak sie: er stand vor ihr; er war einmal durchs Zimmer gegangen und wieder herangetreten, ohne daß sie's hörte. „Anneli," sagte er, „also ich bin mit schuld."

Sie richtete sich auf. „Nein, nein, nein! Nur ich!"

„Warum hab ich dir all die Briefe geschrieben und nie einen abgeschickt? Warum hab ich nicht alles gewagt und getan, dich vor ihm zu retten? — Ach, ich hab immer geglaubt, du wirst nie — — er wird dich nie — deine Unschuld —"

Anneli seufzte laut.

„Aber warum glaubt ich das? Und fürchtete mich vor einem Korb? — — Hör zu, Anneli. Wenn ich nun das alles überwinden könnte? Wenn ich dir sagen könnte: laß uns dieses — Schicksal miteinander tragen!? werde du doch meine Frau?"

Aus Annelis Brust kam ein Schrei, Leopold erschrak. Nun sah er sie aber schon auf den Knien liegen, sie hatte sich vor ihm hingeworfen, aus ihren Augen stieg gleichsam derselbe Schrei, tränennasse Seligkeit. „Leopold!" stammelte sie, und das erste Du: „Kannst du das noch sagen! Du bist kein Mensch, nein, du bist ein Engel! ein Gott!" Die Tränen stürzten ihr über das Gesicht. „Nach dieser Beichte; o du. Hast du mich so lieb, so lieb?"

„Warum hab ich nicht zur rechten Zeit gesprochen? Warum hatt ich keinen Glauben an dich?"

Sie faßte seine Knie und küßte sie. „Miteinander tragen — was war das für ein himmlisches Wort! O wie dank ich dir. Muß vor Wonne weinen! — Aber lieber sterben als das werden, was du da sagst. Nie, nie!"

„Warum nicht?" sagte Leopold. Er zog sie empor, drückte ihre Schulter, drückte sie fast an seine Brust.

Aber Anneli machte sich los und trat mit einer erschauernden Gebärde zurück. „Nein, rühr mich nicht so an!" sagte sie, mit noch nassen Augen in dem weichen, runden, kindlichen Gesicht. „Ich noch dein werden, seitdem du weißt, das hab ich getan? Und wenn du wüßtest, ich hätt ihn *geliebt*, wär's vielleicht noch möglich. Aber *so*! — O mein Gott! Hat ein Mensch solche Macht über einen Menschen? Hat Gott das gewollt? — Und wenn *du* es auch vergessen könntest, hat der nicht den Brief? Und wenn er ihn verbrennt, wird er ihn vergessen? Dann sitzt er eines Abends —" sie erschauerte über den ganzen Leib — „dann sitzt er eines Abends beim Wein mit den Kameraden, und sie erzählen sich ihre lustigen, häßlichen Geschichten; und er, mit einem

Gesicht wie mein Onkel Genesius: Wißt ihr auch, was ich weiß? Diese — diese —"

Ein schrecklicher Ton fuhr ihr aus der Brust. — „Und dann weiß es bald die ganze Welt!"

„Anneli!" Er verging vor Mitleid und Weh.

Sie faßte sich, ihr Blick ward groß: „Nein, sieh mich nicht so liebreich an. Du hast mir ja das Schönste gegeben, was du geben konntest; seit du dieses Engelswort gesprochen hast, kann ich gerne sterben. Ich bitt dich und fleh dich an, sag mir nichts dagegen; ich habe nun einen so schönen Sterbemut, taste mir den nicht an. Daß mir das geschehen konnte, das hat wohl Gott als Strafe für irgend was über mich verhängt; wenn ich's überleben könnte, dann wär ich erst ein rettungslos verlorenes Geschöpf! O laß mich nur sterben; dann wird alles gut. Wirst dann weich und vergebend und freundlich an mich denken; vielleicht mich noch wieder liebhaben — weil ich tapfer war. Dieses kleine Anneli mit dem runden Gesicht, denkst du dann vielleicht, die so leicht zu verderben war — in ihr war doch was. Sie wußte, was sie tun sollte, und sie hat's getan. Ihr hat davor gegraut, aber sie hat's gekonnt!"

Leopold schwieg eine Weile. „Also sterben?" sagte er dann nur.

Sie sah ihn an und verstand ihn nicht: ein so wunderlicher Glanz kam in seine Augen. Sie waren noch nie so himmelblau. Sein Gesicht ward schön. Es war aber kein Gram mehr darin. „Was ist?" fragte sie.

„Und ganz allein willst du sterben?" fragte er zurück.

„O mach mir's nicht schwer. Wen hab ich denn? Weißt du nicht, wie allein ich bin?"

„O, ich weiß, ich weiß. Und ich? Bin ich nicht allein? — Gute Freunde, ja. Man hat sie gern — man entbehrt sie leicht. An wem hängt man so, daß man drum vom Leben nicht lassen möchte? — Mit meinen Eltern war's wohl so; die sind beide tot. Meine Brüder in Amerika und in Afrika. Meine Landwirtschaft? Was Gutes lesen, was Schönes sehen? O, das segne ich ja; was täte man sonst auf der Welt. Aber mit ewigem Kummer leben? Dazu reicht's doch nicht. Nein, dann lieber Frieden, Ruhe. Was für Worte, Anneli. Ruhe — Frieden — wie schön!"

„Leopold!" Sie faßte es noch nicht. „Was denkst du? Doch nicht —"

„Mit dir sterben? O ja; wenn du nicht mit mir leben kannst. Warum machst du so große Augen? Wundert dich das so? Du kannst dir nicht vergeben, daß dir das geschehen ist, und denkst, alle Welt erfährt's; und ich kann mir nicht vergeben, daß ich dich nicht gerettet hab; und ohne dich leben kann ich nun nicht mehr. Bin wohl einer von diesen Menschen, die nur einmal lieben, aber dann auf Leben und Tod!" Er lächelte, daß es sie überlief: „Also nun auf Tod! Du hast dich verloren — und ich dich und mich. Was heißt das denn anders als: zusammen sterben?"

Ein Strahl des Glücks, der Seligkeit fuhr ihr aus den Augen. Dann schüttelte sie aber heftig den Kopf: „Es ist ja unmöglich! Es ist ja unmöglich! Nein, du darfst nicht sterben!"

„Für wen müßt ich leben? Wer braucht mich denn? Ein einziger — und der bist du. Soll ich dich verlassen? — Da sind wir nun zusammengewürfelt als Reisekameraden, gehen denselben Weg, man hat uns aneinandergehängt. Und du bleibst nun liegen am Weg. Soll ich dich liegen lassen? allein weitergehen? — Ach du, sag mir auch nichts mehr. Kein Mensch hat mir je solchen Kummer gemacht wie du; und mir ist zum Vergehen elend um dich; und daß ich doch noch in dein süßes Gesicht schau, ist mir wie ein holdes Glück. Mir graut, mich friert, wenn ich an das eine denke; aber mir wird unsinnig warm ums Herz, wenn ich denke: ich kann mit ihr sterben! — Wie kann einer so am andern hängen? Was ist das? Wer bist du, daß ich so häng an dir? mehr als am Leben? — Aber ich, wer bin ich denn? Und hängst du nicht auch an mir?"

„O du!" rief sie, und all ihre Scheu vergessend, warf sie sich ihm an die Brust.

Er küßte nur ihr Haar, leise, zart hielt er sie umfangen; sie fühlte aber doch, er hielt sie fest. „Anneli!" seufzte er, vor Gram und Glück. „Also sag nichts mehr. Was wir uns noch zu sagen haben, das lassen wir auf diesen Abend; versteh. Genesius und die Tante kommen morgen wieder; das hat mir eure Anna gesagt. Wenn es Abend wird, geh du in den Wald, in die Goor; geh zu deinem Lieblingsplatz am hohen Ufer, vor der Insel Vilm. Denk aber, daß du nicht wiederkommst . . . Überschauert dich das? Was ist dir? Wird dir nun doch bang ums Herz?"

„O du süßer, törichter Mann. Mich überschauert nur, daß du mir das sagst. Daß ich nicht allein —!" — Sie schmiegte sich an seine Brust.

„Nein, du sollst nicht allein —! Ich komme. Ich geh jetzt zurück; was ich noch zu tun habe, das will ich tun. Man soll nicht sagen, der ist wie ein Knabe aus der Welt gegangen! — Eh die Sonne weg ist, bin ich dort am hohen Ufer bei dir. Aber — Anneli! schwör mir eins. Dir steht so was Sterbesüchtiges, Verklärtes in den großen Augen. Schwör mir, daß du nicht davongehen willst, eh ich wiederkomme!"

„O was bist du heut für ein törichter Mann. Ich dich nicht erwarten? Verklärt. Was verklärt mich denn, als daß ich dich erwarten soll?"

Ihr war, als wäre die Sonne in ihr. Sie hatte sich in ihrer Qual und Schmach wie achtzigjährig gefühlt; sie war nun wieder achtzehn alt. Sie weinte vor Lust an seinem Hals, bis er ging.

Der Tag war schwül, dann windig gewesen, der Nordost hatte den südwestlichen Luftstrom über Insel und Meer aufs Festland geweht; ein reiner und schöner Sonnenabend kam. Anneli saß schon am Ufer unter ihren Buchen, über dem leise brandenden Meer. Sie hatte zu Hause noch dann und wann ihre Stirn gekühlt; es war aber ein wunderbarer Friede über sie gekommen, nur noch ein sanfter Schmerz zog an ihren Schläfen hin. Ein weißes, gegürtetes Kleid hatte sie angelegt, das Leopold liebte, das sie oft und so gern für ihn getragen, aber in den tiefsten Winkel gehängt hatte, als er nicht mehr kam. In dem erwartete sie ihn nun; sie saß wie in ihrem schaurigsten, ihrem

schönsten Traum. Nein, nein, nicht erwachen! so träumen bis zum letzten Augenblick, bis zum Erlöser, dem Tod!

Sie horchte nach rückwärts: wird sie nicht bald im Wald seine Schritte hören? Was rauschte da so im Takt heran? Auf dem Wasser war's; ein Boot kam von rechts — Leopold saß darin. Übers Wasser kam er! Er ruderte, trieb das Boot ans Land, legte es fest und stieg das hohe, buschige Ufer hinauf. Er lächelte ihr zu: „Da bin ich. Bin nach Lauterbach gegangen, hab das Schiff genommen; ist es nicht schöner, wir fahren auf die See hinaus? — Warum starrtest du mich so an, als ich kam?"

Das ist Charon! hatte sie auf einmal gedacht, als er hoch im Boot mit dem Ruder stand. Der Fährmann, der mich hinüberholt! — Sie lächelte es hinweg. Ihre liebevollen Augen grüßten ihn. „Soll ich hinuntergehen?" fragte sie, ihm ganz hingegeben. „Ja, du hast recht: hinaus, hinaus!"

Er führte sie an der Hand hinunter, sie stützte sich darauf, es tat ihr so gut. Alles noch fühlen, genießen, bis das Ende kommt! Nun saßen sie im Boot, er ruderte in den schönen Abend hinein. Die sinkende Sonne breitete einen goldenen Duftmantel über Meer und Land. Sie zitterte tändelnd, spielend auf den kleinen Wellen, sie lag auf der reizenden Insel Vilm, die vor ihnen schwamm, wie an einer Brust; sie kletterte an den Uferhöhen der Halbinsel Mönchgut umher. Sie verklärte alles. Nun entfernten sie sich vom Land der Goor; auch dort in den Buchen glühte das zauberische Abendlicht. Anneli sah hin, ihr war, als führen sie von der Welt, vom Leben hinweg. Es tat aber nicht weh; dort vor ihr saß Leopold.

Er zog endlich die Ruder ein, ließ das Boot dahintreiben und setzte sich neben Anneli. Er legte einen Arm um sie, drückte sie mit dem heran, bis er zitterte. „Anneli!" sagte er — es klang ihr wie Musik — und küßte sie auf Stirn und Mund.

Ihre Lippen erbebten, als er sie berührte; sie gab ihm aber den Kuß zurück. Leise sagte sie dann an seinem Ohr: „Nicht wahr, weiter willst du nichts? Ach, halt mich nur so im Arm — daß ich besser werde. So in dich eingehüllt — du mein guter Engel — — Mach mich reiner! Daß ich dann einschlafen kann, als wär ich wieder dein Anneli, das sechzehnjährige, das nur an Gott und an dir hing; das noch nicht — —"

Sie schluchzte einmal auf; sie legte den Kopf an seine Brust.

„Ja, ja!" sprach er leise auf sie hinunter „Du bist nun mein Kind!" — Er küßte aber ihr schönes Haar; es duftete so lieblich, so jung zu ihm hinauf. Dann schüttelte er ihre Schulter ein wenig: „Sag mir eins, Anneli. Als du vorgestern am Schwanenteich standst und ins Wasser hinuntersprachst — deine Lippen bewegten sich, hören konnt ich nichts — was war dir da, was sagtest du?"

Sie antwortete, ohne den Kopf von seiner Brust zu heben: „Du hattest gesagt, ich sollte mit dir leben, als deine Frau. Da wurde ich schlecht und betete: Gott, verzeih mir, verzeih mir, wenn ich ihm meine Sünde verschweige! Laß mich ihn behalten! — Und ich dachte, er verzeiht mir's wohl; und mir schauderte dann doch, da fiel mir ein: übermorgen wird der andre begraben;

wenn er unter der Erde liegt, dann soll Leopold kommen — dann ist das vorbei! — Ach, ich sehnte mich so nach dir; darum war ich so schlecht!"

Leopold schwieg einige Augenblicke, drückte das Anneli nur weich an sich heran. Dann fragte er noch einmal: „Und heut — bei dir — als ich dir gesagt hatte, ich weiß alles, ich kenne den Brief — da bewegtest du wieder die Lippen so; dann stürztest du hinaus, zum Messer hin. Mit wem sprachst du da?"

„Mit wem? Auch mit Gott. Ich dachte: Gott, verzeih mir, ich töte mich! — Denn man soll's ja nicht. — Nun tu ich's doch. Du hast mir's erlaubt! Da wird dann wohl auch Gott mir verzeihen!"

Plötzlich richtete sie sich auf, und mit großen, bittenden Augen sah sie ihm ins Gesicht. „Leopold! Du geliebter Mann! Darf ich noch was sagen?"

„Zu mir? Was du willst!"

„Eine letzte Bitte. Nun hab ich an deiner Brust gelegen, nun ist alles gut. Und du bist bei mir. Laß mich ins Wasser springen und untergehen; mich allein. Du, du bleib am Leben. Bleib am Leben und hab mich lieb!"

Leopold lächelte gerührt: „O, wie ist die Anneli dumm. Kann irgendein Mann auf der Welt das tun? Ich dich hier sterben sehen und nach Rügen fahren? — Nein, denk nicht mehr so vorbei. Schau, wie schön dieser Abend ist. Als wär er für zwei, die miteinander sterben wollen, gemacht! Alles in goldigen Schimmer getaucht. Alles feierlich. Ich hab noch nie so gefühlt wie heute, was für ein Wunder das Wasser ist; daß ein Kahn so leicht, so frei über dem tiefen Abgrund schwimmt; und die kosende Musik, hör zu, mit der die Wellchen ihn so süß umspielen! — Ach ja, schmieg dich so recht an mich. So sind wir wie einer. So leben wir uns zusammen tot! — Wie Vilm im Abendlicht glüht. Schöne Insel du! Ich hab sie immer nur gesehen, bin nie hingefahren; es hatte so was Besonderes für mich, daß sie mir ein Geheimnis blieb, daß ich sie mir so wonnevoll träumen konnte wie ich irgend wollte. Ja — nun bleibt es so! — Und mit wie vielem im Leben ist mir's so gegangen —"

Er sprach nicht weiter. „Auch mit mir," sagte sie leise, wehmutsvoll.

Er drückte sie an sein Herz: „Ich hab dich ja nun."

„Ach, was hast du da noch?"

„Sei still. Laß uns glücklich sein. — Es hat ja wohl jeder auf Erden seine Insel Vilm."

„Leopold!" flüsterte sie.

„Was, mein Anneli?"

„Und wie willst du denn nun, daß wir beide sterben?"

Leopold zog einen sechsläufigen, zierlichen Revolver aus der Tasche; der lag zu Hause nachts neben seinem Bett und der reiste mit ihm. „Auf den kannst du bauen, Kind; auf ihn und auf mich. Sieh, und wie schön sind wir hier auf der See allein; wie schon aus der Welt. Und das Boot ist mein —"

„Dein?"

„Ich kann sagen: mein. Einem armen Fischer gehört's, den kenn ich schon lange. Ich hab ihm vorhin Geld geschickt, das bekommt er morgen: das ist mehr wert als sein altes Boot; falls er das nicht wiederkriegt. Doch er kriegt's wohl wieder. Wir zwei, wenn die Sonne versinkt — — ist dir's recht?"

Sie nickte.

„Erst dich, dann mich. Und so schwimmen wir dann im Kahn wie in die Ewigkeit, in das Meer hinaus.'

„Ja, ja, ja. — O du!" — Sie nahm seine rechte Hand, wie um ihr voraus zu danken, beugte sich nieder und küßte sie.

Leopold sah aufs Land zurück: „Und was sie dann wohl sagen, die Menschen, wenn sie uns so finden? Wie sie wohl ihre Köpfe schütteln: Ja, wenn die so gut miteinander waren, warum heirateten sie sich nicht?"

Anneli erbebte. „Ach," sagte sie dann, „was die auch denken. Aber du! Mein alles! Sag mir noch, daß du mir vergibst!"

„Muß ich das noch sagen?"

„O tu's!"

„Nein, dann nicht mit Worten; so!" Er umschlang sie mit Inbrunst, während seine Augen sich feuchteten; er preßte sie noch einmal an sich wie noch keinen Menschen. Dann schaute er ihre süßen Lippen an, ihren „Kindermund", und drückte seine Lippen darauf. Er küßte sie fort und fort, konnte sie nicht lassen. Es war, als sollten sie beide in diesem Kuß schon vergehen. Ihre Augen schlossen sich.

Die Sonne versank.

„O Leopold!" sagte Anneli, als sie endlich aus diesem Himmel wieder auf die Erde kam. „Ich danke dir so tausendmal. Das war mein schönstes, mein höchstes Glück! — Tu mir nun die letzte Liebe, du: laß mich nicht mehr leben. Nach dem Kuß den Tod!"

Er nickte ihr zu. Er nahm den Revolver von der Bank, suchte ihr Herz; es klopfte stark. Sie lächelten sich an. „Gute Nacht," sagte er, „du mein Anneli!"

Der Schuß ging ins Herz. Sie sank ohne einen Laut zurück. Er setzte sich zwischen die Bänke nieder, Anneli in seinem linken Arm, und gab auf seine Brust den zweiten Schuß. Auch der traf gut.

Das Boot schwamm weiter ins Meer hinaus.

Der Jâhûtempel in Elefantine.

Von

Hermann Gunkel.

Wir stehen in der Geschichte des alten Orients seit einem Jahrhundert im Zeitalter der Entdeckungen. Die Erde hat ihre Schätze herausgeben müssen; die alten Schriften sind wieder entziffert worden; die Steine haben begonnen zu reden. Eine ganze verschollene Welt ist vor unsern erstaunten Augen emporgestiegen. Aber bei all den großen Funden und Entdeckungen ist das Alte Testament bisher recht zu kurz gekommen. Zwar wird auf dem Boden Palästinas seit einiger Zeit eifrig gegraben und geforscht; aber so mannigfach auch die Überreste der alten Kulturen sind, die so gefunden wurden, Inschriften — und das bleibt doch immer die Hauptsache — sind uns recht spärlich zuteil geworden. Noch immer wissen wir über David und Salomo nur aus der Bibel. Wir besitzen erst eine israelitische und eine moabitische Inschrift, die Inschrift des Königs Mesa; und nur ein Buch aus späterer Zeit, das Buch Jesus Sirach in seiner hebräischen Ursprache, ist neu gefunden worden. So viel wir auch für das Alte Testament durch die fremden Entdeckungen gelernt haben und noch zu lernen hoffen: auf dem eigensten Gebiete ist die Ernte unsrer Wissenschaft ziemlich kärglich gewesen. Jetzt aber kommt erwünschte Kunde. Zum ersten Male sind jüdische Papyrushandschriften aus der Perserzeit zutage gekommen; darunter eine, die weit über den Kreis der Fachgelehrten hinaus das Interesse in Anspruch nimmt, da sie uns von einer Episode der jüdischen Geschichte berichtet, die uns bisher völlig verschlossen war, und da sie uns eine Reihe wichtiger Rückschlüsse auf die uns schon bekannte Geschichte des Judentums verstattet.

Die Fundstätte ist der äußerste Süden des alten Ägyptens, wo im Norden der Katarakte des Nils zum Schutz der Grenze nach Nubien zwei Festungen nebeneinander liegen: es sind Syene, jetzt Assuân, aramäisch Sewên oder Sewân, und Elefantine, ägyptisch 'Abu, 'Ibu oder 'Ib, d. h. Elfenbein, so genannt, weil die Stadt Hauptplatz des Elfenbeins war, das hier vom Süden her in Ägypten eingeführt wurde, aramäisch Jeb. Schon vor einem Jahre war die wissenschaftliche Welt durch Sayce und Cowley mit zehn umfang-

reichen und vortrefflich erhaltenen Urkunden beschenkt worden, die in Assuân gefunden und hierher wohl aus Elefantine verschleppt worden waren[1]). Diese Urkunden, aramäisch geschrieben, waren datiert nach Jahren des Xerxes, Artaxerxes (I) und Darius (II): sie stammen aus den Jahren 471/70 bis 411 v. Chr. und stellen das Archiv einer Familie dar: sie handeln von ihren Besitz- und Vermögensverhältnissen und sind offenbar sorgfältig aufbewahrt worden — wahrscheinlich in einem irdenen Gefäß — für den Fall, daß später einmal eine Einsprache erfolgen sollte. Die Mitglieder dieser Familie aber führen jüdische Namen und werden mehrfach ausdrücklich als Juden bezeichnet. Also erfuhren wir zu unsrer größten Überraschung von den Schicksalen einer jüdischen Familie tief im Süden Ägyptens in der Perserzeit. Von den Verhältnissen dieser jüdischen Kolonie von Elefantine gewinnen wir aus den Urkunden ein klares Bild: In den engen und wirren Gassen der ägyptischen Festung, die durch die Königsstraße durchschnitten wird, wohnen die Juden zusammen mit einheimischen Ägyptern, sowie mit den aus der Nachbarschaft eingewanderten Nubiern[2]), mit dem herrschenden Stande der Perser, dazu noch mit allerlei aus der Ferne Zugewanderten, mit Aramäern, Babyloniern und andern. Im Geschäftsleben sprechen diese Juden aramäisch, wie sie sich denn auch gelegentlich „Aramäer" nennen; wir wußten schon längst, daß das Aramäische in der Perserzeit im Westen Sprache des öffentlichen Verkehrs, auch des offiziellen Lebens gewesen ist — speziell in Ägypten werden damals die offiziellen Urkunden, wie Prozeßschriften oder Eingaben an die Obrigkeit, aramäisch abgefaßt[3]) —, und daß das Judentum, auch in Palästina, in dieser Zeit immer mehr der aramäischen Sprache und der damals aramäisch sprechenden Weltkultur verfallen ist. Jetzt sind auch, um dies gleich vorwegzunehmen, aramäisch-jüdische Erzählungen und Lieder aus dieser Zeit gefunden worden, die noch der Herausgabe harren. Die Juden von Jeb werden also die Sprache ihrer Väter nur noch als heilige Sprache gekannt haben. — Mit den Fremden, unter denen sie wohnen, gehen sie mannigfache Beziehungen ein: sie handeln mit ihnen, und gelegentlich prozessieren sie oder verschwägern sich auch mit den Fremden; sie haben auch Eingeborene zu Sklaven. Zuweilen werden sie von den fremden Religionen angesteckt: einer Jüdin wird einmal ein Eid bei der ägyptischen Göttin Sati, der Gemahlin des Anûbis, des Gottes der Landschaft, zugeschoben, den sie auch leistet. Aber anderseits machen sie auch Proselyten: dieselbe Frau hat, wie aus einem Namenswechsel hervorgeht, ihren zweiten Mann, einen Ägypter, zum Judentum geführt. Wir sehen hier hinein in die Verhältnisse des Orients zur Perserzeit, wo die verschiedenen Nationalitäten durch große politische Ereignisse oder durch freiwillige Auswanderung

---

[1]) Aramaic papyri discovered at Assuan. Edited by A. H. Sayce with the assistance of A. E. Cowley. London 1906. Mir zugänglich in der Ausgabe Staerk's, Die jüdisch-aramäischen Papyri von Assuan. Bonn 1907. — Benutzt sind außerdem die Besprechungen von Schürer, Theologische Literaturzeitung, Nr. 1. 3, 1907: Schultheß, Göttinger Gel. Anz. März 1907, und Lidzbarski, Deutsche Literaturzeitung vom 22. Dezember 1906.

[2]) Herodot III 19 f.

[3]) Eduard Meyer, Entstehung des Judentums, S. 9 ff.

durcheinander geschüttelt waren, und wo dann naturgemäß eine Auseinandersetzung unter den verschiedenen Religionen, die bisher Volksreligionen gewesen waren, erfolgt ist. Das sind Erkenntnisse, die uns für das Verständnis des späteren Judentums und des Urchristentums von großer Bedeutung sind; denn diese Religionen tragen sehr deutliche „synkretistische" Züge.

Wovon leben die Juden in Jeb? Was wir von ihnen hören, ist dies, daß sie Handelsgeschäfte treiben; sie kaufen und verkaufen Häuser und Baugrundstücke, sie leihen und verwalten Depositen. In Rechtsgeschäften sind sie außerordentlich bewandert. Sie scheuen sich nicht, untereinander zu prozessieren; auch Verwandte treten gegeneinander auf. Der Vater macht mit der verheirateten Tochter Geldgeschäfte. Die Möglichkeit der Urkundenfälschung wird vorausgesetzt. Man könnte einwenden, daß solche Rechtsurkunden von dem wirklichen Leben der Menschen keine konkrete Vorstellung geben können; aber bemerkenswert ist, daß ein weiterer Beruf dieser Juden — Ackerbau oder Gewerbe — nicht erwähnt wird. Also so früh sind die Juden Kaufleute geworden! Man hat vermutet, daß sie als Soldaten in Elefantine angesiedelt worden sind: eine Vermutung, die um so annehmbarer sein würde, als wir wissen, daß auch die Ptolemäer, die Erben des persischen Ägyptens, aktive Soldaten fremder Nationalität in Ägypten seßhaft gemacht haben, und daß — wie der griechische Aristeas-Brief (§ 13) erzählt — Ptolemäus Lagi speziell Juden nach Ägypten gebracht, bewaffnet und in den Festungen angesiedelt hat. Aber die Worte, die in unsern Urkunden auf eine solche Militärkolonie in Jeb bezogen sind, sind einstweilen noch nicht sicher verstanden. Möglich also auch, daß diese Juden als Händler zu denken sind, die von dem Durchgangsverkehr der Grenzstadt und von der Garnison leben. Nur das läßt sich sicher sagen, daß jede jüdische Familie in einem besonderen Verhältnis zu einem persischen Offizier oder Beamten steht, der für ihr Wohlverhalten gebürgt haben wird. — Diese Juden haben, wohl für geringere Fälle, eine eigene Gerichtsbarkeit; wir hören von einer „Gemeinde" der Juden, vor der z. B. die Ehescheidung proklamiert wird. Sie besitzen einen Tempel (ʾagûrâ) mit einem Altar, ihrem Gotte Jâhû geweiht. Der Name Jâhû, die in den Urkunden beständig auftretende Form für die uns im Alten Testament bezeugte und auch in der Inschrift des moabitischen Königs Mesa wiederkehrende Namensform Jahve, bietet uns ein schwieriges Problem: wir kannten die Form Jâhû bisher nur in hebräischen Eigennamen, die den Gottesnamen enthalten.

Aber mit diesen wenigen Notizen ist die Bedeutung der Urkunden keineswegs erschöpft; sie geben unsrer Forschung nach vielen Seiten hin hochwillkommenes Material: nach sprachlicher, denn sie zeigen uns ein eigentümliches Aramäisch, das „an der Grenze des Altaramäischen" steht, und sie enthalten eine Menge persischer, ägyptischer, auch babylonischer Namen; für die Rechtsgeschichte: sie sind in einem damals offenbar ganz fest ausgebildeten Kanzleistil verfaßt, ein Beweis dafür, daß in der aramäisch sprechenden Welt damals seit lange ein höchst entwickeltes Geschäftsleben bestand. Die vorausgesetzten Rechtsnormen zeigen die Einwirkung des ägyptischen, aber auch des babylonischen

Rechts: das ist ein Hymnus auf die Bedeutung der babylonischen Kultur, deren Recht unter fremder Obrigkeit, in fremdem Volke und in so weiter Entfernung noch immer fortwirkt. Schließlich bieten diese Urkunden, in denen Tage und Monate nach jüdisch-babylonischem sowie nach ägyptischem Kalender, die Jahre nach den Regierungen der persischen Könige datiert sind, eine ganze Reihe von höchst wertvollen Synchronismen. Und so ließe sich noch manches andre, wie Münzwesen, Paläographisches u. dgl. nennen.

Alles dies aber wird für uns in Schatten gestellt durch die jüngst von Dr. Rubensohn auf dem Boden des alten Jeb gefundene und jetzt im Berliner Museum befindliche Urkunde, die aus dem Archiv der jüdischen Gemeinde von Jeb stammt, und die uns einen Blick in die Geschichte ihres Tempels selbst tun läßt[1]). Diese Urkunde muß in alter Zeit mehrfach abgeschrieben worden sein: es fanden sich davon zwei Exemplare, das eine unvollständig. Schließlich beziehen sich auf dasselbe Ereignis ein drittes und viertes Stück, von denen das eine schon vor einigen Jahren durch Professor Euting veröffentlicht worden ist[2]). Alle die gefundenen Urkunden, die offiziellen und die privaten, stammen, wie die Datierungen und Namen zeigen, aus derselben Zeit und erklären sich gegenseitig.

Zunächst der Text der ersten Tempelurkunde nebst einer kurzen Erklärung.

Sie beginnt mit einer Überschrift; voran die Adresse; dies alles in einem uns wohlbekannten, damals längst ausgeprägten Stil.

Unserm Herrn Bagôhî, Statthalter von Juda, deine Knechte, Jedonja nebst Kollegen, die Priester in der Festung Jeb.

Bagôhî, persischer Statthalter der kleinen Landschaft Juda, ist uns unter dem Namen Bagôas oder Bagôses aus Josephus[3]) als Statthalter von Juda unter Artaxerxes II. (404—358) bekannt. Unsre Urkunde ist nach dem Folgenden unter Darius II. Nothos (424—404) im Jahre 408/7 verfaßt. Bagôas hat also unter mehreren Königen sein Amt geführt. Er ist einer der Nachfolger des Nehemia gewesen. Aus der Zeit Artaxerxes II. hören wir bei Josephus, daß er den Tempel von Jerusalem, wo der Hohepriester Joannes den eigenen, mit Bagôas konspirierenden Bruder erschlagen hatte, mit einer Strafsteuer belegt hat. Auch der Hohepriester Jehôchânân von Jerusalem kommt in unsrer Urkunde vor. Zur Zeit der Urkunde war der Konflikt der beiden noch nicht ausgebrochen. Der Name Bagôhî ist persisch.

Verfaßt ist das Schreiben von den jüdischen Priestern, an deren Spitze Jedonja steht, der also wohl als Oberpriester von Jeb zu denken ist. Dieser

[1]) Sachau, Drei aramäische Papyrusurkunden aus Elephantine. Berlin 1907. Ich folge Sachaus vortrefflicher Ausgabe in der Übersetzung und in Grundzügen des Verständnisses.

[2]) Notice sur un Papyrus Égypto-Araméen de la Bibliothèque Impériale de Strasbourg. Par M. J. Euting. Extrait des mémoires présentés par divers savants à l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Ire série, tome XI, IIe partie. Paris 1903.

[3]) Altertümer 11, 7.

Name kehrt in den besprochenen Privaturkunden mehrfach wieder. Die Gemeinde der Juden in Elefantine ist eine religiöse Genossenschaft: Priester leiten sie. Hier nicht anders als in Palästina. Beim Verfall des Staates ist die Autorität des Priesters allein bestehen geblieben.

Nun der in Briefen übliche Segenswunsch:

Heil möge unser Herr, der Gott des Himmels, reichlich, zu aller Zeit verleihen! Möge er dir Gnade gewähren vor König Darius und den Prinzen des königlichen Hauses, tausendmal mehr als jetzt, und langes Leben dir schenken! Sei fröhlich und gesund zu jeder Zeit!

Ein pathetischer Segenswunsch, dem man es anmerkt, wie viel den Briefschreibern daran gelegen ist, das Wohlwollen des Bagoas zu gewinnen. Und sie wissen wohl, worauf es ihm hauptsächlich ankommt: das ist Gnade vor dem Selbstherrscher und vor seinen Prinzen, denn von ihrem Wohlwollen ist er selber ganz und gar abhängig. Die Prinzen werden neben dem Könige auch in den im Buche Esra enthaltenen, in aramäischer Sprache verfaßten persischen Urkunden erwähnt[1]), mit denen wir unser Schreiben auch sonst zu vergleichen haben. — Ihren Gott aber nennen die Schreiber hier und überhaupt den „Gott des Himmels"; es war uns längst bekannt, daß das Judentum seinen Gott so bezeichnet hat; man versuchte, die eigene Religion den Heiden durch diesen Namen verständlich zu machen, und behauptete damit, daß der Gott des Judentums derselbe sei, den die Völker als ihren „höchsten" Gott verehren; besonders hat man diesen Namen gebraucht, ebenso wie hier, vor der persischen Obrigkeit. Es war wie eine stillschweigende Verabredung der Juden, überall, wo sie mit Persern in Berührung kamen, ihren Gott so zu nennen, um diesen, die selbst einen Gott des Himmels anbeteten, dadurch zu Gemüte zu führen, daß die Juden denselben Gott hätten wie sie, und so Vorteile für ihre Religion herauszuschlagen[2]). Dem „Gott des Himmels" hat Darius den Tempel in Jerusalem aufbauen lassen; das Gesetz des „Gottes des Himmels" hat Artaxerxes I. durch Esra in Juda auszuführen geboten, beides nach ihren im Esrabuch erhaltenen Urkunden[3]). Dem Priester des „Gottes des Himmels" wird auch Bagoas sein Ohr nicht verschließen. — Der Wunsch: sei „fröhlich und gesund" am Schluß entspricht genau der Formel, die „in Ägypten hinter dem Namen des Pharao niemals fehlen darf"[4]).

Nunmehr sprechen deine Knechte, Jedonja nebst Kollegen, also: Im Monat Tammûz im 14. Jahre des Königs Darius, als Arsham fortgegangen und zum Könige gezogen war, (machten)[5]) die Pfaffen des Gottes Chnûb in der Festung Jeb mit Waidrang, der hier Gouverneur war, eine Verschwörung: der Tempel des Gottes Jâhû in der Festung Jeb soll vernichtet werden.

---

[1]) Esra 6, 10; 7, 23.

[2]) Eduard Meyer, Entstehung des Judentums, S. 63.

[3]) Esra 6, 10; 5, 11 f.; 7, 12. 23.

[4]) Eduard Meyer, Entstehung des Judentums, S. 12.

[5]) Das fehlende Wort steht in dem Eutingschen Texte.

Das Ereignis geschah im Monat Tammûz: das ist der Name eines babylonischen Gottes, des phönizischen Adonis; dieser Monatsname ist mit dem babylonischen Kalender durch den ganzen Orient getragen. Der Name entspricht ungefähr unserm Juli. Das Jahr ist 411/410. Die Verschwörung geschah, was die Briefschreiber zum Schluß des Briefes noch einmal betonen, in Abwesenheit des Arsham, offenbar des persischen Statthalters von Ägypten: der hatte sich zur persönlichen Besprechung an den Hof begeben. Man sieht: gegen ihren Satrapen beschweren sich die Schreiber in keiner Weise; dessen Wohlwollen ziehen sie nicht in Frage. Was den Tatsachen entsprochen haben, aber hier ausdrücklich gesagt wird, weil der Brief ja an einen Kollegen des Mannes gerichtet ist. — Ausgegangen ist die Verschwörung von den „Pfaffen" des Chnûb. In Elefantine bestand ein berühmtes, seit der Eroberung des Südens durch die Ägypter auch von den Nubiern besuchtes Heiligtum des widderköpfigen Chnûb, griechisch Anûbis, der hier als Gott der Katarakte verehrt wurde. Ursprünglich der Hauptgott der Landschaft, ist er erst in später Zeit durch das nicht weit entfernte Heiligtum der Isis auf der Insel Philae zurückgedrängt worden[1]). Die Mumien der heiligen Widder des Anûbis sind neuerdings in ihren granitnen Sarkophagen wieder aufgefunden worden. Die Priester dieses Gottes hatten einen Haß gegen den benachbarten Jâhûtempel, so hören wir hier. Der fremde, neueingedrungene Gott erregte ihre fanatische Eifersucht: fängt doch dieser Gott ihnen die Anhänger ab: man erinnere sich des Ägypters, der durch seine Frau zum Juden wird. Auch ist uns aus den Privaturkunden ein Mann bekannt, der selber einen hebräischen Namen trägt, dessen Vater aber ein Ägypter war: Hosea, Sohn des Pete-chnûm, d. h. Geschenk des Anûbis: also ein zum Jâhûdienst übergetretener, früherer Verehrer des Anûbis. Bisher hatte nun der persische Satrap seine Hand über dem Jâhûtempel gehalten; als er den Rücken gedreht hat, wagen die Anûbispriester das Attentat. Daß auch die Jâhûpriester diesen Haß ehrlich erwidern, erkennt man daran, daß sie ihren Gegnern nicht den Titel „Priester" gönnen, sondern sie mit einem Ausdruck benennen, der im Aramäischen gebräuchlich ist[2]), der aber im Munde der Juden verächtlich klingt. Das Judentum fühlt sich den Religionen der „Heiden" gegenüber hoch überlegen und macht diese Überlegenheit mit voller Rücksichtslosigkeit geltend: das ein Hauptgrund dafür, daß es unter allen Völkern, mit denen es in Berührung kommt, so unbeliebt ist. — Mit den Anûbispfaffen verbündet sich ein Unterbeamter, der Gouverneur von Jeb, derselbe, der nach einer Privaturkunde neun Jahre früher Kommandant gewesen ist[3]); sein Name Waidrang — Aussprache und Bedeutung fraglich — ist persisch. Über seine Motive hören wir hier nichts; vielleicht sind sie darin angedeutet, daß er ein Lechiter(?) und Kalibbiter(?) genannt wird: aber auch die Bedeutung dieser Namen ist uns nicht deutlich. Aus der andern Abschrift der Urkunde wie aus dem von Euting veröffentlichten Stück hören wir, daß er von den Anûbispfaffen bestochen worden ist.

[1]) Erman, Ägyptische Religion, S. 202.
[2]) Derselbe Ausdruck in der Privaturkunde E 15.
[3]) H. 4. 5.

Darauf sandte dieser Waidrang, ein Lechiter(?), Briefe an seinen Sohn Nephâjân, der in der Festung Sewên Oberst war: der Tempel in der Festung Jeb soll zerstört werden.

Waidrang selbst ist Zivilbeamter, darum verschafft er sich die Hilfe seines Sohnes, der im nahen Syene Oberst ist. Nach dem Wortlaut scheint der Jâhûtempel der einzige zu sein, der im Weichbild der Festung liegt: was immerhin dafür spricht, daß diese Juden oder wenigstens ihre Vorfahren Soldaten gewesen sind.

Darauf führte Nephâjân ägyptische und andre Truppen herbei; sie kamen samt ihren . . . . in die Festung Jeb, drangen in diesen Tempel ein und zerstörten ihn bis zum Erdboden.

Es waren ägyptische Truppen, die das taten. Einheimische Soldaten wurden auch sonst von den Persern ausgehoben. Ägyptische Soldaten aus der Kriegerkaste wurden z. B., wie wir wissen, auf der Marine verwandt[1]). Hier wurde der Fanatismus der Eingeborenen gegen den fremden Tempel benutzt.

Die steinernen Säulen, die dort waren, zerbrachen sie; auch geschah's, die fünf steinernen[2]), aus behauenem Block gebauten Tore, die an diesem Tempel waren, zerstörten sie; nur die Türflügel[3]) ließen sie stehen und die ehernen Angeln dieser Türflügel[3]); das ganz aus Zedernbalken bestehende Dach samt der übrigen[3]) Mauer(?) und andres, was dort war, alles haben sie mit Feuer verbrannt. Die goldenen und silbernen Sprengschalen[4]) und die Geräte, was in diesem Tempel war, alles haben sie geraubt und sich angeeignet.

Diese Beschreibung ist so ausführlich: weil die Bittsteller wünschen, daß ihr Tempel genau in der alten Gestalt wieder erbaut werde; was denn auch nach dem Folgenden geschehen ist. Uns ist diese Beschreibung wertvoll, besonders weil wir daraus ersehen, wie reich diese Juden gewesen sein müssen! Gewaltige Steinblöcke, wie sie gerade in Elefantine aus den weltberühmten Granitbrüchen von Syene zu haben waren[5]), können sie beziehen und sich Tore und Säulen daraus hauen lassen; und selbst Zedernbalken können sie mit schwerem Gelde aus dem fernen Libanon bis zu den Grenzen Nubiens kommen lassen; daß auch Ägypter solche Balken vom Libanon bezogen haben, wissen wir aus dem vor einiger Zeit gefundenen Bericht des ägyptischen Priesters Wen-Amon, der Balken in der phönizischen Stadt Byblos geholt hat[6]). Auch Opferschalen aus Gold und Silber besitzt der Tempel, wie man sie beim Blutsprengen[7]) oder beim Mischen des Speisopfers[8]) verwendet, und die wir uns als sehr schwer und wertvoll denken dürfen: in der jüdischen Legende[9]) kommen Schalen vor,

[1]) Herodot VII 89, VIII 17, IX 32. Vgl. Eduard Meyer, Geschichte des Altertums. Bd. III, § 101.

[2]) Variante: „großen".

[3]) Vgl. S. Fraenkel, Theologische Literaturzeitung 1907 Nr. 24.

[4]) Neh. 7, 70.

[5]) Herodot II 175. [6]) Erman, Zeitschrift für ägyptische Sprache. Bd. XXXVIII.

[7]) Sach. 9, 15. [8]) 4 Mose 7, 13. [9]) 4 Mose 7, 13.

die 70 Seckel = 1 kg 146 g wiegen. So wird auch ein Motiv der Zerstörung des Tempels die Habsucht gewesen sein. Daß später die Juden in den östlichen Provinzen des Reiches sehr wohlhabend gewesen sind, setzt das Estherbuch voraus. Hat vielleicht beim Bau oder bei der Ausstattung des Tempels auch der Staat mitgewirkt? Was wiederum bei einer Militärkolonie nicht befremden würde. — Ob die steinernen Säulen als Bauglieder zu denken sind oder als heilige Symbole, wie auch zwei Säulen, die irgend etwas symbolisierten, vor Salomos Tempel standen, ist nicht auszumachen. Übrigens besaß der Tempel Salomos eine Tür, der von Jeb aber fünf: ein Beweis dafür, daß man sich bei der Erbauung nicht nach dem Muster des alten jerusalemischen Tempels gerichtet hat. Das ist wichtig für die Stimmung der Erbauer: sie glaubten noch nicht, daß das Gotteshaus von Jerusalem das einzig legitime oder wenigstens das normale sei Gedanken, die der nachexilischen Judenschaft wichtige Dogmen waren. — Ferner ist bemerkenswert, daß bei der Zerstörung des Tempels kein Jude getötet worden ist: die Briefschreiber würden sonst nicht verfehlt haben, dies ausdrücklich zu sagen. Man hat offenbar der heidnischen Übermacht gegenüber keinen Widerstand gewagt. Dagegen hören wir schon Joel 4, 19, einer Stelle, die etwa in der Zeit unsrer Urkunde verfaßt worden ist, daß die Ägypter an Juden Gewalttat begangen und unschuldiges Blut vergossen haben. Also auch zu Mord und Totschlag an Juden ist es damals gelegentlich gekommen; wir glauben jetzt, die Ursache solcher Judenhetzen zu kennen und dürfen wohl annehmen, daß sie in den folgenden Jahrzehnten geschehen sind, wo Ägypten das Joch der Perser abgeschüttelt hatte.

Aber schon in den Tagen der Könige[1]) von Ägypten hatten unsre Väter diesen Tempel in der Festung Jeb gebaut; als aber Kambyses in Ägypten eindrang, fand er jenen Tempel bereits erbaut vor; und die Tempel der Götter Ägyptens riß man alle nieder; dagegen an diesem Tempel hat niemand irgend etwas beschädigt.

Nun erzählen sie kurz die Geschichte ihres Tempels, weil aus ihr hervorgeht, daß dies Heiligtum von jeher von der persischen Obrigkeit beschützt worden ist. Die geschichtlichen Angaben sind, wenigstens soweit sie Jüdisches betreffen, für durchaus glaubwürdig zu erachten; denn, wie eben diese Urkunde beweist, muß es im Tempel von Jeb ein Archiv gegeben haben, aus dem diese Männer über die Geschichte ihres Tempels aufs beste orientiert waren. Ebenso erzählen die Edlen von Jerusalem, Esra 5, 11 ff., die Geschichte ihres Heiligtums und auch dies nach den Urkunden des Archivs. Erbaut worden ist der Tempel bereits vor der persischen Eroberung, d. h. vor 525, als Ägypten noch eigene Könige hatte. Zur Zeit seiner Zerstörung ist also dieser Tempel über 115 Jahre alt gewesen! Die letzten Könige Ägyptens waren Apries (588—70), Amasis (569—26) und Psammetich III. (525). Nun lesen wir in dem Buche des Jeremia, daß nach der Zerstörung Jerusalems durch die Chaldäer (586) viele Juden wider den Rat des greisen Jeremia in Ägypten Schutz gesucht und dann in den Deltastädten Migdôl und Thachpanchês (Daphnae), ferner in

[1]) So liest richtig die zweite Abschrift.

Nôph (Memphis) und im Lande Patrôs (Oberägypten), d. h. in allen Teilen des Landes geblieben sind[1]). Diese Einwanderer werden in Ägypten wohlwollend aufgenommen worden sein, da der jüdische Staat, ehe ihn sein Schicksal erreichte, mit dem ägyptischen im Bunde gestanden hatte. Aber die zu jener Zeit Einwandernden müssen in dem fremden Lande schon viele Juden angetroffen haben; wurde doch das reiche Ägypten damals schon seit vielen Jahrhunderten von Kanaanäern aufgesucht, ja überschwemmt; und ist uns doch schon im vorexilischen Gesetz[2]) ein ausdrückliches Verbot der Rückwanderung nach Ägypten erhalten. In jenen älteren Zeiten haben Juden Ägypten zu Handelszwecken aufgesucht; so hat der jüdische Staat aus Ägypten Pferde bezogen; das vorexilische Gesetz verbietet dem Könige, sich viele Rosse anzuschaffen und so das Volk nach Ägypten zurückzuführen[3]). Auch erzählt der Aristeasbrief (§ 13), daß schon Psammetich II. (594—589) jüdische Soldaten als Bundesgenossen in seinem Feldzug gegen die Äthiopier verwandt habe. So haben sich also in Ägypten noch in vorpersischer Zeit jüdische Kolonien gebildet; von denen die eine, wie wir jetzt hören, in Jeb bestand; vielleicht als Militärkolonie und dies vielleicht schon in jener Zeit, jedenfalls reich und blühend. Weiteren Zuzug werden diese ägyptischen Juden in persischer Zeit bekommen haben, wo Ägypten allem Verkehr offen stand, und wo wir, wiederum aus dem Aristeasbrief (§ 13. 35), von Verpflanzungen von Juden nach Ägypten vernehmen. Wir haben im Buche des Jesaias, Kapitel 19, eine merkwürdige Weissagung, die sich mit Ägypten beschäftigt; Abfassungszeit und Verständnis des Kapitels, das von verschiedenen Händen stammen mag, ist uns bisher sehr dunkel gewesen. Auf dies Kapitel fällt von unsrer Urkunde aus ein, wenn auch noch ungewisses Licht. Da lesen wir, daß einst fünf Städte in Ägypten sein werden, die kanaanäisch reden und zu Jahve Zebaoth schwören, eine Weissagung, die man früher auf hellenistische Zeit bezogen hat, und die man jetzt in eine viel frühere Epoche setzen kann. Eine dieser Kolonien ist das uns jetzt bekannte Jeb. Dagegen kann der in Vers 19 genannte „Altar Jahves", der „inmitten des Landes Ägypten" liegt, nicht der in Jeb sein, da dies an der äußersten Südgrenze Ägyptens gelegen ist. Höchst merkwürdig ist nun, daß der unbekannte Verfasser dieses Stückes die Weissagung ausspricht, Ägypten werde sich noch zu Jahve bekehren: so groß war also die Zahl der ägyptischen Juden und so gewaltig war die Propaganda, die sie trieben, daß sich selbst diese Hoffnung hervorwagen konnte, die sich ja freilich keineswegs erfüllt hat. Jedenfalls begreifen wir nun den Haß der Anubispfaffen vollständig.

Als dann Kambyses Ägypten eroberte, hat er unter den ägyptischen Tempeln übel gehaust: wir wußten schon aus griechischen Nachrichten, daß er in Ägypten die Tempel geplündert und die Götter verhöhnt hat, hören aber auch, daß er der Neit von Sais seine Verehrung bezeugt hat[4]). Hier

[1]) Jer. 42—44. [2]) 5 Mose 17, 16; 28, 68. [3]) 5 Mose 17, 16.

[4]) Eduard Meyer, Geschichte des Altertums. Bd. III, § 101. Wiedemann, Geschichte Ägyptens, S. 217 f., woselbst die griechischen und andre Nachrichten zusammengestellt sind. Über die Stellung des Kambyses zum Gottesdienste der Neit von Sais, vgl. die Inschrift des Uzahor bei Brugsch, Geschichte Ägyptens, S. 748 ff.

scheint unsre Urkunde also in begreiflichem Interesse zu übertreiben. Den Judentempel von Jeb aber hat niemand angetastet. Kambyses hat hier dieselbe Politik verfolgt wie Cyrus. Wie dieser den Tempel von Jerusalem neu erbauen ließ, so hat Kambyses den von Jeb verschont. Die Juden in Babylonien wie in Ägypten haben es verstanden, das Wohlwollen des Welteroberers für ihren Gott zu erwerben. Man hat früher die Wiederherstellung des Tempels von Jerusalem durch Cyrus in Zweifel gezogen; jetzt wird man diese Nachricht weniger unglaubwürdig finden. Das Wohlwollen, das die Perser den ägyptischen Juden bewiesen, haben diese ihnen bei dem Aufstand Ägyptens vergolten. In der von Euting veröffentlichten Urkunde schreiben sie: „als die Ägypter revoltierten, sind wir von unserm Herrn nicht abgefallen und kein Schaden ist uns erfunden worden." Gemeint ist jedenfalls nach dem Zusammenhang ein Ereignis vor dem Jahre 411/10. Doch läßt sich nicht erkennen, ob es derjenige Aufstand Ägyptens ist, in den auch ein athenisches Heer eingriff, unter den libyschen Fürsten Inaros und Amyrtaios, der nach Ed. Meyer 454 unterdrückt worden ist[1]; oder ob sich hier schon der große Kampf Ägyptens gegen das persische Reich ankündigt, der Ägypten für zwei Generationen die Freiheit verschaffen sollte[2]).

Nachdem sie (Waidrang und die Chnûb-Pfaffen) aber also getan hatten, trugen wir samt unsern Weibern und Kindern den Sack, fasteten und beteten zu Jâhû, dem Herrn des Himmels.

Nach der Zerstörung des Tempels haben die Juden eine große, allgemeine, religiöse Trauer begonnen, wie sie uns auch sonst vielfach beschrieben wird; viele der uns erhaltenen Psalmen sind bei solchen Klagefeiern gesungen worden; z. B. Ps. 74, 79, 44 bei einer ähnlichen Katastrophe, die den Tempel von Jerusalem betroffen hatte; ob diese Psalmen aber erst in der makkabäischen Zeit, wie man gewöhnlich annimmt, verfaßt worden sind, mag unter dem Eindruck dieser neuen Urkunde von Jeb zweifelhaft erscheinen.

Und bald ist — so fährt das Schreiben fort — ein Zeichen vom Herrn des Himmels gekommen:

Der uns Antwort gegeben hat an eben diesem Kalibbiter (?) Waidrang; man hat die Spange (?) von seinen Füßen genommen; alle Schätze, die er erworben hatte, sind verloren gegangen; und alle Männer, die diesem Tempel Böses gewünscht hatten, sind alle getötet; das haben wir (mit Freuden) angesehen.

Es ist also eine Rache geschehen für die Zerstörung des Tempels, ein Ereignis, das die Juden als ein Zeichen ihres Gottes, der sein Heiligtum nicht ungestraft antasten läßt, — man denke an die Legende von Belsazzar[3]) — aufgefaßt haben. Waidrang ist entsetzt worden; sein Tempelraub ist ihm

[1]) Eduard Meyer, Geschichte des Altertums. Bd. III, § 323 f., 335 f.

[2]) Für die schwierige Chronologie dieses Freiheitskampfes Ägyptens gegen die Perser ist das Datum unsrer Urkunde wichtig: im Jahre 408/7 ist die Kommunikation zwischen Elefantine und den persischen Behörden Palästinas noch nicht durchbrochen.

[3]) Dan. 5.

genommen; nicht er, aber die andern Frevler sind getötet worden. Von wem das Strafgericht vollzogen worden ist, wird nicht gesagt, aber wir dürfen es vermuten: die persische Behörde ist gegen den Landfriedensbruch eingeschritten. Arsham, der Satrap, ist nach Ägypten zurückgekehrt und hat die Übeltäter bestraft.

Das von Euting veröffentlichte und jetzt erst recht verständliche Schriftstück scheint eine Eingabe der Männer von Jeb an Arsham zu sein, worin sie ihm das Unrecht, das ihnen geschehen ist, ungefähr mit den Worten unsrer Urkunde schildern. Sie fügen noch hinzu, daß sich Waidrang allerlei Eigenmächtigkeiten in der Festung Jeb hat zu schulden kommen lassen: er hat eine Mauer aufgeführt, und die Chnûb-Pfaffen haben einen Brunnen mitten in der Festung, von dem auch die Soldaten trinken, verschlossen. Auf solche Eingaben hin ist Arsham eingeschritten.

Aber der Tempel ist weder von ihm selbst wiederhergestellt worden noch hat er, das zeigt das Folgende, den Juden die Erlaubnis dazu gegeben; drei Jahre lang liegt das Gebäude jetzt schon in Trümmern. Der Grund für dies Verhalten der persischen Behörde liegt nahe genug: man hatte sich eben aus dieser Zerstörung des Tempels überzeugt, welch ein Fanatismus unter den Einheimischen gegen das fremde Heiligtum bestand, und hielt es für klug, diesem Haß keine neue Nahrung zu geben. Ein lehrreiches Bild der persischen Kirchenpolitik, die für Ruhe im Lande sorgt, und der es bei aller Gerechtigkeit schwer wird, zwischen den feindselig widereinander entbrannten Religionen den Mittelweg zu finden; vergleichbar dem Verhalten der modernen türkischen Behörde, die unter den sich gegenseitig befehdenden christlichen Konfessionen mit Mühe die Ordnung aufrechterhält.

In dieser Not, wo die eigene Provinzialbehörde versagt, hatten sich die Augen der Juden auf ihre Heimat gerichtet, wo man sich doch für sie interessieren mußte. Voraussetzung einer solchen Bitte ist, daß die Juden in der ganzen Welt trotz der großen Entfernungen zusammenhalten, miteinander verkehren und füreinander sorgen: wie Nehemia seinen Einfluß am persischen Hof für Jerusalem einsetzt, so hoffen die Elefantiner, werden sich die Juden in Kanaan um sie kümmern. Auch dies ein wertvoller Zug für unser Geschichtsbild.

Auch haben wir schon früher, zu der Zeit, wo uns dies Unheil angetan worden war, ein Schreiben (an) unsern Herrn sowie an Jehôchânân, den Hohenpriester, samt Kollegen, den Priestern von Jerusalem, und an seinen Bruder Ôstân, d. h. ʿAnânî, und an die Edeln der Juden gesandt; aber sie haben uns kein Schreiben zurückgesandt.

Man hat sich zuerst an den persischen Statthalter in Jerusalem gewandt, den man jetzt zum zweiten Male bittet; ihm ist ja der Schutz der Juden befohlen. Merkwürdig, welches Vertrauen auf Gerechtigkeit und Religionsschutz man dem Perser entgegenbringt. Eduard Meyer hat uns gezeigt[1]), daß die persischen Könige seit Cyrus und Darius bestrebt waren, die Religionen ihrer Untertanen zu schonen und ihre Macht auf die organisierten religiösen

[1]) Entstehung des Judentums, S. 53.

Gemeinschaften zu stützen. Diesmal freilich hat der persische Statthalter das auf ihn gesetzte Vertrauen zunächst enttäuscht: er hat sich gehütet, in diese Sache, die ihn nichts anging, seine Hände zu stecken. — Zugleich hat man an die jüdische Obrigkeit geschrieben, die wir hier genau kennen lernen. Es ist der Hohepriester Jehôchânân, der auch Neh. 12, 22 erwähnt wird, samt den übrigen Priestern; zugleich ʿAnânî, der den persischen Namen Ôstân trägt, — solche Doppelnamen sind in Mischkulturen häufig: man denke an Paulus, der jüdisch Shâ'ûl hieß. Wir kennen von Jehôchânâns Brüdern schon den Jesus, denjenigen, den er später im Tempel ermordete[1]), ferner einen andern, namens Manasse, der eine Tochter des Sanballats, Statthalters von Samarien, heiratete[2]) und Begründer der samaritanischen Gemeinde wurde[3]); und erfahren hier von einem Dritten, der damals eine gewisse Rolle in Jerusalem gespielt haben muß. Zugleich werden angegangen die „Edeln der Juden": das sind die Häupter der vornehmen Familien, die in den Schriften des Esra und Nehemia häufig erwähnt werden[4]), und die sich mit den Priestern in die Verwaltung teilten. Aber auch diese haben sich um die Not der Elefantiner nicht gekümmert. Begreiflich genug: jenen Jerusalemern war es längst ein heiliges Dogma, daß ihr Tempel das einzige, legitime Jahveheiligtum sei. Und sie hatten allen Grund, dies Dogma eifrig zu behaupten. In Jerusalem mußte man der Natur der Sache nach wünschen, daß dieser Tempel das einzige jüdische Heiligtum in der ganzen Welt bliebe. Hier sollte das Judentum seinen Mittelpunkt haben. Hierher sollten die Juden der ganzen Welt wallfahren. Ja, man hatte die Hoffnung, daß dieser Tempel einst der Mittelpunkt der Welt werden sollte[5]). So wird man den Tempel von Jeb mit Mißvergnügen gesehen und in seiner Zerstörung gar die gerechte Strafe Gottes erblickt haben. Demnach hatten sie für die Bitten der ägyptischen Juden kein Gehör.

So haben die Elefantiner drei Jahre lang mit der bekannten jüdischen Zähigkeit die Trauer fortgesetzt:

Und seit dem Tammûztage des 14. Jahres des Königs Darius bis zu diesem Tage tragen wir den Sack und fasten; unsere Weiber sind wie eine Witwe geworden — auch die Ehe wird bei solcher Trauer nicht vollzogen —, wir haben uns nicht mit Öl gesalbt noch Wein getrunken.

Auch der gesamte Gottesdienst hat stillgestanden:

Auch hat man seitdem bis zu dem (heutigen) Tage des 17. Jahres des Königs Darius Speisopfer, Weihrauchopfer und Ganzopfer in diesem Tempel nicht dargebracht.

Die genannten Opfer sind uns deshalb interessant, weil es die Opferarten der älteren Zeit sind. In Jerusalem war damals — so nehmen wir an — seit wenigen Jahrzehnten ein neues Gesetzbuch, der sogenannte „Priesterkodex" durch Esra eingeführt worden, in dem „Sünd-" und „Schuldopfer"

[1]) Josephus, Altertümer 11, 7. [2]) Neh. 13, 28. [3]) Josephus, Altertümer 11, 7 f.
[4]) Eduard Meyer, Entstehung des Judentums, S. 132 ff.
[5]) Jes. 2, 2 ff.; Sach. 14, 16 ff.

im Vordergrunde stehen. Nach Ägypten ist dies Gesetzbuch damals noch nicht gedrungen. Doch ist zu bemerken, daß dieselben Opferarten auch in den persischen Urkunden des Esra-Buches genannt werden[1]).

Nun das eigentliche Gesuch:

Nunmehr sprechen deine Knechte, Jedonja nebst Kollegen, und die Juden, alle Bürger von Jeb, also: Wenn es unserm Herrn gut scheint, kümmere dich um diesen Tempel, ihn wieder zu bauen, da man uns nicht erlaubt, ihn wieder zu bauen. Denke an diejenigen hier in Ägypten, die deine Wohltaten und Gnaden empfangen haben. Ein Schreiben werde von dir an sie gesandt betreffs jenes Tempels des Gottes Jâhû, ihn in der Festung Jeb wieder zu bauen, ebenso wie er gewesen ist.

Der Statthalter von Jerusalem wird natürlich nicht persönlich einschreiten können, aber er hat in Ägypten einflußreiche, jedenfalls persische Freunde, die ihm verpflichtet sind. Man kennt sie wohl: die Untertanen sind über die Beziehungen ihrer persischen Herren untereinander gut unterrichtet; aber man hütet sich, diplomatischerweise, sie mit Namen zu nennen. Die im folgenden übersetzte Urkunde beweist, daß speziell der Statthalter Arsham selbst zu diesen Freunden gehört hat. Diese soll er für den jüdischen Tempel in Bewegung setzen.

Nun folgen allerlei Versprechungen, die man bei dem ersten, erwähnten Schreiben an Bagôas nicht oder wenigstens nicht in solcher Höhe hinzugefügt hatte:

So wird man Speisopfer, Weihrauchopfer und Ganzopfer auf dem Altar des Gottes Jâhû in deinem Namen darbringen; und wir wollen zu jeder Zeit samt unsern Frauen und Kindern und allen hiesigen Juden für dich beten, wenn man also getan haben wird, bis dieser Tempel wiedererbaut ist.

Das heißt, sie versprechen ihm für den Fall der Gewährung ihres Gesuchs ihre Fürbitte, bis der Tempel wieder ersteht; dann aber, in seinem Namen auch zu opfern. Ganz parallel ist, was in der Urkunde des Darius Esra 6, 10 steht, daß der Tempel von Jerusalem wieder gebaut und darin für ihn und seine Söhne geopfert und gebetet werden solle. Auch in Ägypten haben die persischen Könige Opfer dargebracht und darbringen lassen[2]). Und in Jerusalem haben die Juden später auch für die Seleuciden[3]) und ebenso für die römischen Kaiser geopfert, bis der Aufstand losbrach[4]). Man hofft, daß auch Bagôas, obwohl ein Zoroastrier, für die Gnade, die er so bei dem Gott Jâhû erlangen wird, empfänglich sein wird: eine Notiz, bemerkenswert für den Synkretismus der Religionen jener Zeit.

Und ein Anteil soll dir zuteil werden vor Jâhû, dem Gott des Himmels, von jedem, der ihm ein Ganzopfer und (mehrere) Teilopfer darbringt, im Wert etwa von 1000 Knkr Silber[5]).

[1]) Esra 6, 3. 9; 7, 17.

[2]) Eduard Meyer, Entstehung des Judentums, S. 52. [3]) 1 Makk. 7, 33.

[4]) Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes. Bd. II, 3. Aufl., S. 303 f. — Josephus, Jüdischer Krieg 2,10, 17; gegen Apion 2,6.

[5]) Zur Übersetzung vgl. die Parallele Esra 7, 22 und in den Privaturkunden E 6.

Die Juden wollen sich also selber eine Opfersteuer auferlegen, die Bagoas, der Wohltäter des Tempels, erhalten soll. Ein Ganzopfer und mehrere Teilopfer werden auch sonst nebeneinander genannt. Eine ähnliche Opfersteuer hat Bagoas selber später dem Tempel von Jerusalem auferlegt. Die Höhe der angebotenen Summe können wir nicht angeben, da wir das Wort Enkr einstweilen nicht kennen. Enkr kann nicht = Kikkar = Talent sein, da 1000 Talente Silber, d. i. 6 Millionen Mark, bei weitem zu viel sein würden.

Und über das Gold, darüber haben wir die Botschaft und Mitteilung gesandt.

Die Worte sind nach Sachau wohl so zu verstehen, daß man zugleich mit diesem Schreiben eine Summe Goldes geschickt oder vielleicht sofort zu zahlen versprochen hat, worauf man hier schamhafterweise nur ganz kurz anspielt.

Alle diese Dinge haben wir in einem Schreiben in unserm eigenen Namen Delâjâ und Shelemjâ, den Söhnen des Sanballat, des Statthalters von Samarien, mitgeteilt.

Der Sicherheit wegen hat man noch an zwei vornehme Personen geschrieben. Es ist bezeichnend, daß das nicht der Hohepriester von Jerusalem ist! Man wird in den drei Jahren, wo man die Blicke angstvoll in die alte Heimat richtete, genugsam erfahren haben, um jetzt zu wissen, daß von den Priestern Jerusalems nimmermehr eine Hilfe zu erwarten ist. Aber man wendet sich an die Söhne des Sanballat. Dieser Sanballat, Statthalter von Samarien, ist jedem Bibelleser wohl bekannt: es ist der Feind des Nehemia, der den Bau der Mauern von Jerusalem zu verhindern suchte. Welche Überraschung für uns, ihm hier wieder zu begegnen! Durch die Nennung auch dieses Namens wird die Ansetzung unsrer Urkunde unter Darius II. über allen Zweifel sicher gestellt. Sanballats Konflikt mit Nehemia liegt damals um Jahrzehnte zurück. Zur Zeit unsrer Urkunde scheint er nicht mehr am Leben zu sein, da man nicht ihn selber, sondern seine Söhne angeht; wie denn auch nicht er selbst, sondern sein Sohn Delâjâ das Gesuch bewilligt hat. Sanballats Söhne haben die Statthalterschaft von ihrem Vater nicht geerbt, sind aber als vornehme Personen und als Führer der Gemeinde von Samarien zu denken. Sie führen Namen auf – jâ, ein Beweis, daß ihr Vater, der von Geburt noch kein Israelit war, sich als Jahve-Gläubigen gefühlt hat: dasselbe geht auch aus Nehemias Memoiren hervor [1]). Daß man gerade diese Männer bittet, ist ein Ausfluß schlauer Berechnung. Die samaritanische Gemeinde ist damals schon seit langer Zeit mit den Juden von Jerusalem aufs bitterste verfeindet. Mit Unbehagen hat die Bevölkerung des ehemaligen Nordreiches Tempel und Stadt aus den Trümmern erstehen sehen und alles getan, durch Denunziation bei der persischen Behörde oder durch andre Winkelzüge die Pläne der Jerusalemer zu vereiteln. Die großen Ansprüche der Männer von Jerusalem, die sich allein für die wahren Jahve-Gläubigen hielten, die das „Volk des Landes" als halbblütig verabscheuten und sogar die Verschwägerung mit ihnen verpönten, hatten sie schwer beleidigt.

[1]) Neh. 2, 20.

Vor Jahren hatten sie sich unter einem aus Jerusalem vertriebenen Manne, Manasse, Bruder des Jehôchânân, der Sanballats Schwiegersohn war, als selbständige religiöse Gemeinde organisiert und in Sichem einen eigenen Tempel gebaut[1]). Begreiflich genug, daß diese Samaritaner gern die Hand reichen würden, um das den Jerusalemern verhaßte Konkurrenzunternehmen in Ägypten zu unterstützen und den Widersachern so die ägyptische Kundschaft abzuschneiden. Und diese Berechnung hat sich als richtig erwiesen. Wieder aber sehen wir an diesem Beispiele, wie die Juden zusammenhängen, untereinander sich zanken und übereinander orientiert sind. In dem so viele Meilen entfernten Jeb weiß man, was zwischen Samarien und Jerusalem vorgegangen ist, und kennt die Namen der Beteiligten. Und man weiß auch, daß Sanballats Söhne vornehme Bekanntschaften in Ägypten haben und, wenn sie wollen, sehr nützlich sein können.

Auch hat von alledem, was uns angetan ist, Arsham nichts gewußt.

Dies versichern sie nochmals, denn, wenn Arsham die Zerstörung gewollt hat, wird Bagôas für den Bau des Tempels nichts tun können.

Am 20. Marcheschwân (November) des 17. Jahres des Königs Darius.

Es ist von vornherein wahrscheinlich, daß Bagôas dies Gesuch der Elefantiner bewilligt und für den Aufbau ihres Tempels gesorgt hat; denn warum hätte man auf dieses Schreiben so großen Wert gelegt und es mehrfach abgeschrieben, wenn nicht eben auf dieser Urkunde das Recht des Elefantinischen Tempels beruhte? Dafür spricht auch ein weiteres, gefundenes Blatt mit folgendem Inhalt:

Protokoll über das, was Bagôhî und Delâjâ (Sanballats älterer Sohn) mir gesagt haben, Protokoll wie folgt:

Es liegt dir ob, in Ägypten vor Arsham zu bestellen über das Altarhaus des Himmelsgottes, das in der Festung Jeb vor unsrer Zeit, vor Kambyses, gebaut worden war, das Waidrang, dieser Lechiter (?) im 14. Jahre des Königs Darius zerstört hatte, es an seiner Stätte wieder zu erbauen, wie es vormals gewesen ist. Speis- und Weihrauchopfer soll man auf diesem Altar darbringen, ebenso wie vormals getan zu werden pflegte.

Dies „Protokoll" ist nicht das Antwortschreiben der Adressaten, aber nach Sachaus sehr glücklicher Vermutung eine private Notiz, die der ungenannte Bote aufgesetzt haben wird, um des Wortlauts seines Auftrages sicher zu sein. Solcher mündlichen Bestellungen durch einen Dritten bedient sich eine Behörde, wenn sie eine Sache „offiziös" zu erledigen wünscht; das offizielle Einschreiten durch ein unter seinem Namen verfaßtes Schreiben, wie man es von ihm gewünscht hatte, wird Bagôas als untunlich abgelehnt haben. Dieser Bote wird derselbe Mann gewesen sein, den die Leute von Jeb nach Jerusalem gesandt haben, und der sich nun nach glücklich erledigter Audienz

[1]) Neh. 13, 28; Josephus Altertümer 11,7.

voller Freude zum Schreiben hinsetzt; er weiß es jetzt: sein Tempel ersteht aufs neue. Die Worte, die ihm aufgetragen wurden, schließen sich eng an das Gesuch an, wie es natürlich ist. Auch jetzt haben die Priester von Jerusalem für den Tempel von Jeb keinen Finger gerührt. Wie der Tempel von Jerusalem durch die großen Könige Cyrus und Darius wieder erbaut worden ist, so der unbedeutendere von Elefantine durch das Eingreifen eines persischen Statthalters; und mitgewirkt hat dabei eine Familie, die Jerusalem nicht wohlwollte und gerade deshalb den ägyptischen Tempel unterstützte.

Von den späteren Schicksalen des Tempels haben wir vielleicht noch eine Spur. Unter Ptolemäus VI. Philometor hat ein Mann hohenpriesterlicher Herkunft aus Jerusalem, Onias, mit Einwilligung des Königs einen neuen jüdisch-ägyptischen Tempel in Leontopolis im Norden des Landes, im Südosten des Deltas, gebaut (um 160). Das geschah etwa 250 Jahre nach unsrer Urkunde. Bei der Gründung dieses neuen Tempels machte er, wie wir bei Josephus[1]) hören, auch dies geltend, daß unter den Juden in Syrien und Ägypten ein Streit um die Heiligtümer bestehe. Onias hofft, diesen Streit der ägyptischen Juden um die Heiligtümer durch Schöpfung eines neuen ägyptischen Tempels zu beendigen. Er setzt also voraus, daß es auch in Ägypten bereits ein oder vielleicht gar mehrere jüdische Heiligtümer gegeben hat. Unter den ägyptischen Juden hielten die einen — so dürfen wir ergänzen — ein solches Heiligtum für ungesetzmäßig und zahlten die heiligen Abgaben nur nach Jerusalem, die andern aber hielten es für verehrungswürdig Aus unsrer Urkunde haben wir ein solches Heiligtum vor Onias kennen gelernt; es ist der Tempel von Jeb, den dann eben diese Tempelgründung des Onias verdunkelt haben wird: Josephus weiß von diesem älteren Tempel nichts mehr.

Noch zu Philos Zeit wohnten Juden „bis an die Grenzen Äthiopiens“[2]): das waren die Nachkommen der Männer von Jeb.

Wir haben gesehen, welche Fülle von Licht diese Urkunde ausstrahlt: die Religionspolitik der persischen Behörden, die Reibungen unter den Religionen der Provinzialen, die Situation der Juden im persischen Reich sind uns daraus wie durch einen Scheinwerfer plötzlich beleuchtet worden. Das Wichtigste aber daran ist wohl dies, daß wir daraus das Alter der ägyptischen Judenschaft, die unter der griechischen und römischen Herrschaft eine so bedeutsame, ja eine weltgeschichtliche Rolle spielen sollte, jetzt kennen gelernt haben. Die Geschichte des Judentums — so können wir geradezu sagen — verläuft von der Zerstörung Jerusalems an auf drei Schauplätzen: in Babylonien, Palästina und Ägypten. — Bedeutsam ist es auch, was uns die Urkunde über einige alttestamentliche Schriften lehrt. Die im Buche Esra erhaltenen persischen Urkunden in aramäischer Sprache, deren Echtheit bisher bestritten, wenn auch durch Eduard Meyer glänzend verteidigt worden war, sind der unsrigen im amtlichen Sprachgebrauch wie besonders im Inhalt so nahe verwandt, daß

[1]) Altertümer 13, 3. [2]) In Flaccum § 6, Mang. II, 523.

ihre Echtheit jetzt nicht mehr fraglich sein kann. — Wenig erfahren wir aus der neuen Quelle über die jüdische Religion; aber dies Wenige ist von großem Wert. Die Männer von Jeb haben es gewagt, einen neuen Tempel zu bauen, der dem salomonischen nicht ähnlich war. Ganz anders Jahrhunderte später Onias, der den Tempel von Jerusalem nachahmte. In der Zeit der Tempelgründung von Jeb gab es fromme und eifrige Juden, die dem Gott ihrer Väter treu waren, aber noch nicht wußten, daß es außer Jerusalem kein andres Heiligtum geben könne. Das Gesetz des Deuteronomiums, das diese Bestimmung enthielt (623), war, als sie ihrer Zeit aus Palästina auswanderten, noch jung und wurde von ihnen nicht besonders geschätzt: eine wichtige Bestätigung unsrer Pentateuchkritik. So stimmt also ihr religiöses Verhalten und das Datum über das Alter ihres Tempels sehr gut zusammen. Ebenso lässig waren sie in der für das Judentum so wichtigen Frage, ob man sich mit den fremden Bevölkerungen verschwägern dürfe. Solche Verschwägerungen, die schon im Deuteronomium verboten sind[1]), und die Esra für so abscheulich hielt[2]), sind in Jeb nach den Kontrakten vorgekommen. — Anderseits sagt die Urkunde da, wo sie die Ausstattung des Tempels aufzählt, höchstens vielleicht von den „Säulen" abgesehen, nichts von Gottesbildern oder heiligen Symbolen, wie sie doch im alten Israel so häufig gewesen waren: es ist die Polemik der Propheten, die dies „Heidentum" aus Israel gefegt hat.

Und was haben wir noch von zukünftigen Funden zu erwarten? Sicherlich hat man doch in Jeb heilige Schriften besessen! Schriften der Propheten, vor allem des Jeremia, an denen man sich aufgerichtet und getröstet, Psalmen, die man im Tempel gesungen hat, Erzählungen aus der alten Zeit und Gesetze. Noch wagen wir es nicht, uns auszumalen, was der Boden von Elefantine noch alles enthalten kann. Dürfen wir nun hoffen, daß nach diesen glänzenden Funden in Ägypten die deutsche Orientgesellschaft *auch in Palästina* graben lassen wird[3])? Ist doch das, was die Bibel unmittelbar betrifft, wichtiger als alles, was man in Assyrien, Babylonien oder Kleinasien finden kann.

---

[1]) 5 Mose 7, 1 ff. [2]) Esra 9 f.

[3]) Die Deutsche Orientgesellschaft sollte von dem regen Interesse aller Gebildeten getragen werden. Beitrittserklärungen sind zu richten an Herrn Dr. Br. Güterbock, Berlin W 10, Viktoriastraße 33.

David Friedrich Strauß.

Zum hundertsten Gedächtnistag seiner Geburt.

Von

Hermann Fischer.

Als Strauß am 8. Februar 1874, müde und in selbstgewählter Zurückgezogenheit, die Augen geschlossen hatte, da entbrannte noch über seiner Leiche ein erbitterter Kampf. Wenn nunmehr am 27. Januar 1908 sein Geburtstag zum hundertsten Male wiederkehrt, da wird es wohl ziemlich still sein. Die Fragen, zu denen der junge Mann und wieder der Sechziger das Wort genommen hatte, werden nie aufhören, die Welt zu bewegen, aber sein Name wird dabei wenigen mehr auf die Lippen kommen; und wenn sein Freund Vischer in den Herzen von hundert Schülern gerade seiner letzten Lebenszeit fortlebt, so ist es dem andern nicht so gut geworden, dem das Geschick nur die Tätigkeit des Schriftstellers, nicht die öffentliche Wirksamkeit vergönnt hat. Und doch hat er es verdient, daß man seine Gruft schmücke nicht nur mit dem Lorbeer, der dem Manne der wissenschaftlichen Tat gebührt, sondern auch mit dem Blumenkranze, den wir dem Schriftsteller und Künstler weihen.

Seit die autobiographische Skizze, die im ersten Bande von Strauß' Werken steht, durch seine von Eduard Zellers Meisterhand ausgewählten Briefe Vervollständigung und wärmere Lokalfarbe bekommen hat, sehen wir tiefer in die Geheimnisse eines Herzens hinein, das mit keuscher Sprödigkeit nur wenigen sich erschlossen hat. Und wenn wir schon im Knaben und Jünglinge den Spuren später entwickelter Geistesart gerne nachgehen, so können wir gerade bei Strauß schon frühe die Elemente seiner fertigen Persönlichkeit deutlich erkennen. Wie gerne flüchtet er sich in Briefen und andern Aufzeichnungen, etwa den zur Konfirmation seiner Tochter niedergeschriebenen, in seine Ludwigsburger Jugendzeit zurück — und vor allem zu seiner Mutter! Vom Vater hat er die härteren Züge seines Charakters, die Schroffheit, Unbiegsamkeit, nicht minder aber wohl auch den Ordnungssinn, die Freude am Kleinen, an einer gewissen netten Sauberkeit, wie sie dem Imker eigen ist — Strauß selbst hat ihn in dieser Tätigkeit geschildert —

und wie sie aus der Anlage und Ausführung seiner eigenen Schriften uns entgegentritt. Aber zwischen Sohn und Vater hat sich kein näheres Verhältnis entwickelt; um so mehr eine innige Liebe zu der Mutter, deren gemütvolles, die Welt heiter erfassendes Wesen seinem schweren Temperamente, das in jähem Zorn aufwallen, dauernd hassen oder kalt verachten, aber nicht mit befreiendem Humor sich über die Hindernisse wegsetzen konnte, zur wohltätigsten Ergänzung diente.

In Blaubeuren und Tübingen hat dann Strauß von 1821—1829 das Glück gehabt, in einem Freundeskreise zu stehen, wie er sich selten wieder zusammenfinden wird. Er selbst hat in dem Buche über Märklin diesen Kreis geschildert, und dessen bedeutendstes Mitglied, Friedrich Vischer, hat in seinem Aufsatz über „Strauß und die Württemberger" den Charakterkopf des Freundes mit sicherer Hand umrissen. Schon damals erfahren wir von der ungestümen, oft unduldsamen Leidenschaft, mit der er seine Gedankenwege geht. Nach Jugendart wechselt er in rascher Folge seine wissenschaftliche Liebe. Schon als Student hat er mit der Gabe eines rasch und leicht Lernenden sich die ungeheure Belesenheit erworben, die gleich an seinem ersten Buche in Erstaunen setzt; schon damals — und damals ausschließlich — sich um die höchsten Fragen bemüht. Das Studium Schellings und Jakob Böhmes zog ihn zu einem pantheistischen Mystizismus hin; wenn er auch den Geistergeschichten des zeitlebens ihm befreundeten Justinus Kerner keinen Köhlerglauben schenkt, so doch die Anerkennung eines richtigen Kerns, und ein in der Stille entstandenes geistliches Gedicht zeigt ihn ganz auf den Blumenpfaden Schmolcks und des Cherubinischen Wandersmannes, dessen unübertreffliche Fassung pantheistischer Ideen es ihm noch später angetan hat. Eine Wendung trat ein durch das Studium Hegels, der kurz vor seinem Hingang die tiefste Wirkung auf die jungen Denker seiner schwäbischen Heimat zu üben begonnen hat. Es ist ja gottlob nicht mehr Sitte, von Hegel „wie von einem toten Hunde" zu reden; wir verstehen wieder die Begeisterung, mit der die damalige Jugend glaubte, die abschließende Weltphilosophie gefunden zu haben. Bei Strauß aber hat der Hegelianismus nicht nur für den positiven Inhalt seines Denkens in der nächsten Zeit bestimmend gewirkt; er ist auch später von dem monistischen Grundzug des Denkens nicht weggekommen, und als der positive Gehalt jener Philosophie von ihm ad acta gelegt war, mußte er notwendig glauben, daß nach dieser äußersten Leistung der Philosophie überhaupt keine Spekulation mehr möglich sei.

Die anderthalb Jahre bis zum Frühjahr 1832 sind durch ein kurzes Vikariat, eine Professoratsverweserei in Maulbronn und die übliche wissenschaftliche Reise nach Norden ausgefüllt, die Strauß zu den Füßen des Meisters führen sollte, aber bald an sein offenes Grab geführt hat. Seine Briefe zeigen, wie er sich immer tiefer in den Geist jener Spekulation einzudringen bemüht. Von einer Entfremdung gegenüber dem kirchlichen Beruf ist dabei keine Rede; die Skrupel, die sein Freund Märklin sich darüber macht, sucht er ihm auszureden, des festen Glaubens, daß die freiere spekulative Auffassung und das Seelsorgeramt sich wohl vertragen, und voll Freude über

die praktischen Aufgaben des Berufes. Aus einer Familie und aus einem Lande hervorgegangen, dem bürgerliche Rechtlichkeit und Wohlgeborgenheit alles ist, wird er später den Verlust dieser Güter um so tiefer fühlen.

Im Mai 1832 wurde Strauß Repetent am Tübinger Stift. Die Repetenten hatten damals das unbeschränkte Recht, Vorlesungen zu halten, und Strauß hat mit seinen philosophischen Kollegien einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt; seine Logik, in der er in Hegels System einführte, hatte die damals unerhörte Zahl von über hundert Zuhörern. Möglich, daß persönliche Konflikte, vielleicht ein herausforderndes Auftreten Straußens im Rausche seines Erfolges hinzukam: es wurde 1832 und 1833 amtlich erwogen, ob den Repetenten, die gar nicht von der akademischen Behörde berufen werden, das die ordentlichen Lehrer schädigende Vorlesungsrecht belassen oder eingeschränkt werden solle. Das Inspektorat des Stifts nahm sich seiner Repetenten wacker an; ob wohl Strauß erfahren hat, daß sein späterer Gegner Steudel am wärmsten für das Recht der Repetenten und für das Interesse, das die Universität an ihren Vorlesungen habe, eingetreten ist? Das Ende war, daß die Vorlesungen den Repetenten belassen wurden, aber nicht als offiziell gelten, den Stiftlern ein solches Kolleg nicht als Pflichtkolleg gerechnet werden solle. Ähnlich, nur noch mehr eingeschränkt, ist die Sache noch heutigen Tages. Gegen die genannte Einschränkung war gar nichts zu sagen; töricht und plump war, daß sie gerade angesichts eines großen Erfolges seitens eines Repetenten gefordert wurde. Man wird es Strauß und seinen Kollegen nicht verargen dürfen, wenn sie darin nicht eine sachlich berechtigte Organisationsfrage des akademischen Unterrichts erblickten, sondern eitel Konkurrenzneid. Der am meisten betroffene und gewiß auch am meisten gemeinte Strauß, schroff in seinem Stolz, wie wir ihn noch mehr kennen lernen werden, hat alsbald aufgehört, überhaupt Vorlesungen anzukündigen.

Er konzentrierte nunmehr seine ganze Kraft auf das kritische Werk, das seinen Namen durch die Welt tragen sollte. Von seinem „Leben Jesu" erschien der erste Band im Mai 1835, der zweite im Oktober. Man kann sich heute kaum mehr eine Vorstellung von der Aufregung machen, die es in der theologischen Welt hervorgebracht hat. Es steht zeitlich in der Mitte der großen Ereignisse, die in den dreißiger Jahren der deutschen Philosophie und Theologie ein andres Gesicht gegeben haben; schon 1830 waren Feuerbachs „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" erschienen, 1831 ist Hegel, 1834 Schleiermacher gestorben, und 1838 erhielt der Jung-Hegelische Radikalismus sein Organ in den Halleschen Jahrbüchern.

Die Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Berichte war schon früh angefochten worden; die Arbeit des Hermann Samuel Reimarus, die das am gründlichsten getan hatte, hat Strauß siebenundzwanzig Jahre später in einem eigenen Buche mit sichtlichem Wohlgefallen behandelt. Aber vollständig und methodisch ist erst Strauß vorgegangen. In einer fast pedantisch schematischen Art geht er allen Einzelheiten nach. Er zeigt die Unmöglichkeit, die widersprechenden Darstellungen der einzelnen Evangelisten nebeneinander

als historische Wahrheit bestehen zu lassen. Dann weist er die verschiedenen alten und neuen Versuche zurück, aus diesem Labyrinth herauszukommen. Weder mit der Auskunft derjenigen ist es getan, die, um Hauptsachen zu retten, Kleineres über Bord werfen, noch vollends mit der rationalistischen Erklärungsweise, wonach an den Erzählungen übernatürlicher Vorgänge das Übernatürliche nur in der Auffassung der alten Erzähler existiert, die Vorgänge selbst historisch sind. Strauß hat mit einem fundamentalen Satz philologischer Kritik Ernst gemacht: ehe man den Inhalt einer Darstellung auf seinen Wert hin bestimmt, muß man klarstellen, was der Verfasser hat sagen wollen. Wenn nun aber die evangelischen Berichte so, wie sie da sind, nicht historisch sein können, weil sie sich widersprechen, so sind sie wohl ganz oder doch zum Teil, soweit sie nämlich Wunderbares enthalten, ein Werk frommen Betruges? So lautet wohl meist das landläufige Urteil der „Ungläubigen", so hatte Reimarus, zeitweilig auch Lessing geurteilt. Nein, sagt Strauß, und das hat er nun, nachdem andre, wie Schelling, Anläufe dazu genommen, systematisch durchgeführt: wir haben es hier mit gutgläubig entstandenen Mythen, mit Deutungen alttestamentlicher Stellen auf Jesum durch die erregte Phantasie seiner Anhänger zu tun. Freilich, wie weit diese Auslegung bewußt, wie weit sie instinktiv gearbeitet hat, wird schwer zu sagen sein; ihr guter Glaube ist nicht anzufechten.

Wäre es aber nicht notwendig gewesen, um nach dem vorhin genannten Grundsatz die Meinung jedes Evangelisten genau festzustellen, zuvor rein literarische Quellenkritik an ihnen zu üben, ihre zeitliche Folge, ihre Abhängigkeit voneinander und von andern, die Tendenzen und Charaktere der einzelnen Erzähler ins Licht zu stellen? Nicht lange, nachdem das Leben Jesu erschienen war, hat Straußens großer Lehrer Baur dieses Werk einer neutestamentlichen Quellenkritik und Literaturgeschichte unternommen. Hätte Strauß nicht warten sollen, bis diese Arbeit getan war, oder sie selbst in die Hand nehmen? Ansätze dazu finden sich bei ihm in der Erkenntnis, daß die verschiedenen Evangelisten Leute sehr verschiedener Art sind, daß also ein Bericht bei Matthäus anders zu beurteilen ist als bei Lukas oder gar bei Johannes. Das genügt nun freilich nicht; aber zwischen der Kritik des Inhalts und der des Schriftwerks ist eben überhaupt kein einseitiges, sondern ein Wechselverhältnis. Nur dann wird die erste der letzteren ganz und gar nachfolgen müssen und können, wenn Verfasser, Zeit und Entstehungsumstände der Schrift uns zuvor genau bekannt sind — und das ist eben bei den Evangelien nicht der Fall.

Die strenggläubige Theologie konnte gegen das alles sagen, daß gegenüber geheiligten, geoffenbarten Schriftwerken alle menschliche Kritik umsonst und im voraus verdammt sei. Wer so redet, der hat gewonnenes Spiel: contra principia negantem non est disputandum. Aber in dieser Weise hat auch die positive Theologie nicht immer geredet, weder in der katholischen Kirche, welche es mit dem Begriff der Inspiration leichter nehmen konnte, noch auch in der lutherischen, deren temperamentvoller Gründer es nicht für Sünde gehalten hat, im Buch Hiob eine schöne lehrreiche Parabel und im

Jakobusbrief eine stroherne Epistel zu finden; nur die für Strauß in den Augen Denkender ungefährlichsten Gegner, denen auch er ein willkommenes Mene Tekel war, wohin die Kritik führen müsse, die um Hengstenberg und die Herren vom Calwer Bibelverlag, haben sich in solcher Rede behagt. Wenn Strauß sich die Freiheit genommen hat, die Evangelisten wie jeden andern Geschichtschreiber kritisch zu betrachten, so hat er damit nur von einem selbstverständlichen Menschenrechte Gebrauch gemacht.

Ich bin kein Theologe und weiß nicht, wie viel Bleibendes, wie viel Vergängliches an Straußens Buch ist. Daß Einwände möglich, Ergänzungen notwendig seien, hat er selbst nicht geleugnet. Er hat in den folgenden Auflagen das eine und andre berücksichtigt, hat in den „Streitschriften" nicht nur Angriffe abgewehrt, sondern die Sache weiterzuführen versucht. Er hat insbesondere auf den Einwand, seine Schrift habe von Jesu Person und Leben gar nichts übriggelassen, geantwortet, es sei nicht seines Amtes gewesen, zu untersuchen, was etwa übrigbleibe. Als später Bruno Bauer ihn als einen auf halbem Wege stehen gebliebenen hinstellte und die Person Jesu für ein rein mythologisches Gebilde verkaufen wollte, da triumphierte die Rechte, daß damit die Konsequenz und Selbstvernichtung der Straußischen Kritik gefunden sei. Strauß konnte dazu lächeln, er mußte sich aber doch sagen, daß er solchen Folgerungen zu wenig deutlich vorgebaut hatte. Als er später wieder zu theologischen Studien zurückkehrte, machte er sich mit der inzwischen rasch angewachsenen neutestamentlichen Forschung bekannt und ließ 1864 sein „Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet" erscheinen. Hier hat er nun nicht bloß zu der Evangelienkritik Bauers und andrer Stellung genommen, sondern auch die Persönlichkeit Jesu nicht ohne Liebe gezeichnet. Das Werk war ein Fortschritt über das erste hinaus. Aber es war eines von vielen; gab es doch eine Zeit, wo ein Theologe kein rechtes Kreditiv für seinen Beruf zur Wissenschaft zu haben meinte, wenn er kein Leben Jesu geschrieben hatte. Das Leben Jesu von Strauß, dasjenige, das in der Geschichte der Wissenschaft einen Abschnitt gemacht hat, ist das von 1835.

Als der zweite Band des Werkes erschien, war Strauß nicht mehr Repetent. Mit einer mehr als wunderbaren Geschwindigkeit fand der Stuttgarter Studienrat heraus, daß das Werk, obwohl es unter der Erwartung stehe, zu der Talente und Kenntnisse des Verfassers berechtigt hätten, seine Stellung als Leiter theologischer Jugend unmöglich mache — die Vorrede des ersten Bandes war vom 25. Mai, der Erlaß vom 11. Juni 1835. Strauß rechtfertigte sich, aber er ging. Bis zum Herbst vollendete er in Tübingen den zweiten Band und trat dann eine Amtsverweserei am Ludwigsburger Lyzeum an, die er im Dezember 1836 aufgab, nicht wegen Unzuträglichkeiten im Amte, sondern weil neben dem unduldsamen Vater seines Bleibens in der Heimatstadt nicht war. Fast sechs Jahre wohnte er dann in Stuttgart, ein Leben stiller Arbeit und begierigen Kunstgenusses. Strauß selbst hat später die sechs Jahre die glücklichsten seines Lebens genannt, weil damals die Schmerzen der Folgezeit noch nicht an ihm nagten: auf die Länge konnte ihn das Gelehrtenstilleben nicht befriedigen.

Zunächst war er noch mit seiner ganzen Seele in dem Kampfe, den sein Buch erweckt hatte. Die Nachfrage war so groß, daß innerhalb der fünf Jahre nach 1835 drei neue Auflagen nötig wurden. Aber auch die Polemik war stark hinter dem Buche her; Strauß hatte sie selbst verschärfen geholfen, indem er, voll Entrüstung über seine Amtsentsetzung, die zweite ihm in Tübingen widerfahrene Kränkung, am Schluß des zweiten Bandes erklärt hatte, daß modernes Denken und geistliches Amt unvereinbar seien. Seine eigene Kampflust hat sich in seinen drei Heften „Streitschriften" 1837 Luft gemacht. Er hatte sich hier gegen Angriffe aus recht verschiedenen Lagern zu wenden und hat auch wohl selbst einmal den Angriff als die beste Parade vorgezogen. Es ist fast von all den Männern, denen seine Hiebe galten, seither sehr still geworden; aber es waren Leute, die bis dahin auf den jungen Mann recht erhaben herunterzusehen gewohnt waren. Sehr human hat er seine Hiebe nicht ausgeteilt, nach Lessings Streitschriften wird kaum eine Polemik mit so sieghafter Grobheit, mitunter auch diabolischer Schadenfreude geführt worden sein: verlange einer Humanität und zarte Rücksicht von einem, dessen bürgerliche und Gelehrten-Ehre so wie die seinige angetastet worden ist! Aber die Angriffe haben doch auch noch eine andre Wirkung auf Strauß gehabt. Er ist eben damals beflissen, von seinen eigenen Thesen so viel zu mildern, als möglich ist; er hat das namentlich in der dritten Auflage des Lebens Jesu getan, ebenso in den „Zwei friedlichen Blättern", die er 1839 ausgehen ließ, und deren zweites „über Vergängliches und Bleibendes im Christentum" manchmal nicht bloß den Eindruck der Friedfertigkeit, sondern leicht auch den zu großer Nachgiebigkeit macht. Den guten Willen, den damals eine Freundin an ihm lobte, den hat er gezeigt; aber der gute Wille pflegt nicht honoriert zu werden. Die traurige Züricher Affäre hat diesem Rückzugsgefecht, das Strauß nicht unter seine Ruhmestitel zählte, ein Ende gemacht.

Schon 1836 war davon die Rede gewesen, ihn als Professor der Theologie nach Zürich zu berufen. Drei Jahre später kam diese Berufung wirklich zustande, aber wie! Das Leben ist oft bunter als der tollste Roman. Die Fakultät in ihrer Mehrheit war gegen Strauß gewesen, im Erziehungsrat hatte er durch Stichentscheid die Majorität bekommen; der große Rat wählt ihn mit starker Majorität, Strauß nimmt an. Aber nun erheben sich die kirchlichen Gemeinschaften dagegen; der große Rat, der zunächst noch an Strauß festhält, findet nur den Ausweg, seine Pensionierung zu beantragen; sie erfolgt. Als Strauß von diesen Dingen Kunde erhielt, kam er eben vom Sterbelager seiner Mutter, die am 19. März 1839 dahingegangen war. Er konnte eins zum andern legen; auch der jämmerliche „Straußenputsch", der im Herbst des Jahres als Satyrspiel der Tragikomödie des Frühjahrs folgte und Zürichs Namen auf lange zum Gespött machte, konnte ihm kaum mehr ans Herz greifen. Das Lehramt, das ein öffentliches Dokument des Zutrauens zu dem Menschen und Forscher ist, ist ihm verschlossen; alte Freunde wenden sich von ihm ab, denn sein Umgang kann diskreditieren; andre, wie Vischer, sind entfernt. Die einzige Person, zu der er sich stets flüchten konnte, liegt im Grabe. Damals ist sein unversöhnlicher Haß gegen alles Theologische fertig geschmiedet worden.

Ein Erzeugnis dieser Zeit war die zweibändige „Christliche Glaubenslehre", in den zwei Wintern 1839 auf 1840 und 1840 auf 1841 in Stuttgart entstanden. Äußerlich ähnlich angelegt, mit derselben Belesenheit und Umständlichkeit wie das Leben Jesu geschrieben, will das Buch die christliche Dogmatik geschichtlich und „in ihrem Kampfe mit der modernen Wissenschaft" darstellen. Es hat wenig Beachtung gefunden und keine zweite Auflage erlebt; dem großen Publikum war es zu gelehrt, den Theologen wird es wenig Neues gesagt haben.

Im selben Jahr, in dem der erste Band erschien, bestieg Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron. Es folgte, was jedermann kennt: das Regiment der Hengstenberg, Hoffmann und Genossen, das weit gemäßigtere Männer als Strauß in die Opposition oder in den Schmollwinkel getrieben hat. Strauß hat sich, wenige Gelegenheitsäußerungen abgerechnet, an der theologischen Debatte zwei Jahrzehnte lang nicht beteiligt. Aber sein Haß, wenn man es nicht Verachtung nennen will, ist ihm geblieben und hat auch die achtundvierziger Bewegung, die ihm ein andres Ziel geben konnte, überdauert. Die Arbeit an der Biographie Huttens, der Aufenthalt in Heidelberg im häufigen Umgang mit Gervinus, das Benehmen der Orthodoxen gegenüber dem Schillerjubiläum haben ihn allmählich wieder aus seinem Stillschweigen herausgelockt. Während er aber noch 1848 Gervinus gegenüber den theologischen Liberalismus als notwendige Ergänzung des politischen gefordert hatte, lautete die Losung bald anders. In der Vorrede zu der Übersetzung von Huttens Gesprächen 1860 klingt schon ein höhnischer Ton gegen alles, was Theologie heißt, und als vollends in Baden der Kampf zwischen Orthodoxie und Liberalismus entbrannte, da schrieb er 1865 gegen Schenkel „Die Halben und die Ganzen" und wollte sich die Orthodoxen, ähnlich wie das Lessing wohl geäußert hatte, als ganze Charakterköpfe noch lieber gefallen lassen als ihre Gegner. Vischer, der in seinen wissenschaftlichen Anschauungen und in der sehr mitleidigen Einschätzung der Liberalen nicht weit von ihm entfernt war, der aber Wissenschaft und Leben besser zu scheiden wußte, gab ihm sehr deutlich zu verstehen, daß er damit nur Wasser auf die Mühle der Rechten geleitet hatte.

Nicht minder hat das Strauß sieben Jahre später mit seinem „Alten und neuen Glauben" getan. Es war schon früh seine Absicht gewesen, eine Kritik der christlichen Ethik zu schreiben; die Glaubenslehre hatte diesem Plan den Rang abgelaufen. Nun aber taucht in Briefen die Idee auf, der Welt ein Testament seiner Weltanschauung zu hinterlassen. Unter der Nachwirkung der Erfolge von 1871, in dem Gefühl, daß die deutsche Kultur nun ein Letztes und Höchstes errungen habe, ist das Buch 1872 erschienen, hat mehrere Auflagen gefunden, ist von solchen, die jenes Siegesgefühl der Modernität teilten, verschlungen und gepriesen, von den Vertretern der verschiedensten philosophischen Standpunkte beklagt worden; seinen Verfasser, der körperlich schon leidend, gegen die sachlichsten Einwände intolerant geworden war, hat es mit dem einzigen Altersgenossen entzweit, dessen Urteil noch von Gewicht sein konnte, mit Friedrich Vischer.

Wer das Buch damals gelesen hat und heute wieder zur Hand nimmt, der mag recht verschiedene Empfindungen haben: daß doch manches Schöne drin steht, noch mehr aber, daß eigentlich gar nichts Neues drin steht. Es stand auch schon 1872 nichts Neues darin. Zunächst sollte das auch gar nicht der Fall sein. Strauß gibt im Anfang populäre Auszüge aus seiner alten Kritik biblischer Dogmen und theologischer Vorstellungen. Dann aber geht er mit Hilfe moderner Naturwissenschaft, in specie des Darwinismus, dazu weiter, Grundlinien einer modernen untheologischen Weltanschauung zu ziehen und endlich die Frage zu beantworten: „Wie ordnen wir unser Leben?" Namentlich gegen diesen letzten Abschnitt hat sich Nietzsches furchtbare Kritik gerichtet. Gegen ihn wendet sich das Wort „Bildungsphilister", das Nietzsche damals geprägt hat, und ich wage nicht zu sagen, daß er damit unrecht gehabt habe. Dieser Teil des Werkes hat in der Tat hippokratische Züge, bei aller stilistischen Frische, die auch dem alternden Schriftsteller nicht abhanden gekommen ist. Und doch sollte das gerade das Neue an dem Buche sein. Wenn der junge Kritiker die schwunglose Sattheit des Bildungsideals und das Zitat „So leben wir, so wandeln wir beglückt" bespöttelte, so konnte er noch nicht einmal wissen, wie wenig subjektiv wahr dieser Satz war; denn erst Straußens Briefe haben uns die ganze schmerzliche Öde seiner letzten Jahre kennen gelehrt, die sich nur deswegen ruhiger gibt als früher, weil die Resignation des Alters und gebrochene Körperkraft den Ton gedämpft hat. Jedoch inneres Glück ist eine eminent persönliche Sache und bei den verschiedensten Weltanschauungen möglich so gut wie das Gegenteil; nur daß es gerade bei der von Strauß entwickelten sich leichter und wahrscheinlicher ergeben werde als bei andern, das wird man sich nicht einreden lassen. Weit schlimmer ist, wenn Strauß nun glaubt, mit dem Kredo des Darwinismus die Lösung des Welträtsels gefunden zu haben; nicht nur Darwin ist weit vorsichtiger gewesen — ihm wird englische Vorsicht gegenüber dem Kirchendogma nicht ganz fremd gewesen sein —, noch mehr hat Dubois-Reymond mit seinem „Ignorabimus" gezeigt, wie ein echter, der Grenzen seines Erkennens sich bewußter Naturforscher über solche Dinge reden muß.

Im Grunde ist das philosophische Ergebnis des Alten und Neuen Glaubens, wenn man den naturhistorischen Aufputz und die ethischen Folgerungen wegnimmt, kein andres als das der alten Glaubenslehre von 1840. Auch dort war Strauß tatsächlich bei der Negation angekommen. Wenn im Leben Jesu noch immer die Perspektive geöffnet blieb, daß das eingerissene Gebäude mit Hilfe der Hegelschen Philosophie glänzender, solider und wohnlicher aufgebaut werden könne, so hat man fünf Jahre später schon den Eindruck, daß die Zeit der Hegel-Gläubigkeit für Strauß abgelaufen oder doch im Ablaufen sei. Was blieb dann noch? Nichts, außer der ganz allgemeinen Erkenntnis, daß hinter dem, wie uns die Dinge der Welt erscheinen, irgend etwas stecken müsse. Wenn man gegen den Alten und neuen Glauben gesagt hat, daß er im Nihilismus endige, denn man könne niemand zumuten, in seinen Lehren etwas Positives zu finden, etwas, was eine wirkliche Befriedigung vollständig gestillten Geisteshungers gewähre, so war das schon

bei dem Werke von 1840 ebenso, nur daß Strauß damals sagen konnte, er wolle ja gar keine positiven Resultate geben.

Wenn das gesagt sein muß, so soll es beileibe nicht so viel heißen, daß etwas Positives herauskommen müsse, weil der Mensch etwas Positives brauche, daß man, mit dem alten Worte zu reden, Gott erfinden müßte, wenn er nicht wäre. Und auch mit der Hofratsweisheit wollen wir nicht anrücken, daß man so was denken, aber nicht sagen dürfe. Gewiß nicht! Aber kein noch so scharfsinniger Kritiker theologischer Dogmen kann leugnen, daß Religion besteht. Nicht ihr äußerliches Bestehen meine ich; daß sie bei den Allermeisten äußerliche Gewohnheit oder auch Politik ist, wer leugnet das? — es trifft ja ohnehin auf Moral, Kunst und alles mögliche andre, was Strauß nicht verwirft, ebenso zu. Aber daß es Menschen gibt, bei denen religiöse Empfindung und eine felsenfeste Überzeugung von deren realer Grundlage eine innere Macht ist, und daß unter ihnen nicht bloß die Geistlich-Armen, sondern auch Männer der reichsten und höchsten Bildung sind, die in bezug auf Dogmatik, auf Schriftgläubigkeit, auf äußeres Kirchen- und Staatswesen einem Strauß an Freiheit der Kritik nicht nachstehen: sollte das Strauß ganz übersehen haben? Es muß wohl so sein, daß die gemachten Erfahrungen ihn dagegen blind gemacht haben; denn auch der früher von ihm hochgestellte Schleiermacher ist ihm 1860 nicht viel mehr als ein recht schlauer Dialektiker und Politiker. Sein alter Freund, der Pfarrer Rapp, wurde beschimpft und von der Behörde gemaßregelt, als er Strauß zum Gast hatte; wie stimmte es denn zu Straußens Ansichten, mit Angehörigen einer solchen Menschenkaste in Freundschaft zu stehen?

Ist das Gesagte richtig, so mußte sich Strauß doch den Versuch auferlegen, die Existenz religiöser Vorstellungen zu erklären, statt solche Vorstellungen bloß um- und wegzudeuten. Ehe er fragte: „haben wir noch Religion?“, mußte er fragen: warum gibt es Religion? Er hat das weder 1840 noch 1872 ernstlich gefragt, und doch war diese Frage von alter Zeit her oft genug gestellt und verschieden genug beantwortet worden. Mochte immerhin das Resultat das sein, das Feuerbach gezogen hat, mochte herauskommen, daß die Religion nur aus selbstsüchtigen menschlichen Trieben entstandene Selbsttäuschung sei: was geht es uns an, was bei einer Untersuchung herauskommt? vorausgesetzt nur, daß wir ihre Notwendigkeit erkannt haben.

Der Grund, warum Strauß die Notwendigkeit jener Frage nicht erkannt hat, ist nicht schwer zu finden. Die Worte auf dem Titel seiner Glaubenslehre „in ihrem Kampfe mit der modernen Wissenschaft“ stehen nicht umsonst da. Sie zeigen, daß Strauß geglaubt hat, es gebe eine moderne Wissenschaft, die mit jenen höchsten Fragen ein für allemal, sei es im positiven, sei es im negativen Sinne, abgeschlossen habe. Diese moderne Wissenschaft war ihm noch 1835 durch die Philosophie Hegels, später — und die Tendenz dazu zeigt sich schon 1840 — durch die Naturwissenschaft repräsentiert, deren bedeutendste Leistungen uns doch stets nur bis vor die Tür der Metaphysik führen und dort so ratlos wie früher stehen lassen. Man sollte meinen, gerade für einen, der wie Strauß 1840 die ganze Dogmengeschichte Revue

passieren ließ, hätte sich eine Beobachtung von selbst ergeben müssen: die logisch-dialektischen Zweifel am Dogma sind so alt wie das Dogma selbst; die Summe von Geist und Verstand, die auf diese Fragen verwendet ist, war in alter Zeit keine geringere als heutzutage, und so ist auch gewiß, daß diese Fragen in den alten oder in neuen Formen immer wieder auftauchen werden. Immer wieder wird das religiöse Bedürfnis zu positiven Glaubenssätzen transzendentaler Natur führen, immer wieder wird der prüfende Verstand sie metaphysisch umdeuten oder dialektisch vernichten, und immer werden sie wieder erstehen. Ob diese Betrachtung tröstlicher als die Straußische, ob sie den Wächtern der Kirche genehmer ist, das ist sehr gleichgültig; richtig ist sie, das hat die Geschichte gelehrt und wird es lehren.

Wenn Strauß auf solche Betrachtungen nicht gekommen ist, so lag die Ursache in Verschiedenem. Sie lag in der ganzen Zeitrichtung, die in Hegels System ihren höchsten Ausdruck gefunden hat, in der von jeder psychologischen, anthropologischen Auffassungsweise abgewandten monistischen Metaphysik. Sie lag auch in Strauß selbst. Von seiner Verbitterung gegen alles Theologische abgesehen: seine Anlage war durchaus dialektisch-kritisch, das Intuitive, das Schöpferische fehlt ihm. So ist sein rein-kritisches erstes Werk es gewesen, das seine Stellung in der Geschichte der Theologie ausmachte; er ist für niemand mehr der Verfasser der Glaubenslehre, für alle Zeiten der des Lebens Jesu.

„Quod non dant proceres, dabit histrio“: so zitierte Lessing, als er von Berlin, wo der große König ihn verschmäht hatte, nach Hamburg ging. Strauß hätte ebenso sagen können. Er war in Stuttgart ein fleißiger Theater- und Konzertbesucher geworden. In Ludwigsburg hatte er freundschaftliche Beziehungen zu Friedrich Kauffmann, dem trefflichen Musiker, gewonnen, der nun seine musikalische Autorität wurde. Von der Kunst der Töne redet Strauß in seinen Briefen alle Augenblicke, noch im Anfang zum Alten und Neuen Glauben steht das Kapitel „Von unsern großen Musikern“, in seinem Poetischen Gedenkbuch eine Reihe geistreicher musikalischer Sonette. Wie sein Meister, der übrigens fast zwanzig Jahre vor ihm gestorben ist, hat er stets der klassischen Musik und zwar mit Ausschließlichkeit gehuldigt, der modernen brachte er immer größere Abneigung entgegen. Dilettanten sind häufig exklusiver als echte Künstler, das trifft auf Leute seiner wie der gegnerischen Richtung gleichermaßen zu. Man muß aber doch hinzufügen, daß man in sehr verschiedenem Sinne musikalisch sein kann. Strauß erfreut sich in der Kunst am Klaren, Einfachen, an der scharfen und graziösen Linienführung, an der durchsichtigen und übersichtlichen Logik des Aufbaus; alle sich hervordrängende Subjektivität — zumal wenn sie sich in den lauten Lärm des Marktes hinausdrängt, — alles Krause, Mystische ist ihm zuwider. Für ihn ist der Geschmack der oberste Regulator der Kunstempfindung. Ebenso in der Literatur. Justinus Kerners harmlose Tollheiten läßt ihn eine alte Freundschaft ertragen; über Mörike ärgert er sich, wenn sein Genie einen jener Sprünge tut, an denen wir andern uns freuen. Als Vischer bekennt, daß ihm Shakespeare

neben und vor Goethe getreten ist, so tadelt das Strauß, ihm steht Goethe über allem, bei dem man weniger Fremdartiges zu überwinden hat. Das Dämonische, auch in Goethe, liegt ihm fern, und ohne das ist keine große Kunst.

Aber was tut das? Solche Kunstliebhabereien sind doch harmlose Nebenstundensachen. Für Strauß waren sie, nicht eben zu seinem Glück, mehr. In Briefen redet er öfters davon, daß er leider ein halber Künstler und ein halber Gelehrter sei. Wozu das? Er hat selbst erkannt, daß das künstlerische Element in ihm dazu diene, seine Schriftstellerei künstlerisch zu gestalten; tat ihm dieses Formtalent weiterhin den Dienst, ihn rezeptiv fremde Kunst genießen zu lassen, was wollte er mehr? Er hätte vielleicht nicht mehr gewollt, wenn er einen festen Lebensberuf gehabt hätte. Da ihm das versagt ist, so sucht er nach Vervollständigung seines Ich und findet sie doch nie; ja er sucht auch seine menschliche Existenz durch die Verbindung mit einer künstlerischen zu ergänzen.

Die dramatische Sängerin Agnese Schebest, damals in der Blüte der Jugend und auf der Höhe ihres Ruhmes, kam auf ihren Kunstreisen öfters durch Stuttgart. Schon 1837 muß es zu einer Annäherung zwischen ihr und Strauß gekommen sein. Sein Vater starb 1841; das mäßige Vermögen, das er hinterließ, konnte zur Gründung eines Haushalts dienen; die altbürgerlich enge Gesinnung eines Mannes, dessen Stellungnahme bei aller Entfremdung zwischen Vater und Sohn doch nicht zu ignorieren war, fiel nicht mehr in die Wagschale. Das schwere Blut des Gelehrten mochte nach einem Zusatz von einer feurigen Künstlernatur verlangen. Am 26. August 1842 wurden Strauß und Agnese getraut. Sie wohnten zuerst in dem angenehmen ländlichen Sitz in Sontheim bei Heilbronn, von 1843 an in Heilbronn selbst, wo sie einen Kreis gebildeter Menschen und verständnisvolle Freunde fanden. Zwei Kinder sind dem Bunde entsprossen. Nur zu bald verfinsterte sich der Himmel dieses Idylls. Es kam 1847 zur Scheidung, bei der Strauß die Kinder für die Jahre ihrer zarten Jugend der Frau lassen mußte. Noch Jahre nachher hat das Bild der unvergessenen Geliebten Strauß verfolgt, es taucht in einigen seiner schönsten Gedichte auf; aber es blieb bei der Trennung. Für zwei bedeutende, leidenschaftlich nach dem Höchsten verlangende Seelen gab es kein halbes, sondern nur ein ganzes Glück oder nichts.

Strauß blieb zunächst in Heilbronn, und es schien, als ob er in den politischen Kämpfen der Zeit eine ähnliche Ablenkung des Gemütes finden könne wie Lessing nach dem Tode seiner Frau in den theologischen Streitigkeiten. Schon 1847 hatte er einen Vortrag über Julian, den „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren", gehalten, der alsbald im Druck erschien und unter der Maske des alten Christenfeindes den ihm unendlich widerwärtigen Friedrich Wilhelm IV. zeichnete; ein Prachtfeuerwerk von Spott und Ironie, bei dem es einem doch nicht wohl wird. Das Jahr 1848 kam und für Strauß die Aufforderung, sich für Ludwigsburg als Abgeordneter zum Frankfurter Parlament wählen zu lassen. Der Verfasser des Lebens Jesu hatte der größtenteils ländlichen Bevölkerung, der Konservativ-Liberale der erregten Volksstimmung gegenüber keine Aussichten; er fiel in der Tat durch. Da-

gegen glückte seine Wahl in den Stuttgarter Landtag. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. Als unabhängiger Denker paßte er nicht in den Mechanismus eines Parlaments, der Mann der Mitte ward bald von rechts, bald von links angefochten. Die Wähler entzogen ihm ihr Vertrauen, als er gegen die Protesterklärung aus Anlaß von Robert Blums Hinrichtung sprach. Im Dezember 1848 legte er sein Mandat nieder und schenkte seine Diäten den Armen. Er hat in Briefen und in zerstreuten kleinen Schriften, unter denen nur seine in ihrer Art klassische Charakteristik Wilhelms I. von Württemberg genannt sein mag, sich noch fernerhin mit Politik beschäftigt, wenn auch meist in der Form der Kritik, in der es hier am leichtesten ist, recht zu haben. Er hat mit Vischer darüber sich mehrmals nahezu verfeindet; er gibt nicht undeutlich zu erkennen, daß er auf die Anschauungen des Freundes überlegen herabsieht — und doch wird heute niemand zweifeln, daß Vischer als Politiker mehr war, denn er hatte, was Strauß fehlte, nicht nur einen unerschütterlichen Optimismus, sondern auch den Humor, den die praktische Arbeit fordert. Die pessimistische Stimmung, in der wir Strauß seit 1847 finden, ist durch sein politisches Debüt nicht verbessert worden.

Seitdem der Landtag Straußens Anwesenheit in Württemberg nicht mehr nötig, seine Stimmung aber einen Ortswechsel wünschenswert machte, begann das Wanderleben, das ihn weit herumgeführt und nirgends allzulange geduldet hat. Für einen Mann des tätigen Lebens, der ihm auch die nötigen Organe zur Aneignung oder zum Schutz entgegenbringt, ist es keine allzuschwere Sache, den Wohnsitz zu wechseln und anderswo Freunde, Mittätige, Verständnis und Förderung zu finden. Um so schwerer für einen Mann, der ein so ganz innerliches Leben führt wie Strauß und dabei so viel Bedürfnis geselliger Anregung und freundschaftlicher Teilnahme hat. Es ist nicht schwer, mit fünfundzwanzig Jahren Junggeselle zu sein; schwer, es mit vierzig wieder zu werden. Die ersten drei Jahre war er ganz allein; dann bekam er die Kinder zu sich und war so genötigt, wieder eigene Haushaltung, aber ohne Hausfrau, zu führen. Seine Besucher wußten nicht genug zu rühmen, wie lieb er als Vater war. Später aber mußte er es vorziehen, die der mütterlichen Pflege Entbehrenden in gute fremde Häuser zu geben. Die Tochter hat sich 1864 verheiratet und ihm heranblühende Enkelkinder beschert; der Sohn bezog 1863 die Hochschule und konnte zehn Jahre später ihm den schmerzlichen Trost gewähren, ihm in seiner letzten Krankheit als Arzt zur Seite zu stehen.

Zuerst zog Strauß nach München, wo er im Genuß der Kunstschätze, im Verkehr mit geistreichen Männern bis Herbst 1851 lebte. Als er der Kinder wegen eine größere Wohnung brauchte, siedelte er nach Weimar über. Aber er hielt es nur ein Jahr dort aus; der befreundete Adolf Schöll war Teetrinker und blieb abends in seinen vier Wänden, Strauß war auf einen Kreis von Freunden nach schwäbischer Art der Geselligkeit angewiesen; der Liszt- und Wagnerkultus ärgerte ihn weg, er zog 1852 nach Köln, wo er seinen Bruder, den Buchhändler Wilhelm Strauß in Bonn, nahe hatte. Man begreift, daß auch in der Kaufmannsstadt an der großen Pfaffengasse seines Bleibens nicht lange war. Am besten und längsten behagte es ihm von

1854—1860 in Heidelberg im Verkehr mit den erlesenen Geistern jener Tage, zumal mit Gervinus und dem jungen Kuno Fischer. Dann folgen vier Jahre in Heilbronn — die Frau lebte in Stuttgart —, wo er durch das Legat des befreundeten Dr. Sicherer in den Besitz eines kleinen Grundstücks gelangt war. Von Berlin, wo Graefes Meisterhand ihm seine geschwächte Sehkraft wieder geschenkt hat, geht es zu kürzeren Aufenthalten nach Heidelberg, Baden, zur Tochter nach Biebrich. Es folgen sieben Jahre Ansässigkeit in Darmstadt, nur unterbrochen durch einen längeren zweiten Aufenthalt in München; in Darmstadt fand Strauß besonders in der Prinzessin Alice eine verständnisvolle Seele. Aber als ob er geahnt hätte, daß sein Ende nicht mehr ferne sei, kehrte er im November 1872 in seine Vaterstadt Ludwigsburg zurück, bald ein kranker, auch vom Karlsbader Kurgebrauch nicht geheilter Mann, der in fast völliger Einsamkeit leben muß und nach einem heldenmütig ertragenen Krankenlager fünf Vierteljahre später nicht mehr ist.

Ausflüge, besonders in der schwäbischen Heimat, haben manche Sommerwochen und Monate dieser Jahre gefüllt. Zu größeren Reisen mangelte es Strauß an lebendiger Triebkraft, auch an stärkern Organen des Genusses; seine weiteste ist 1851 von München nach Verona, Venedig, Wien und Dresden gegangen.

Diese lange Zeit eines äußerlich ereignislosen Lebens ist durch unermüdliche geistige Arbeit ausgefüllt. Beim Lesen der Briefe erstaunen wir über die Weite des Interesses und den Umfang seiner Lektüre. Die schriftstellerische Tätigkeit, die wie das Studium überhaupt während seiner Ehe ganz brach gelegen hatte, beginnt gegen Ende der vierziger Jahre wieder. Vom Julian von 1847 war schon die Rede. In dasselbe Jahr fällt der Lebensabriß des liebenswürdigen Ludwig Bauer, des ein Jahr zuvor hingeschiedenen Dichterfreundes Mörikes. Eine wichtigere Pietätspflicht trat an Strauß heran, als 1849 Christian Märklin, einer seiner treuesten Freunde, Genosse seiner theologischen Kämpfe, viel zu früh einer Krankheit erlegen war. Das Lebensbild Märklins, das 1851 erschien, wird manchem, jedenfalls manchem Schwaben, die liebste literarische Gabe des Meisters gewesen sein. Es ist ein mit feinem Stift entworfenes Charakterbild, wie es nur ein naher Freund und nur eine sichere Künstlerhand zeichnen konnte, und es ist darüber hinaus eine vorzügliche Schilderung der geistigen Zustände Württembergs gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Auf dem heimischen Boden, den er kennt und bei aller strengen Kritik an Personen und Zuständen innig liebt, bewegt sich der Schriftsteller Strauß noch fernerhin gerne. Ich nenne die kleinen Aufsätze der fünfziger, zum Teil noch der sechziger Jahre über die Maler Schick und Wächter, den Bildhauer Isopi, den Schauspieldirektor Winter, über den Freiherrn von Uexküll und seine Gemäldesammlung, über den Historiker und Minister Timotheus Spittler, den Nekrolog des alten väterlichen Freundes Justinus Kerner, den Strauß schon in den „Friedlichen Blättern" geschildert hatte; die Studie über den König Wilhelm habe ich schon genannt.

Die Lebenszeit aller dieser Männer ragte noch in Straußens eigene herein. Er hat aber auch weiter zurück gegriffen; zunächst in die halb legendarisch noch heute landbekannten Zeiten des Herzogs Karl. Durch Zufall gelangte

er in den Besitz der zahlreichen Briefe Christian Schubarts und der Seinigen, in denen uns eine hochbegabte, merkwürdige Persönlichkeit und eine interessante Zeit süddeutscher Hof- und Gesellschaftsgeschichte entgegentritt; 1849 hat er diese Korrespondenz mit Einleitung und Vorbemerkungen zu den einzelnen Abschnitten herausgegeben in einer mehrfach für andre vorbildlich gewordenen Weise. Eine ähnlich reiche Ausbeute gewährte ein paar Jahre später das Stuttgarter Archiv für die Biographie des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin, der 1590 bei seinem Fluchtversuch aus Hohen-Urach umgekommen ist. Strauß selbst erzählt, welch eigener Reiz in dem Durchgehen der sprechenden Dokumente alter Zeit für ihn gelegen habe, obwohl sein Augenlicht darunter litt. Die Kritik hat an beiden Lebensbildern Ausstellungen gemacht: Schubart mochte zu schlecht, Frischlin zu gut weggekommen sein. In Beziehung auf Frischlin ist gewiß, daß sein Hauptgegner Martin Crusius von Strauß in seiner Bedeutung für die Geschichte der Philologie nicht völlig gewürdigt worden ist; im übrigen hat Strauß beide Biographien mit Bienenfleiß solid gegründet und aufs feinste ausgearbeitet. Gerade die Schwierigkeit, solche problematische Charaktere zu zeichnen — ich wüßte nicht, daß ein andrer sie seither besser entworfen hätte — erprobte seine Meisterhand.

Das große und grobe Jahrhundert Frischlins hat Strauß noch nicht gleich losgelassen. Auf den schwäbischen Professor folgte der fränkische Ritter. Über Ulrich v. Hutten hat Strauß eingehende Studien angestellt, die zu dem 1858 erschienenen zweibändigen Werke geführt haben. Es ist das ausführlichste und dem Gegenstande nach bedeutendste historische Werk, das er geschrieben hat, und hat durch seine ausgezeichnete Darstellung seinen Ruhm in weitere Kreise getragen als eine der andern Biographien. Hutten ist für Strauß, wie er in einem Briefe programmatisch auseinandergesetzt hat, derjenige, der die Reform nicht auf dem Weg humaner Bildung wie etwa Erasmus oder religiöser Erneuerung wie Luther, sondern auf dem der politischen Umgestaltung gewollt hat. Daß der geistreiche Abenteurer damit doch zu hoch eingeschätzt ist, wird man jetzt kaum mehr bezweifeln. Aber jene Auffassung war so recht eigentlich aus der innersten Empfindung Straußens hervorgegangen und ganz und gar im Sinne der Zeit, in welcher der württembergische Konkordatskampf begann und Preußen stark im römischen Fahrwasser segelte. Dieser Kampfesstimmung entsprang auch der dritte Band von 1860 mit der Übersetzung Huttenischer Dialoge und mit der bitterbösen Vorrede, die früher erwähnt ist. Gervinus, in dessen Sinn eine solche Darstellung ganz war, forderte Strauß auf, seine Meisterschaft auch an der Gestalt Luthers zu erproben. Die Aufgabe schien einen Augenblick ihn zu reizen; aber er trat bald davon zurück. Er konnte zu Luthers Größe kein rechtes Herz fassen, ein Mönchsgeschmäckchen, oder wie er es nennen mochte, stieß ihn zurück. Man begreift es von ihm und freut sich, daß die Sache ihm erspart geblieben ist — aber auch uns; denn so wenig uns der ordinäre hausbackene Dr. Martinus der erbaulichen Vulgata eingehen will, so ferne muß uns doch ein Mann von der richtigen Empfindung seiner Größe entfernt scheinen, dem der Klopffechter von der Steckelburg näher steht als der Kämpfer um sein und andrer Seelenheil.

Strauß gedachte statt dessen eine Reihe deutscher Dichterleben von Klopstock bis Schiller zu schreiben. Über Klopstock hat er eingehende Studien gemacht und einige Abschnitte veröffentlicht. Weiter kam er nicht, weil er die Briefe, die Lappenberg veröffentlichen wollte, nicht bekam. Auch sonst hat sich Strauß, schon lange vor den kurzen Abschnitten im Alten und Neuen Glauben, öfters mit deutscher Literatur zu tun gemacht, wie wir jetzt besonders aus seinen Briefen, zumal denen an Vischer, wissen. Schon älter sind seine Studien über A. W. Schlegel und Immermann, beide 1849 entstanden; sehr bezeichnend: der charakterschwache, aber formstarke Schlegel kommt eher zu gut, der mit Stoff und Form wie mit sich selbst ringende Immermann, dem Kern nach die bedeutendste Figur seiner Zeit, entschieden zu schlecht weg. Aus der Beschäftigung mit Reimarus ist 1861 der Aufsatz über Brockes und Reimarus hervorgegangen, und mit dem schönen Vortrag über Lessings Nathan 1864 ist Strauß wieder ganz in der theologischen Kampfstimmung des Jahrzehnts.

Noch einmal greift er in seiner letzten historischen Arbeit weiter aus und höher hinauf. Auf Umwegen hatte ihn seine Lektüre zu Voltaire geführt, und der Gedanke einer monographischen Behandlung war in ihm wach geworden. Nach längerem Studium des unermeßlich fruchtbaren Schriftstellers erschien 1870 das Buch über Voltaire, dessen einzelne Abschnitte der Prinzessin Alice vorgelesen worden waren. In der Tat ist der Charakter des mündlichen Vortrags sehr gut festgehalten; das Buch gehört zu dem Feinsten, was Strauß geschrieben hat. Freilich hat es den großen Gegenstand mehr nach seiner persönlichen und literarhistorischen als nach seiner kulturgeschichtlichen Seite erschöpft; aber es ist ein historisches Genrebild, das überall den Meister einer eleganten und zugleich durchdachten Zeichnung verrät.

Fragen wir, was bleibend an Strauß sein wird, so ist hierauf nur eine zweispältige Antwort möglich: recht viel gewiß, aber was? Es gehört zu dem Widerspruchsvollen, zu der Tragik in seinem Geschicke, daß nicht nur andre Werke, sondern ein ganz andrer Teil seiner Schriftstellerei seine Bedeutung für die Geschichte der Wissenschaft ausmacht als der, der ihm eine dauernde Bedeutung für das gebildete Publikum sichert. Denn seine literarischen und geschichtlichen Werke sind keine wissenschaftlichen Forschungen, sie gehen keinen Problemen des wissenschaftlichen Denkens nach, sie sind vielmehr reine Darstellungen des Geschehenen. Außer dem Vorzug künstlerischer Darstellung mangelt ihnen aber auch der andre der soliden sachlichen Fundierung keineswegs. Strauß hat für diese Arbeiten die genauesten Vorstudien gemacht, und man wird ihn nicht so leicht über einer Lücke des Wissens, über einem Nachlassen des gelehrten Fleißes ertappen: „Flüchtig scheint es hingesprochen, flüchtig ist es nicht gemacht.“ Er hat sich eingestandenermaßen da besonders befriedigt gefühlt, wo er aus einer Menge unbekannter kleiner und kleinster Originaldokumente wie aus kleinen Glasstäbchen ein buntes und doch zugleich getreues Bild zusammenfügen konnte. Dazu gehört aber mehr als bloßer Fleiß; es gehört dazu die umfassende Bildung des Kenners und der Takt des

Künstlers. Erst beide zusammen vermögen zwischen Großem und Kleinem zu unterscheiden, jedem Ding seine Stelle anzuweisen und das Ganze zu dem erfreulichen Gesamtwerk zu machen, als das uns alle Leistungen dieses Schriftstellers entgegentreten.

Ist es nötig, über Strauß als deutschen Stilisten viel zu sagen? Der Vergleich mit Lessing, der sich einem bei seinen theologischen Arbeiten und Kämpfen aufdrängt, ist öfters zu Tode gehetzt worden. Er stimmt durchaus nicht immer; in Beziehung auf die stilistischen Eigenschaften beider ist er aber treffend. Nicht nur das Maß schriftstellerischer Fähigkeit rückt Strauß unmittelbar neben Lessing, sondern auch die besondere Art derselben. Glatte, elegante Schreibart, in der nichts von der niederziehenden Schwere des Geschicks, nichts von der sauern Mühe der Arbeit zu verspüren ist — das allein tut's nicht. Es kommt hinzu ein im höchsten Maß prägnanter Stil, eine elastische Biegsamkeit, die um keine Wendung verlegen ist. Ohne je der bloßen Unterhaltung zu dienen, wird der Autor niemals langweilig; ohne flach zu sein, niemals undeutlich und undurchsichtig; seine Rede ist geistreich, voll von treffenden Bildern und doch nie auf der Suche nach geistreichem, glänzendem Zierat. „Kunst und Natur sind eines nur." Gewiß, Nietzsche würde den Wert seiner ersten „Unzeitgemäßen Betrachtung" nicht verringert haben, wenn er die Angriffe auf Strauß als Schriftsteller weggelassen hätte.

Es ist lehrreich, wie in andern so in diesem Punkt ihn mit Friedrich Vischer zu vergleichen. Beiden ist der Kampf ein Lebenselement, der Kampf mit wissenschaftlichen, mit politischen Gegnern, der Kampf mit den Fragen des Lebens, mit dem Geschick, der Kampf mit sich selbst. Aber wenn bei Strauß in seiner schriftstellerischen Darstellung der Kampf ausgekämpft erscheint, wenn, wie er es von Goethes Wahlverwandtschaften rühmt, seine Sprache trotz der eigenen tiefen Bewegung ruhig bleibt: so liebt es Vischer, den Kampf vor dem Leser auszufechten, den dialektischen Prozeß in seiner Darstellung selbst vorzuführen, den Leser zu zwingen, ihn mit durchzumachen. Wo Strauß das tun will, da hat er die Rollen hübsch verteilt und die von ihm mehrmals höchst wirkungsvoll gebrauchte Form des Dialogs gewählt. Es ist klar, daß seine Art die künstlerisch vollendetere ist; nicht minder aber auch, daß die Vischers ein größeres Maß packender Energie zutage fördert. Hinter dem Unterschiede des Stils steckt aber ein Unterschied der Persönlichkeiten, und da muß es Vischer gewinnen. Ihm ist der Kampf ein Vergnügen, wie ihm das Friedenschließen eins ist, weil ihm neben dem Kampfeseifer die nötige Dosis des versöhnenden Humors gegeben ist. Seinem Freunde und mannigfachen Mitkämpfer fehlt diese Beigabe.

Die Kenntnis und Betrachtung von Straußens tiefster Art wäre unvollständig ohne die Gedichte, die Eduard Zeller drei Jahre nach des Freundes Tod für einen engeren, ein Jahr darauf für den weiteren Kreis der Leser herausgegeben hat, und ohne die 1895 von demselben in der stattlichen Zahl von über sechshundert Nummern veröffentlichten Briefe. In beiden Sammlungen tritt naturgemäß der Mensch viel deutlicher hervor als in den schriftstellerischen Werken. Obwohl der Herausgeber beide Male mit zarter Hand

solche Stellen beseitigt hat, in denen von den Geheimnissen, in die niemand zu sehen braucht, der Schleier allzusehr gehoben war: so bleibt doch noch eine Fülle persönlichen Lebens, Kämpfens, Genießens und Leidens vor uns ausgebreitet. Die Briefe werden jedem, der sie auch nur flüchtig zur Hand nimmt, das Bild eines unerschöpflichen Reichtums von Formen, Gedanken, Stimmungen geben, und wer sie seit Jahren immer wieder zur Hand genommen hat, dem ist dieser Eindruck stets neu geworden. Sie sind nicht mit der Absicht geschrieben worden, gedruckt zu werden, und doch konnte Strauß nicht anders, als dem Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen gleich auch eine künstlerische Form verleihen. Nach Ort, Zeit, Anlaß, besonders auch nach der Person des Empfängers schlägt er die mannigfaltigsten Töne an, einen langweiligen nie. Vorherrschend und dem Ganzen die Grundfarbe verleihend ist aber der Ton behaglicher, freundschaftlicher Plauderei, durch den die Briefe an keinen schlechteren Briefschreiber als an den alten Cicero erinnern.

Als die Gedichte erschienen, überraschten sie nicht minder durch den Reichtum von Formen und Stimmungen. Davon hatte doch niemand eine Ahnung gehabt, daß die Gabe des Gedichts Strauß in solchem Maß gegeben gewesen war. Dieser Eindruck ist wohl nach und nach zurückgetreten, zumal seit 1882 Vischers „Lyrische Gänge" danebengetreten waren. Beide Sammlungen zu vergleichen kann man gar nicht umhin; schon die nahen Beziehungen, das zum Teil gleiche Arbeitsgebiet der beiden, deren Hauptlebensarbeit nicht die poetische, sondern die wissenschaftliche war, fordern die Vergleichung heraus. Es ist aber auch beiden Dichterphysiognomien manches gemein. Nicht nur gleiche landsmannschaftliche Art und Sprachfärbung, gleiche geistige Interessen, da und dort auch gleiche oder ähnliche Geschicke; auch die wesentlich Goethische Grundlage, auf der sie beide stehen, und eine gewisse Sorte humoristischen Sichgebens und Sichgehenlassens — denn den Humor, den Strauß im Leben nicht gefunden hat, in seinen Briefen und Gedichten, für die Spanne einer raschen, kräftigen Entladung, da findet er ihn. Sonst ist aber doch wieder ein ähnlicher Unterschied zwischen beiden, wie er oben gekennzeichnet worden ist, nur daß die Überlegenheit der Dichterkraft Vischers jetzt keinem mehr wird zweifelhaft sein können. Denn Vischer ist — das wird dem Verfasser des „Auch Einer" niemand abstreiten — ein ganzer Poet, der die verschiedensten Gattungen und Töne gleichermaßen beherrscht. Strauß ist vielleicht der feinere, der gleichmäßigere von beiden, an Unmittelbarkeit und sprudelnder Fülle kommt er dem andern nicht gleich. Man wird immer, neben den Gedichten etwa, in denen ein tiefer Seelenschmerz unverhüllten und doch edlen Ausdruck gefordert und gefunden hat, denen den Vorzug geben, in denen ein schöner Gedanke, eine feine Empfindung oder eine treffende Kritik in der gebildetsten, wie aus edlem Metall gegossenen Form dargestellt ist, den „Epigrammen aus der Glyptothek" und dergleichen. Ein Genuß wird es aber immer sein, in dieser Auswahl vornehm geformter Gedichte zu blättern, auf deren Vaterschaft sich noch immer genug unzeitige Poetlein etwas einbilden könnten — wenn sie zu solcher Vaterschaft nur das Zeug hätten.

Die Braut von Messina und ihr griechisches Vorbild.

Von
Ernst Maaß.

I.

In der „Braut von Messina" träumte der Vater vor der Geburt der Beatrice, seine Gattin brächte eine Lilie zwischen zwei Bäumen zur Welt; diese Lilie wandelte sich zur Flamme und vernichtete die beiden Bäume. Ein Astrolog, der Vertraute des Fürsten, um die Deutung befragt, erklärte, das zu erwartende Kind würde der Ruin der Brüder, des Stammes und der Stadt sein. Die Tochter wird geboren, ein Wesen „wie Liebesgötter schön", und auf Befehl des Vaters in die Bergwildnis gebracht, um ausgesetzt zu werden; dort rettet sie auf der Mutter Bitten der treue Knecht und birgt sie in ein Kloster des Ätna. Den einen ihrer Brüder lernt sie hier kennen, als sie ihr Lieblingstier, den Hirsch, vor seinem Jagdspeer zu verteidigen findet, den andern bei der Leichenfeier ihres Vaters in der Kirche. Der alte Klausner vom Berge, seherisch begabt, verkündet auf Befragen durch den Boten der Mutter, die Verlorene sei gefunden. Die wiedergefundene Verlorene wird für alle Beteiligten das Unglück.

Die Schiller-Forschung hat längst in Leisewitzens „Julius von Tarent" eine der Quellen der „Braut von Messina" nicht vermutet, sondern mit Sicherheit festgestellt. Unbemerkt geblieben ist bisher nur die Tatsache, daß die eben mitgeteilten Züge und Einzelheiten des Dramas, gerade sie, bei Leisewitz alle vermißt werden. Leisewitz kennt zwar ein fürstliches Brüderpaar, das um ein und dasselbe Mädchen mit allen Mitteln, auch mit Gewalt, streitet, aber dies Mädchen ist ihre Schwester nicht und darum von Anfang an in ihrer Gesellschaft, bis zu dem Augenblick, wo sie, eine niedrig Geborene, von dem besorgten Vater den Brüdern entzogen und in ein Kloster geborgen wird. Hier ist nicht Raum für das Traumorakel, nicht Raum für Begegnungen mit den Prinzen, wie in der „Braut von Messina", und für alles, was dem

folgt. Schiller hat also Leisewitz erweitert. Hat er jene Motive — vier sind es mindestens — einzeln hinzugetan, erfunden oder sonst entlehnt? Die Schiller-Forscher sagen es, und urteilen wird jeder im allgemeinen: möglich ist dergleichen gewiß. Allerwegen aber werden wir gut tun, daneben uns gegenwärtig zu halten, was Schiller einmal selber bekannte. Gozzi habe — erzählte Goethe seinem getreuen Eckermann (Düntzer, Bd. II, S. 126) — die Meinung gehabt, es gebe nur sechsunddreißig tragische Situationen. Schiller habe geglaubt, es gebe mehr, allein es sei ihm nicht einmal gelungen, so viele aufzufinden. Schiller erfand überhaupt ungern; „frei erfundene Stoffe würden meine Klippe sein", gestand er einmal. Also wissen wir Sicheres darüber noch gar nicht, ob Schiller hier erfunden oder ob er die bei Leisewitz vorgebildete Fabel mit einem zweiten Stoffe, einem schon fertigen, nach eigenen Gesetzen verschmolzen hat. „Wie jeder weiß, ist es Übertragung des Oedipusschicksals," behauptet Fr. Vischer (Goethes Faust, S. 80, 82 f.) und wiederholen die andern. Wie jeder, der die Oedipusfabel durchvergleicht, einsehen muß, ähnelt sich eben nur der Typus der beiden Geschichten: Orakelspruch und Aussetzung, Wiederfindung des Ausgesetzten und Erfüllung des Orakels, der Untergang des Hauses! Also hätte Schiller aus dem Oedipustypus seine Variante geschaffen? Hier setzt eine Beobachtung ein, die leicht zu machen ist, wie ich finde. Nämlich die mitgeteilten, bei Leisewitz fehlenden Züge und Motive in der „Braut von Messina" stehen, alle vier vereint, in einer geschlossenen Erzählung dramatischer Natur, in einem — seit Lessings Hinweis in der „Hamburgischen Dramaturgie" — von den deutschen Dichtern viel gelesenen und viel benutzten lateinischen Büchlein: den sogenannten „Fabeln" Hygins.

II.

Im „Annettebuch" dichtete der junge Goethe in Leipzig von einer schönen Nymphe. Ein gehörnter Waldgott überrascht, aus einer Eiche springend, Ziblis, die rauhe Jägerin, und verfolgt die entsetzt Fliehende bis an das Wasser, wo Emiren unter Linden liegt. Mit einem Ast der nächsten Weide schlägt Emiren, wohl selbst so etwas wie ein Dämon, den Satyr ab und wirft ihn in den See; er wird durch Ziblis Liebkosung belohnt. Ziblis ist, hier unverkennbar, die Nymphe Amymone, von der der Leipziger Student in seinem Hygin (Fabel 169) gelesen, sie sei voll Eifer jagend von einem Satyr, den sie im Gebüsch aufgescheucht, angefallen und auf ihr Flehen von Poseidon gerettet, der Walddämon aber vom Gotte mit dem Dreizack vertrieben worden; die Nymphe aber habe den Gott darauf mit ihrer Liebe beglückt. Goethe-Forscher haben mit dem ganzen „Annettebuch" wohl auch das Ziblisgedicht unbedeutend genannt. Nein, unbedeutend kann ein Stoff nicht wohl sein, mit dem einst kein geringerer als Aischylos in einem seiner berühmtesten Satyrspiele seine Athener entzückt hatte. Ein aischyleischer Stoff ist geadelt für alle Zeit. Also schon in seinen Studentenjahren hat Goethe das Hygin-Buch gelesen und für seine Dichtungen auch benutzt. Der gereifte Dichter wußte, was diese äußerlich mehr als unscheinbare, dazu zertrümmerte, zer-

stückelte und verdorbene Sammlung von griechischen Dichterstoffen in sich an Werten barg. Er hat auch später noch wiederholt aus dieser trotz allem für solche Zwecke außerordentlich reichen Quelle geschöpft. Daß die „Delphische Iphigenie" aus Fabel 122 abgeleitet ist, steht längst fest. Daß das Verzeichnis der Verbrechen im Atridenhause, die Einlage der tauriſchen Iphigenie (I, 3), den Fabeln 82–88 entstammt, scheint noch unbemerkt: das nach der Thyestesmahlzeit über das Atridenhaus eingebrochene „viele Schreckliche" — weise läßt es der Dichter bei der Andeutung bewenden — las Goethe in derselben, auf eine griechische Dichtung zurückzuführenden Hygin-Erzählung 88. Ich habe die Aufgabe, Einwirkung Hygins in unsern großen deutschen Dichtungen, wo sie unbekannt zu sein scheint, aufzuzeigen, muß sie aber zurückweisen, wo sie, ohne daß man sie gewahrt, behauptet zu werden pflegt. Goethes „Elpenor" hat ein paar Namen aus Fabel 8 entlehnt, nur Namen, Stoffliches nicht. Antiope und Lykos heißen zwei der Träger der Handlung; die Namen entstammen dem Hygin-Bericht. Stofflich erweist sich Goethes „Elpenor" vielmehr als Ergebnis einer Verbindung eines erhaltenen Euripides-Dramas, das eben nur seine ursprünglichen Namen gegen die hyginischen Antiope und Lykos (dazu bekanntlich Elpenor und Polymetis aus der Odyssee) eingetauscht hat, und der aischyleischen Orestie. Versammelt hat der Dichter, was weit auseinanderstand. Euripides' „Aulische Iphigenie" war es, welche für das Elpenor-Drama Goethes die eigentlich wichtigste Gestalt hergegeben. Antiope ist eine neue, die euripideische, Klytaimestra, Lykos ein neuer, der euripideische, von Arglist und Großmut geleitete Agamemnon der „Aulischen Iphigenie". Klytaimestras Entfremdung von ihrem Gatten wird in dem euripideischen Drama nicht mit der Opferung der Iphigenie eingeleitet, sondern vollendet, die Anfänge sind weit zurück verlegt. Agamemnon hat Klytaimestra zur Gemahlin erhalten gegen ihren Willen; gezwungen war sie dem Gehaßten in eine zweite Ehe gefolgt. Er hatte ihr den ersten Gemahl erschlagen (V. 1151), ihr Söhnchen aus dieser Ehe ihr vom Busen gerissen und, um einen Rächer dem Gemordeten in seinem Sohne nicht aufwachsen zu lassen, ihn getötet, ihn überflüssig grausam auf der Schwelle seines Hauses zerschmettert. Denn so und nicht anders lasen damals die Ausgaben des Dramas nach einer glänzenden Verbesserung des großen Skaliger (*προσουδίσας πέδωι* für das überlieferte *προσουρίσας πάλωι*); auch Schiller übersetzte so in der deutschen Bearbeitung des griechischen Stückes. Unter der Schwelle hausen ja die Rachegeister, die „den Säugling auf der Schwelle seines eigenen Hauses zerschmetternd" Agamemnon mit furchtbarer Selbstvernichtung gegen seine Person sogar in seinem eigenen Hause wachklopft! Diese euripideische Klytaimestra ist die gegebene Rächerin des Gemahls ihrer Liebe, des Tantalos, und des Söhnchens ihrer Liebe. Um seine Klytaimestra in ihrem Wesen verständlich zu machen, hat Euripides ihren ersten Gatten, den Tantalos, frei erfunden; was die Mythographen — auch Pausanias II, 18 — über ihn zu wissen scheinen, ist aus dem Euripides-Drama erst herausentwickelt. Auch „Phoenissen", „Herakliden", „Erechtheus" lehren, daß Euripides der dramatischen Wirkung zuliebe von der ihm zustehenden Freiheit zu erfinden Gebrauch zu

machen pflegte: Menoikeus, Kreons Sohn, die Herakles-Tochter — sog. Makaria — die drei Töchter des Erechtheus, alles Personen, die sich für die Ihrigen durch freiwilligen Tod aufopfern, sind erwiesen Schöpfungen des patriotischen Dichters in Jahren, wo das Vaterland die schwersten persönlichen Opfer forderte. Anders aber als bei dem Griechen folgt im „Elpenor" Goethes die Entsühnung, der Friede aller Seelen nach so vielem Hassen. Darin und in der Übertragung der Rache auf ein andres Wesen ist „Elpenor" die Vorstufe zur „Delphischen Iphigenie". „Der Haß ist eine lästige Bürde; er senkt das Herz tief in die Brust hinab und legt sich wie ein Grabstein schwer auf alle Freuden." „Nur die Liebe bringt den Frieden, und die Liebe ist ein Kind."

Goethe war es, der Schillers Stoffhunger durch das Hygin-Buch einmal zu befriedigen verstanden hat. Es ist für viele Dinge lehrreich zu sehen, wie Schiller sich allmählich in diesen ihm von Goethe für seine Zwecke empfohlenen Schriftsteller immer gründlicher vertiefte. Die Zeugnisse stehen im Briefwechsel der Freunde (Vollmer I, S. 341 ff.). Schiller schreibt aus Jena am 15. Dezember 1797:

„Ich habe schon öfters gewünscht, daß unter den vielen schriftstellerischen Spekulationen solcher Menschen, die keine andre als kompilatorische Arbeit treiben können, auch einer darauf verfallen möchte, in alten Büchern nach poetischen Stoffen auszugehen, und dabei einen gewissen Takt hätte, das Punctum saliens an einer an sich unscheinbaren Geschichte zu entdecken. Mir kommen solche Quellen gar nicht vor, und meine Armut an solchen Stoffen macht mich wirklich unfruchtbarer im Produzieren, als ich's ohne das sein würde. Mir däucht, ein gewisser Hyginus, ein Grieche, sammelte einmal eine Anzahl tragischer Fabeln entweder aus oder für den Gebrauch der Poeten. Solch einen Freund könnte ich gut brauchen. Ein Reichtum an Stoffen für möglichen Gebrauch vermehrt wirklich den inneren Reichtum, ja er übt eine wichtige Kraft, und es ist schon von großem Nutzen, einen Stoff auch nur in Gedanken zu beleben und sich daran zu versuchen."

Goethe antwortet sofort, Weimar, den 16. Dezember 1797:

„Hier überschicke ich den Hygin, und würde zugleich raten, sich die Adagia des Erasmus anzuschaffen, die leicht zu haben sind. Da die alten Sprichwörter meist auf geographischen, historischen, nationellen und individuellen Verhältnissen ruhen, so enthalten sie einen großen Schatz von reellem Stoff. Leider wissen wir aus der Erfahrung, daß dem Dichter niemand seine Gegenstände suchen kann, ja daß er sich selbst manchmal vergreift . . . Ich bin bis jetzt weder zu großem noch zu kleinem nütze, und lese nur indessen, um mich im guten zu erhalten, den Herodot und Thukydides, an denen ich zum erstenmal eine ganz reine Freude habe, weil ich sie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen lese."

Das übersandte Hygin-Exemplar, die Scheffersche Ausgabe, in Hamburg 1674 erschienen, wird im Goethe-Hause zu Weimar aufbewahrt. Handschriftliche Bemerkungen fehlen; ich habe sie in Weimar daraufhin eingesehen.

Schiller schreibt nach Empfang des Buches an Goethe von Jena, den 28. August 1798 (II, S. 98):

„Was Ihnen mit den griechischen Sprichwörtern zu begegnen pflegt, dies Vergnügen verschafft mir jetzt die Fabelsammlung des Hyginus, den ich eben durchlese.

Es ist eine eigene Lust, durch diese Märchengestalten zu wandeln, welche der poetische Geist belebt hat; man fühlt sich auf dem heimischen Boden und von dem größten Gestaltenreichtum bewegt. Ich möchte deswegen auch an der nachlässigen Ordnung des Buches nichts geändert haben, man muß es gerade rasch hintereinander durchlesen, wie es kommt, um die ganze Anmut und Fülle der griechischen Phantasie zu empfinden. Für den tragischen Dichter stecken noch die herrlichsten Stoffe darin; doch ragt besonders die Medea vor, aber in ihrer ganzen Geschichte und als Zyklus müßte man sie brauchen. Die Fabel von Thyest und der Pelopia ist gleichfalls ein vorzüglicher Gegenstand. Im Argonautenzug finde ich doch mehrere Motive, die weder in der ‚Odyssee' noch ‚Ilias' vorkommen, und es dünkt mir doch, als ob hierin noch der Keim eines epischen Gedichtes stäke. Merkwürdig ist es, wie dieser ganze mythische Zyklus, den ich jetzt übersehe, nur ein Gewebe von Galanterien und, wie sich Hyginus immer bescheiden ausdrückt, von ‚compressibus' ist, und alle großen und furchtbaren Motive davon hergenommen sind und darauf ruhen. Es ist mir eingefallen, ob es nicht eine recht verdienstliche Beschäftigung wäre, die Idee, welche Hyginus im Rohen und für ein anderes Zeitalter ausgeführt hat, mit Geist und mit Beziehung auf das, was die Einbildungskraft der jetzigen Generation fordert, neu auszuführen und so ein griechisches Fabelbuch zu verfertigen, was den poetischen Sinn wecken und dem Dichter sowohl als dem Leser sehr viel Nutzen bringen könnte."

Darauf Goethe, Weimar, den 29. August 1798 (II, S. 98):

„Hygin hat mir auch, so oft ich ihn aufgeschlagen, Freude gemacht; es wird mir sehr lieb sein, ihn einmal im ganzen mit Ihnen durchzugehen. Auf die Argonauten hatte ich auch immer ein Zutrauen, und nach der neuen Lehre, da man von der Epopöe keine Einheit fordern will, wäre das Sujet seiner rhapsodischen Natur nach äußerst bequem. Es liegen herrliche Motive darin, und gewiß ließen sich noch manche daraus entwickeln."

Schiller, Jena, den 4. September 1798 (II, S. 102):

„Die andere Geschichte hat mir der Hyginus zugeführt. Ich bin neugierig, ob ich alle Hauptmotive, die in dem Stoffe lagen, glücklich herausgefunden habe. Denken Sie nach, ob Ihnen noch eines beifällt; es ist dies einer von den Fällen, wo man mit einer großen Deutlichkeit verfahren und beinahe nach Prinzipien erfinden kann."

Gemeint ist die Bürgschaft aus Hygin „Fabel" 257.

Schiller, Jena, den 19. März 1799:

„Ich habe mich schon lange vor dem Augenblicke gefürchtet, den ich so sehr wünschte, meines Werks los zu sein; und in der Tat befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer als der bisherigen Sklaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und fest hielt, ist nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich besinnungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich ist mir, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet sehe. Habe ich wieder eine Bestimmung, so werde ich dieser Unruhe los sein, die mich jetzt auch von kleineren Unternehmungen abzieht. Ich werde Ihnen, wenn Sie hier sind, einige tragische Stoffe von freier Erfindung vorlegen, um nicht in der ersten Instanz in dem Gegenstande einen Mißgriff zu tun. Neigung und Bedürfnis ziehen mich zu einem frei phantasierten, nicht historischen und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich vor jetzt herzlich satt. Wie beneide ich Sie um Ihre jetzige nächste Tätigkeit. Sie stehen auf dem reinsten und höchsten poetischen Boden, in der schönsten Welt bestimmter Gestalten, wo alles gemacht ist und wieder zu machen ist. Sie wohnen gleichsam im Hause der Poesie, wo Sie von Göttern bedient werden. Ich habe in diesen Tagen wieder den Homer vor-

gehabt und den Besuch der Thetis beim Vulkan mit unendlichem Vergnügen gelesen. In der anmutigen Schilderung eines Hausbesuchs, wie man ihn alle Tage erfahren kann, in der Beschreibung eines handwerksmäßigen Geschäfts ist ein Unendliches in Stoff und Form enthalten, und das Naive hat den ganzen Gehalt des Göttlichen."

Wieder Schiller an Goethe, Weimar, den 28. April 1801 (II, S. 284):

„Ich trage mich jetzt mit zwei neuen dramatischen Sujets, und wenn ich sie beide durchdacht und durchgeprüft habe, so will ich zu einer neuen Arbeit übergehen."

Und Weimar, den 18. August 1802 (II, S. 325):

„Ich bin in diesen letzten Tagen nicht ohne Sukzeß mit meinem Stück beschäftigt gewesen, und ich habe noch bei keiner Arbeit so viel gelernt als bei dieser. Es ist ein Ganzes, das ich leichter übersehe und auch leichter regiere; auch ist es eine dankbare und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, als einen zu reichen und zu breiten Gegenstand einzuschränken."

Das Drama, das freiphantasierte, das das Hygin-Buch mit seinem bunten Inhalt dramatischer Entwürfe irgendwie so stark gefördert, sicherlich begleitet hat, das war anerkannt die Braut von Messina, Ende 1802 erschienen.

III.

Die oben (S. 65) bezeichneten Züge und Motive in Schillers „Braut von Messina" stehen alle beisammen in der Hygin-Fabel 91 von der Jugend des Paris. Genau derselbe Traum mit derselben Wirkung und Verwirklichung, die Rückkehr in das Vaterhaus vermittelt teils durch das bedrohte und beschützte Lieblingstier, teils durch die Teilnahme an einer Totenfeier, ja sogar derselbe Kassandraruf hier wie dort! Wirklich ist Beatrix ein neuer Paris! Hygin erzählt:

Als Hekabe vor der Niederkunft stand, träumte sie, sie brächte eine brennende Fackel zur Welt, aus der nach allen Seiten Flammen züngelten. Die Traumdeuter gaben zur Antwort, es sollte das zu erwartende Kind, damit es dem Vaterlande nicht verderblich würde, getötet werden. Alexandros ward geboren und zum Tode bestimmt. Mitleidig setzten den Säugling die Diener in der Wildnis des Idagebirges aus. Hirten fanden ihn, nannten ihn Paris, und zogen ihn als einen der ihrigen auf. Als er erwachsen war, hatte er einen Lieblingsstier. Da kamen Diener vom Priamos mit der Weisung, es sollte einer der Hirten einen Stier in die Stadt führen, der bei den zu des Paris Gedächtnis abzuhaltenden Spielen der Kampfpreis sein sollte. Paris folgte seinem ausgewählten Liebling, beteiligte sich, ihn wieder zu gewinnen, an den Kampfspielen und trug auch über seine Brüder den Sieg davon. Ergrimmt zückte Deiphobos gegen ihn das Schwert. Paris sprang auf den Opferherd des Zeus. Da erscheint Kassandra; sie verkündet, er sei der Bruder. Priamos erkennt ihn an und nimmt ihn in sein Haus zurück, im Glauben, das Traumorakel sei erfüllt. Er wird — nach Jahren — für Stadt und Land und Vaterhaus das Verderben.

Beatrix ist der neue Paris, Schillers Vorlage die Fabel 91 Hygins. Diese Hygin-Fabel gibt aber den Inhalt einer griechischen Dichtung wieder.

IV.

Der Fackeltraum des Griechen ist tiefgeschöpft. Wir sollen an die Lebensfackel denken, wie sie dem Neugebornen angezündet wurde. Die Mutter hütet und verwahrt als höchsten Schatz den brennenden Scheit dem Kinde ihrer Sorge. Das ursprünglich ganz sinnliche, sinnlich enge Bild ist durch eine eingewobene Erfindung geweitet und vertieft worden. Hekabes Fackeltraum, ergreifend und vielsagend, ist das Band, durch das Paris' Aussetzung mit Trojas Flammenuntergang verbunden wird. Die von Hygin vorausgesetzte Dichtung machte, wenn seinem Auszug zu trauen, von diesem Bezug keinerlei unmittelbaren Gebrauch. Kassandra warnt nicht vor der Wiederaufnahme des Paris in das Vaterhaus; nur daß der schöne Hirte, der ausgesetzte, Priamos' Sohn sei, verkündet sie. Sie ist es, die durch die Anerkennung des Paris das kommende Unheil, wider Willen und Wissen also, heraufführt. In trüber Stimmung, mit der sich jährenden Trauer um den vor vielen Jahren in die Wildnis ausgestoßenen, herrlich schönen Knaben begann die Dichtung. Das Jahresfest des Sterbetags, begangen durch eine besondere Feier noch nach Jahren, war eine schöne Sitte der frommen Hellenen. Die Sonne des Tages geht auf, hoffnungsvoller als jemals, über das vielgeprüfte Elternpaar. Wir ahnen und sollen es: das Glück wird nicht dauern, die Götter, die durch die Traumvision sprachen, behalten recht. Auf das Morgenrot des großen Weltentages von Troja wird Sturm und Verwüstung folgen am Abend. In der von Hygin wiedergegebenen Dichtung erscheint Kassandra zunächst noch wie eine gewöhnliche Seherin; die Zukunft enthüllt sie an dieser Stelle jedenfalls nicht. Man denkt, überschlägt man die Wahrscheinlichkeiten, sogleich an ein berühmtes, heute noch in Bruchstücken kenntliches Drama des Euripides, den „Alexandros", der die Jugend des Paris zum Gegenstande hatte. Allein dies Euripidesdrama ist hier völlig ausgeschlossen. Am Schlusse des euripideischen Alexandros nämlich enthüllte Kassandra schon die ganze Zukunft schonungslos bis ins einzelne, und in den erhaltenen „Troerinnen", dem dritten Stücke seiner troischen Trilogie, deren erstes eben der uns als Ganzes verlorene „Alexandros" war, wird das dort einzeln Angekündigte zu Entsetzen erregender Wirklichkeit: das Weltgericht bricht über Troja los.

Ein Alexandrosdrama hat auch Sophokles gedichtet; an Sophokles denkt man unwillkürlich, nachdem Euripides ausgeschaltet. Auch bei Sophokles kam ein Wettkampf vor zwischen einem Hirten (es ist hier gleichfalls der noch unerkannte Paris) und Troern aus der Stadt: Priamos-Söhnen also doch wohl. Weil ein solcher Wettkampf zwischen Unfreien und Freien, gar Fürstensöhnen, nichts Gewöhnliches ist, mußte der Dichter ihn motivieren. Der in der ganzen Anlage seines „Alexandros" sehr ähnliche Euripides hat eine solche Motivierung auch seinerseits. Es mögen bei Euripides, wie ansprechend vermutet worden ist, irgendwelche turnerischen Übungen die Motivierung gewesen sein. Welche Begründung Sophokles seinerseits gewählt haben mag, bleibt aus den Fragmenten unaufgeklärt. Wir können nur sagen: gegen die Beziehung der hyginischen Darstellung auf Sophokles würde sich nichts einwenden lassen. Nach Hygin war Paris ausgesetzt infolge der Traumwarnung. Er lebte sich selbst

unbekannt auf dem Ida als Hirte und kämpfte mit aller Welt um sein Lieblingstier. Nun ist die Teilnahme an den zu seinem Gedächtnis veranstalteten Leichenspielen, und was damit unmittelbar zusammenhängt, dramatisch von allerhöchster Wirkung. Damit wird die hohe Wahrscheinlichkeit, daß ein Drama, nur nicht der im Jahre 415 aufgeführte „Alexandros" des Euripides, die letzte Quelle der Hyginschen Fabel sei, erwiesen. Das ist viel, aber nicht alles.

Versuchen wir dem Sophokleischen „Alexandros" auf andre Weise beizukommen. Ein Mittel scheint es zu geben. Der „Alexandros" des Sophokles war das erste Drama einer Trilogie, einer troischen, ganz wie der Euripideische „Alexandros" nach der Überlieferung das erste Stück einer troischen Trilogie gewesen ist. Wie der Euripideische „Alexandros" mit dem verlorenen „Palamedes" als zweitem, den erhaltenen „Troerinnen" als drittem Stücke ein Ganzes gebildet, dessen Teile einen stofflichen Zusammenhang und eine Folge hatten, so hat es erweislich zwei mit dem „Alexandros" des Sophokles verbundene Dramen gegeben. Das zweite Stück der Euripideischen Trilogie war der „Palamedes": einen solchen kennen wir auch von Sophokles. Sophokles „Palamedes" wird niemand vom „Alexandros" entfernen wollen; es war also das zweite Stück einer Trilogie wie bei Euripides. Das dritte, das wie die „Troerinnen" der Euripideischen Trilogie den Schluß, den Untergang der Trojaner, behandelt haben müßte, waren meines Erachtens Sophokles' „Phryger", das ist nach altem Sprachgebrauch „Troer". „Troer" hier, „Troerinnen" dort! Das stimmt so gut wie nur irgend auszudenken. Wir wußten bisher von ihnen, nach den Ausgaben der Fragmente zu urteilen, wenig zwar, aber immerhin genug, um den ungefähren Inhalt der Sophokleischen „Phryger", also seines dritten Stückes in der troischen Trilogie, bestimmen zu können. Nr. 657 der Nauckschen Fragmenta Tragicorum graecorum spricht ein Betagter aus den schmerzlichen Erfahrungen seines Lebens zu einer als „Kind" angeredeten Dialogperson aus Anlaß eines — nicht genannten — Einzelfalles, diesen erklärend: „Die Edlen und Tüchtigen, Kind, pflegt Ares zu morden; dagegen halten sich Zungenhelden fern von der Gefahr. Ares nimmt nichts Schlechtes". Der Sprecher und sein Kind sind Troer: Priamos also und eins seiner Kinder. Sophokles lebt und webt in Homer; die Szene hat ihren Ursprung und findet ihre Erklärung in dem letzten Iliasbuch. Durch Hektors Fall zerschmettert, im Begriff abzufahren, um seine Leiche von Achill loszubitten, herrscht in der Ilias Priamos seine Söhne an: „Paris und Deiphobos und Helenos und die andern, Feiglinge, die ihr seid, schlechtgeraten; daß ihr doch alle verdürbet! O, ich hatte die herrlichsten Söhne; dahin sind Nestor der göttergleiche, der rossefrohe Troilos und Hektor, der ein Gott war unter den Männern und nicht aussah wie der Sohn eines Sterblichen, sondern eines Gottes. Die hat Ares vernichtet. Die Memmen aber, Lügner und Tagediebe, sind mir geblieben" (S. 255 ff.). Aischylos hatte seiner „Lösung Hektors" nach dem Chore den Titel „Phryger" gegeben, und so heißt das Stück des Sophokles. Der dem Aischyleischen gleiche Titel verbunden mit dem behandelten Fragment erzwingt die Annahme, daß

Sophokles' „Phryger" Hektors Lösung zum Inhalt hatten. Über die neben Priamos auftretende Dialogperson läßt sich aus Homer nur die Erwartung aussprechen, daß das zärtlich angeredete „Kinó" keiner der dem Vater verbliebenen, so verächtlich behandelten Söhne war. Also eine Tochter oder Schwiegertochter, wie denn in dem Stücke des Aischylos neben Priamos Hektors Gattin stand, Andromache. Ob sie „das Kind" bei Sophokles war, ist nicht bloß nicht wahrscheinlich, sondern ausgeschlossen, weil Aischylos sie in genau derselben dramatischen Anlage genau desselben Stoffes vorweggenommen: sie, die liebende Gattin, bittet bei Aischylos den Leichnam Hektors los, nachdem Achill ihn sogar dem flehenden Vater versagt! Bei Aischylos triumphiert die Gattinliebe, die Vaterliebe bei Homer! Wir haben nun nicht mehr die Wahl. Nicht der Andromache, einer jugendlichen Tochter des Priamos, gelang es in dem Sophokleischen dritten Drama, das Herz des Achill zu erweichen!

Wer war diese Tochter? Wir können es erfahren. Das zweite Fragment des Dramas steht in den Ausgaben nicht mehr an seinem Platze, seit Gottfried Hermann es bezweifelt (Fragmente des Aischylos Nr. 160); in den Scholien zu Aischylos' „Prometheus" V. 438 muß man es aufsuchen und durch die Ausleger sich nicht täuschen lassen. Dort steht zu lesen, in Sophokles' „Phrygern" habe Achill nicht aus Schmerz, sondern aus Trotz lange Zeit nicht geredet, natürlich nachdem er Hektor erlegt und bevor er die Leiche losgibt an die liebende Schwester des Toten[1]). Wie schön doch die beiden bisher bekannten Bruchstücke ineinandergreifen! Das Wichtigste steht noch aus. Der neue Berliner Photioskodex hat auch ein neues Fragment aus den „Phrygern" des Sophokles gebracht und damit die Entscheidung. Jemand hält dort eine — offenbar etwas umfängliche — Scheltrede in iambischen Trimetern gegen die Hochzeitslieder anstimmende Menge, der Troer natürlich; denn der Chor sind Troer: „werdet ihr nicht aufhören, nicht ablassen diese Hochzeitsfeier zu bejubeln?" (S. 151, 7 der Ausgabe Reitzensteins: *Σοφοκλῆς Φρυξίν· ‘οὐ λήξετ᾽ οὐ παύσεσθε τούσδε τοὺς γάμους*

[1]) Prometheus sagt dort zum Okeanidenchor nach langer Pause, die er regungslos verharrt, während jener seine Teilnahme im Liede zeigt: *μή μοι χλιδῆι δοκεῖτε μήδ᾽ αὐθαδίαι Σιγᾶν με· συντοίαι δὲ δάπτομαι κέαρ ‘Ορῶν ἐμαυτὸν ὧδε προσλοίμενον*] *σιωπῶσι γὰρ παρὰ ποιηταῖς τὰ πρόσωπα ἢ δι᾽ αὐθάδειαν* (dieser Ausdruck nimmt sehr passend die Textworte des Prometheus auf), *ὡς Ἀχιλλεὺς ἐν τοῖς Φρυξὶ Σοφοκλέους, ἢ διὰ συμφοράν, ὡς ἡ Νιόβη παρ᾽ Αἰσχύλωι* (Nauck, S. 50), *ἢ διὰ περίσκεψιν, ὡς ὁ Ζεὺς παρὰ τῶι ποιητῆι* (Il. I 512) *πρὸς τὴν τῆς Θέτιδος αἴτησιν.* Sogar Kirchhoff wirft *Σοφοκλέους* in seiner Ausgabe heraus aus keinem andern Grunde, als um das lange Schweigen des Achill in die „Phryger" des hernach für die „Niobe" zitierten Aischylos — für den es durch Aristophanes' Frösche gesichert ist — verlegen zu können. So auch Bergk „Hermes" XVIII, S. 481 f. Dabei ist nur nicht überlegt, daß bei Aischylos zugegebenermaßen Achilles keinesfalls aus Trotz (*αὐθάδεια*), sondern aus Herzensgram um den Tod seines Freundes verstummt ist. Das ist doch wohl nicht das gleiche. „Er — der betreffende Vater — schien bewegt über Erwins Tod; doch konnte man nicht unterscheiden, ob es Zorn oder Rührung war" (Eichendorff, „Ahnung und Gegenwart", S. 278). Der Scholiast kann also Aischylos gar nicht meinen. Motivwiederholungen sind doch wohl gar nicht so selten bei Dichtern. Erst wird — von Bergk und den andern — in eine ganz unverdächtige Überlieferung ein Unmögliches mit Gewalt hineingebracht, dann dieser Unsinn getadelt und durch eine auch nur angebliche Verstümmelung des Scholions zu erklären versucht.

ἀνυμεναιοῦντες). Unmöglich handelt es sich um die Hochzeit des Paris und der Helena, wie S. XIII. der Herausgeber vermutet. Die Hochzeit des Paris und der Helena, diese Hochzeit hatten die Troer zu bejubeln keinen erdenklichen Grund, wohl aber von Anfang an aufs schwerste zu beklagen allen Anlaß. Welche Hochzeit also? Eine Hochzeit im Anschluß an Hektors Lösung. Von einer solchen weiß eine Überlieferung, die Vergil-Scholien zur „Aeneis" III, V. 322, und übereinstimmend andre Quellen[1]). Sie melden: „Als Priamos, um Hektors Leiche loszukaufen, in Begleitung seiner jüngsten Tochter Polyxena zu Achill gekommen war, gewann Polyxena seine Liebe." So auch Philostratos (Heroikos 737, S. 323 K.) Achill und Polyxena — so erzählt er — sahen sich bei der Lösung Hektors; Priamos war gekommen, gestützt auf Polyxena, seine jüngste Tochter von der Hekabe. Der Held aber ließ dem Vater die Tochter, bis er sie sich aus Troja abholen und zu seinem ehelichen Weibe nehmen würde. Der bisher früheste Zeuge dieser Geschichte war nicht älter als ± 300 v. Chr. Die sentimentale Ausbildung des Liebesverhältnisses gehört wohl noch späterer Zeit an. Sophokles ließ — wir lernen es durch den neuen Photioskodex — den gegen Priamos anfangs trotzigen Achill von der rührenden Schönheit der Polyxena ins Herz getroffen werden; Achill verlangt sie zum Weibe, Priamos empfängt — als Brautgeschenk — die Leiche des Hektor und wendet sich mit Polyxena zurück nach Troja, um die Hochzeit auszurichten. Der Krieg wird nun zu Ende sein. Ungeheurer Jubel in Troja! Mitten aber in den Jubel der Vorbereitungen fällt die Scheltrede — der Kassandra, muß angenommen werden. Geglaubt, gefolgt wird ihr nicht. Damit endete das Stück. Kassandras Enthüllung von dem nahe bevorstehenden Schrecknis entspricht etwa dem, was in den „Troerinnen", dem dritten Stücke der Euripideischen Trilogie, in einem späteren Zeitpunkt, nach der Katastrophe, ausgeführt ist. Die Parallele scheint mir vollständig, und die Folgerung, daß aus den kenntlichen Grundlinien des dritten nun auch gewisse Verhältnisse des ersten Stückes beurteilt werden müssen, wie in solchen Fällen grundsätzlich immer, eine selbstverständliche. Kassandra prophezeit vergeblich — das ist ihr Los und ihr Fluch; die Ansage des großen Gerichts am Ende der Trilogie fällt mitten in den Hochzeitsjubel der Stadt: also kann sie das nicht schon am Schluß des ersten Stückes — des „Alexandros" — getan haben. Sie tut das in der Hygin-Fabel auch nicht: in dieser äußerst wichtigen Einzelheit trifft Hygin gegen Euripides mit Sophokles zusammen. Das ist mein Grund, weshalb ich die in sich festgeschlossene Hygin-Fabel für Sophokles' „Alexandros" in Anspruch nehme. Sophokles' troische Trilogie, die Vorgängerin der Euripideischen, hat — ganz unwissentlich natürlich — Schiller für seine „Braut von Messina" benutzt. Sein neuer Paris — das ist Beatrice — stammt aus Sophokles-Hygin[2]).

[1]) Förster, „Hermes", Bd. XVII, S. 199 ff., 217 ff.

[2]) Die „Jugend des Paris" des Sophokles ihrerseits ist nach Robert (Philologische Untersuchungen, Bd. V, S. 237 f.) nach der „Jugend des Kyros" des Herodot gearbeitet, des Freundes des Sophokles, der erweislich unter anderm gerade den Traum der Mandane in der „Elektra" benutzt, ihn zum Traume der Klytaimestra gemacht hat (J. Classen in den „Verhandlungen der Kieler Philologen-Versammlung", S. 114).

Wir heute besitzen Michelangelos Pietà, die jugendliche Mutter ihren Dulderſohn im Schoße. Den Griechen ſchuf Sophokles ſeine Polyxena γερονταγωγός, dies Bild zum Erbarmen. Der greiſe gebrechliche König von ſeiner noch faſt kindlichen Tochter unter die Feinde geführt, während er ſeine Söhne verachtet und verflucht! Als der neunzigjährige ſein Letztes dichtete, war ihm dieſe ſeine Pietà aus früheren Jahren das Muſter. Oidipus, nicht mehr König, ſondern Bettler, nicht gebrechlich nur, ſondern geblendet, ſchleicht mühſelig auf Antigone geſtützt, ſeine gute Tochter, dem attiſchen Kolonos zu, um Ruhe zu finden von den Qualen ſeines Lebens. Auch ſeine Söhne ſind ihm entartet, er flucht ihnen wie Priamos, und wir ſind erſchüttert (337 ff).

V.

Es iſt mit der üblichen Erklärung der „Braut von Meſſina", wie wenn der Maienfroſt über ein Blütenmeer fährt. Himmel und Erde, Altertum und Gegenwart und eine harmoniſche Perſönlichkeit haben mitgeholfen: aber die Erklärer denken nur an ſich und ihre Theorie vom Schickſalspopanz. „In der ‚Braut von Meſſina', ſchreibt Viſcher „wird der Schickſalsdämon zum Hebel der Tragödie. Eine Familie muß untergehen, damit ein Fluch, Traum, Weisſagung recht behalten. Die Mittel, dem Fatum zu entgehen, führen gerade in ſein Netz, und wirkliche Schuld, die begangen wird, erſcheint in dem verfänglichen Zwielicht, daß ſie vielleicht begangen werden mußte, eben weil das Schickſal recht behalten muß. Trotz aller erhabenen Wahrheiten, wie je ein echtes Drama ohne Kanzel und Pfarrer ſie gepredigt hat, unwahr nach unſern Begriffen. Bedenkliches Zwielicht der Schickſalsfabel. Schwere Wolken, die ſich erſt im ‚Tell' lichten!" Ob uns der Stoff gefällt oder nicht: ein Dichtererklärer ſoll ihn in ſeiner Folge, in ſeinem inneren Zuſammenhalt und in ſeiner Entfaltung auffaſſen. Die „Braut von Meſſina" hat inneren Zuſammenhalt und hat eine Folge. Es wird nicht geachtet, daß in ihrer Fabel allem voran ein Vaterfluch ſteht. Gefrevelt hatte ein Sohn, der Vater der feindlichen Brüder, gegen ſeinen Vater, den Ahn. Der Ahn war von ſich aus im Rechte. Schiller wenigſtens will, daß wir den Ahn für berechtigt halten, über das ihm durch den Sohn entriſſene Weib ſo zu grollen und zu fluchen. Das genügt nun freilich für uns noch nicht. Aber es iſt doch etwas. Der Fluch des Ahn ging dahin, die Kinder des Sohnes aus der Ehe mit Iſabella ſollten ſich ſelbſt und den Stamm verderben. Keinem Homer-Leſer kann entgehen, daß dieſer Fluch des Alten wegen des ihm durch den Sohn entriſſenen Weibes einem herrlichen, altertümlich herben Iliasliede (IX) entſtammt. Phönix hat ſeines Vaters Nebenweib auf ſeiner Mutter Flehen vorweg vergewaltigt, „damit es dem Alten verhaßt würde". Da fluchte jener ihm, die furchtbaren Erinyen rufend, es ſollte niemals auf ſeinen Knien ein Söhnchen ſitzen aus ſeinem Blute. Die Götter hörten den Fluch, Zeus der unterirdiſche und die entſetzliche Perſephone, und wachten über die Ausführung. Es muß bekannt werden, wie anders und menſchlich feiner als Schiller der altioniſche Dichter verfuhr. Er hat der Fluchwirkung vorgebeugt: Phönix blieb unvermählt; die Erinyen wachten umſonſt. Dieſe homeriſche

Geschichte hat Schiller dem aus Leisewitz und der Hygin-Fabel neugeformten Ganzen vorangestellt, jene durch diese ganz neubestimmt: etwa wie Goethes „Iphigenie" ihren Stoff zwar aus dem gleichnamigen Euripideischen Stücke, den Geist unwiderstehlicher Wahrheitsliebe aber aus Sophokles' „Philoktet" empfing; das hat W. Scherer seinerzeit ausgezeichnet begründet (Aufsätze, S. 169)[1]. Die Edelmetalle miteinander und mit Fremdem im rechten Verhältnis zu verbinden ist Sache des Kenners und nicht selten erst des rechten Künstlers.

Eine Fluchtragödie ist das Stück geworden, nicht ein glattes Schicksalsdrama. Das mag, da unabänderliche Vorausbestimmung nun einmal in die Fluchtragödie gehört, ein modern brauchbarer Stoff nicht mehr sein. Aber der Dichter hat das souveräne Recht, auch aus alten aufgegebenen Erzgängen und Klüften, in denen das Gold immer noch wohnt, sein Werk zu bereichern. Sein Verfahren haben wir, wenn nicht zu billigen, doch zu ehren. Und uralte Töne klingen auch aus dieser Fluchtragödie zu uns hinüber. Jeder kennt die Analogien aus Bibel und Volkstum. Wer wird der Poesie solche abstoßenden Gebilde verwehren wollen? Nur können wir dem Fluche des verliebten Alten unsre Teilnahme so wenig zuwenden wie etwa dem Xerxes, wo er an dem dramatischen Schlusse des Herodotischen Geschichtswerkes seinem Sohne sein eheliches Weib entreißt. In der Euripideischen Theseus-Trilogie wie in dem erhaltenen Hyppolytos geht der tugendfeste, wenn auch nicht unsträfliche Jüngling durch den ungerechten Fluch des Vaters zugrunde; und so in einer Reihe sehr ähnlicher Geschichten. Fast noch mehr aber als auf Hippolytos wirkt in Theseus' Leben der persönlich unverschuldete, ererbte Fluch. Er ist gegen den dem Vater kundgegebenen Willen der Götter gezeugt: so wird er weder seines Vaters noch seines eignen Sohnes froh, und sein Haus verödet. Es wird uns darum so schwer zu folgen, weil wir das hier nicht mehr mitbringen, was auch diese Gruppe Geschichten voraussetzt. Die ewigen Gesetze stehen noch — auch in übler Anwendung — hoch selbst über den göttlichen Personen des Mythus. Eine Schätzung des natürlichen Rechtes, das auf unbedingtem Eigenwillen dessen, der die Macht besitzt und Ehrfurcht zu beanspruchen hat, beruhen würde, ist heute unwiderbringlich dahin; und daß ein

[1] Eingelegt ist Hyginfabel 86 (S. 66) und eine Szene der Euripideischen „Helena". Die Werbung des Thoas um Iphigenie hat Goethe aus der „Helena", aus der Werbung des Theoklymenos um Helena, entnommen. Die Euripideische „Helena", eine Neugestaltung der Anlage der Tauriischen Iphigenie (nach Ausweis des Baues des Stückes, wie die 427 aufgeführten „Heraklden" im „Erechtheus" eine Vorstufe haben) ist auch für Goethes „Helena" ein Vorbild gewesen. Denn wenn Phorkyas, die alte Schaffnerin des Menelaos in Sparta, sich nur allmählich zur Rettung der Helena vor Menelaos' Opferschwert in die Fremde usw., gewinnen läßt, so entspricht das dem Verhalten der Theonoe, Theoklymenos' Schwester, die der Helena und dem Menelaos zur Flucht vor ihrem Bruder verhilft. Beide Male liegt in dem Motiv der Hebel der dramatischen Handlung. Der griechische Dichter hat gerade diese Theonoe-Szene seiner, einem überlieferten festen Stamme — der uns durch Herodots Erzählung bekannt gewordenen romanhaften Darstellung des alten Joniers Hekataios (II, 112 ff.) — entnommenen Darstellung unter Benutzung der gegen die Schiffbrüchigen hilfreichen homerischen Eidothea, Proteus' Tochter, hinzugefügt.

Gott erhört, wenn die Eltern einen ungerechten Fluch aussprechen, wird nicht mehr geglaubt, darf nicht geglaubt werden. Nur daß das wirkliche Verbrechen ungesühnt sich über kurz oder lang, unabhängig vom ausgesprochenen oder unausgesprochenen Fluche, Vergeltung sucht und ausfindet, glauben auch wir. Sonst halten wir es mit der Weisheit Goethes. Er schrieb für die Aufführung des Schillerschen Stückes im Dezember 1816 die bekannten Verse:

Dies durfte wohl der Dichter einmal schildern,
Wir danken ihm, daß er's vollbracht;
Doch geben wir so trostlos herben Bildern
Von minder klugem Pinsel gute Nacht.
Was er uns brachte, bleibt uns wohl empfohlen;
Er fesselt uns mit zart und strengem Sinn.
Was unerfreulich, macht er zum Gewinn;
Was er getan, soll keiner wiederholen!

Schiller brauchte, wie sein Vorbild Homer, für den Fluch Fluchgötter. Das zog andre Mythologeme nach sich, ein ganzes Pandämonium der griechischen Götter trotz Kirche und Kloster. Schiller sah sich zu dieser Verbindung von antikem Heidentum und moderner christlicher Religion geführt nicht zum wenigsten durch die Beschaffenheit seiner Quellen. Auch der griechische Chor kam nach. Die Wurzeln also des Stückes ruhen tief im Boden der Antike. Homer und die attische Tragödie sind wie ein ewiges Feuer, das, ohne selbst zu verlöschen, andre Feuer entzündet.

H. Heine und H. Laube.

Mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine.

Von

Ernst Elster.

(Fortsetzung.)

Die nächsten drei Briefe an Heine, die wir mitzuteilen haben, dienten (wie bereits Brief VIII) dem Zwecke, Bekannte Laubes, die nach Paris reisten, bei Heine einzuführen. Aber es waren nicht die ersten, die er seit dem Briefe vom 3. November 1835 an den Freund abgehen ließ. Zwei andre, die dieselbe Bestimmung hatten, scheinen nicht abgegeben worden zu sein. Einen hatte der bereits erwähnte Mannheimer Verlagsbuchhändler Löwenthal, einen andern Köchy überbringen sollen: gemeint ist damit der Schriftsteller Karl Köchy (1800—1880), den Heine von seiner Berliner Studentenzeit her gut kannte, und mit dem er noch Jahre lang in (allerdings nicht immer ungetrübten) Beziehungen stand; Köchy war seit 1831, nach Klingemanns Tode, als Theatersekretär in seiner Vaterstadt Braunschweig angestellt und hatte vor Laube, 1834—35, die „Mitternachtzeitung" redigiert. Der dritte, dem Laube die Pforten von Heines Wohnung öffnen wollte, der Verlagsbuchhändler Heinrich Hoff, der eine Anzahl der Werke Laubes in die Welt gesandt hatte, gab seinen Brief wenigstens ab, doch hatte dieser nur folgenden wenig belangreichen Inhalt:

X.

Berlin d. 6. Jan. 37.

Ich weiß nicht, ob Sie in Paris sind, mein Wertheſter, u. schreibe wieder einen der vielen Briefe, die, Gott weiß es, ob an Sie oder sonstwohin kommen. So hat Löwenthal, der Gevatter des jungen Deutschland, einen gehabt, vor Kurzem wieder Köchy, u. ich fürchte, beide sind nicht in Paris gewesen. Diesmal aber will mein Verleger, H. Hoff aus Mannheim einen, u. das ist ein zuverlässiger Mann. Er soll Ihnen all meine Bücher vom jungen Europa ab mitnehmen, Sie sehen doch wol einmal hinein, u. werden in gewisser Weise über Deutschland orientirt. Eigentlich bin ich trostlos, daß Sie gar nichts mehr schreiben, Sie glauben nicht, wie die eigentlich ursprüngliche Production abstirbt, Alles wird aus Philosophie oder sonstiger Kenntniß Schriftsteller, aber die Kinder, welche fertig u. eindringlich aus Jovis Haupte springen, sie gehen völlig aus. — Daß Hannover — denken Sie, Hannover, was Göttingen besitzt, das Edict gegen uns zurückgenommen hat so weit es Vergangenheit von Michaël 1836 u. Zukunft in Ewigkeit betrifft, — daß ich geheurathet, u. zwar eine Dame, die Sie vor ein paar Jahren in Paris gesehen u. gesprochen hat, die verwitwete Professor Hänel aus Leipzig, welche damals mit Ihrem Bruder in Paris war, hab' ich Ihnen geschrieben; etwas anders ist's, ob Sie's wissen. So wohn' ich denn hier civil am stillen Wilhelmsplatze u. warte

der Dinge, u. schreibe Viel. Das Kammergericht hat mir 7 Jahr Festung dictirt, darunter 6 Jahr für Schwarz=roth u. Gold anno 26; das werden Sie in Paris nicht glauben, auch wenn ich's Ihnen selber sage. Sonst redigir ich noch die Mitternachtzeitung, sehe Varnhagen fast täglich u. warte, ob Sie uns wirklich ganz abtrünniger Franzose geworden sind und uns ganz vergessen. Herzlichst ergeben immer u. ewig Ihr Laube.

Laube hatte recht, über Heines geringe Produktivität in diesem Jahre zu klagen, denn während er selbst eine außerordentlich rege Tätigkeit entfaltete, brachte Heine nur die schon im Jahre 1830 begonnenen „Elementargeister" und die „Florentinischen Nächte" zum Abschluß. Heine antwortete auf die Anfragen, die dieser Brief Laubes enthält, ebenso wenig wie auf den nächsten Brief, den Theodor Mundt überbrachte. Während er aber für den jungen Buchhändler Hoff überhaupt nicht zu Hause war, verabredete er mit Mundt mehrfache Zusammenkünfte und nahm ihn mit gesprächiger Teilnahme auf. Mundt, der bereits zu Ende des Monats März 1837 in Paris eintraf, brachte noch eine Reihe Empfehlungsschreiben von Varnhagen und Gans mit, die ihm bei verschiedenen Pariser Berühmtheiten Einlaß verschafften, und es gefiel ihm während der zwei Monate, die er in der französischen Hauptstadt verbrachte, so gut, daß er seine schon hoch gespannten Erwartungen noch weit übertroffen fand. Laube sowohl wie Heine hatten übrigens bisher über Mundt keine besonders günstigen Urteile gefällt. Was Laube von ihm hielt, zeigt unser Brief Nr. XII, und noch weit ungünstiger sprach er sich in Briefen an Varnhagen aus. „Mundts ‚Madonna'", so schrieb er am 7. August 1835, „ist sehr unter meiner Erwartung"; und am 30. desselben Monats: „Ich habe den ‚Zodiacus'" (eine Zeitschrift, die Mundt herausgab) „nachgelesen: wie viel unklarer Enthusiasmus, der überschwenglich begrüßt und dann dreist und übertrieben verwirft, wie viel unverarbeitete Worte, Mangel aller Ruhe und Schönheit". Immerhin trafen Mundt und Laube des öftern zusammen, und Mundt überbrachte unserm Dichter in Leipzig Ende November oder Anfang Dezember 1835 zuerst die Nachricht von den drakonischen gegen das Junge Deutschland gerichteten Bestimmungen Preußens. Auch Heine hatte bisher über Mundt kein günstiges Wort fallen lassen, ja er hatte von ihm wohl nur wenig Notiz genommen. So schrieb Julius Campe, Heines Verleger, an Heine in einem ungedruckten Briefe vom 23. Oktober 1835 (er befindet sich auch in Hans Meyers Besitz): „Das junge Deutschland haben Sie poussiert. Laube, Gutzkow, Wienbarg und Schlesier" (Campe nimmt dabei Bezug auf den letzten Teil der „Romantischen Schule", deren Manuskript ihm Heine vor kurzem übersandt hatte); „. . . Warum nannten Sie Theodor Mundt, den Herausgeber des Zodiakus, F. G. Kühne, Redakteur der eleganten Zeitung nicht? Und wenn wir suchen wollen, so finden wir noch wohl einige andre, die dahin gehören. Mundt gehört schlechterdings als der bedeutendste wohl dahin". Heine hat aber des Mannes an den wenigen Stellen, wo er seinen Namen anführt, immer nur ganz flüchtig gedacht (vgl. Heines Werke, Bd. VII, S. 331). Offenbar schätzte er sein Talent gering ein. Es ist aber auch möglich, daß ihm abfällige Äußerungen, die Mundt über ihn gemacht hatte, bekannt geworden waren, und daß er deshalb von ihm nicht Notiz

nahm. So hatte Mundt in dem „Über Bewegungsparteien in der Literatur" betitelten Einleitungs-Aufsatz seines „Literarischen Zodiacus" sehr ungünstig über Heine geschrieben, und in eben derselben Zeitschrift im April 1835 den zweiten Band des „Salons" scharf mitgenommen. Trotzdem nahm ihn Heine freundlich auf, und am 31. März 1838 schrieb er an Laube: „Ich habe Mundt und Gutzkow sehr gern, aber in ungetrübter Verbindung könnte ich mit ihnen nicht leben". Alles in allem hatte der Mitläufer des Jungen Deutschland (über den sich eine genauere Monographie von einem meiner Schüler im Druck befindet) doch nur oberflächliche Beziehungen zu Heine sowohl wie zu Laube. Die Zeilen, die ihm dieser mit auf den Weg gab, lauten folgendermaßen:

XI.

Mundt, unser Leidensgefährte, bringt Ihnen dies, mein Verehrtester; es ist nur ein Gruß über Berg u. Thal, da mir Varnhagen eben gesagt, er habe ihm eine Einführung für Sie mitgegeben, u. ich habe zu wiederholten Malen solche Geleitsbriefe Ihnen über den Hals geschickt. Wenn ich nur erst die Festung hinter mir habe, komme ich mit meiner Frau nach Paris, u. freue mich königlich — „royalement" mag in Frankreich unbekannt sein, Sie zu sehn. Daß Sie meinem kleinen vortrefflichen Buchhändler, Hoff aus Mannheim, niemals zu Hause gewesen sind, thut ihm u. mir sehr leid. Er ist ein jüngerer u. frischerer Campe. Möge Ihre Leber gesund sein; wir beißen unsre Existenz so durch, fürchten das Alter, bleiben aber in herzlicher Liebe zu Ihnen immer jung.

Gott schenke Ihnen das Beste!

Berlin d. 9. März 37. Ihr Laube[1]).

Laube war erst wenige Wochen in Muskau, wo er den „Verstorbenen", d. h. den Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen", den Fürsten Pückler-Muskau, zu seinem Leidwesen nicht antraf, als schon wieder ein Verehrer Heines, der nach Paris reiste, um ein Einführungsschreiben bat; diesmal war es ein Herr v. Speck-Sternburg, ein Vetter seiner Frau. Welches Mitglied dieser bekannten Familie damit gemeint ist, kann ich nicht sagen. Ein Freiherr Maximilian Speck v. Sternburg (geb. am 30. Juli 1776 in Gröba bei Riesa, gest. am 22. Dezember 1856 in Leipzig) war ein namhafter Landwirt, Besitzer des Rittergutes Lützschena bei Leipzig, verdient besonders um die Verbesserung der Schafzucht, für die er, außer in seiner engeren Heimat, sowie in Bayern und Rußland wirkte; 1836 wurde er vom König von Bayern in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Die von ihm in Lützschena angelegte Brauerei ist noch jetzt allen Leipzigern wohlbekannt. Dieser tüchtige Mann des praktischen Lebens war aber zugleich auch idealen Interessen zugewandt: er brachte eine bedeutende Gemäldesammlung zusammen und betätigte sich auch als Schriftsteller über Fragen der Kunst. Daß e r mit einem Empfehlungsschreiben zu Heine gekommen sei, ist wohl nicht wahrscheinlich, denn er war damals bereits sechzig Jahre alt; aber an einen seiner Söhne werden wir wohl zu denken haben. Der vielgenannte Botschafter in Washington entstammt derselben Familie.

Der Brief erklärt sich nach allem Vorausgehenden von selbst; erwähnt mag nur noch werden, daß mit den Worten (gegen Ende des Briefes):

[1]) Adresse: Herrn Dr. H. Heine | Hochwohlgeboren | Paris. | Rue des petits Augustins | Hotel d'Espagne No: 4.

„Denunziant, der draußen schon viel Spektakel macht", Heines gegen Menzel gerichtete Schrift „Über den Denunzianten", die eigentlich als Vorrede des dritten „Salon"-Bandes erscheinen sollte, gemeint ist. Sie ist glänzend geschrieben, aber von vernichtender Schärfe.

XII.

Muskau in der Lausitz d. 19. Aug. 37.

Ich bin wie Ihr Zollofficiant, der Ihre Verehrer durchsieht, um ihnen dann einen Geleitsschein mitzugeben. Alles, was nach Paris geht, will Heine sehn u. dazu einen Brief von mir haben. So Ueberbringer dieses, Herr v. Speck-Sternburg, ein Cousin meiner Frau u. fanatischer Verehrer des Buchs der Lieder. Es hat nur sein Mißliches, daß ich auf all die Zettel nie ein Recipisse erhalte u. sie förmlich in die Luft hinaus werfe. Wäre ich mir nicht unsrer unzerbrechlichen Gemeinschaft des geistigen Herzens bewußt, es betrübte mich doppelt. Warum geben Sie nicht einmal zwei Zeilen für mich an Campe bei, oder an Lewald, oder meinen Verleger Hoff in Mannheim, da ich selbst wieder im Loch bin. Die deutsche Politik ist unversöhnlich u. spielt Fatum, ich muß für die alten Sünden noch 18 Monaten absitzen, wenn es mir nicht gelingt, durch persönliche Connexionen etwas zu sparen. Politische Rücksicht giebt's hier nicht, und es war mir, der ich mit dem Gebiß, d. h. dem Zügel im Munde scheinbar frei herumlief, nichts belustigender als die deutschen Schriftsteller, welche es sehr auffallend fanden, daß ich Anno 37 nicht wie Anno 33 schrieb. Man macht dies, weil die Festungen voll sind, in Stadtgefängnissen ab u. ich wohne in einem großen wüsten Saale des Amthauses zu Muskau, u. schreibe in Ermangelung besserer Freiheit eine große Literaturgeschichte von den Gothen bis auf's junge Deutschland. Noch im Herbste komm ich, bei dieser Schreiberei nämlich, zu Ihnen, u. hätte gern einmal einen Brief von Ihnen, um Ihre jetzigen Intentionen zu kennen. Mein Unternehmen im großen Stile ist für uns sehr wichtig, u. ich halte mich des größeren Eindrucks wegen sehr vornehm und objektiv, ich denk', Sie sollen's loben. Sobald ich frei bin, sicher nicht eher als bis dies Buch fertig ist, komme ich direkt mit meiner Frau nach Paris, um einen langen behaglichen Aufenthalt da zu machen, u. Sie endlich einmal Aug in Auge zu begrüßen. Schade daß der Verstorbene, bei dem widersprechend ein Stück junger Literatur sitzt, in Africa herumreitet, ich hätte mehr Freistunden. Was haben Sie zu Mundt gesagt? Wenig quellendes Talent schwer verpackt — ist's Ihnen anders vorgekommen? Er, sammt Kühne, die Anno 34 schrieben, Sie seien schriftstellerisch todt, und die doch bloß an Ihrer Anregung gesäugt waren, geben ein neues reproducirtes Element oder besser Ferement aus der Jugendzeit unsrer jungen Literatur, was mir gar nicht behagt. Zu wenig Schöpfung, Bissigkeit u. Mangel an Schönheit — ich sehe mich sehr besorgt nach dem Nachwuchse um. Varnhagen, stets unveränderlich grüßend, schreibt mir, daß er eben nach Hamburg reise — Denunziant, der draussen schon viel Spectakel macht u. Salon III erwarte ich erst hier in der Abgesperrtheit. Möchten Sie gesund sein! Wenn Sie bis zum Spätherbst schreiben, so adressiren Sie direkt Muskau en Prusse, es kommt direkt an mich.

Ihr Laube[1]).

Laube hatte ein Gnadengesuch eingereicht und, sanguinisch, wie er war, hatte er wohl gehofft, daß ihm von der doch schon wesentlich gemilderten Strafe noch ein gut Teil erlassen werde. Aber er täuschte sich. Und nun war der Winter herangekommen; viel mehr als zuvor wurde ihm und seiner Gattin die Einsamkeit fühlbar; denn wenn es ihnen auch nicht ganz an

[1]) Adresse: A Monsieur | Mos. Dr. H. Heine | Paris. | Rue bergère | No: 3.

Verkehr mit hochgebildeten Menschen fehlte — viel Abwechslung gab es nicht. Freilich eine Freude lernte er hier kennen, die ihm bis in sein hohes Alter nach schwerer Arbeit das Leben würzte: er ergab sich hier dem edlen Waidwerk, und er fand so viel Gefallen daran, daß er es bald auch als Schriftsteller in einem niedlichen Büchlein feierte. Daneben machte er sich an eine Riesenarbeit, ohne zu ahnen, daß sie seine Kräfte und Hilfsmittel durchaus überstieg: er schrieb eine deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, und er hat es fertig gebracht, in der kurzen Zeit von neun Monaten etwa hundert Bogen zu füllen, von Ulfilas bis zu Schiller den deutschen Dichterwald mit Siebenmeilenstiefeln zu durcheilen. Man braucht nicht Literaturprofessor zu sein, um das Unerhörte dieses Unternehmens einzusehen. Was verstand denn Laube von der älteren Sprache und den älteren Autoren? Und welche Bücher hatte er denn zur Verfügung, um die klaffenden Lücken seiner Kenntnis auszufüllen? Er übernahm die elende Aufgabe, aus fremden Werken ein neues zusammenzuschreiben, und er mußte dabei notwendigerweise zu Falle kommen. Geradezu rührend klingt die Äußerung des folgenden Briefes: „. . . ich bin erst bei Schiller — wie hübsch werd ich übers junge Deutschland schreiben, endlich etwas, was man genau kennt, wo man nicht mit der Kombination zu fechten braucht." Hätte er nur die neueste Zeit behandelt, so wäre es ihm vielleicht gelungen, ein Buch zu schreiben, das nicht schon am ersten Tage nach seinem Erscheinen Makulatur war, obwohl sich auch hier manche auffallend verkehrte Angaben finden. Über diese Tatsachen können auch die gereizten Worte, die Laube in seinen „Erinnerungen" über seine Kritiker vorbringt, nicht hinwegtäuschen. Heine war allerdings (um das gleich hier vorwegzunehmen) andrer Meinung. Als das Buch erschienen war (1839), schrieb er für die „Allgemeine Zeitung" eine Kritik, datiert vom 4. Februar 1840, die aber Kolb nicht aufnahm, und die in die Hände Laubes überging, aus dessen Nachlaß sie 1884 veröffentlicht wurde (Heines Werke, Bd. VII, S. 351 ff.). Hier äußert er sich folgendermaßen:

„Vorige Woche verließ uns Heinrich Laube, welcher mit seiner Gattin, einer sehr gebildeten und geistreichen Dame, diesen Sommer hierher kam, den größten Teil der französischen Provinzen bereiste, auch einen kurzen Abstecher nach Afrika unternommen hatte und seit einigen Monaten wieder nach Paris zurückgekehrt war. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit historischen Untersuchungen, wozu ihm die Archive ihre bedeutenden Materialien eröffneten. Der ausgezeichnet kritische Sinn des Mannes und sein offenes Auge für alle Erscheinungen des wirklichen Lebens, Studium und Anschauung, werden gewiß ein kostbares Buch zu Tage fördern. Von Laubes deutscher Litteraturgeschichte sind erst zwei Bände hier angekommen, und ein Gesamturteil über diese Arbeit ist noch nicht zulässig. Wenn die Ausführung den Anfängen und der ganzen Anlage entspricht, so erhält das Publikum hier ein Werk, das bis jetzt in unserer Litteratur fehlte und einem großen Bedürfnisse abhilft. Bouterweks deutsche Litteraturgeschichte ist veraltet und reicht nicht bis auf die neueste Periode, deren erste Erscheinungen nur polemisch angedeutet wurden; und doch wäre dieses Buch als das einzige zu nennen, wo eine gründliche, thatsächliche Belehrung für das große Publikum geliefert wird. Andere Versuche umfassen nicht das Ganze der Litteratur, oder sind nur ein Konvolut räsonierender Artikel, litterarischer Rhapsodien, trockner Notizen, oder verfallen gar ins Gebiet der Chrestomathie. Rosenkranz, der geistreichste und tiefsinnigste Litteraturhistoriker

unserer Zeit, hat zwar über deutsche Litteratur Vortreffliches geschrieben, aber nicht im Zusammenhang aller Epochen; er widmete dem Mittelalter ein eigenes Werk, und von der spätern deutschen Schriftwelt hat er in seinem größeren Litteraturbuche nur den poetischen Teil und auch diesen nur in allzu kurzen Umrissen behandelt. Laubes Werk wird daher ein Buch sein, wie eben die große Menge dessen bedarf, nämlich eine ausführliche Darlegung des ganzen deutschen Litteraturbestands, von den ältesten Zeiten bis auf heutigen Tag, belehrend wie ein Handbuch durch Treue und Gründlichkeit und unterhaltend wie ein Kunstwerk durch harmonischen Reiz der schönen Rede. Talent und Charakter haben sich hier vereinigt, und ihre Verbindung liefert das erfreulichste Resultat. Laube ist nämlich nicht bloß ausgezeichnet durch ästhetische Begabnisse, durch Macht der Darstellung, durch Phantasie und Scharfsinn, sondern auch durch die Biederkeit, die Ehrlichkeit, die Lauterkeit seines ganzen Wesens: seine Zunge ist der gewissenhafte Dolmetsch seines redlich deutschen Herzens. — Daß die Wahrheit auch geistreich sein könne, davon gibt uns Laube einen erquickenden Beweis. Und ach! wir bedurften eines solchen Trostes in einer Zeit, wo die geistreiche Lüge sich ausspreizt in ihrem brillantesten Dünkel."

Diesem Lobe Heines ist schon unter den zeitgenössischen Besprechungen des Buches kein zweites zur Seite getreten, geschweige denn unter denen der Nachwelt; ganz abgesehen von der mangelhaften Sachkenntnis Laubes sind auch die Vorzüge der Darstellung weit geringer als wir sie sonst bei Laube beobachten. — Der nachfolgende Brief wurde Heine durch den ehemaligen Advokaten Joseph Savoye aus Zweibrücken überbracht, der wegen Beteiligung an dem süddeutschen Preßverein und als Verbreiter revolutionärer Schriften auf zehn Jahre des Landes verwiesen worden war. Er gehörte zu jenen deutschen Flüchtlingen, deren unerquickliches Treiben Heine in seiner Schrift über Börne genügend charakterisiert hat; auch von Savoye insbesondere schreibt er, daß er ihn nicht liebe. Die etwas wehmütigen Zeilen Laubes haben folgenden Wortlaut.

XIII.

Es ist kein Wort von Ihnen zu lösen, Sie schlimmer Freund, u. doch bedarf ich eines Zuspruches so sehr. Wissen Sie aus einem Briefe von mir, daß ich hier im Amthause anderthalb Jahr Festung absitze, wissen Sie, was so ein ewiger deutscher Gefängnißwinter heißt, wie tonlos, träge, matt u. abgestanden er macht, wissen Sie, wie es namentlich uns Beiden in der Literatur ergeht? Wüßten Sie das Alles, Sie schrieben. Mein Gnadengesuch ist abgeschlagen, ich kann in der Literatur nicht polemisiren, denn dabei fällt mancher Spahn ab, welcher dem schon Gefangenen noch mehr Entsagung brächte, Sie sind fern, sind vielleicht faul, kennen die kleinen schwarzen Flüsse nicht, welche sich immer so allmälig in Deutschland zu einer Meinung summiren, u. doch müssen wir über Kurz oder Lang etwas thun, damit das kleine Herumtrommeln auf uns unsre Lebenszeichen merkt. Es bildet sich nämlich auch unter den Jüngeren der magerste Doctrinarismus, aber ein jacobinischer Doctrinarismus aus, Bildung wird Alles u. Talent gilt nichts mehr. Wir beide sind vielfältig die Zielscheibe; was Posse am j[ungen] Deut[schland] war, wird mit verdeckten Worten als Cultus honorirt, u. wir, die wir darüber gescherzt haben, gelten beinahe für Hochverräther. Weil ich nichts ganz sagen kann, schweige ich jetzt auch, aber ich sammle, Worte u. Autoren; geben Sie mir nur ein Lebenszeichen, damit ich Sie dann deutlicher au fait setzen kann.

Und was Sie treiben mögen? Deutschland sinkt wol tiefer u. tiefer in Vergessenheit? Seit ich Ihnen im Sommer schrieb, hab ich nichts als Literaturgeschichte geschrieben u. es haben sich 100 Druckbogen aufgethürmt, u. ich bin erst bei Schiller — wie hübsch werd' ich über's junge Deutschland schreiben, endlich etwas, was man

genau kennt, wo man nicht mit der Combination zu fechten braucht. Vernachläßigen Sie mich nicht, ich mache Statuen.

Wie hat Ihnen Mundt gefallen? Damals sagt' ich's Ihnen nicht, er u. sein Fähnlein waren schon vor ein paar Jahren der Meinung, daß Sie maustodt seien, u. nur Zuckergebäck lieferten.

Ich denke, es geht Ihnen gut, die Literatur hat das Gute, daß sie lange lebt, u. diejenigen kugelfest macht, die einmal eingebissen sind. Was hat mancher Schlechtere leiden müssen, u. lebt heiter fort — ja, Sie können lachen, Sie frank u. Freier, aber ich, Held der Freistunden, denken Sie, daß ich seit Frühjahr 34 von Loch zu Loch bald in vorgeschrieben Exil oder Gefängniß wandre! Für ein Bißchen Liberalismus — u. Alles, weil ich die Heimath nicht einbüßen wollte.

Also lassen Sie ein Wort hören u. bleiben Sie hold

Muskau en Prusse d. 9. Febr. 38[1]). Ihrem getreusten Laube.

Auf dieses Schreiben gab Heine endlich einmal (am 31. März) eine Antwort; sie findet sich aber in den Briefsammlungen von Strodtmann und Karpeles an falscher Stelle wiedergegeben, da die Jahreszahl (jene setzen 1836 statt 1838 ein) in dem Original etwas undeutlich geschrieben worden ist; aber der Inhalt macht es offenbar, was zu lesen ist.

„Wie beneide ich Ihre Einsamkeit" (so heißt es in dieser Antwort Heines) „ich, der ich verdammt bin in dem wildesten Strudel der Welt zu leben, und nicht zu mir selber kommen kann, und betäubt bin von den schreyenden Tagesnöthen, und müde bin wie ein gehetzter Stier, ich will nicht sagen wie ein Hund — wie sehne ich mich nach einer ruhigen deutschen Festung, wo eine Schildwache vor meiner Thüre stünde und niemanden hereinließe, weder meine Geliebte noch die übrigen Qualen — mit Leidenschaft lechze ich nach Stille!"

Später kommt Heine auf Laubes Literaturgeschichte zu sprechen und schreibt:

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Schicken Sie (im Fall Sie bald das Werk vollendet zu haben gedenken) eine Abschrift Ihrer Literaturgeschichte hierher nach Paris, eine leserliche, womöglich mit lateinischen Lettern geschriebene Abschrift, die ich hier unter meinen Augen übersetzen lasse — so daß das Werk zu gleicher Zeit in Deutschland und in Frankreich herauskommen kann. Wie gefällt Ihnen diese Idee? Das Buch erhält dadurch gleich eine europäische Wichtigkeit und erreicht schneller seinen Zweck. Ich will schon dafür sorgen, daß es meisterhaft übersetzt wird (die meisten hiesigen Translatoren sind Stümper) und die französische Ausgabe in den hiesigen Journalen die nöthigen Trompetenartikel bekömmt."

Man kann sich denken, daß Laube über diesen Vorschlag Heines sehr erfreut war, und so ließ er bald nach Empfang des Briefes ein dankbar zustimmendes Schreiben folgen; es lautet:

XIV.

Muskau in Schlesien d. 15 Mai 38

Gott sei Dank, endlich doch einmal ein Brief von Ihnen, u. zwar ein so guter, wofür Ihnen Dank. Was die erwünschte Einsamkeit einer deutschen Festung betrifft, so steht diese Ew. Liebden zu Dienst ohne weiteres Zuthun, als daß ein Platz auf der Post genommen werde bis in unsere Gegend. Nun zu Ihrem vortrefflichen Vorschlage der Uebersetzung meines Buch's. Da ist nur ein Bedenken, was Sie lösen müssen: das Buch ist sehr stark, i. e. dick, deutsch über hundert Druckbogen, es ist stockernsthaft, ich habe kaum die Anführung eines Witzes, viel weniger einen eigenen erlaubt. Sollte es uns eine lange Waffe werden, mußte es also sein — wie steht das aber

[1]) Adresse: Monsieur M. H. Heine | Paris. | Cité bergère 3.

den Franzosen gegenüber? Ferner, es ist in einem durchaus gefaßten und gehaltenen Stile, einem vollen geschrieben, die eigene Anpassung alles Stoffs zu unsern Ansichten erlaubte keinen Gang des terminologischen Ausdrucks [1]). Das wird die Uebersetzung sehr erschweren. Was sagen Sie?

Nun, ehrlich deutsch hab ich die Uebelstaende vorangestellt, u. jetzt kann ich Freude und Dank über die Idee rückhaltlos Ihnen in's Angesicht sagen. Die Sache wäre vortrefflich, die Cavallerie für eine Armee. Ich lasse Ihrem Rathe nach auch bereits mit lateinischen Lettern abschreiben. Sagen Sie mir nur bald, ob die Uebelstaende Ihnen keinen Schreck eingejagt, ob Sie den Sommer in Paris bleiben, wie es mit dem französischen Debit gemacht werden soll, ob dazu mit der Brockhaus'schen Commandite in Paris was anzufangen. Geben Sie mir doch eine Briefseite authentischen Aufschluß über Ihren Geburtstag u. wie u. was Sie so auswendig gelernt bis zu den Reisebildern. Dieser Zeitpunkt fehlt für Ihre Person in den couranten Nachrichten, u. es wäre ja ein Skandal, wenn ich darüber nichts Sicheres hätte.

Sie schreiben nichts, davon bin ich vollkommen überzeugt, es muß ein Akt bei Ihnen eintreten, u. das geschieht wol über Kurz oder Lang, eine zweite Jugend, sei's auch nur eine Bewegung. Warte doch ich Selbst darauf. Wenn wir diese zweite Auflage erlebt, dann bleibt uns noch der Alteweibersommer u. die Erinnerung an das, was wir jetzt nicht achten, Wahrheit u. Dichtung. Und doch, wie wimmelt's mir unter der langen Arbeit von praktischen Plänen, die ich Ihnen all mündlich erzählen will, — hoffentlich muß ich doch nicht auch dies ganze Jahr noch aus sitzen. Für Sie helfen Sie Einem zwar nichts, das ist ganz Dichter, launisch, nichts durch Dialog vermittelnd, augenblicks wirksam, unwillig, das Berliner Theater für uns in Beschlag zu nehmen, wie doch über Kurz oder Lang von uns geschehen muß. — Ich habe noch drei Monate an meinem Buche zu arbeiten, obwohl nur noch drei Capitel „Goethe — Hegel — junges Deutschland" übrig und schon 9 Monat, eine Kindesreife, für 100 Bogen verschrieben sind. Der Schwan im Weiher unten, den ich eben segeln sehe, die Parkfülle des Fürsten, der jetzt unter den Rosen von Damask schläft, sie werden mir noch oft langweilig werden, weil ich mich so nach Zerstreuung sehne, wie Sie nach Ruhe. Dann wollen wir auf kurze Zeit eine Ergänzung an einander versuchen u. nun gebe Zeus, daß wir einander gefallen, oder nein, das ist nicht nöthig, aber daß ich Ihnen z. B. nicht mißfalle.

Nun, schönste Grüße, auch von meiner Frau. Geben Sie mir drei Zeilen Bescheid, u. bleiben Sie mir gut. Die Genossen G[utzkow] u. M[undt] liegen auf dem Felde wie Schäferhunde u. beißen sich — mitunter ist so was heilsam, aber nun müssen wir nachgerade an eine Kraftsammlung, ein gemeinschaftlich, schwer wiegend Organ, was täglich, oder doch oft kommt, denken. Herzlich

Ihr Laube.

Heines Antwort auf diesen Brief scheint verloren gegangen zu sein; er muß darin, wie leider so oft, Klage über seinen Gesundheitszustand erhoben haben. Der nunmehr folgende Brief Laubes, geschrieben in der schönsten Sommerzeit, als er die Herrlichkeiten des Pücklerschen Parkes mit voller Seele genießen konnte, schlägt begreiflicher Weise wieder einen heitreren Ton an, und er bringt vor allem Hinweise auf Personen und Zustände, die dem Bilde, das uns der Briefwechsel Heines und Laubes entrollt, Abwechslung und neues Leben geben. Leopold Schefer, der kenntnisreiche und vielgereifte Dichter, der Verfasser des „Laienbreviers", ein Muskauer Kind und zeitweilig Generaldirektor der Pücklerschen Besitzungen, wird dem „Gefangenen" manche Stunde durch geistreiches Gespräch verkürzt haben. Vor allem aber sehen wir Laube Anteil nehmen an den großen Ideen über Gartenbaukunst, durch die sich der

[1]) Was heißt das?

Fürst ein unvergängliches Verdienst erworben hatte. Pücklers berühmtes Werk „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei", von dem im folgenden die Rede ist, war 1834 mit wundervollen landschaftlichen Darstellungen in Stuttgart erschienen. Es ist bekannt, daß es über den Gegenstand, den es behandelt, Gedanken verbreitete, die in allen Ländern ungeteilten Beifall fanden und nicht nur dem Parke zu Muskau, sondern auch manchem andern (in Babelsberg, Altenstein, Wilhelmsthal usw.) zustatten kamen.

XV. Muskau d. 25. Aug. 38

Ich wünsche von ganzem Herzen, mein Verehrtester, daß sie wieder gesund seien; Varnhagen u. andre Freunde wünschen es lebhaft mit mir. Schonen Sie sich nur recht, u. trinken Sie Wasser. — Ich komme auf Varnhagen's Rath u. die Bitte der Frau Fürstin Pückler mit einem Paquet, das Sie nicht erwartet haben: es ist eine franzoesische Uebersetzung des Gartenwerks vom Fürsten, die durchaus erst in Paris zugestutzt sein muß, ehe sie in Druck kommen kann. Lassen Sie doch diese Zustutzung unter Ihrer Leitung von einem Ihrer Amanuensen besorgen, die Frau Fürstin, eine passionirte Verehrerin ihres Geistes, bittet Sie dringend um diese Gefälligkeit, die Ihnen der Fürst aufs Angelegentlichste danken wird. Das Buch ist in Hinsicht theoretischer Aesthetik von vielem Werthe, und ein Augenmerk, was Sie der Arbeit schenken, hätte sein Verdienst, auch wenn Sie unsre Fürsprache unberücksichtigt ließen, auch wenn Sie unsrer Muskauer Colonie moderner Welt nicht so viel Theilnahme widmeten, wie wir es zahlreich thun. Sind erst die Zeiten etwas milder, so hoffe ich uns alle noch einmal in diesem kleinen Fürstenthume zu sehn, und Sie vorauf. Sie glauben nicht, wie reif und innerlich vorgearbeitet im Fürsten, Schefer, Varnhagen pp. eine solche Colonie ist. — Der Titel war uns franzoesisch ein schweres Kreuz, u. ich lege die Proben auf einem besondern Blatte bei, Sie bittend, daraus etwas Menschliches, das heißt Franzoesisches zu machen. Die Fürstin läßt sich Ihnen zum Besten empfehlen, u. sehr um Entschuldigung bitten, wenn sie bei Rücksendung des zugestutzten Manuscripts auch um Rücksendung des deutschen Exemplars bittet: es ist das einzige, was vorhanden, da ohne die Kupfer — für 80 ℛ — kein's zu haben ist. Seien Sie gut, u. nehmen Sie sich der Sache an.

Von meiner Literaturgeschichte send ich noch nichts, da das lateinische Abschreiben meinen Schulmeistern schwere Sorge macht, u. ich nicht eher absenden will, als bis ein Stoß beisammen ist, der eine hinlängliche Uebersicht gewährt. Ich denke, bald so weit zu sein, u. freue mich immer mehr Ihres freundlichen Anerbietens, u. der Aussichten, die es öffnet. Dies sei das erste, dann sollen wir uns zu einem Jahrbuche vereinigen, was unsre Gesammtstellung im Auszuge auch für Frankreich geben kann, u. alsdann zu einem großen Journale, was als sein eigner Voleur in Paris uns lebendig erhält. Möchte nur von Ihnen bald etwas kommen. Meine Haft wird nicht abgekürzt, geht also erst mit diesem Jahre zu Ende, u. ich sehe Sie erst im tiefen Winter. Zeit genug, daß die Literaturgeschichte in den Hauptumrissen des Drucks bis dahin zu Rande kommt. Ich werde indeß September mit Hegel u. Schülern u. den Historikern fertig, u. schreibe dann das letzte Capitel „das junge Deutschland", u. dazu wiederhol ich Ihnen meine Bitte, mir einen Abriß Ihres Lebens in Kürze zu geben.

Brahm[a] erfülle Sie, halte Sie mir gewogen, u. lasse Sie bald ein paar Zeilen für mich schreiben. Die Fürstin lechzt nach Ihrer Ansicht vom Titel.

Treulichst Ihr Laube.

Auch auf diesen Brief gab Heine wieder einmal keine Antwort; am 25. August hatte Laube geschrieben, und am 19. Dezember war noch kein Bescheid eingelaufen; die Verzögerung wird ihm um so unangenehmer gewesen

sein, als es sich darum handelte, seiner Wohltäterin, der Fürstin Pückler, einen Gefallen zu erweisen. So schrieb er denn schließlich den nachfolgenden Mahnbrief an den zaudernden Freund.

Inzwischen waren aber neue, höchst unerfreuliche Kämpfe in der Literatur ausgebrochen, die in den nächsten Briefen ein lebhaftes Echo finden. Die wesentliche Schuld auch an diesen Wirrnissen trug Karl Gutzkow, der von Bitternissen niedergedrückt und verstimmt, damals seiner nervösen Laune ganz die Zügel schießen ließ. Bisher hatten die verfemten Schriftsteller trotz manches verschwiegenen Gegensatzes doch äußerlich leidlich den Frieden miteinander gewahrt. Jetzt ertönte der Kriegsruf, und die erbitterte Fehde begann, die sich schließlich in Heines Buch über Börne (1840) und den Folgen, die es hatte, bis zum äußersten zuspitzte. — Nicht nur in dem 1835 geschriebenen letzten Buche der „Romantischen Schule", sondern auch in manchen brieflichen Äußerungen der nächsten Jahre hatte sich Heine günstig, zum Teil sehr günstig über Gutzkow ausgesprochen. Ja, sogar noch 1838 hatte sein freundschaftliches Gefühl für den jüngeren Schriftsteller eine gefährliche Probe bestanden. Heine dachte schon damals daran, seine „Neuen Gedichte" herauszugeben, und er hatte die Sammlung, die er Campe zum Druck eingesandt, mit einer gegen die schwäbischen Dichter gerichteten Vorrede versehen. Campe gab das Manuskript Gutzkow zu lesen, und dieser richtete an Heine einen ziemlich schulmeisterlichen Brief, in dem er ihm dringend abriet, diese erotisch anstößigen Lieder in die Welt zu senden. Er bediente sich darin einiger sehr dreister Ausdrücke. Heine machte gute Miene zum bösen Spiel, ließ die Gedichte einstweilen ungedruckt und verlangte nur, daß Campe die Vorrede unter dem Titel „Schwabenspiegel" allein veröffentlichen lasse. Diese erschien denn auch zu Ende des Jahres in dem von Gutzkow in Campes Verlag herausgegebenen „Jahrbuch der Literatur", aber in einer nichtswürdigen, offenbar nicht durch die Zensur veranlaßten Verstümmelung, die Heine mit Recht in Harnisch brachte, und gegen die er sich in einem offenen Briefe entschieden verwahrte. Außerdem hatte Gutzkow zwei seiner Schildknappen, Ludwig Wihl und Eduard Beurmann (von denen der letztere, wie wir jetzt aus Geigers neuestem Buche erfahren haben, ein Spion der Regierungen war), in seinem, ebenfalls von Campe verlegten „Telegraphen" wiederholt gegen Heine losgelassen; namentlich war ein „Heinrich Heine in Paris" betitelter Aufsatz von Wihl im „Telegraphen" von 1838 höchst taktlos und verletzend, besonders auch wegen der Nachrichten über das Privatleben des Dichters. Vielleicht noch mehr aufgebracht war Heine durch einen Artikel „Vergangenheit und Gegenwart", mit dem Gutzkow selbst das erwähnte Jahrbuch, das im Dezember 1838 herauskam, eröffnet hatte. Darin wurden zwar nur Laube und insbesondere Mundt getadelt, und Heine mit manchem lobenden Worte bedacht; indessen die Schlange lauerte doch unter den Blumen, und vor allem ärgerte sich Heine über Gutzkows unzarte Hinweise auf seine jüdische Herkunft.

Auch Laube war über die Angriffe, die er erfuhr, verstimmt; aber am schlimmsten erging es Theodor Mundt. Dieser hatte bisher mit Gutzkow in Frieden gelebt. Als Gutzkow im Jahre 1837 nach Berlin kam, um mit der Regierung, namentlich mit Tzschoppe, über eine Milderung der gegen ihn ge-

richteten Verfügungen zu verhandeln, hatte Mundt viel mit ihm verkehrt, ja er hatte, um Gutzkow zu feiern, sogar ein Diner gegeben, bei dem es gewiß an verehrungsvollen und freundschaftlichen Beteuerungen nicht fehlte. Doch an der Verstimmung, die bald darauf zwischen beiden Männern eintrat, war Mundt nicht ganz unschuldig. Im ersten Heft seiner 1838 begründeten Zeitschrift „Der Freihafen" nannte Mundt seinen bisherigen Freund zwar einen ausgezeichneten Literaten, gab aber der Befürchtung Ausdruck, daß er sich in einen „langweiligen Doktrinärismus" verlieren werde. Gutzkow verspottete darauf Mundt in einem Aufsatz „Die literarischen Elfen", den er in seinen „Telegraphen" einrückte; und wenn nun bald darauf sein Gehilfe Wihl im „Telegraphen" sowohl wie im „Hamburgischen Korrespondenten" gegen Mundt zu Felde zog und namentlich dessen gutes Buch „Die Kunst der deutschen Prosa" herunterriß, so hatte Gutzkow sicherlich auch hier seine Hand mit im Spiele. Mundt antwortete ziemlich scharf auf diese Angriffe im dritten Hefte seines „Freihafen" und verstieg sich zu der Äußerung, daß sich Gutzkow in eine „literarische Verworfenheit" hineingearbeitet habe, in der man ihn sich selbst überlassen müsse. Darauf folgte dann Gutzkows vernichtende Kritik in dem erwähnten Einleitungsaufsatz seines „Jahrbuchs"; und es ist zu verstehen, daß damit die Beziehungen der beiden für lange Zeit abgebrochen waren. Nach vielen Jahren sind sie trotzdem wieder in persönliche Berührung miteinander gekommen, ohne daß Gutzkow, wie seine „Rückblicke" beweisen, zu einem günstigeren Urteil über Mundts schriftstellerische Bedeutung gelangt wäre. Diese Fehden, in denen, wie gesagt, auch gegen Laube mancher Hieb abfiel, bilden in den folgenden Briefen wiederholt den Gegenstand des Gespräches, und es mußte ihrer daher mit wenigen Worten gedacht werden. Laubes nächstes Schreiben, das schon flüchtig darauf hindeutet, ist das letzte, das er aus Muskau an den Pariser Freund richtete.

XVI.

Ich kann Ihnen nicht helfen, liebster Heine, Sie müssen ein ordentlich Lebenszeichen von sich geben, u. wenn irgend möglich umgehend. Erstens bittet die Frau Fürstin Pückler dringend darum, ob Sie das Manuscript — das vorläufig franzoesische — des Gartenwerks erhalten, wie es mit der Umarbeitung, die ihm nöthig, steht, was Sie für eine Titelfassung im Franzoesischen vorschlagen. Der Verleger, Hallberger, drängt mit dem Drucke.

Ferner müssen Sie mir einige Auskunft über Ihre Lebensdata geben, um die ich Sie das letzte Mal gebeten. Ich bin am letzten Capitel meines Buches, u. komme in nächster Woche zur speciellen Schilderung Henry Heines. Dazu brauche ich jene Data. Haben Sie ein Einsehn, u. schreiben Sie.

Hoffentlich geht's mit Ihren Augen jetzt gut?

Ich bleibe noch 4 Wochen hier, dann ist mein anderthalbjähriger Arrest endlich abgelaufen, u. ich trete wieder in die Welt, als, für mich, ewiges Kettengerassel ein unerhört dickes Buch über deutsche Schriftstellerei hinter mir schleppend, dessen Druck ich nach Neujahr betreiben will. Die lateinische Abschrift für Sie macht mir und den umliegenden Schulmeistern viel Sorge. ist aber nun im Zuge, u. nach meiner Abreise von hier denk' ich Ihnen das erste Drittheil des Buchs zu schicken. Wie zerfleischend die Balgerei unter der jungen Literatur ausgebrochen, wissen Sie wol, schriftlich ist nichts darüber zu verhandeln, ich spare mir's mündlichem Austausch auf. Da es einmal so weit ist, nützt man der Sache u. sich nur noch durch Mittrieg, den ich bis jetzt um meiner peinlichen Lage willen vermeiden mußte.

Bitte, schreiben Sie bald. Die Frau Fürstin und meine Frau empfehlen sich Ihnen bestens. Ich grüße von Herzen als Ihr getreulichster
Muskau, d. 19. Decbr. 38. Laube[1]).

Heine ließ nun nicht mehr lange auf Antwort warten; am 7. Januar 1839 griff er zur Feder:

„ . . . ich darf es doch nicht länger aufschieben, ich muß Ihnen heute antworten, damit Sie wenigstens erfahren, daß die verzögerte Rücksendung des Püklerschen Mspts nicht meiner Schuld beyzumessen — ein Franzose, dem ich es anvertraut, hat mich bis heute an der Nase herumgeführt und ich muß es endlich ihm abnehmen und einem andern zur Durcharbeitung anvertrauen. Dann habe ich Ihnen auch zu bedeuten: daß ich sehr bald eine Reise antrete, die mich auf geraume Zeit von Paris entfernt halten möchte und daß ich daher wünsche das Mspt Ihrer Literaturgeschichte recht bald zu erhalten . . . "

„Seyn Sie nicht ungehalten — auch heute noch nicht, auch heute schicke ich Ihnen die verlangten biografischen Notizen noch immer nicht — aber Sie sollen sie doch binnen 14 Tagen erhalten."

Dann geht Heine ausführlich und in erregten Worten auf Gutzkows Verhalten ein und schreibt:

„Er ist besessen von einem Dämon . . . Er wirft mit Koth wider seinen Willen. Mich z. B. will er loben, und weiß doch nichts Besseres zu thun, als daß er die Triumphforte die er mir baut, mit dem alten Menzelschen Koth beklekst, von meinem Judenthume spricht, ganz à la Menzel, der mit dieser Losung zuerst den Pöbel gegen mich zur Bundesgenossenschaft aufrief und sein eignes Originaldeutschthum dokumentiren wollte . . . " usw.

Laube verweilte nicht länger als nötig an dem Orte seiner Haft, wo er schließlich doch auch neben einförmigen viele gute Stunden verbracht hatte. Er reiste zunächst nach Leipzig, wo er mit Kistner, dem ihm befreundeten hochgebildeten Wirt des Hotel de Bavière, zusammentraf (ihm händigte er wieder einen Abschnitt seiner Literaturgeschichte zur Versendung an Heine aus), und wo er davon hörte, daß Heine nach langem Schweigen endlich wieder ein neues Buch, „Shakespeares Mädchen und Frauen", veröffentlicht habe. Mehrere Monate verweilte er teils hier, teils in Berlin, und er wird, befreit von langer Not, im Verkehr mit alten Bekannten manche gute Stunde verbracht haben. Aber die Drucklegung seines Buches nahm ihn stark in Anspruch, und die Abreise nach Paris verschob sich bis zum Frühjahr. Heine schickte noch immer nicht die erbetenen biographischen Notizen. Er hat sie auch später nicht geschickt, und so erklärt es sich, daß der über Heine handelnde Abschnitt im vierten Bande von Laubes „Geschichte der deutschen Literatur" (S. 213 ff.; Stuttgart 1840), dem sonst nicht nur Wohlwollen, sondern auch innerliches Verständnis für Heine nachzurühmen ist, doch so wunderliche Sätze bringt wie den folgenden (S. 220):

„Heine entwickelte sich etwa in folgender Reihe. Durch die eigene Entstehung war ihm schon jener seltene Stempel gemischter Gegensätze aufgeprägt, welcher später Charakter und Reiz seiner Schriften werden sollte: von väterlicher Seite hing er mit dem unglücklichen aber wunderbar begabten Volke Jehovah's zusammen, mit dem Volke der Propheten und des Messias. Von mütterlicher Seite mit dem deutschen Adel. Wo sieht man wunderlicheren Gegensatz, als in der Anlage und dem Wesen eines deutschen Adelichen und eines Israeliten! Zu Düsseldorf gebar

[1]) Adresse: A Monsieur | Msr. Henri Heine | Paris. | Rue Cadet No. 18 | franco.

die Mutter im Jahre 1797 dieses Kind seltener Mischung. Heinrich Heine ward als Christ erzogen, und an Belehrung und Umgebung lag es nicht, daß er kein sogenannter guter Christ wurde".

Laube scheint aber seinen Freund schon gut genug gekannt zu haben, um zu ahnen, daß er die gewünschten Notizen niemals erhalten werde: der nächste Brief zeigt es.

XVII.

Leipzig, d. 28 Jan. 39.

Haben Sie besten Dank, liebster Heine, für Ihren Brief. Sie wissen am Besten, daß er mir nicht bloß als Freundschaftszeichen, sondern auch als literarisches Feldzeichen von großem Werthe ist. Der Teufel selbst hat sein Spiel, daß ich bei meiner Entlassung aus dem Gefängnisse wieder eine Leine um den Hals behalten u. nicht diejenige Freiheit gewonnen habe, um eine freie Polemik mit dem Hamburger Berge etc. beginnen zu können. Das hat mir alles Freiwerden verleidet, u. ich will heute noch nach Berlin, um mir die Reise wenigstens zu retten, das heißt um mich zu zeigen u. dadurch zu zeigen, ich sei auch um dieser neuen nie endigenden Beschränkung halber in Nichts außer mir u. außer Landes. Dies Alles mit seinem Jammer läßt sich nicht beschreiben, u. wenn es nun gar in eine wilde Ehe mit dem Literarjammer geräth, so hört auch die Klage auf, denn man ist ohne Leib u. ohne Seele. Meine Tragoedien seit 4 1/2 Jahre harren des Dichters.

Und nun erschrecken Sie mich noch mit der Nachricht, Sie wollten verreisen! Ich will hier nur mein Buch durchsehn, den Hauptwinter abwarten u. dann nach Paris kommen mit meiner Frau. Von heute an etwa in zwei Monaten denk' ich da zu sein. Und nun soll ich Sie nicht finden? Wo gehn Sie hin? Incognito? Um allein zu sein?

Die Pücklersche Uebersetzung adressiren Sie wol sammt den Unkosten an Hallberger in Stuttgart, der mit Schmerzen darauf wartet. Von der Last, die Sie sich mit mir aufgeladen schick' ich das erste Heft, die eklige altdeutsche Partie, woran der übersetzende Franzose kauen möge. Ehe er damit zu Rande sein kann, das heißt schon in 14 Tagen, kommt durch meinen Freund Kistner, bisherigen ersten Gastwirth Deutschlands, der zweite Stoß, u. so in Eile fort, bis ich selbst mitkomme. — Sehnsüchtig harr ich Ihrer Notizen, glaube aber keineswegs daran, daß ich sie in Kurzem erhielte.

Zunächst sagen Sie mir nur offen, ob ich Sie nicht mehr finde — 's wär ja heillos! Und ich bitte bald — denn wenn ich u. der Winter zeitig fertig werden, so bin ich an einem schönen Morgen auf dem geraden Wege. — Wie ist denn das mit Ihrem Shakespeare? Erschienen oder nicht? Ich möchte gern darnach lüstern machen. Wie gut ist's, daß Sie wenigstens wieder gesund sind. Varnhagen liegt wieder darnieder. —

In der Reiseeile Gott befohlen — schreiben Sie mir zwei Worte. Adresse: „Leipzig, Burgstraße Leykam's Haus", denn ich bleibe nur ein paar Tage in Berlin.

Von Herzen Ihr Laube.

Heine blieb auch jetzt stumm. Laube richtete, wie das nächste kurze Schreiben zeigt, noch einmal unmittelbar vor seiner Abreise einige Zeilen an ihn, um bei seiner Ankunft in Paris wenigstens erfahren zu können, ob der Freund noch da sei, oder wo er ihn erreichen könne. Diese Sorge, den Mann, mit dem er nun seit sechs Jahren in herzlicher brieflicher Verbindung stand, nicht anzutreffen, erwies sich glücklicherweise als unberechtigt: Heine blieb noch für einige Zeit in der Hauptstadt und konnte Laube die ersten Gefälligkeiten erweisen. Dann reiste er nach Granville, doch nach etlichen Wochen kehrte er zurück, und der Verkehr wurde, wie wir sehen werden, nun für beide Teile

sehr ersprießlich und genußreich. — „Frank", von dem Laube auf den folgenden Blättern einen Gruß an Heine bestellt, ist vermutlich der bekannte liberale Buchhändler Franckh aus Stuttgart, der 1833 bei dem Putsch auf die Frankfurter Konstablerwache eine Hauptrolle gespielt hatte, und der als Verleger von Menzels „Deutscher Literatur", Pücklers „Briefen eines Verstorbenen" und andern vielgelesenen Werken jener Zeit allgemein bekannt war. — Auch sandte Laube einen weiteren Abschnitt des Manuskriptes seiner Literaturgeschichte an Heine zur Aushändigung an den Übersetzer, und wir sehen, daß die Bemerkung Houbens[1]): „Eine Übersetzung ins Französische, die Heine durchsetzen wollte, mochte aber Laube selbst nicht fördern," der Berichtigung bedarf. Indessen das von beiden Seiten mit Eifer betriebene Werk ist schließlich doch nicht zustande gekommen; eine Übersetzung von Laubes Literaturgeschichte ist nicht erschienen. — Dieses letzte Blatt, das Laube, bevor er Heines persönliche Bekanntschaft machte, an ihn sandte, lautet folgendermaßen:

XVIII.

Sie sind ein Tausendsapperloter: nicht Lebensgeschichte, nicht Antwort, Nichts. Ueberbeschäftigt, lieber Laube, überbeschäftigt. Und nun plagt Sie der Teufel gar von Wegreisen zu sprechen, u. ich steige heut Abend in den Postwagen gen Paris. Verweile nur drei Wochen in Kissingen, u. gehe dann in einem Aufenthalte von 8 bis 14 Tagen über Brüssel nach Paris. Sie nicht zu finden, wäre mir aeußerst leid, u. ich würde Ihnen alsbald nachreisen, wüßt' ich wo sie seien. Deponiren Sie mir doch ein Billet bei Avenarius, was mich über Ihre Schlupfwinkel au fait setzt. Frank — jetzt hier — geht eben von mir, und läßt Sie tausendmal grüßen.

Anbei die 2. Sendung des Mscrpts. Die dritte in einigen Wochen. Am Deutschen beginnt so eben der Druck. Shakespeares Frauen hab ich.

Behüt Sie Gott — auf Sehen, da kein Wiedersehn existirt.

Leipzig, d. 27. März 39. Ihr Laube.

Durch die persönliche Berührung, die nun bald zustande kam, wurde der Bund beider Männer wesentlich befestigt. Sie erfolgte zu einer Zeit, als eine lange und schmerzhafte Krisis in Laubes Leben endlich zum Abschluß gekommen war. An der Seite einer klugen Frau, die sich tief in sein Wesen eingelebt hatte, und die zugleich in der Lage war, ihm über die äußeren Sorgen des Lebens leicht hinwegzuhelfen, verbrachte er neun bis zehn eindrucksvolle Monate in Frankreich. Wie außerordentlich freundschaftlich Heine ihm hier entgegenkam, werden wir sehen. Für Laube begann eine neue Jugend; bald betrat er dann einen Boden, auf dem sich seine Talente freier und glücklicher betätigen konnten als zuvor. Aber in seinen Anschauungen und Überzeugungen hat er sich nicht mehr verändert; er blieb ein freigesinnter Mann, der aber das Bestehende nicht zu befehden, sondern zu fördern und schonend weiterzubilden als seine Pflicht erkannte. Mit dem Gefühl der Erleichterung, und doch nicht ohne nachwirkende Bitterkeit, schaute er auf die Jahre der Leiden, die wir verfolgt haben, zurück, und er hat niemals Gelegenheit gehabt, das Wort zurückzunehmen, das wir vorhin vernahmen: „Meine Tragödien seit viereinhalb Jahren harren des Dichters."

[1]) In seiner biographischen Einleitung zu Laubes „Ausgewählten Werken", Bd. I, S. 159. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Die Flechten und die Abstammungslehre.

Von

J. Reinke.

Die Flechten oder Lichenen werden wegen ihres unscheinbaren Äußeren von den Laien meist als Stiefkinder der Pflanzenwelt angesehen, während der Botaniker sie mit ganz besonderem Interesse zu betrachten Anlaß hat. Ihre größeren Formen findet man als lange Bärte von Baumzweigen herabhängen oder als Miniatursträucher den Erdboden bedecken; andre, gleichfalls nicht selten stattliche Arten sind laubartig entwickelt, dünne, dem Erdboden, Baumrinden, Felswänden aufliegende Platten mit frei in die Luft sich erhebenden Rändern. Noch andre Arten bilden krustenförmige Überzüge auf Steinen, Rinden, alten Bretterwänden usw. oder gallertartige Klumpen zwischen feuchtem Moos. Die Farbe der Flechten ist bei trockener Luft gewöhnlich ein mattes Grau in verschiedenen Tönen, das bei Regen einer mehr oder weniger deutlich grünen Farbe weicht. Seltener sind hell- oder dunkelgelbe, lebhafte Farben. Der Größe nach stimmen die Flechten mit den Moosen überein, und von Unkundigen werden sie sogar mit diesen verwechselt. Es besteht indes zwischen Moosen und Flechten keinerlei Verwandtschaft; die Flechten gehören mit den Pilzen und den Algen in die große Abteilung der Thallophyten oder Lagerpflanzen; ihre Körperform wird als Thallus bezeichnet, womit ausgesagt werden soll, daß sie keine Gliederung in Stengel und Blätter aufweist.

Von größtem Interesse sind die Beziehungen der Flechten zu den Algen und zu den Pilzen. Die einzelne Flechte ist nämlich insofern kein einheitlicher Organismus, als sie sich aus je einem Pilz und je einer Alge zusammensetzt, eine morphologische Synthese aus zwei verschiedenartigen Organismen darstellt. Ist die Flechte aber einmal fertig geworden, so verhält sie sich doch wie ein einheitliches, selbständiges Lebewesen, und der Pilz und die Alge, aus denen es zusammengesetzt ist, stehen in analogen Beziehungen zueinander wie die grünen Blätter eines Baumes zum farblosen Holz und den farblosen Wurzeln.

Die anatomisch-mikroskopische Zergliederung des Flechtenthallus zeigt diese Zusammensetzung auf das deutlichste. Es ist charakteristisch für die Pilze, daß sie aus dünnen, farblosen, verzweigten Fäden bestehen, die man Hyphen nennt, und die in größeren Pilzkörpern teils locker miteinander verflochten, teils zu einem dichtgefügten Zellgewebe verwachsen sind. Solche Hyphen bilden auch den anatomischen Grundstock des Flechtenthallus. Bei den größeren Formen bilden sie im Innern meist ein locker verflochtenes Mark, während sie an der Oberfläche zu einer festgewebten Rindenschicht zusammenwachsen. Bei den Krustenflechten ist eine solche Rinde nur an der Oberseite vorhanden. Bei Krustenflechten, die Kalkfelsen bewohnen, dringen von der Unterseite des Thallus spinnwebfeine Hyphen oft tief in das harte Gestein, das sie aufzulösen imstande sind. Wenn man von Flechten bewohnte Kalksteine in Salzsäure auflöst, kann man dadurch zentimeterlang in den Stein eingebohrte Hyphenbüschel freilegen. Die erdbewohnenden Laubflechten entsenden oft wurzelähnliche Hyphenbündel in ihre Unterlagen.

Der mikroskopische Querschnitt des Thallus zeigt dem Beobachter aber auch das zweite Strukturelement des Flechtenkörpers in Gestalt grüner oder blaugrüner Zellen, die meist unter der Rinde eine zusammenhängende Schicht bilden, seltener durch das ganze Innere des Thallus verbreitet sind. Diese grünen Zellen sind Algen, die, sofern sie als anatomische Bestandteile des Flechtenthallus auftreten, Gonidien genannt werden.

Die Algenzellen liegen im Innern der Flechte in rundlichen Nestern beieinander oder sind kettenförmig aneinander gereiht. Sie werden rings von den Pilzfäden umsponnen, so daß sie selbst nirgends unmittelbar das Substrat berühren, sondern nur durch Vermittlung der Pilzzellen mit ihrer Umgebung in Verbindung stehen. Die Pilzzellen schmiegen sich den Algenzellen ganz dicht an; manchmal wächst sogar ein Fortsatz aus einer Pilzzelle in eine Algenzelle hinein. Auf diese Weise kommt es zum Stoffaustausch zwischen Algen und Pilzfäden. Während die letzteren Wasser und Mineralstoffe dem Boden entnehmen und nicht nur für sich verbrauchen, sondern auch an die Algen abgeben, bereiten die Algen am Licht vermöge ihres Gehalts an Chlorophyll aus der Kohlensäure der Luft Zucker und andre organische Substanzen, von denen auch die Pilzzellen leben. Daher kommt es, daß die Flechten sich wie die gewöhnlichen grünen Gewächse aus den anorganischen Bestandteilen der Erdrinde ernähren können, während die echten Pilze nur als Parasiten auf andern lebenden Pflanzen oder Tieren oder als Fäulnisbewohner (Saprophyten) gedeihen.

Dem Schema der Pilzernährung zuliebe hat man die Flechten sogar für parasitische Pilze erklärt, die auf den zugehörigen Algen als Schmarotzer leben sollen. Diese Auffassung trifft nicht zu. Ein parasitischer Pilz pflegt den Wirt, auf dem er wächst, mehr oder weniger zu schädigen, nicht selten zu vernichten. Die Algen im Flechtenthallus gedeihen aber vortrefflich, da ihnen der Pilz selbst wichtige Nährstoffe zuführt und sie an ihn nur von ihrem Überschuß abgeben, so daß sich ein Austausch der Nahrung zwischen Alge und Pilz innerhalb des Flechtenthallus vollzieht, der dem Gesamt-

organismus, für den ich den Begriff Konsortium eingeführt habe, zugute kommt.

Ich hebe nochmals hervor, daß die Flechtenkonsortien sich wie morphologische Einheiten verhalten, also ganz wie andre einheitliche Pflanzen. Es ist ferner bemerkenswert, daß dieselben Algenspezies, die man innerhalb des Flechtenthallus antrifft, auch außerhalb der Flechtenkonsortien als selbständige Organismen vorkommen. Der grüne Anflug, den man überall an der Wetterseite der Baumstämme, an alten Bretterzäunen, auf feuchtem Erdboden findet, besteht aus einer kugligen, einzelligen Alge, die den Namen Cystococcus humicola führt. Solche Cystococcuszellen sind es, welche die reingrünen Gonidien der meisten Flechten bilden; die blaugrünen Gonidien lassen sich mit andern freilebenden Algen identifizieren. Es ist von Wichtigkeit, daß einzelne Algen, wie der genannte Cystococcus, in den verschiedenst gestalteten Flechtenarten wiederkehren; denn bei den Flechten lassen sich nicht weniger gut Arten und Gattungen unterscheiden wie bei andern Pflanzen.

Es scheint daraus zu folgen, daß die spezifische Gestalt der Flechtenarten durch den Pilz, nicht durch die Alge bedingt wird; eine solche Folgerung würde aber doch nicht ganz zutreffend sein. Die Flechtenpilze gehören ihrer Organisation nach in die große Ordnung der Schlauchpilze, überwiegend zu den Scheibenpilzen, einer Unterabteilung der Schlauchpilze. Allein während man die Gonidien mit freilebenden Algenspezies identifizieren kann, gelingt dies nicht mit den Pilzkonsorten des Flechtenthallus; d. h. sie kommen nicht auch als freilebende Pilze vor, sondern nur innerhalb der Flechten. Die uns bekannten freilebenden Scheibenpilze stimmen lediglich im Bau der Früchte mit den Früchten der Flechten überein; ihr vegetativer Körper ist von dem der Flechten völlig verschieden. Bekannte Beispiele von Scheibenpilzen sind die Becherpilze (Peziza) und die Morcheln. Die schüssel- und tellerförmigen Gestalten der ersteren sind Früchte, und was wir als Morcheln kennen, sind gleichfalls Früchte von Pilzen, deren vegetativer Körper lediglich aus spinnwebartigen Fäden oder Hyphen besteht, die im Erdboden wuchern. Die Früchte der Flechten entsprechen denen der Becherpilze, nur daß ihre Oberfläche nicht immer schüsselförmig vertieft ist, sondern auch eine flache Scheibe darstellen oder konvex gewölbt sein kann. In diesen Scheibenfrüchten stehen viele kleine Schläuche dicht beisammen, in deren Innern mehr oder weniger zahlreiche Sporen gebildet werden.

Wenn man die Sporen von Scheibenpilzen aussät, so entwickeln sich aus ihnen feine Fäden, die in das Substrat eindringen, das diese Pilze bewohnen, um daraus sich Nährstoffe anzueignen; später entstehen an diesen Fäden unmittelbar die Früchte, wenn nicht vorher knollenförmige Dauerzustände (Sklerotien) gebildet wurden, die den Kartoffelknollen entsprechen. Solche Knollen entsprechen aber keineswegs dem Flechtenthallus. Sät man Sporen von Flechten auf ein Substrat aus, wie es die Flechten bewohnen, so keimen aus ihnen gleichfalls feine Fäden hervor, die aber nur unter ganz besonderen Bedingungen einen neuen Flechtenthallus bilden können; wenn jene Bedingungen nicht erfüllt werden, gehen sie alsbald zugrunde.

Diese Bedingungen, unter denen aus keimenden Flechtensporen sich ein neuer Flechtenthallus entwickeln kann, erheischen unser lebhaftes Interesse. Zunächst muß aber hervorgehoben werden, daß die Gestalt des Flechtenthallus eine Anpassung an die besonderen ernährungsphysiologischen Aufgaben der Flechten darstellt. Ich weise noch einmal darauf hin, daß die Flechten sich nicht wie die Pilze, sondern wie die grünen Gewächse ernähren, weil sie vermöge der Gonidien die Kohlensäure der Luft assimilieren können. Daher stimmt die Gestalt der Flechten mit derjenigen andrer grüner Gewächse überein, so mit den Lebermoosen, besonders aber mit den Meeresalgen. Die Meeresalgen überziehen entweder als dünne Krusten Steine und Muschelschalen, oder sie bilden zarte, freischwebende Platten von mehr oder weniger zerteiltem Umriß, oder sie haben die Gestalt kleiner Sträucher. In allen Fällen aber wenden sie dem Licht eine möglichst ausgedehnte Oberfläche zu. Das gleiche Prinzip beherrscht die Gestalt der Blütenpflanzen. Ihre Blätter bilden papierdünne Platten, deren Oberfläche im Vergleich zum Gewicht sehr groß ist, und die auch in abweichenden Typen, wie den Nadeln der Koniferen oder den Binsen, doch dem Licht ausgedehnte grüne Flächen darbieten. In diesem Prinzip der Entwicklung möglichst großer Oberflächen stimmen die Vegetationsorgane aller am Licht Kohlensäure assimilierenden Pflanzen überein; ihm ordnet auch die Gestalt des Flechtenthallus sich unter. Wie aber die Meeresalgen und die Blütenpflanzen in einer ungeheuren Mannigfaltigkeit von Formen auftreten, so ist auch der Gestaltenreichtum der Flechten ein sehr ansehnlicher; auch in ihrer Vielgestaltigkeit fügen die Flechten sich dem Typus der mit Hilfe des Lichts Kohlensäure assimilierenden Gewächse ein. Körperformen mit großer Oberfläche würden für den vegetativen Teil eines Pilzes bei dessen parasitischer oder saprophytischer Lebensweise nicht nur überflüssig, sondern ein nachteiliger Ballast sein. Überall tritt uns aber im Pflanzenreiche die Tatsache entgegen, daß Form und Funktion des Pflanzenkörpers im engsten Zusammenhange stehen, daß die Form stets eine Anpassung an die Lebensweise zum Ausdruck bringt.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich eine Schlußfolgerung von höchster Wichtigkeit. Die Gestalt des Flechtenthallus ist weder durch die in ihr eingeschlossenen Algenzellen noch durch den damit verbundenen Fadenpilz bestimmt, sondern durch die Wechselbeziehungen beider: sie ist eine Anpassung des Konsortiums an die Lebensbedingungen des Gesamtorganismus der Flechte. Die als Gonidien und somit als Organe der Flechten funktionierenden Algen sind mikroskopisch kleine Kügelchen oder Zellketten; man hat bei ihnen natürlich nicht an die oben erwähnten großen Meeresalgen zu denken. Die Pilze an sich würden (mit Ausnahme der Früchte) spinnwebdünne, gleichfalls nur mikroskopisch unterscheidbare Fäden darstellen; aus beiden baut sich das Flechtenkonsortium als ein ganz neuer Organismus auf in großen, greifbaren Dimensionen.

Ich komme nunmehr darauf zurück, warum es nicht gelingt, aus einer Flechtenspore, die man auf einem Gesteins- oder Holzsplitter aussät, ohne weiteres einen neuen Flechtenthallus zu erziehen, während aus den Samen-

körnern aller übrigen Pflanzen doch wieder Gewächse der gleichen Art hervorgehen. Ich sagte, daß besondere Bedingungen hinzutreten müssen, damit es geschieht. Hierbei kommt in Betracht, daß die Scheibenfrucht der Flechten lediglich aus den Pilzfäden des Konsortiums entsteht, während die Gonidien oder eingeschlossenen Algen nicht aus diesen hervorgehen können. Man muß daher auf das Holzstück, auf dem man z. B. eine der rindenbewohnenden Laubflechten aus ihren Sporen erziehen will, zunächst einige Zellen der freilebenden Alge Cystococcus humicola bringen und zwischen diesen die Sporen aussäen. Wenn nunmehr die Pilzfäden aus den Sporen hervorkeimen, schmiegen sie sich den Algenzellen auf das engste an, umspinnen sie von allen Seiten und werden sogleich durch die Berührung mit den Algenzellen in ihrem Wachstum befördert, was auf einer Ernährung durch die Algen beruht. Auf diese Weise entstehen die Anfänge eines kleinen Flechtenthallus. Die von den Pilzfäden umsponnenen Algenzellen vermehren sich lebhaft durch Teilung, während die Pilzfäden ihrerseits weiterwachsen, namentlich wenn man ihr Substrat in geeigneter Weise mit Nährsalzlösung durchtränkt; sie beginnen dann im Laufe der Fortentwicklung eine dichte Rindenschicht und ein lockeres Mark zu bilden. Schließlich wächst ein Thallus von der Gestalt heran, wie ihn die Flechte besaß, deren Sporen man ausgesät hat. Es ist auf diese Weise durch einen Prozeß künstlicher Synthese ein Flechtenkonsortium entstanden, das seinerseits wieder Früchte und Sporen aus seinen Pilzhyphen hervorzubringen vermag. Bei der Kultur andrer Flechten aus ihren Sporen sind andre Algen zu verwenden, falls diese als Gonidienbildner für sie typisch sind.

Zwischen die aus den keimenden Flechtensporen hervorwachsenden Pilzfäden und die schließlich gebildete Scheibenfrucht baut sich also im Entwicklungsgange der Flechte der für Kohlensäureassimilation am Licht angepaßte Thallus ein, der bei Krustenflechten, bei Laubflechten und bei Strauchflechten ganz verschieden geformt und von sehr verschiedener Größe ist. Höchst bedeutsam ist aber die Tatsache, daß die Gestalt des Thallus bei jeder einzelnen Flechtenart sich in der Fortpflanzung durch die Sporen ebenso konstant vererbt, wie bei jeder andern Spezies des Tier- und Pflanzenreiches, obgleich die Früchte und Sporen der Flechten lediglich vom Pilzkonsortium gebildet werden und die Gonidien nicht dabei beteiligt sind. Bei der Vererbung hält also die Gestalt des Konsortiums in die mikroskopisch kleine Spore potentiell ihren Einzug, um sich bei der Entwicklung eines neuen Individuums wieder daraus zu entfalten. Die gleiche Alge Cystococcus muß mit den Hyphen in Beziehung gesetzt werden, mag sich aus letzteren eine Flechtenart von Krustenform, von Laubform oder von Strauchform aufbauen. Erforderlich ist nur, daß man bei Aussaat der Sporen die richtige Algenspezies wählt, um die gewünschte Flechte erzielen zu können. Denn jeder Flechtenpilz ist einer besonderen Alge angepaßt, wenn auch ein und dieselbe Alge sich für den Aufbau von hundert verschiedenen Flechtenarten eignen kann.

Wenn wir somit experimentell den zusammengesetzten Organismus der Flechten aus seinen Komponenten, dem Pilz und der Alge, hervorbringen können, an der Richtigkeit der sogenannten Flechtentheorie also kein Zweifel

möglich ist, so müssen wir uns vorstellen, daß im Laufe der Erdgeschichte die ersten Flechten einmal durch den Zusammentritt eines Fadenpilzes mit Scheibenfrucht und einer kleinen, unscheinbaren Alge entstanden sind. Daß die Flechten bildenden Pilze gegenwärtig außerhalb der Flechtenkonsortien nicht vorkommen, ward schon hervorgehoben. Wir kennen nur andre Arten von Scheibenpilzen, die den Flechtenpilzen in der Fruchtform sehr nahe stehen, und die in die Familie der Patellariazeen zusammengefaßt werden. Diese Pilze findet man an abgestorbenen Pflanzenstengeln, in denen ihre Fäden umherkriechen, während die den Flechtenfrüchten ähnlichen Früchte an der Oberfläche des Substrats erscheinen. Vergleichen wir Flechten und Patellariazeen miteinander, so können wir sagen, daß bei den Flechten sich der Thallus zwischen Myzelium und Frucht der Patellariazeen eingeschoben hat; Myzelium nennt man den fadenförmigen Vegetationskörper der Pilze. Bei manchen Krustenflechten findet man an der Basis häufig noch myzeliumartige Fäden, die als Hypothallus bezeichnet werden; bei den an Kalkfelsen wachsenden Arten ist es dieser Hypothallus, dessen Fäden so tief in das Gestein eindringen.

Phylogenetisch müssen also die ersten Flechten dadurch entstanden sein, daß die Fäden des Myzeliums eines Scheibenpilzes, vermutlich einer Patellariazee, mit freilebenden Algenzellen in Verbindung traten, wodurch ein zunächst sehr unvollkommener Flechtenthallus entstand. Für einen erdgeschichtlich verhältnismäßig späten Ursprung der Flechten aus Algen und Pilzen spricht die Tatsache, daß Schlauchpilze schon in der Steinkohlenzeit vorkamen, während Überbleibsel von Flechten, die noch dazu mit heute lebenden Gattungen übereinstimmen, erst aus dem Tertiär bekannt geworden sind, also aus derjenigen Formation, die der Gegenwart unmittelbar vorausging. Die heute lebenden Arten der Flechten scheinen also während der Tertiärzeit sich gebildet zu haben, in jener geologischen Epoche, in der die überwältigende Mehrzahl der Organismen, insbesondere auch der Blütenpflanzen und der Säugetiere, mit Einschluß des Menschen, entstanden ist. Die Arten und Gattungen der Flechten verhalten sich ganz wie die Arten der übrigen Pflanzenklassen, weil auch sie erblich fixiert sind, und in der Vererbung durch Sporen sich die Gestalt des Konsortiums erhält. Wäre es anders, so müßte aus der Spore einer Strauchflechte im Verein mit einer Cystococcuszelle etwa eine beliebige Krusten- oder Laubflechte entstehen können oder umgekehrt. In Wirklichkeit sehen wir aber die Artmerkmale der Konsortien, in denen die Anpassung der Flechtengestalt an die Assimilation im Lichte hervortritt, sich durch die Sporen so unverändert vererben, wie das bei andern Pflanzen der Fall ist.

Die Fortpflanzung der Flechten erfolgt aber nicht bloß durch die zum Pilzkonsortium gehörenden Sporen, sondern sie geschieht daneben durch andre interessante Organe des Thallus, die man Soredien nennt. Unter einer Soredie versteht man eine Algenzelle oder eine Gruppe derselben, die, von Pilzfäden des Flechtenthallus dicht umsponnen, sich als kleines Kügelchen vom Thallus ablöst, im Winde verstäubt und durch Wachstum eine neue Flechte der gleichen Art reproduziert. Gewöhnlich bilden die Soredien sich unterhalb

der Rinde im Thallus einer alten Flechte; die Rinde zerreißt über ihnen, so daß sie dann frei werden können. In andern Fällen entstehen an der Oberfläche des Thallus scheibenförmige Bildungen, die manchmal eine äußere Ähnlichkeit mit Flechtenfrüchten besitzen, und die ich Sorale genannt habe. In diesen Soralen werden nur Soredien gebildet und abgestoßen. Manche Flechten pflanzen sich lediglich durch Soredien fort; Früchte werden nur ganz ausnahmsweise oder gar nicht gebildet. In andern Fällen, wie bei der großen Zahl der Säulenflechten (Cladonia), die zu den Strauchflechten gehören, scheinen in den Früchten keine keimfähigen Sporen gebildet zu werden, und die Fortpflanzung erfolgt allgemein durch Soredien. Bei noch andern Flechten kommen keimfähige Sporen und Soredien nebeneinander vor. Jede Soredie überträgt als erbliche Eigenschaft die Gestalt des Konsortiums, von dem sie stammt, auf die Flechte, zu der sie sich entwickelt. Die Soredien sind nicht weniger Träger der Erblichkeit der Art als die Sporen; sie verhalten sich in dieser Beziehung wie die Knospen einer Rose oder eines Obstbaumes, die man durch Okulieren einem Wildlinge einfügt.

Das einzelne Soredium ist ein mikroskopisch kleines Stäubchen. Es ist selbst bereits ein Konsortium, denn es besteht aus einem Kern von Algenzellen, die von Hyphen umsponnen werden. Daß diese Soredien im Thallus gebildet werden, daß sie sich in eigentümlicher Weise vom Mutterthallus ablösen, ist sehr merkwürdig. Wir können sagen, daß gegenüber den Sporen die Soredien als eigene Reproduktionsorgane von der Flechte als Konsortium erworben worden sind. Die Soredien sind durchaus ungeschlechtlich; an eine geschlechtliche Verbindung der sie zusammensetzenden Algen und Hyphen darf nicht gedacht werden.

Dagegen ist für eine Reihe sehr verschiedener Flechten der Nachweis geführt worden, daß ihre sporenbildenden Früchte durch einen Geschlechtsakt entstehen. An der Stelle, wo eine Frucht sich bildet, bemerkt man zuerst eine haarförmige, etwas über die Thallusoberfläche hervorragende Hyphe, und mit der Spitze dieses Härchens kopulieren überaus kleine männliche Befruchtungszellen, die man Spermatien nennt, und die in krugförmigen Einsenkungen des Thallus, den Spermogonien, hervorgebracht werden. Erst infolge solcher Befruchtung entwickelt sich aus der Basis der erwähnten Hyphe im Innern des Thallusgewebes die Anlage der Frucht, um im Fortgange der Entwicklung die Thallusrinde zu durchbrechen und an der Oberfläche die endgültige Gestalt mit den Sporenschläuchen anzunehmen.

Es ist merkwürdig, daß bei andren Flechtengattungen die Früchte anscheinend ohne vorausgegangene Kopulation von Spermatien und Hyphen, also rein ungeschlechtlich, gebildet werden; das gilt besonders von den oben erwähnten Säulenflechten oder Cladonien, bei denen die Früchte aber auch keine keimfähigen Sporen ausbilden sollen. Nun besitzen gerade die Cladonien eine ausgiebige Vermehrung durch Soredien. Man darf daher annehmen, daß mit der Hervorbringung der Soredien zugleich eine Rückbildung der Früchte und der diese erzeugenden Geschlechtswerkzeuge stattgefunden hat, die neben den Soredien überflüssig wurden. Andre Sippen der Flechten verhalten sich

ähnlich. Die alte Pilzfrucht ist bei ihnen durch die neue Konsortialfrucht, das Soral, verdrängt worden.

Die Ausbildung der Soredien, das Schwinden der Sexualität, die Verkümmerung der Sporen in den Früchten, die nur noch morphologisch den Früchten andrer Flechten entsprechen, weist hin auf eine Phylogonie der Flechten, auf Umbildung ihrer Gestalt, Struktur und Fortpflanzungsweise im Laufe der jüngeren Epochen der Erdgeschichte. Meine ausgedehnten vergleichend morphologischen Untersuchungen über die Flechten haben zu dem Ergebnis geführt, daß die Flechten ihre Stammesentwicklung oder Phylogonie nur als Konsortien durchgemacht haben können, nicht aber als Pilze, deren jeder nach Erreichung seiner endgültigen Gestalt sich dann erst zu einer Alge in Beziehung gesetzt und diese gewissermaßen als diensttuende Sklavin in sich aufgenommen hätte. Das letztere ist völlig undenkbar. Insbesondere kann die Fähigkeit zur Soredienbildung auch nur von den Konsortien erworben sein. Durch dies alles wird die Klasse der Flechten zu einem der wertvollsten Zeugen für die Richtigkeit der Deszendenzidee. Denn daß die ersten Flechten einmal durch den Zusammentritt eines Schlauchpilzes mit einer Alge entstanden sind, kann nicht bezweifelt werden, zumal solche Synthese sich heute noch künstlich auf experimentellem Wege ausführen läßt. Weil die Flechten als Konsortien eine eigene Stammesentwicklung durchlaufen haben, bilden sie auch eine eigene Pflanzenklasse, die sich von den Pilzen unter Hinzutritt der Algen abgezweigt hat, und dürfen nicht etwa als ein Anhängsel der Schlauchpilze behandelt werden.

Wie jede andre Pflanzenklasse, so bilden auch die Flechten ein natürliches System, das Tausende von Arten umfaßt, die sich in zahlreiche Gattungen, Familien, Ordnungen und Reihen einfügen lassen. Bei allen Pflanzen und Tieren wird ein System als natürliches angesehen, wenn man damit die phylogenetischen Beziehungen der Formen zueinander glaubt zum Ausdrucke bringen zu können. Ein solcher Versuch, in der Gruppierung der Typen deren stammesgeschichtliche Verwandtschaft zu kennzeichnen, ist allerdings immer nur Deutung des Zusammenhangs der in der Natur uns gegebenen Mannigfaltigkeit von Arten. Das gilt von allen Tier- und Pflanzenklassen, darum auch vom natürlichen System der Flechten. Solche Deutung ist aber nicht nur ein erlaubtes, sondern ein gebotenes wissenschaftliches Verfahren, sobald wir in unsern Gedankenkreis die Voraussetzung aufnehmen, daß die heute lebenden Arten eine Stammesgeschichte durchgemacht haben. Ich kenne aber keine andre Klasse der Lebewesen, die so sehr zur stammesgeschichtlichen Betrachtung herausfordert wie die Flechten, weil wir bei dieser Klasse von Organismen uns eine genaue Vorstellung von den ersten und primitivsten Anfängen bilden können und die vergleichende Morphologie der heute lebenden Gattungen und Arten fast lückenlose Zusammenhänge aufweist. Darum läßt sich auch die Tragweite mancher der in der Deszendenztheorie maßgebenden Gesichtspunkte an den Flechten besonders erfolgreich prüfen. Von ihnen mögen hier zwei hervorgehoben sein, die Gesichtspunkte der Divergenz und der Konvergenz bei der Umbildung der Typen.

In Darwins Abstammungslehre wird dem Prinzip der Divergenz oder Spaltung der Merkmale eine entscheidende Bedeutung gegeben. Danach würden die Arten eines natürlichen Organismenkomplexes, z. B. einer Pflanzenklasse, alle von einer Urform ausgegangen sein, deren Nachkommen durch wiederholte Spaltung der Merkmale in divergenten Entwicklungsreihen zu den heute lebenden Arten hingeführt haben. Diese Arten der Gegenwart würden in ferner Vergangenheit also einen einheitlichen und gemeinsamen Ursprung gehabt haben; man nennt ein solches System ein monophyletisches. Die Ähnlichkeit der Formen solcher Arten beruht auf gemeinsamer Abstammung, gemeinsamem Ursprunge; ihre Stammlinien divergieren nach vorwärts, konvergieren nach rückwärts, zuletzt in einem einzigen Urtypus wie in einem Brennpunkte.

Dieser Divergenztheorie Darwins hat Friedmann seine Konvergenztheorie entgegengestellt. Er nimmt für eine Klasse von Organismen nicht einen monophyletischen, sondern einen polyphyletischen Ursprung an. Er stellt sich vor, daß anfänglich eine große Zahl verschiedenartiger Typen da war, die im Laufe der Erdgeschichte sich unter dem Einflusse übereinstimmender Lebensbedingungen einander immer mehr genähert haben. Nach ihm beruht die Ähnlichkeit heute lebender Arten untereinander nicht auf Divergenz, sondern auf Konvergenz, d. h. die Stammlinien der Arten konvergieren nach vorwärts, divergieren nach rückwärts. Es ist nun von Interesse zu sehen, zu welchen Ergebnissen die Anwendung beider Gesichtspunkte auf die natürliche Klassifikation der Flechten gelangt.

Wir wollen zunächst einmal einen monophyletischen Ursprung der ganzen Flechtenklasse annehmen. Dann würde durch Zusammentritt eines Fadenpilzes mit einer Alge anfangs eine rindenlose Krustenflechte entstanden sein. Aus ihr wäre unter wiederholter Spaltung und Divergenz das Heer der berindeten Krustenflechten hervorgegangen. Eine solche Krustenflechte wäre in fortschreitender Umbildung zur Laubflechte geworden; aus ihr wären durch Divergenz die übrigen Laubflechten hervorgegangen. Aus einer Laubflechte hätten endlich die Strauchflechten sich nach dem gleichen Prinzip entwickelt. In der Tat haben verschiedene Systematiker der Flechten, ohne dabei sich von der Deszendenzidee leiten zu lassen, in dieser Weise nach der Thallusform klassifiziert. Zieht man in Betracht, daß innerhalb der Flechtenklasse ganz verschiedene Algen als Gonidienbildner auftreten, so könnte man annehmen, daß im Laufe der Phylogonie eine Algenspezies gegen eine andre ausgetauscht worden wäre. Allein eine derartige monophyletische Ableitung der Flechtenklasse ist unmöglich, auch wenn man bei solcher Überlegung der Phantasie den weitesten Spielraum läßt. Aber noch widerspruchsvoller wäre eine radikale Konvergenztheorie der Flechten, wonach sie gleich anfangs zu Tausenden von Arten aufgetreten wären und diese a priori verschiedenen Arten unter dem Einflusse äußerer Verhältnisse die ähnlichen Typen der Krusten-, Laub- und Strauchflechten geliefert hätten. Meine eigenen Studien haben mich zu der Überzeugung geführt, daß die Wahrheit gewissermaßen in der Mitte liegt, und daß das natürliche System der Flechten in erster Linie auf Divergenzerscheinungen, daneben in zweiter Linie aber auch auf Konvergenzerscheinungen hinweist.

Unter allen Umständen muß die Klasse der Flechten einen polyphyletischen Ursprung gehabt haben, der vielleicht in die Kreidezeit zu verlegen ist.

Ich gehe davon aus, daß man die ursprünglichen Flechtenformen nicht aus der Gestalt des Thallus erschließen darf, weil dieser erst als Konsortium erworben wurde, sondern daß man suchen muß, die Urflechten aus den Früchten zu konstruieren, weil diese in gleicher Bildung den Schlauchpilzen angehörten, bevor Flechten aus ihnen entstanden waren; auch haben sich zweifellos die Früchte im Laufe der Phylogonie am wenigsten verändert. Die Früchte enthalten die konservativen, der Thallus die progressiv veränderlichen Merkmale im phylogenetischen Prozeß. Ich halte es für das Wahrscheinlichste, daß ursprünglich eine größere Zahl von Schlauchpilzen, vielleicht zwanzig oder mehr, dadurch zu Flechtenbildnern geworden sind, daß sie mit verschiedenen Algen Konsortien eingegangen sind. Dann aber halte ich einen unvollkommenen Krustenthallus immer für die ursprünglichere Form und glaube, daß sich daraus unter fortschreitender Divergenz vollkommenere Krustenformen, später Laubformen und Strauchformen gebildet haben. Diese Spaltung hat sich bis zu den heute unterscheidbaren Gattungen und Arten fortgesetzt. Die einzelne Entwicklungsreihe kann bei der Krustenform oder der Laubform halt gemacht haben; sie kann auch bis zur Strauchform fortgeschritten sein. Strauchformen können sich unmittelbar aus Krusten- oder erst aus Laubformen entwickelt haben. Wenn wir nun z. B. die Strauchform in etwa zehn unter den verschiedenen ursprünglichen Entwicklungsreihen auftreten sehen, die Laubform sich gleichfalls in unabhängig voneinander verlaufenden Reihen herausgebildet hat, so sind das Konvergenzerscheinungen, die sich unter fortgesetzter Anpassung des Konsortiums an die Assimilation im Licht entwickelt haben, wenn wir auch die Wirkungsweise der einzelnen hierbei in Betracht kommenden Faktoren ebensowenig nachweisen können wie bei den Blütenpflanzen, deren Mannigfaltigkeit die der Flechtengestalten weit übertrifft, obgleich auch ihre Körperform durch die Assimilation am Licht bedingt erscheint.

Aus allem geht hervor, daß die Arten der Flechten in ihrer Vielgestaltigkeit sich analog verhalten wie die Arten der übrigen Gewächse. Die vergleichende Morphologie der Flechten ist aber gerade darum so interessant, weil man sich eine doch wohl ziemlich zutreffende Vorstellung von der Beschaffenheit ihrer ältesten Vorfahren machen kann, während man in dieser Hinsicht bei den übrigen Klassen des Pflanzenreichs nur allzusehr im Dunkeln tappt.

Hugo von Hofmannsthal.

Von

Arthur Schurig (Dresden).

Also spielen wir Theater,
Spielen unsre eignen Stücke,
Frühgereift und zart und traurig,
Die Komödie unsrer Seele,
Unsres Fühlens heut und gestern,
Böser Dinge hübsche Formel,
Glatte Worte, bunte Bilder,
Halbes, heimliches Empfinden,
Agonien, Episoden . . . .
(H. v. Hofmannsthal.)

Von Eleonore Duse hat Hugo von Hofmannsthal einmal gesagt: „Sie bleibt sich nicht gleich. Ist denn nicht irgendeiner unter den Tausenden, die ihr Auge auf sie heften, der noch nicht bemerkt hat, daß sich niemand weniger gleich bleibt als diese Frau? Daß sie lebt, daß sie sich entwickelt, daß sie ihrem früheren Selbst entfremdet ist, daß sie nicht mehr begreifen kann, wie sie früher war? Daß sie gereift ist an der Glut ihrer Schmerzen, der Schmerzen, die sie gelebt und die sie gespielt hat?“ [1])

Vielleicht besser als auf die große Tragödin passen diese Worte auf Hofmannsthal selbst. Seit jener Zeit, da er als angestauntes Wunderkind die eleganten und altklugen Verse seines „Gestern“ schrieb, hat ihn sein rastloser Drang, immer neue fremde Kultur in sich aufzusaugen, mehr und mehr zu einem „ästhetischen Proteus“ gemacht, dessen geistiger Durchschnitt fortwährend neue seltsame Elemente aufweist. Seinem ursprünglichen Ich ist er dabei längst entfremdet worden, er hat seitdem die Schmerzen Tausender — nicht erlebt, aber gespielt, gespielt gleichsam auf dem Instrument seines nachempfindenden Herzens, vielleicht schmerzensvoll wie jene großartige Künstlerin, vielleicht auch nur mit kühler Neugier. An der Hand einer genauen Liste aller Bücher und Gemälde, die Hofmannsthal seit seinem zwölften Lebensjahre gelesen, betrachtet und nachzuerleben die Illusion gehabt hat, wäre es ein leichtes, die präzise Geschichte seiner inneren Entwicklung zu geben. Als Marksteine dieser Entwicklung sind nicht reale Erlebnisse anzusehen, sondern gewisse Etappen seiner reichen Lektüre. Seine Belesenheit war bereits während seiner Gymnasiastenzeit eminent; bei seiner verhältnismäßig spärlichen literarischen Produktivität und der Muße, die er als glücklicher oder — bei seiner passiven Natur viel-

[1]) „Die Duse im Jahre 1903“. „Neue Freie Presse“, Wien, 17. April 1903.

leicht besser gesagt — unglücklicher Berufsloser (im bürgerlichen Sinne) hat, erhält diese Passion tagtäglich neue Nahrung und ist naturgemäß immer empfindsamer, wählerischer, wunderlicher geworden. Was ihm auf seiner Suche nach fremder Schönheit Freude und Sehnsucht erweckt, das kristallisiert sich alsbald um sein Ich und verleiht ihm eine neue Nuance. Ein ewiges Wechseln und Wandeln. Hofmannsthal lebt im bewußten Gegensatz zu den Individualisten, die das Ureigne an sich sorglich pflegen und kräftigen und um keinen Preis der Welt hingeben. Hofmannsthal ist ein Phänomen der Erziehung und Selbsterziehung, getrieben bis zur Selbstentfremdung. So wird es begreiflich, daß er verächtlich von dem „Geschwätz um Individualität" spricht. Die tiefsinnige Sage vom Ahasver, dem Symbol des heimatlosen Volkes, dessen feingezüchteter Epigone Hofmannsthal ist, variiert sich in ihm: ein ewiger Flüchtling vor sich selbst, klammert er sich an einen neuen Glauben, an eine entartete Lebensanschauung, die, von der menschlichen Unvollkommenheit betroffen, ihren trügerischen Trost darin sucht, das vollkommen Erscheinende, das Erlösung Verheißende an tausend fremden Individuen aller Zeiten und Völker auszuwählen und gegen Unvollkommenes am eigenen Ich einzutauschen, um dadurch gewissermaßen zu einer musivischen Vollkommenheit emporzustreben. Diese systematische Preisgabe der Individualität führt zu einer stupenden, am Ende sich selbst unbegreiflichen, immer neuen Umwandlung, wie sie Hofmannsthal in den angeführten Sätzen an Eleonore Duse zu erkennen wähnt. Das auffälligste Symptom dieses Prozesses ist die im gleichen Verhältnis mit jener eklektischen Entwicklung wachsende künstlerische Sterilität, die sich an Hofmannsthal — offenbar im Gegensatz zu der Italienerin — mehr und mehr merklich macht. Mit der ersterbenden Schöpfungskraft wandelt sich der Dichter zum raffinierten Artisten, zum kühlen Virtuosen des Wortes.

Hugo von Hofmannsthal, oder genealogisch genauer Hugo Hofmann, Edler von Hofmannsthal, ist am 1. Februar 1874 geboren worden. Er ist Wiener, der Typus des verfeinerten Wieners, das einzige Kind einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, deren Adel von einer jener modernen Nobilitierungen herrührt, die zu den Anachronismen unsrer demokratischen Zeit gehören. Hofmannsthals Urgroßvater, Isak Löw Hofmann, der um 1780 als armer Student der Theologie nach Wien kam und dann die Enkelin des reichen jüdischen Kaufherrn heiratete, in dessen Hause er Lehrer war, hat sich seinen Adelsbrief als Repräsentant der israelitischen Gemeinde Wiens im Jahre 1835 erworben[1]). Im übrigen stammte diese Familie Hofmann aus Bayreuth, von wo sie um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach Prostiebor in Böhmen ausgewandert ist. Der „romanische Einschlag" in Hofmannsthals Blute, von dem Sulger-Gebing in seiner außerordentlich einseitigen Hofmannsthalstudie[2])

[1]) Vgl. G. Wolf, „Vom ersten bis zum zweiten Tempel. Geschichte der israelitischen Kultusgemeinde in Wien (1820—1860)." S. 59—69. Wien, Braumüller. 1861. — Vgl. ferner „Verzeichnis der wichtigsten Originaldokumente aus dem Leben des Herrn Hofmann, Edlen v. Hofmannsthal vom Jahre 1785—1845". Geordnet von Hermann Berger. 16 Seiten Folio. Wien, 1845.

[2]) „Hugo v. Hofmannsthal. Eine literarische Studie." Von Ernst Sulger-Gebing. Leipzig, Max Hesse. 1905. Es existieren außer einer älteren Studie von Felix Poppenberg

Andeutungen macht — unter merkwürdiger Verschweigung seiner semitischen Abkunft, die allein gerade das im Menschen wie im Dichter Hofmannsthal immer wieder durchklingende Motiv von dem Erbe uralter Kultur verstehen läßt —, gehört somit in das Reich der Fabel. Obgleich auch von andrer dem Dichter nahestehender Seite berichtet wird, noch sein Urgroßvater habe im Ghetto von Triest oder Venedig oder ich weiß nicht welcher lombardischen Stadt gelebt, so steht es in Wirklichkeit doch mit diesen italienisierten Vorfahren ähnlich wie mit denen Stendhals am päpstlichen Hofe zu Avignon oder wie mit jenem ritterlichen Polengeschlechte, von dem sich bekanntlich Friedrich Nietzsche herleiten wollte.

Hofmannsthal hat eine vorzügliche Erziehung genossen, die allerdings einen für seine spätere Entwicklung verhängnisvollen Mangel gehabt hat, insofern nämlich, als sie sich auf das intellektuelle Teil beschränkte. Infolgedessen ist ihm der Genuß an körperlichen Strapazen, am Sport und überhaupt an den Realitäten eines aktiven Lebens fremd geblieben. Nachdem er während der ersten Knabenjahre von einem Hauslehrer unterrichtet worden war, wurde er in den Jahren 1885 bis 1892 Schüler des akademischen Gymnasiums zu Wien. Hier war er ein fügsamer Musterknabe, der „niemals in die Flegeljahre" gekommen ist. Er war ein gescheiter, lebhafter, gern gestikulierender, blasser Knabe, der „zu Hause ungeheuer viel las und in den klassischen Sprachen brillierte", eine seltsame Mischung von Altklugheit und knabenhaft heiterem Wesen. Schon damals war er geradezu ein Sprachvirtuos, und seine Schulaufsätze ragten weit über die seiner Kameraden hinaus. Sein deutscher Lehrer warf ihm freilich gelegentlich vor, er zeige in ihnen allzugern, wie geistreich und belesen er sei.

Ungleich bedeutungsvoller als der im großen und ganzen geringe Einfluß der Gymnasialprofessoren war der seines privaten französischen Sprach- und Literaturlehrers, dessen er sich seit seinem zwölften Jahre erfreute. Was Hofmannsthal diesem starken Einflusse dankt, das geht aus seinem Aufsatze „Französische Redensarten" hervor[1]). Nebenbei erlernte er, wiederum nicht in der Schule, Englisch und Italienisch, so daß er im Verein mit dem im Gymnasium erlernten Latein und Griechisch fünf fremde Sprachen — in durchaus nicht oberflächlicher Weise — beherrscht. Die Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit seines Geistes, den er in einem Jugendbriefe selber einmal einen „Chamäleongeist" nennt, hat durch diese gründlich betriebenen Sprachstudien zweifellos eine kräftige Gymnastik erfahren. Wer sich aus seinen Büchern ein imaginäres Porträt von Hofmannsthal geschaffen hat, der ist erstaunt, wenn er aus zuverlässiger Quelle hört, daß er als Gymnasiast von Melancholie und der bekannten Wiener Sentimentalität völlig frei gewesen ist. Man geht nicht fehl, wenn man sich den so wenig naiv erscheinenden Dichter des „Gestern" während seiner Knabenjahre heiter, froh und lachend vorstellt. Er nannte sich damals gelegentlich selber „eine systemlose Natur", aber er verlor sich keineswegs in müßigen Träumereien, wie das geborene

(Neue Deutsche Rundschau, 1899) keine ausführlichen Arbeiten über die Gesamterscheinung Hofmannsthals. Interessant ist „H. v. Hofmannsthal" von Alfred Freiherrn von Berger, „Literarisches Echo" vom 1. Oktober 1905.

[1]) „Die Zeit", Wien, Nr. 162, vom 6. November 1897.

Poeten in ihrer Jugend so häufig tun, im Gegenteil, er verstand jede Sekunde auszunutzen, er war ein klarer und berechnender Kopf. „Die gute und strenge Erziehung, welche ich meinem seligen Vater verdanke, und die frühzeitige Gewöhnung, keine Sekunde des Tages unausgefüllt zu lassen, sind es, scheint mir, allein, die meinem Leben nach außen hin einen genügenden Halt und meiner Person angemessenen Anschein bewahren," sagt er im „Ein Brief" (1901), wohl nicht ohne an sich selbst zu denken[1]).

Etwa als Vierzehnjähriger begann der junge Hofmannsthal Verse zu schreiben, zuerst in Anlehnung an deutsche Vorbilder — hier ist unter manchen andern merkwürdigerweise auch Eichendorff zu nennen —, sehr bald aber gewannen die französischen Symbolisten seine besondere Sympathie. Man muß die Jahrgänge des „Mercure de France" um 1890 durchsuchen[2]), und man wird manche mit der Art Hofmannsthals in seinen frühesten Gedichten „Psyche", „Erlebnis", „Vorfrühling"[3]) stark verwandte Strophe finden. Gedichte von ihm erschienen zuerst in der „Modernen Rundschau", einer um 1890 in Brünn begründeten, sehr bald wieder eingegangenen Zeitschrift und in ähnlichen bei uns nie bekannt gewordenen Revüen. Er zeichnete sie mit den Pseudonymen Loris Melikow, Loris und Theophil Morren, — Namen, von denen Loris vielleicht eine Reminiszenz an den Dichter des altfranzösischen „Romans der Rose" (Guillaume Lorris) oder an jenen fingierten Dichter Théophile Lorris ist, der in Gustave Flauberts „L'éducation sentimentale", einem der Lieblingsbücher Hofmannsthals, vorkommt. Es sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß er zu der deutschen Übersetzung der „Éducation" eine kurze Vorrede geschrieben hat, die weniger durch irgendwelch ernsthaftes Eingehen auf Flauberts Roman — das wird in etlichen Phrasen oberflächlich abgetan —, als vielmehr durch eine autobiographische Andeutung interessant ist. Er sagt da: „. . . hier (in Venedig), wo ich vor Jahren das Original mit so tiefem Eindrucke gelesen habe, freilich auch da nicht zum ersten Male und wohl auch nicht zum letzten. Für mich gehört die ‚Éducation sentimentale' zu jenen Büchern — wie wenige gibt es ihrer, wie sehr wenige! —, die uns durchs Leben begleiten."

Noch in seine Gymnasiastenzeit fällt die Niederschrift der kleinen dramatischen Studie „Gestern", die zuerst 1891 erschienen ist[4]). Hofmannsthal hat später einem ehemaligen, ihm bereits entfremdeten Schulfreund bekannt, von diesen letzten Schuljahren (1888—1892) habe er das Gefühl, als hätten sie auf seiner Jugend wie eine dumpfe, quälende Last gelegen. Unleugbar spielt in seinen ersten, uns bekannt gewordenen Gedichten ein schwermütiges, dunkles Element eine große Rolle.

[1]) Prosaische Schriften, Bd. I, S. 54 ff.

[2]) Bequemer die Anthologie: „Poètes d'aujourdhui" (1880—1890), Verlag des „Mercure de France", soeben in dritter Auflage erschienen.

[3]) Die beiden zuletzt genannten Gedichte sind zu finden in „Die gesammelten Gedichte". Leipzig, Insel-Verlag. 1907. — Das Gedicht „Psyche" findet man in „Ausgewählte Gedichte". Berlin, Verlag der „Blätter für die Kunst". Zweite Ausgabe. 1904. — Die am frühesten (1890) veröffentlichten Gedichte Hofmannsthals: „Frage", „Was ist die Welt", „Für mich", „Gülnare", „Sünde des Lebens", sind in keine der beiden Sammlungen aufgenommen worden.

[4]) Jetzt in: „Kleine Dramen". Erster Band. Leipzig, Insel-Verlag. 1907.

Es ist hier nicht unsre Aufgabe, die einzelnen Werke Hofmannsthals genau zu analysieren; aber wenn wir den Eigentümlichkeiten seiner frühesten Schöpfungen nachspüren wollen, so müssen wir bei diesem „Gestern" doch ein wenig länger verharren. Hofmannsthal wäre kein Dichter, wenn sich in diesem Erstlingswerke — Erstlingswerke verraten vom Innern ihrer Schöpfer immer am meisten — nicht ein beträchtliches wahres Stück seines damaligen inneren Menschen und seine ganze Eigenart überhaupt verkörpert hätten; zweifellos ist dies auch in der Gestalt des Andrea der Fall. Ein Sechzehnjähriger freilich, zumal eine frühreife und altkluge Natur wie die des jungen Hofmannsthals, in der eine Überfülle von aufgenommenem fremden Geist keimte und wallte und drängte, eine solche unsicher gemachte Natur kann einer gewissen Pose, eines leise bewußten Selbstbetruges nicht bar sein.

Der Inhalt von „Gestern" ist kurz folgender: „Andrea will nur dem Heute leben, das Gestern soll für ihn abgetan sein, sobald es dahin ist. Da erfährt er, daß ihn seine Geliebte gestern betrogen hat, und er muß einsehen, daß dieses Gestern für jeden Mann eine unentrinnliche Macht ist, daß es nur den Frauen gegeben ward, dem Augenblick zu leben. Dieser Vorwurf hat nichts Dramatisches, auch die Erfahrung des Andrea klingt, wenn man sie so abstrakt mitteilt, wie eben geschehen, recht banal. Sieht man aber, was sie für diesen Menschen bedeutet, so vertieft sich das Ganze. Andrea will jeder Laune nachgeben, jede Lust befriedigen.

Mir ist vor keinem meiner Triebe bange:
Ich lausche nur, was jeglicher verlange!
Da will der eine in Askese beben,
Mit keuschen Engeln Giottos sich umgeben,
Der andre will des Lebens reife Garben,
Des Meisters von Cadore heiße Farben,
Des dritten tolle Laune wird verlangen
Nach giorgioneskem Graun, Dämonenbangen:
Der nächste Tag wird Amoretten wollen,
Mit runden Gliedern, Händchen, rosig vollen,
Und übermorgen brauch ich mystisch Sehnen,
Mit hellen Farben, blassen Mädchen, Tränen . . .

Er spielt mit den Menschen wie mit den Dingen, er braucht für jede Stimmung einen andern Freund und wirft ihn fort, wenn diese Stimmung vorüber ist" [1]). Er glaubt, daß alles, was in einem Menschen vielleicht nur leise angedeutet schlummert, irgendwo in der Außenwelt existiere, in der Vergangenheit oder Gegenwart, in der Seele eines andern Menschen, in einem Buche, in einem Kunstwerke, irgendwo, deutlich und klar ausgedrückt. Der Mensch brauche es nur zu suchen, und wenn es gefunden, nur gründlich auszunutzen.

Und warum nicht? Was ist daran zu staunen?
Ist nicht die ganze, ewige Natur
Nur ein Symbol für unsrer Seele Launen?
Was suchen wir in ihr als unsre Spur?
Und wird uns alles nicht zum Gleichnisbronnen,
Uns auszudrücken unsre Qual und Wonnen?

[1]) Nach: Friedrich v. d. Leyen „H. v. Hofmannsthal", in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 18. August 1899.

Aber bei alledem verfolgt ihn die stete Furcht, daß er über diesem rastlosen Genießen das Beste versäume. Beständig kämpfen in ihm die tatenlose Sehnsucht, das Leben mit vollen Zügen auskosten zu wollen, und seine altkluge resignierte Passivität. Fortunio sagt zu ihm:

Du trägst die Stimmung nicht, du läßt dich tragen!

Und Andrea antwortet:

Ist nicht dies „Tragenlassen" auch ein Handeln?
Ist es nicht weise, willig sich zu wandeln,
Wenn wir uns unaufhaltsam wandeln müssen?

In Andrea steckt auch der uralte Hang der starken Phantasie zum Lügen:

Wir lügen alle, und ich selbst — wie gern!
O goldne Lügen, werdend ohne Grund,
Ein Trieb der Kunst, im unbewußten Mund!

Tausend Fähigkeiten scheinen in ihm zu schlummern, aber keine ist stark genug, fruchtbar ins Leben zu treten. Dabei fehlt es ihm nicht an leiser Selbsterkenntnis:

Und kann's nicht sein, daß wie ein altklug Kind
Wir sehend doch nicht sehen, was wir sind,
Mit anempfundener Enttäuschung prahlen,
Und spät, erst spät mit wahren Leiden zahlen!

Trotz alles Reichtums in sich und um sich ist dieser Andrea eine unglückliche Natur. Man erkennt wohl, daß der Dichter einen chaotischen Zustand in sich selbst ausgestaltet hat, aber man begreift nicht, warum er diesen problematischen Schwächling gerade in die Renaissance zurückversetzt, in die Zeit der zielbewußten, großen, lebenskräftigen Egoisten. Hofmannsthal gerät durch diese schlecht gewählte Transposition in den Verdacht, den Renaissancemenschen zu verkennen. Sein Andrea trägt nur das äußere Kostüm, die Maske des Cinquecento, innen aber hat er keineswegs das Herz und das Hirn jener Zeit. Der einzige echte Renaissancemensch von den zehn Leuten, die durch die Handlung des Spiels miteinander verknüpft sind, ist Lorenzo, der skrupellose Verführer der Geliebten seines Freundes. Aber dieser Lorenzo tritt keinmal vor die Rampe.

In die gleiche früheste Periode von Hofmannsthals Schaffen, die mit dem Jahre 1894 abschließt, gehören noch zwei kleine Dichtungen: „Der Tod des Tizian" (1892)[1]) und „Der Tor und der Tod" (1893)[2]). Die Hofmannsthalfanatiker glauben sich berechtigt, das erstgenannte Fragment in den Himmel zu heben. Rudolf Borchardt geht in seiner Hofmannsthalschrift[3]), einem typischen Muster von Schwulst und Blindheit des Urteils, so weit, mit der „Gebärde" der Unfehlbarkeit — „Gebärde" ist übrigens das Lieblingswort aller Hofmannsthalsschüler! — zu erklären:

„Hofmannsthal, den man als bildungssatten Dekadent, als ästhetenhaften Klängehascher abzutun vermeint — denn dafür wagt das dummdreiste Gezücht,

[1]) Zu finden in „Die gesammelten Gedichte". Leipzig, Insel-Verlag. 1907. Die früher (1901) veröffentlichte Fassung ist für eine bestimmte Gelegenheit (Totenfeier für Arnold Böcklin in München am 14. Februar 1901) zugestutzt. [2]) „Kleine Dramen". Erster Band.

[3]) Rudolf Borchardt, „Rede über Hofmannsthal." Leipzig, Julius Zeitler. 1905.

das bei uns Bücher und Theater beurteilt, ihn noch immer auszugeben! —, ist seit Goethe der erste deutsche Dichter, der einen selbstdurchlittenen problematischen Zustand durch den Ernst der Vertiefung, die Gewalt der Vision und die Verbindung mit allem höheren Dasein seiner Zeit Allgemeingültigkeit und völligen Kunstwert zu geben gewußt hat . . . Die Aufgabe des Dichters hat sich ins fast Grenzenlose erweitert und heißt ihn für eine Welt, die er durch Ahnung und Machtfülle beherrscht, jenen immensen Rahmen ausspannen, den zum kleinsten Teil füllen sollte, was heute ‚Der Tod des Tizian' heißt, Fragmente nicht einer Konfession, sondern eines Weltbildes, die schönsten deutschen Verse, die seit dem ‚Faust' geschrieben worden sind . . . Zum ersten Male wieder hatte ein deutscher Dichter Atem genug, einen reinen Vortrag im starken Affekte zu unterhalten, zu steigern und zu enden; zum ersten Male wieder war ganz augenscheinlich der Vers sein natürliches Kleid statt einer aufgezwängten, geplatzten und schiefgetragenen Konvention; und dieser Vers war neu, so neu, daß, wenn dichterische Schöpfungen unsrer Zeit in irgendwelcher Zukunft das Schicksal der antiken träfe, ohne das Jahr ihrer Entstehung auf die Nachwelt zu kommen, ihre Verse selber wenigstens über die Frage, ob sie vor oder nach dem ‚Tode des Tizian' entstanden seien, keinen Zweifel lassen werden."

Im besonnenen Widerspruch zu solchen Tiraden, die alles andre denn ein liebevolles Verständnis des Dichters fördern, wird man in der richtigen Distanze zu Hofmannsthals Dichtungen stehen, wenn man im „Tod des Tizian" und im „Der Tor und der Tod" Meisterwerke der Kleinkunst unsrer Zeit sieht und schätzt. Denn eine typische Schwäche teilt er mit allen zeitgenössischen Dichtern Wiens — ich erinnere nur an Arthur Schnitzler und Richard Schaukal, um die talentvollsten von ihnen herauszugreifen —, die Schwäche nämlich, daß sie nicht die Kraft haben, große Schöpfungen auszugestalten. Je größer ihr Wollen ist, um so fragmentarischer bleiben ihre Entwürfe, um so reizvoller und eleganter aber sind dafür die kleinen Werke, zu denen sie eben prädestiniert sind.

Ähnlich wie in „Gestern" klingen auch aus seinem in bestrickend wohllautender Sprache gedichteten „Der Tor und der Tod" die beiden Leitmotive vom „ewigen Wandel des Ichs" und vom „Leben als Spiel" öfters hervor. Matter wohl und resignierter tönt die Sehnsucht nach einem unmittelbaren starken Leben. Claudio, der Tor, hängt an allerlei gesammelten Kunstschätzen und Bibelots, und einmal nennt er sie:

Die Rumpelkammer voller totem Tand,
Wodurch ich doch mich einzuschleichen wähnte,
Wenn ich den geraden Weg auch nimmer fand
In jenes Leben, das ich so ersehnte.

An einer andern Stelle klagt er:

Ich hab mich so an Künstliches verloren,
Daß ich die Sonne sah aus toten Augen
Und nicht mehr hörte als durch tote Ohren:
Stets schleppte ich den rätselhaften Fluch,
Nie ganz bewußt, nie völlig unbewußt,
Mit kleinem Leid und schaler Lust
Mein Leben zu erleben wie ein Buch . . .

Nicht minder bezeichnend sind folgende Verse:

Was weiß ich denn vom Menschenleben?
Bin (!) freilich scheinbar drin gestanden,
Aber ich hab es höchstens verstanden,
Konnte mich nie darein verweben,
Hab mich niemals daran verloren.
Wo andre nehmen, andre geben.
Blieb ich beiseit, im Innern stummgeboren . . .

Als „Der Tor und der Tod" in Buchform erschien und damit allgemein bekannt wurde, versprachen sich die Literaturfreunde das Höchste von der weiteren Entwicklung des Dichters. Ein Kritiker[1]) schrieb damals:

„Im ‚Tor und Tod' ahnt er (Hofmannsthal) das Leben zum ersten Male. Man wird ihm herzlich gegenüberstehen, wenn seine Entwicklung nach dieser Seite geht. Die bronzene Anmut, die edle, kühle Unausstehlichkeit muß fallen. Ich glaube an die blutspendende Kraft des Lebens. Vielleicht wenn er hinausgestoßen würde in die harte, wilde Welt; wenn seine Seele nicht bloß sturmgefriedet herumschwebte in Gewächshäusern; wenn er nicht bloß in seltenen Büchern zuweilen eine Schädelstätte Golgatha erblickte; wenn er vom Wind durchschauert würde, der über den See keucht; wenn er das Letzte und Seligste mitten im Getrieb erduldete, heute gepeitscht und morgen von Engeln emporgetragen: dann — dann vielleicht bräche in ihm auf, was jetzt verschlossen ist; dann vielleicht erwachte, was jetzt schlummert; dann vielleicht schriee, was jetzt schweigt."

Hofmannsthals zweite Schaffensperiode wird von der ersten durch sein Soldatenjahr (1894—1895) getrennt, das er bei den 3. Dragonern, einem der elegantesten Reiterregimenter Österreichs, abdiente. Es ist einleuchtend, daß eine passive Natur wie er kein hervorragender Soldat werden konnte. In einem Briefe aus jener Zeit spricht er von dem „bissel Freude der Patrouillenritte zwischen den kühlenden Obstbäumen und den lichtgrünen Wiesen". Wie ihn alle neuen Eindrücke eine Weile auf das regste interessieren, so war es auch mit dem ihm ungewohnten militärischen Milieu. Man findet deutliche Spuren davon in den Prosastücken aus jener Zeit, insbesondre in der „Reitergeschichte" und im „Märchen der 672. Nacht"[2]). Die erstere, deren unerreichtes Vorbild man wohl in Stendhals berühmter, militärisch einwandfreier Schilderung der Schlacht bei Waterloo zu suchen hat, ist reich an taktischen Unmöglichkeiten, und der Pferdekenner, der die andre Erzählung in die Hand nimmt, wird mit Recht den Kopf schütteln, wenn er darin zu lesen bekommt, daß ein Pferd einen Mann durch Ausschlagen mit einem Vorderhufe erschlagen haben soll. Ein Beweis, daß Hofmannsthal keinen rechten Blick für das Wirkliche hat. „Ich hab mich so an Künstliches verloren . . .," hieß es, wie eben zitiert, im „Der Tor und der Tod". Indessen darf er sich in diesem Falle trösten, nicht als Kavallerist, aber wenigstens als Künstler. Ein berühmter Pferdeverständiger hat behauptet, neunundneunzig Prozent der marmornen und ehernen Rosse aller Künstler seit der archaischen Antike, oder auch nur seit den Pferden des Parthenon, bis zu Reinhold Begas, bildeten geradezu eine Musterkarte aller möglichen Gebrauchsfehler, so daß sich ein

[1]) Adolf Kerr in der „Neuen Deutschen Rundschau", 1900, S. 665.

[2]) Zusammen mit andern Prosastücken in „Das Märchen der 672. Nacht und andere Erzählungen". Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1905.

gewiegter Pferdemann, wenn alle jene Tiere lebendig würden und auf dem Roßmarkte stünden, nur ganz wenige kaufen könnte. Wir sehen, edle Rosse sind Stiefkinder der Künste, und das monströse Exemplar aus dem Märchen der 672. Nacht braucht sich nicht unbedingt zu verstecken.

Hofmannsthal hat sich als Soldat keineswegs von der kameradschaftlichen Geselligkeit fern gehalten, was auch kaum möglich gewesen wäre. Aber junge Säbelraßler verachten literarische Neigungen, und so kam der vordem im Zivilleben so viel bewunderte junge Dichter in die kuriose Lage, seine ruchbar gewordene Identität mit „Loris" und „Morren" nachdrücklich zu verleugnen. Er hat diese etwas barbarische Forderung in weltmännischer Selbstironie erfüllt und sich damit des literarischen Odiums auf ein Jahr entledigt.

Biographisch ist weiterhin zu erwähnen, daß sich der Dichter nach seinem Soldatenjahre nunmehr lediglich dem Studium der romanischen Philologie hingab. Er hatte vorher, seit dem Oktober 1892, ebenfalls an der Wiener Universität, offiziell die Rechte studiert. Zwei oder drei Reisen nach der Lombardei und dem südlichen Frankreich belebten seine Studien. Insbesondre tat es ihm Venedig an, die Lieblingsstadt der Romantiker. Nichts ist für einen nordischen Menschen bezeichnender, als was ihn an Italien bezaubert. Praktische Lebenskünstler wie Goethe, wie Stendhal, andrerseits klassizistische Geister wie Winckelmann, wie Raphael Mengs finden sich in Rom heimisch, sie verlieren alle ihre Künstler- und Gelehrteneitelkeit inmitten der rührenden Ruinen der ewigen Stadt oder in der Einsamkeit der Campagna, sie lieben mit einer gewissen Demut dieses Stück Erde, wo die Natur eine grandiose Siegerin über tausendjähriges stolzes und doch so nichtiges Menschenwerk geblieben ist wie nirgends sonst. Es sind ganz andersartige Naturen, die Byron, Musset, Platen, Strachwitz, Hamerling, Ruskin, Hofmannsthal, die sich lieber an der triumphierenden Schönheit der Lagunenstadt berauschen, wo sie auf Schritt und Tritt die Kunst und die Herrschaft des die Natur meisternden Menschen vor Augen haben. Und doch erregt das mit der Menschenherrlichkeit so prunkende Venedig in den meisten von ihnen die bizarrste Melancholie.

Die Art, wie Hofmannsthal die Natur sieht und genießt, erinnert an den bekannten Ausspruch des eben genannten ewig reiselustigen Henry Beyle, der selbst die erhabenste Landschaft *ohne* historische oder künstlerische oder wenigstens persönliche Reminiszenzen sehr bald langweilig findet. In seiner kleinen „Sommerreise"[1]) schildert Hofmannsthal ein Stück Lombardei. In die schimmernden Farben seiner Schilderung versteht er es, etwas vom Geiste der großen Maler jenes Landes zu mischen. „. . . Muß hier nicht Giorgione geboren sein? Er, der dies Nah und Fern, dies selige Spiegeln, dies Hinüberschauen zu den Bergen, dies Rasten auf dem letzten Hügel in sich sog und eine Bezauberung daraus schuf, die keinen Namen hat. Der vier oder fünf Gestalten auf den weichen Rücken eines solchen Hügels hinlagerte, und alle tun sie nichts andres als die unsägliche Süßigkeit dieser Landschaft auskosten, aussaugen wie eine Frucht, diese süße Vermischung von Weite und Nähe, von Dunkel und Helle, von Tag und Traum."

[1]) „Neue Freie Presse", Wien, 18. Juli 1903.

Ich erinnere mich sonst nur einer einzigen Stelle, an der Hofmannsthal Reiseeindrücke berührt; es sind das im „Der Tor und der Tod" die Verse:

Und Wanderzeiten kommen, rauschumfangen,
Da leuchtete manchmal die ganze Welt,
Und Rosen glühten und die Glocken klangen
Vom fremden Lichte jubelnd und erhellt:
Wie waren da lebendig alle Dinge,
Dem liebenden Erfassen nah gerückt,
Wie fühlt ich mich beseelt und tief entzückt,
Ein lebend Glied im großen Lebensringe!

In diese zweite Schaffensperiode, die etwa in die Jahre 1895—1902 zu setzen ist, fällt die Entstehung von sieben kleinen Dramen[1]): „Das kleine Welttheater", „Der weiße Fächer", „Die Frau am Fenster", „Der Abenteurer und die Sängerin", „Die Hochzeit der Sobeide", „Der Kaiser und die Hexe", „Das Bergwerk zu Falun", ferner der Pantomime „Der Schüler"[2]), einer größeren Anzahl seiner (besten) Gedichte, sowie einer Reihe von essayistischen Arbeiten und etlicher Novellen.

Hat Hofmannsthal in seiner ersten Schaffensperiode noch unmittelbar erlebt und, wenn auch durch literarische Einflüsse stark durchsetzte, Stimmungen in Symbolen verkörpert, so gibt es jetzt für ihn nur noch Erlebnisse im Bannkreise künstlicher Dinge. Der Natur ist er völlig entfremdet. „Hofmannsthal, dem Dichter, hat die Natur wenig zu sagen," bemerkt Sulger-Gebing sehr richtig in der Einleitung seiner Hofmannsthalstudie; er gehöre zu denen, die Hofmannsthal selber einmal mit dem Satze charakterisiert habe: „ihnen wird das Leben erst lebendig, wenn es durch irgendeine Kunst hindurchgegangen ist, Stil und Stimmung empfangen hat"[3]). Klar herausgesagt heißt das, der Dichter hat ein Narkotikon nötig, um in den schöpferischen Rausch zu kommen. Wir wissen, daß Kunstwerke auf dem wunderlichsten Wege zur Welt kommen können; aber es ist eine Frage für sich, ob den Kindern einer durch künstliche Mittel erregten dichterischen Konzeption nicht das Merkmal der Unnatürlichkeit auf der Stirn eingeprägt stehen muß.

Diese Entfremdung vom realen Leben ist ein Charakteristikum der Romantik. In der Tat hat sich Hofmannsthal wohl gelegentlich selbst einen Neuromantiker genannt, und freimütig hat er einmal[4]) bekannt: „Romantik ist ja gar nichts Selbständiges, sie ist Krankheit der reinen Kunst, wie der Dilettantismus, das Anempfindungsvermögen, Krankheit des Empfindungsvermögens ist. Und die beiden, Romantik und Dilettantismus, sind immer zusammengegangen."

Aber alle die schulmäßigen Schlagworte von „Neuromantik", „Symbolismus" oder „Impressionismus" sind hier bei der ehrlichen Betrachtung des Dichters überflüssig. Kaum mehr Zweck hätte es, auf gewisse Vorbilder oder Vorläufer näher einzugehen; trotzdem sei wenigstens ein in deutscher

[1]) „Theater in Versen". Berlin, S. Fischer. 1899. — „Kleine Dramen". Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1907. [2]) Berlin, S. Fischer. 1902.

[3]) „Swinburne", Deutsche Zeitung, Wien, 5. Januar 1893.

[4]) „Die Mutter (von Hermann Bahr)", Moderne Rundschau, 15. April 1891.

Sprache schreibender Symbolist genannt: Stephan George, der Dichter des „Jahr der Seele". Seinen Enthusiasmus für ihn hat Hofmannsthal in seinem schönen Essay „Das Gespräch über Gedichte" deutlich bekundet[1]). Trotz der nachweisbaren Einflüsse dieses und einiger Ausländer (Keats, D'Annunzio, Mallarmé u. a.) repräsentieren die Gedichte Hofmannsthals dieser seiner fruchtbarsten und glücklichsten Jahre etwas durchaus Selbständiges. Zweierlei ist ihnen besonders charakteristisch: die verführerische Eleganz ihrer preziösen Fassung und die Pensivität, — d. h. das (allzu literarische) grüblerische Element, ein gewisses Vorherrschen des Intellekts —, die sich stellenweise freilich in dunkle Unverständlichkeit verliert. Deutlicher als aus langwierigem Deuteln erhellt das aus einem Beispiel. Eins seiner bekanntesten Gedichte lautet:

Ballade des äußeren Lebens[2]).

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
Und alle Menschen gehen ihrer Wege.
Und süße Früchte werden aus den herben
Und fallen nachts wie tote Vögel nieder
Und liegen wenig Tage und verderben.
Und immer weht der Wind, und immer wieder
Vernehmen wir und reden viele Worte
Und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.
Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
Sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
Und drohende und totenhaft verdorrte . . .
Wozu sind diese aufgebaut und gleichen
Einander nie? Und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?
Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?
Was frommt's, dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt der viel, der „Abend" sagt.
Ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt
Wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Nebenbei sei darauf aufmerksam gemacht, daß die vielgerühmte sprachliche Virtuosität Hofmannsthals sehr wohl ihre bedenklichen Schwächen hat. „Irgend Ziele suchen" und „was frommt's, dergleichen viel gesehen haben?" sind kühne Freiheiten, die sprachwidrig sind. „Das gerettete Venedig" auf ähnliche stilistische Eigentümlichkeiten hin zu untersuchen, ist besonders lehrreich.

Von den kleinen Dramen, die übrigens, so weit sie aufgeführt worden sind, auf der Bühne keine rechte Wirkung erzielt haben, sei das in seiner Art vollendetste „Der Abenteurer und die Sängerin oder die Geschenke des Lebens" (zuerst 1899 veröffentlicht) nochmals erwähnt. Es spielt in jenem Venedig des achtzehnten Jahrhunderts, von dem der kennerische Stendhal in „De l'amour" rühmt, es habe die Kunst des feinen Lebensgenusses zur höchsten Vollendung gebracht. Die Grundlinien der Handlung sind den berüchtigten Memoiren Casanovas ent-

[1]) „Die prosaischen Schriften gesammelt", Bd. I, S. 77 ff.
[2]) „Gesammelte Gedichte," S. 17 f.

nommen, ja, die Hauptgestalt, der Abenteurer Baron Weidenstamm, trägt deutlich die Züge des Memoirenschreibers[1]). „Der Abenteurer" ist in zwei Hinsichten interessanter als die übrigen aufgezählten kleinen Stücke, einmal weil die Hauptgestalt alle andren Helden Hofmannsthals trotz mannigfacher romantischer Züge an wirklicher Lebensfähigkeit und Energie weit übertrifft, und dann, weil hier einmal eine Frau, Vittoria, auftritt, die bei aller Erhöhung über den Alltag Fleisch und Blut hat. Hofmannsthals Frauengestalten sind sonst fast durchweg schattenhafte Wesen, Schöpfungen eines dem Leben fernen Illusionisten.

Von Hofmannsthals erzählender Prosa ist wohl das beste Stück die bereits erwähnte „Reitergeschichte" (veröffentlicht 1898). Alfred Kerr hat von ihr gesagt[2]): „. . . ein Atelierstück, von einem Könner. Es wirkt, als hätte sich der Autor hingesetzt in der Absicht, vier Seiten berühmter Prosa zu schreiben". Diese Wahrnehmung ist ebenso maliziös wie augenscheinlich. Alle diese erzählenden Stücke Hofmannsthals tragen den unverkennbaren Stempel des Gekünstelten. Der Dichter gefällt sich in langen, raffiniert konstruierten Perioden, die an die Technik gewisser lateinischer Klassiker erinnern. Dabei ist der überhäufige Gebrauch des Participium praesentis im höchsten Grade undeutsch. Hofmannsthal zeigt in seinen prosaischen Schriften überhaupt eine ungemeine Verwandtschaft mit Cicero; als Redner ist er allerdings sein konträrstes Gegenstück, was jeder zugeben muß, der z. B. seinen Vortrag „Der Dichter und diese Zeit" im Winter 1906 in Berlin mit angehört hat. Man konnte keinen ganzen Satz dieser seiner Rede deutlich verstehen.

Interessant und sehr geeignet zu erkennen, wie sich Hofmannsthal inspirieren läßt, ist das „Erlebnis des Marschalls von Bassompierre" (1900)[3]), die Darstellung eines Stoffes aus dem „Journal de ma vie" des Marschalls, den auch Goethe in seinen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" wiedergibt[4]). Andre, nicht erzählende, essayistische Prosastücke, z. B. die Einleitung zur Pantheon-Ausgabe[5]) von Grillparzer: „Des Meeres und der Liebe Wellen" sind größtenteils stilistisch stark manieriert. Trotzdem preisen ihn gewisse seiner Verehrer immer wieder als den deutschen Stilisten par excellence, und man kann bisweilen sogar in sonst ernst zu nehmenden Revuen Stellen lesen wie beispielsweise die folgende, die allerdings, wie ich nicht unterlasse zu bemerken, aus der Feder einer Frau geflossen ist. Wir haben also Gefühlskritik vor uns. Die Betreffende bringt es unbedenklich fertig, zu erklären:

„Hofmannsthal hat übrigens auch als einziger *seine neugeschaffene* Sprache zu einem ganz eigenartigen Prosastil ausgebildet, zu einem Stil, dessen herbe, vornehm abgeschlossene Art von der kraftlosen *Manieriertheit* oder der schwülstigen Dunkelheit *aller sonstigen modernen Prosa* sehr scharf absticht"[6]).

---

[1]) Die Tänzerin Corticelli und Casanovas Diener Le Duc sind mit ihren Namen übernommen.

[2]) „Neue Deutsche Rundschau", Juniheft 1900, S. 665.

[3]) Zu finden in: „Das Märchen der 672. Nacht usw.", 1905.

[4]) In derselben Hinsicht instruktiv ist ein Vergleich von Hofmannsthal „Das Bergwerk zu Falun" (1899) mit E. T. A. Hoffmanns bekannter Erzählung. Hofmannsthal verwendet nur das Grundmotiv. [5]) Berlin, S. Fischer Verlag.

[6]) Frau *Schmujlow-Claasen* (München), „Sozialistische Monatshefte", Juni 1898, S. 282.

Ich meine dagegen: berechtigen folgende Sätze aus Hofmannsthals essayistischer Besprechung des Romans „Der begrabene Gott" von Hermann Stehr[1]) nicht vielmehr entschieden dazu, ihm Manieriertheit, ja ärgsten Schwulst vorzuwerfen? Er schreibt:

„Hier ist etwas gemacht aus dem Dunkelsten und Tiefsten des Lebens. Unseres Lebens und des Lebens aller Kreaturen. Hier greift im Finstern eine riesige Hand, eine Schöpferhand, um das Ganze von drei Menschen herum und kommt dabei an die dumpfen Ketten, die alles Irdische aneinander knüpfen, daß sie aufzucken wie Fühlend-Blutig-Lebendiges und wir auf einmal wissen: ‚da hängen sie', die wir nur ahnten: ‚Sie sind irgendwo im Dunkel und knüpfen das Seiende zusammen'. Hier reißt es uns in Tiefen, wo wir nie waren. Wo wir nie waren. Wo wie jenen Wanderern der Hölle im tiefsten Punkte uns ein jäher Schwindel Oberes und Unteres verkehrt und wir, die Füße setzend über unserem Kopfe (!), nun aufwärts steigen, wähnend, wir stiegen noch tiefer hinab.

„Hier haben Schöpferhände der Finsternis ein Gesicht gegeben und aus dem Alpdruck etwas gebaut und gebildet. Und wir erkennen die dumpfen Tiefen schwerer Stunden wieder.

„Da wir uns aufsetzten, war Tag, und gräßlich war das Bette, gräßlich dies Sich-aufsetzen, ohne Erbarmen das Licht, das dann durch die Scheiben kam . . . Und da wir an einer Tür pochten, zur Nacht, voll Angst, und das Pochen schlug in unseren Leib hinein, dumpf, hohl, in der öden, toten Straße . . . Und da das Kranke uns ansah und sein Blick in uns hing mit solcher Angst. Und das Anderswerden geliebter Menschen: nie zuvor ist er so an der Wand auf- und niedergegangen (!), nie zuvor ließ er sich so in den Stuhl fallen, nie stieß er so böse die Kissen weg, . . . während wir doch zu ihm sprechen, während wir doch vor ihm knien, die Decke fest um seine Füße zu wickeln. Da lernten wir, da kamen wir ins Tiefe."

Um indessen kein einseitiges Bild zu geben, muß hier hervorgehoben werden, daß der zuletzt erschienene Essay Hofmannsthals „Der Dichter und diese Zeit" durchaus von solchen Anzeichen wüsten Barocks frei ist[2]). Er ist für das Verständnis Hofmannsthals ebenso wichtig wie der mehrfach erwähnte „Brief".

Die dritte und jüngste Schaffensperiode, in der Hofmannsthal zurzeit noch verharrt, beginnt etwa mit dem Jahre 1902 und charakterisiert sich dadurch, daß seine hauptsächlichen Werke nicht mehr selbständige Neuschöpfungen sind, sondern Umgestaltungen vorhandener alter Werke. Wie sagt doch Hofmannsthal von der Duse? „Sie hat sich ihrem Selbst entfremdet, daß sie nicht mehr begreifen kann, wie sie früher war!" Wie unendlich weit hat sich der Dichter der „Elektra" von dem des „Tor und Tod" entfernt! So weit, daß sie wie zwei einander ganz fremde Wesen erscheinen. Dem überlauten Beifall, den die Hofmannsthal-Gemeinde gewohnheitsmäßig zollt, steht das bedauernde Urteil stiller Ästheten gegenüber, die für die kleinen schönheitstrunkenen Werke des früheren Hofmannsthals liebende Blicke gehabt, etwa wie für ein köstliches Stück altsächsischen Porzellans, und angesichts der grauenhaften pseudo-antiken „Elektra" ein ähnlich widerstrebendes Gefühl haben, wie vor den koketten Zutaten des Bernini am Meisterbaue Bramantes und Michelangelos.

[1]) Im „Tag", Nr. 169, 1905.

[2]) Wieder gedruckt in „Die Prosaschriften gesammelt", Bd. I, S. 1—51.

Es ist so viel über die „Elektra", den „Ödipus und die Sphinx" und das „Gerettete Venedig" (nach dem Stoffe des gleichnamigen Trauerspiels von Thomas Otway) geschrieben und gestritten worden, daß es zwecklos wäre, den ernst ablehnenden Stimmen weitere Betrachtungen hinzuzugesellen[1]). Wir haben bereits erwähnt, daß Hofmannsthal zu dekadent ist, als daß er sich in die Kraftmenschen der Renaissance hätte hineinfühlen können. Mit dem Wesen der Antike geht es ihm ganz ähnlich. Er trägt allzuviel moderne, komplizierte Motive in den Geist des Altertums. Er experimentiert auf Grund der Frage: Wie hätte der oder jener Mensch der antiken Geschichte oder Legende gehandelt, mit modernen Augen, modernen Nerven, moderner Philosophie, modernen Problemen und modern gedachter erblicher Belastung?

Aus dieser jüngsten Periode kennen wir nur wenige Gedichte. Es scheint, auch dieser Quell sei versiegt. Von den 26 Gedichten, die in den 1907 erschienenen „Gesammelte Gedichte" zu finden sind, gehören sechs Hofmannsthals frühster Zeit an, 18 den Jahren 1895—1902 und wohl nur zwei der letzten Schaffensperiode. Diese zwei tragen die Überschriften „Der Schiffskoch, ein Gefangener singt" (zuerst 1904 in den „Blättern für die Kunst" veröffentlicht) und „Des alten Mannes Sehnsucht nach dem Sommer" (zuerst 1907 in einer Zeitung gedruckt); beide halten einen Vergleich mit dem faszinierenden Reiz der bis 1896 entstandenen Verse nicht im geringsten aus, sie sind unbedeutend.

Fühlt Hofmannsthal selbst, daß über seinem Schaffen die Tragik des Früh-Reifgewordenseins und des Früh-Verstummenmüssens ruht? Darf man den fingierten „Brief" des Lords Chandos an Francis Bacon nicht in diesem Sinne deuten, diesen Brief, den er „schrieb, um sich bei seinem Freunde wegen des gänzlichen Verzichtens auf literarische Betätigung zu entschuldigen"?[2]) Es sei dem, wie es sei, aber da dieser Brief hier einmal erwähnt ist, so mag ihm eine interessante Stelle entnommen werden, die vielleicht die Stoffwahl der letzten Arbeiten Hofmannsthals mit erklären hilft. Es heißt da:

„Ich wollte die Fabeln und mythischen Erzählungen, welche die Alten uns hinterlassen haben, und an denen die Maler und Bildhauer ein endloses und gedankenloses Gefallen finden, aufschließen als die Hieroglyphen einer geheimen, unerschöpflichen Weisheit, deren Anhauch ich manchmal wie hinter einem Schleier zu spüren meinte. Ich entsinne mich dieses Planes. Es lag ihm, ich weiß nicht, welche sinnliche und geistige Lust zugrunde: wie der gehetzte Hirsch ins Wasser, sehnte ich mich hinein in diese nackten, glänzenden Leiber, in diese Sirenen und Dryaden, diesen Narzissus und Proteus, Perseus und Aktäon: verschwinden wollte ich in ihnen und aus ihnen heraus mit Zungen reden. Ich wollte. Ich wollte noch vielerlei . . ."

Biographisch sei der Vollständigkeit halber nachgeholt, daß Hofmannsthal im Jahre 1901 auf Grund einer Dissertation über die Entwicklung Victor

[1]) Vgl. für und wider: Karl Federn, „Essays zur vergleichenden Literaturgeschichte". 1904. — Felix Poppenberg im „Türmer". 1903. — Leo Berg im „Literarisches Echo". 1904 und 1905, u. a. m. — Richard M. Meyer sagt in seiner „Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" (S. 850): „Die ‚Elektra' ist freilich auch nur ein logisches Stimmungsbild, fast nur ein Monolog . . ." — Alle drei Dramen sind im Verlage von S. Fischer, Berlin (1903 und 1905) erschienen.

[2]) In „Gesammelte Prosaschriften", Bd. I, S. 54 ff.

Hugos[1]) die philosophische Doktorwürde der Wiener Universität erlangt hat. Seine Absicht, sich an nämlichem Orte als Dozent der romanischen Literatur zu habilitieren, ist aus mir nicht bekannten Gründen nicht zur Perfektion gekommen. Hofmannsthal ist seit einigen Jahren verheiratet und lebt seitdem im Kreise seiner Familie in Rodaun bei Wien in beschaulich-epikureischer Zurückgezogenheit. Von seinen näheren Freunden seien die Wiener Schriftsteller Arthur Schnitzler und Richard Beer-Hofmann genannt. Persönlich ist Hofmannsthal eine schlanke, soignierte Erscheinung von vornehmer Einfachheit und einer gewissen feierlichen Art der Bewegung[2]).

Fragt man sich am Schlusse dieser Betrachtungen nach der mutmaßlichen Weiterentwicklung der Hofmannsthalschen Kunst, so darf als wahrscheinlich angenommen werden, daß er sich auch dieser Periode früher oder später gänzlich entfremden wird. Er wird sich eines Tages ganz andersartigen Einflüssen hingeben und dann mit neuen barocken Problemen auf der so geduldigen deutschen Bühne experimentieren. Daneben wird seine essayistische Prosa in der eingeschlagenen Richtung der geistreichen Virtuosität weiterlaufen, sich klären und in einer müden, raffinierten Schlichtheit enden, die seinem Namen in der Geschichte der deutschen Prosa eine bestimmte Bedeutung sichern wird.

Die heutige Jugend schwärmt für Hofmannsthal. Wir haben eine Hofmannsthal-Schule. Es ist das ein betrübliches Zeichen, nicht allein im Hinblick auf die Richtung, die unter diesem Einflusse die deutsche Dichtung der heranwachsenden jüngsten Generation einzuschlagen droht. Auch sonst, ein kommendes tatenlustiges, kampfesmutiges Geschlecht von wirklichen Männern müßte sich dadurch verraten, daß es in seiner Jugend den wenigen geistigen Gebern von heute zujubelte, nicht aber den zahllosen Nehmern und Verneinern. Hofmannsthal ist kein solcher Geber. Er ist es ebensowenig wie die andern Modegrößen, die man in unsern Tagen auf dem Schilde trägt, wie Oscar Wilde, Bernhard Shaw, Richard Strauß, Maxim Gorki und wie sie alle heißen, die im Grunde der Jugend nichts einimpfen als gleißnerische Unwahrheit, perverse Passivität und schwächlichen Skeptizismus, und das gerade in einem Zeitalter, in dem es den jungen Deutschen so sehr nottäte, sich zu froher Tatenlust begeistern zu lassen, zur Anbetung der Energie und zur Vergötterung der großen gesunden Leidenschaften eines aktiven Lebens.

---

[1]) Nur teilweise identisch mit: Hugo v. Hofmannsthal, „Victor Hugo". Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1904. (Paul Remers Monographiensammlung „Die Dichtung". Bd. III.)

[2]) Vier verschiedene Porträts des Dichters findet man: in „Sozialistische Monatshefte", Juniheft 1898: in „Nord und Süd", Heft 292 vom Juli 1901 (Kupferstich); in „Das Theater" vom 7. März 1903 und in „Literarisches Echo" vom 1. Oktober 1905.

Amerikanische Reisebilder.

Von

Gustaf Dickhuth.

V.

Siebzehn Tage für eine Stadt wie New York ist nicht viel, sie genügen aber allenfalls, um den äußeren Eindruck festzuhalten. Man gewinnt dabei die Vorstellung, daß die Mehrheit der Amerikaner in fieberhafter Tätigkeit tagüber alle Kräfte des Körpers und des Geistes rücksichtslos anspannt, um den Abend dem vollen Lebensgenusse zu widmen. Man hat den Eindruck, als ob diese Menschen selbst nur dann ein Gefühl von Leben haben, wenn ihre Pulse im Fiebertakt schlagen. Es ist mir nicht vergönnt gewesen, in New York Menschen näher zu treten, die es verstanden, dem Leben edlere Freuden abzugewinnen. Damit will ich natürlich nicht sagen, daß es dort solche Menschen nicht gibt. Man braucht nur die Schriften von Ralph Waldo Emerson zu lesen, um eines Besseren belehrt zu werden. Es könnte schon sein, daß ein Amerikaner bei kurzem Aufenthalt einen ebensolchen Eindruck hat von der Oberflächlichkeit der Bewohner von Berlin. Immerhin will es mir scheinen, als ob der Lebensgenuß in New York für die große Masse der Menschen noch ein gutes Teil realistischer, um nicht zu sagen brutaler ist als bei uns. Die Sache läuft meist hinaus auf groben Nervenreiz. Dafür ist der Amerikaner von vornherein mehr disponiert, weil er frei ist von der Illusion, die unser ganzes Leben mit ihrem reizenden Schleier umhüllt. Der Zauber einer tausendjährigen Tradition, der auf unserm staatlichen und Familienleben ruht, die uralte Geschichte, die unsre Städte und Dörfer, unsre Berge und Ströme mit einer symbolischen Romantik umgibt, das alles ist dem Amerikaner ganz unbekannt, oder, wo es ihm bekannt wird, da hält er es für lächerlichen Ballast. Und doch ist es dieser Ballast allein, der das Leben überhaupt lebenswert macht; die bloße Tatsache, die einfache Wirklichkeit ist immer ernüchternd, sie kann einen neuen Reiz nur ausüben, indem man die Erregung der Nerven willkürlich steigert, und jede solche Überreizung hat eine um so größere Ernüchterung und Erschlaffung zur Folge, bis der Mensch in verhältnismäßig

jungen Jahren mit dem Leben fertig ist, oder vielmehr mit dem stumpfen Auskosten der Wirklichkeit, die er für Leben gehalten hat. Nur der, der im Vergänglichen das Gleichnis ahnt, der hinter dieser ganzen Welt der Erscheinungen ewige unvergängliche Ziele sucht, nur der wird sich eine feinere Genußfähigkeit bis in ein hohes Alter bewahren. Vor der Hand sind die Amerikaner noch gewissermaßen damit beschäftigt, das Haus ihres Lebens zu bauen, so daß sie eigentlich immer nur in halsbrechender Tätigkeit auf dem Gerüst hantieren, in kargen Arbeitspausen hastig hinunterschlingen, was sie für ihre Mühe entschädigt und zu einem behaglichen Dasein in dem Hause selbst noch gar nicht kommen. Freilich liegt in diesem ununterbrochenen Einsetzen der ganzen Persönlichkeit für eine von früh bis abends kaum aussetzende Arbeit eine Größe, die für jeden Beobachter etwas Fesselndes und fast Hinreißendes hat.

Bei der Schilderung der Untergrundbahn habe ich schon auf das emsige lautlose Treiben der Tausende hingewiesen. Ein gleicher Strom tätiger Menschen ergießt sich zu Fuß durch die Straßen, und für die Beförderung nach entfernten Punkten stehen außerdem noch ebenerdige Straßenbahnen und elektrische Hochbahnen zur Verfügung, so daß mitunter in demselben Straßenzuge unter, auf und über der Erde alle zwei bis drei Minuten die langen mit Menschen dicht gefüllten Züge dahinrasen. An manchen Punkten und zu manchen Zeiten konzentriert sich das Menschengewimmel in geradezu beängstigender Weise, besonders in den großen Geschäftswolkenkratzern. Da gehen nicht nur, wie in unserm Hotel, vier Fahrstühle, sondern zehn und mehr ununterbrochen auf und nieder. Und in den Korridoren drängt und schiebt sich die Menge, wie in der Leipziger Straße zur Weihnachtszeit. Um die Mittagsstunde liegt der Brennpunkt des Verkehrs in Wallstreet, für New York dasselbe wie für London Lombard Street. Die Börse ist äußerlich eine der schönsten Bauten in der Stadt, aus weißem Marmor in Form eines antiken Tempels, mit prachtvollen Giebelreliefs. Der Zutritt zur Börse wird nur einer beschränkten Zahl von Mitgliedern gestattet. Der letzte Erlaubnisschein ist mit rund 400000 Mk. bezahlt worden. Da die Erlaubnisscheine sehr begehrt sind, werden sie sorgfältig festgehalten, und so dauert es oft längere Zeit, bis ein neuer vergeben wird; es läßt sich gar nicht vorhersagen, wie hoch wohl der nächste Schein bezahlt werden wird. Während der Börsenstunden treiben sich in der ganzen Umgebung von Wallstreet Straßenjungen herum, die den nicht zur Börse gehörigen Interessenten für ihren Effektenhandel die augenblicklichen Kurse mitteilen. Diese Jungen haben oft die Kurse der gangbaren Papiere für viele Tage im Kopf und erwerben sich damit eine erstaunliche Übersicht über den ganzen Geldmarkt, die sie befähigt, mit großem Erfolg zu spekulieren, sobald sie auch nur eine kleine Summe in die Finger bekommen. Mehr als einer, der auf Gummirädern durch die fünfte Avenue fährt, hat seine Laufbahn mit Kursausrufen in Wallstreet begonnen.

Der Drang der Geschäfte ist einem Familienleben in unserm Sinne nicht günstig. Nachdem zu Hause ein sehr ausgiebiges erstes Frühstück eingenommen ist — in der Regel neben Tee, Toast, Eiern und gehacktem Schinken noch

zwei oder drei warme Gerichte — begibt sich der Herr des Hauses in sein Geschäft. Entweder hat er in dem Geschäft selbst für sich und seine höheren Beamten — in Amerika „Officers" genannt — eine Art von Kasino, wo um ein Uhr der „Lunch", ein einfaches zweites Frühstück, angerichtet wird, oder er nimmt es in einem benachbarten Klub. Diese Klubs übertreffen an Eleganz und Behaglichkeit alles, was wir nach dieser Richtung in Deutschland kennen. Zum Lunch wird in der Regel Eiswasser getrunken, doch entschädigt man sich für diese Enthaltsamkeit dadurch, daß vorher ein bis drei ziemlich große Weingläser mit Cocktail genossen werden; das ist eine schärfere Schnapsmischung, als ein europäisches Nervensystem je geahnt hat. Weine, die zum Lunch selten auf den Tisch kommen, sind teuer und schlecht, meist mit einem ungeheuren Spritgehalt. Nach der Frühstückspause geht die Arbeit im Geschäft weiter bis zum Abend. Unterdessen hat sich auch die Hausfrau in die Stadt begeben, wo sie ebenfalls den ganzen Tag verweilt, um Besorgungen oder Besuche zu machen. Nebenbei bemerkt, darf man als Fremder keinen Besuch machen, sondern muß abwarten, bis die Einheimischen ihre Karten im Hotel abgegeben haben. Einladungen sowohl wie Zu- oder Absagen werden nur durch Diener oder Boten geschickt, niemals durch die Post. Ebenso wie der Hausherr nimmt auch die gnädige Frau ihr Lunch außerhalb des Hauses, und zwar, soweit die Gesellschaft in Frage kommt, eigentlich nur in einem der drei großen Restaurants von Sherry, Waldorf oder Delmonico. Hier trifft sich zwischen eins und zwei ganz New York, das heißt der weibliche Teil, und es ist für einen Europäer ein ganz merkwürdiger Anblick, diese Säle voll Damen, zwischen denen nur ab und zu ein unbeschäftigter Herr auftaucht; meist ein Fremder, denn von den Einheimischen sind auch die Milliardäre von früh bis abends tätig in ihrem Geschäft.

Der Verkehr in dem großen Hotel Waldorf-Astoria spottet jeder Beschreibung. Obgleich ich mehrmals dort gewesen bin, ist es mir nicht gelungen, mich in diesem Gewirr von Sälen, Bogengängen, Wintergärten, Gesellschaftsräumen mit ihren zahllosen Ausgängen, mit dem flutenden Hin und Her der Menschen zurechtzufinden. Ich denke mir, daß so vielleicht einer Ameise zumute sein mag, die aus Versehen in einen falschen Haufen gerannt ist. Einer dieser Räume ist immer prachtvoller als der andre. Schwere Stoffe, echte Steine, Gold, Spiegel, elektrisches Licht, wohin man sieht. Die Klänge eines gedämpften Orchesters beleben die leise schwirrende Unterhaltung. So wäre der Aufenthalt nicht so übel, wenn nicht die fürchterliche Überheizung der Räume wäre, und der völlige Mangel an frischer Luft und natürlichem Licht. Mit Rücksicht auf den glühenden Sonnenschein des New Yorker Sommers sind alle Häuser so gebaut, daß den Sonnenstrahlen nach Möglichkeit der Eintritt verwehrt ist.

Die Küche ist gewählt und reichhaltig, aber alle Speisen sind durch das viele und scharfe Gewürz für europäische Geschmacksnerven kaum genießbar und für europäische Mägen kaum verdaulich. Jede Panierung eines gebratenen Fleischstückes ist so mit Paprica durchsetzt, daß sie an den Lippen und auf der Zunge wie Feuer brennt. Und doch nehmen die meisten Amerikaner zu jedem Gericht noch reichlich Salz, Pfeffer und die scharfen englischen Saucen,

die auf keinem Tische fehlen dürfen. Um den brennenden Durst zu stillen, den diese überwürzten und meist glühend heiß genossenen Speisen hervorrufen, wird aus großen Gläsern massenhaft kaltes Wasser getrunken, in dem die Eisstücke herumschwimmen. Ab und zu wird ein Schluck Whisky in dieses Wasser hineingegossen. Wein wird auch in den Restaurants zum Lunch wenig getrunken, doch ist mir einmal eine Bowle vorgesetzt worden, die sehr bezeichnend ist für den amerikanischen Geschmack. Diese Bowle war zusammengegossen aus schwersten Weinen. In dem Gebräu schwammen Stücke von Orangen und wie mir schien, Sellerie und außerdem hing in die Flüssigkeit hinein ein mächtiger Büschel von dem gewöhnlichen Gartensalbai. Das Ganze, eiskalt, schmeckte scheußlich.

Nach dem Lunch setzen die Damen ihre Besorgungen oder Besuche fort, oder spielen in einem befreundeten Hause Bridge; das ist eine Art von Whist, wird von vielen Damen täglich mit Leidenschaft gespielt, und es geschieht nicht selten, daß die Hausfrau ihrem heimkehrenden Gemahl eine Rechnung von über 100 Dollar Spielverlust präsentiert. Um acht Uhr finden sich die Gatten zum Diner zusammen, zu dem für Herren und Damen stets Gesellschaftstoilette vorgeschrieben ist. Der Luxus, der besonders in Tafeldekoration, Blumen, Glas, Geschirr und Dienerschaft entfaltet wird, ist groß. Als Getränk wird neben dem unvermeidlichen Eiswasser ein sehr saurer und sehr kalter Sekt gereicht. In einigen Familien ist die englische Sitte festgehalten, nach der beim Dessert die Damen sich zurückziehen, während die Herren noch einige Zeit bei Zigarren und schwerem Wein am Tisch sitzen bleiben, um erst später die Damen wieder aufzusuchen. Doch ist dies nicht allgemein der Fall. Die Einrichtung des Hauses ist, abgesehen von den Prachthäusern der reichsten Leute, dem englischen Einfamilienhaus nachgebildet. Schmale Häuser mit zwei bis höchstens drei Fenstern Front nach vorn heraus, im Parterre der winzige Drawing Room, in dem die Hausfrau empfängt, als ob sie in einem Schilderhause säße. Nach rückwärts gelegen die größeren Gesellschaftsräume, während in den oberen Stockwerken die eigentlichen Wohnräume sich befinden.

Es war mir sehr interessant, daß ich Gelegenheit hatte, auch an einigen öffentlichen Diners teilzunehmen; so an dem großen Bankett im Manhattanklub, das der Besitzer der New Yorker Staatszeitung für die Vertreter der Presse gab. Eine sehr eigentümliche und recht ermüdende Sitte bei solchen Festlichkeiten ist das lange Herumstehen vor dem Essen und dann die after-dinner-speeches. Um acht Uhr ist geladen; bis neun steht man in viel zu engen Empfangsräumen herum und trinkt Cocktail. Von neun bis zehn dauert das Diner. Nach dem Essen erst beginnen die Tischreden, die bis nach zwölf oder sogar nach eins fortgesetzt werden. Da die Reden meist auf Gegenstände der inneren Politik der Vereinigten Staaten sich beziehen, so sind sie in dieser gewaltigen Ausdehnung für den Fremden etwas langweilig, und man atmet auf, wenn — gewöhnlich gegen Ende — ein Humorist zu Worte kommt. Freilich ist es dem Nichtamerikaner schwer, dem Witz des Redners schnell genug zu folgen, da man die lokalen Anspielungen nicht alle verstehen kann und die meisten Witze im sogenannten slang vorgetragen werden,

also vergleichsweise im Rixdorfer Jargon. Ein Witz, den man sich erst erklären lassen muß, verliert viel an seiner Wirkung. Und doch habe ich manchmal herzlich gelacht, allein schon über den Vortrag und das groteske Mienenspiel des Redners.

Nach dem Dinner wird meist ein Theater oder Zirkus aufgesucht, so daß die Damen und Herren der Gesellschaft nur sehr selten ein Stück von Anfang an zu sehen bekommen. Meist kommen sie in den zweiten oder dritten Akt. Die Theater haben mir im allgemeinen den Eindruck hinterlassen, den ich gleich am ersten Abend in der „Rose of the Ranchos" hatte. Es wird gut gespielt; die Ausstattung ist glänzend, aber das Niveau des Kunstgenusses ist nicht hoch. Am besten gefiel mir noch „The road to yesterday" im Lyric-Theater. Das Stück, dessen Anfang ich nicht sah, hatte offenbar begonnen mit einem Fest in einem Künstleratelier, wobei in Scherz und Übermut junge Damen und Herren sich in englische Kostüme von vor dreihundert Jahren verkleidet und ihre Rollen mit mehr oder weniger Geschick durchgeführt hatten. Von Wein und Spiel berauscht, ist dann eins der Mädchen eingeschlafen, im Traume lebt sie die Zeit von 1600 weiter, und was sie nun träumt, das ist der Gegenstand des Stückes. Die Durchführung dieser Rolle war eine schauspielerische Leistung von hohem Range, und eine tadellose Aussprache ermöglichte es mir, den Gang der Handlung zu verfolgen.

Das war nun keineswegs der Fall, als ich im Hudsontheater „Brewster's Millions" sah, ein Stück, das durchweg im Slang geschrieben ist und von dem ich infolgedessen kaum ein Wort verstand. Doch waren die Mimik und das Mienenspiel der Schauspieler so ausgezeichnet, daß ich, zugleich mit Hilfe der sehr geschickten Inszenierung, recht gut begreifen konnte, um was es sich handelte. Eine echt amerikanische Idee. Ein junger Mensch soll viele Millionen erben. Zur Bedingung aber wird gemacht, daß er vorher beweisen soll, ob er versteht, Millionen auszugeben. Er muß also binnen Jahresfrist bis zum Glockenschlag zwölf so und so viele Millionen ausgegeben haben, wobei noch vorgeschrieben wird, daß er nichts wegwerfen oder verschenken darf, sondern er muß es wirklich verleben. Das Ganze läuft hinaus auf ein Ausstattungsstück, in dem namentlich das eine Bild, die Fahrt einer Dampfyacht durch das Mittelmeer bei Gewittersturm, alles übertrifft, was ich auf einer Bühne für möglich gehalten habe.

Das Stück, das man gesehen haben mußte, war in diesem Frühjahr „The red mill" im Knickerbocker Theater. Ein tolles Ding, von grotesker und unwiderstehlicher Komik. Es behandelt die Erlebnisse zweier smarter amerikanischer Jungen in Holland. Eine eigentliche Handlung ist kaum vorhanden. Es ist eine Aneinanderreihung bunter Bilder, in denen der Cakewalk eine große Rolle spielt und die mit ihrer Mischung von Couplet, Ballett und clownhaften Körperkünsten eigentlich mehr in den Zirkus gehören, als in ein Theater. Ich muß zugeben, daß ich gelacht habe, bis mir die Seiten weh taten, aber hinterher ärgert man sich über dieses Lachen. Es sind im Grunde genommen unwürdige Späße, die mindestens in ein Theater nicht gehören.

Damit wären wir glücklich beim Zirkus angekommen, der in New York für die auch bei uns so beliebte Wasserpantomime eine neue Nummer erfunden hat. Neptun und seine vielen Kinder treiben ihre Spiele in einem gewaltigen Wasserbecken. Ganz wie es richtigen Wassergöttern ziemt, tauchen sie von unten zum Wasserspiegel empor und verschwinden auch in die Tiefe, um nicht wieder heraufzukommen. Dies Auftauchen aus der Flut und Verschwinden unter dem Wasser erscheint vollkommen unerklärlich. Man hat mir gesagt, daß der Trick im Prinzip ziemlich einfach sein soll. Wenn man ein Glas verkehrt ins Wasser taucht, so füllt sich die Höhlung nicht ganz mit der Flüssigkeit; es bleibt oben ein mit zusammengedrängter Luft gefüllter Raum. Nach diesem Prinzip sollen in dem Zirkusteiche Behälter sein, in die die Kunstreiter von unten hineintauchen. Die Schwierigkeit bestände dann nur darin, die Menschen auf sichere Weise nach diesen Behältern hinzubringen.

VI.

Die Entfernungen in den Vereinigten Staaten sind so gewaltig, daß der von der Heimat mitgebrachte Maßstab gänzlich versagt. Was bei uns zu Hause eine große Reise ist, auf die man sich umständlich vorbereitet, das ist drüben ein Katzensprung — a little trip. Es gibt, wie auf der Straßenbahn, nur eine Wagenklasse mit ziemlich dürftiger Ausstattung der harten, gradlinigen, unbequemen Sitzbänke. Man kann aber, um bequemer zu reisen, nach Zahlung eines Zuschlages einen Pulmanwagen benutzen. In diesen Wagen stehen längs der Fensterreihen bequeme drehbare Lehnstühle, zwischen denen ein breiter Gang frei bleibt.

Ich benutze zur Fahrt nach Pittsburgh einen solchen Wagen, der sich am Schluß des Zuges befindet. Da der Wagen in der bekannten Weise überheizt ist, und kein Amerikaner das Öffnen eines Fensters auch nur um Fingerbreite zugeben würde, so mache ich mir mit Hilfe eines Feldstuhles einen Sitz auf der hinteren Plattform zurecht und halte dort, durch Pelz und Decken geschützt, acht Stunden aus, trotz Kälte, Schneetreiben und Kohlenruß.

Wir fahren zuerst durch die Vorstädte von New York. Die Fransen einer Großstadt sind niemals besonders anmutig, aber etwas so abschreckend Häßliches wie diese letzten Ausläufer der Straßen von New York kann man sich gar nicht vorstellen. Es ist wie ein Bild aus einem wüsten Traum. Schwarze, nasse, wassersüchtige Baracken, halb versunken in Schmutz und Schlamm, die Fenster zerbrochen, rings herum widerlicher Unrat; dazwischen die schreiend bunten Reklame-Plakate und nichts, nichts, was das Auge versöhnt, kein grüner Fleck, kein Baum. Wie muß das Hausen in solcher Umgebung auf das Gemüt der Menschen wirken! Nach und nach verlieren sich die engepferchten Gassen. Einzeln stehende Häuser geben dem Bild einen veränderten Charakter. Wir fahren durch eine Landschaft, die bei Berlin etwa den Orten Steglitz, Friedenau, Zehlendorf entsprechen würde. Aber doch wie ganz anders! Nackt und kahl stehen diese Landhäuser da, auf einem wilden Grasboden, im übrigen durchaus schmucklos. Je länger der Zug fährt, desto mehr fällt es auf, wie viel Land hier völlig ungenutzt liegt. Raum, Platz, Boden spielen

so gut wie gar keine Rolle. Auf der ganzen Fahrt von New York bis Pittsburgh (neun Stunden) sah ich nicht einen einzigen Fleck bestellten Ackers. Rauchende Schlote, so weit das Auge reicht, dazwischen elende kleine Orte, Unland und kümmerliche Reste ehemaliger Wälder. Was ist in Europa ein Dorf! Wenn ich früher manche Ansiedlungen im Posenschen und in Lothringen häßlich fand, so muß ich dieses Urteil zurücknehmen nach dem, was ich hier gesehen habe. Auch die gänzlich verwahrlosten Niederlassungen mancher polnischen Striche haben immer noch etwas Anheimelndes im Vergleich zu amerikanischen Dörfern. Sie geben wenigstens von weitem gesehen, wie sie mit ihren Strohhütten in die blühende Heide gebettet sind, ein trauliches Bild. Die kleinen Flecken, die man hier neben der Bahnstrecke sieht, sind jeder Poesie und Anmut bar.

Unwillkürlich wendet sich das Auge ab und beobachtet den Verkehr auf der Strecke. Und der ist allerdings interessant genug. Vier Gleise laufen nebeneinander her, je zwei in jeder Richtung für Expreß- und Lokalverkehr. Wir begegnen Zügen, und wir überholen Züge in jeder Viertelstunde. Sofort fällt die Länge der Güterzüge auf, die im Durchschnitt 500 m beträgt, fünfmal so viel wie in Deutschland. Das Merkwürdigste aber ist, daß immer drei solche lange Züge unmittelbar hintereinander fahren, mit etwa 100 m Abstand, wie die Bataillone eines Regiments. Wenn man auf der Fahrt eines ganzen Tages diese langen, langen Wagenkolonnen immer und immer wieder überholt, ihnen immer wieder begegnet, dann bekommt man eine Vorstellung von einem Verkehr, dessen Umfang in europäischen Verhältnissen gar nicht zu ahnen ist. Dieser Verkehr braucht so viele Kräfte, daß niemand Zeit hat, sich um Nebendinge zu kümmern. Schienen, Schwellen und Schotter, die bei uns längs der Strecken sauber geschichtet sind, liegen einzeln oder in wüsten Haufen neben dem schlecht gehaltenen Bankett.

Es sieht immer aus, als ob vor kurzer Zeit eine Entgleisung stattgefunden hätte. Auch die Telegraphenstangen sehen wunderlich aus. Sie sind nicht ausgerichtet. Hier steht eine, da steht eine, hoch, niedrig, krumm, gerade, kaum behauene Bäume, ohne jede Rücksicht auf die Wirkung für das Auge — wenn das Ding nur den Draht trägt.

Der Zug hält in Harrisburg. Mitten zwischen Schloten und Drähten schimmert undeutlich durch den dichten Rauch und Qualm und Dampf ein stolzer, mächtiger Kuppelbau — das Kapitol; ein fast lächerlicher und doch großartiger Kontrast.

Gleich nach Beginn der Fahrt hatten wir den Delaware gekreuzt. Nun geht es über den Susquehanna und das malerische Felsental des Juniata hinauf. Die wunderlichen alten Flußnamen rufen immer wieder die Erinnerung wach an die Zeit, als hier noch die Indianer ein freies Jägerleben führten. Dreimal sehen wir neben unsrer Eisenbahnbrücke Ruinen einer kürzlich eingefallenen. Niemand denkt daran, diese Trümmer zu beseitigen. Das überläßt man dem wilden Fluß, der es in kurzer Zeit sehr gründlich besorgen wird.

Die Bahn tritt in das tiefverschneite Bergland der Alleghanies. Wie sieht der Wald aus! Der Mensch hat schonungslos darin gehaust. So wie er Stämme und Äste brauchte, so hat er sie herausgeschlagen und das nicht gebrauchte achtlos liegen lassen. Der Anblick eines von Menschen nicht gepflegten Waldes, in dem Wind und Schneebruch, Verdorren und Verfaulen ungestört wirken und walten, kann in seiner Ursprünglichkeit die Seele mit einer gewissen wilden Poesie erfüllen. Dieser Wald aber, roh und gefühllos verwüstet, hat etwas Grauenvolles. Er zeigt uns das Handeln von Menschen, die keine Ahnung haben von dem Gefühl der Scheu, der Ehrfurcht, der Pietät vor der Größe und Schönheit der Natur. In diesem Walde ist kein Wild, kein Vogel — alles still und tot.

Es ist finster geworden. Die Bahn klettert den westlichen Gebirgshang herab, und aus dem Tale leuchtet es auf wie ein ganzes Meer von düster roten Flammen. Es ist wie eine schauerliche Vision aus Dantes „Göttlicher Komödie". Das ist Pittsburgh. Die Stadt zerfällt in zwei sehr ungleiche Teile: die eigentliche Arbeitsstadt im Tale und die weitläufig gebaute Vorstadt auf den Hügeln, wo die reichen Leute ihre zum Teil prachtvollen Villen haben. Dort erhebt sich auch der Wunderbau des neuen Carnegie-Institutes. Das ist eine Vereinigung von Kunstmuseum, naturhistorischer Sammlung, Bibliothek, Musiksaal und vor allen Dingen ausgedehnten und sehr vielseitigen technischen Schulen. Herr Carnegie, ein Schotte, der vor vierzig bis fünfzig Jahren als mittelloser Eisenarbeiter nach Amerika kam, hat den Befehl zur Einrichtung dieses Institutes gegeben und, größtenteils im Auslande lebend, sich um die Ausführung überhaupt nicht gekümmert. Am Tage der öffentlichen Einweihung hat er seine Schöpfung selbst zum ersten Male gesehen und überrascht die Worte gesprochen: „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, in so kurzer Zeit, selbst mit solchen Mitteln, so Vollendetes zu leisten." In der Tat ist das Carnegie-Institut überraschend schön, das Schönste wohl die Eingangshalle. Sie ist dreischiffig, mit gerader Decke, die Schiffe abgeteilt durch mächtige durchgehende Säulen von dunkelgrünem Syenit. In halber Höhe der Säulen läuft die Seitenschiffe entlang ein Zwischenstock mit Balkons gegen das Mittelschiff. An den Balkonbrüstungen und an der Decke ist das Gold verschwendet, es wirkt aber nicht aufdringlich, da es durch den ernsten, fast feierlichen Ton der Säulen gemildert wird. Um diese Halle herum liegen der Musiksaal, die Gemäldegalerie, die Skulpturensammlung und die Bibliothek, während die technischen Schulen ein ganzes Häuserviertel für sich bilden.

Die Kunstgalerien enthalten sehr viel Schönes, zeigen aber aufs neue, daß es eine eigentlich amerikanische Kunst noch gar nicht gibt. Nicht nur die Technik, sondern vor allem die Art zu sehen, ist fast durchweg französisch. Besonders erkennbar ist das an der Landschaft. Ich kenne den amerikanischen Westen nicht aus eigener Anschauung, aber nach allem, was ich darüber gehört und gelesen habe, gibt es dort Farben und Luftstimmungen, die keine Ähnlichkeit haben mit andern Gegenden der Welt, die also auch mit besonderem Blick gefaßt und in besonderer Ausdrucksweise dar-

gestellt werden müssen. Wenn dies erst gelungen, wenn erst einmal in der Landschaft eine rein amerikanische Weise gefunden ist, die Dinge zu sehen und darzustellen, dann wird von dort aus auch ein amerikanischer Stil der Menschendarstellung sich bilden, und endlich entstehen vielleicht auch Bilder einer amerikanisch frei schaffenden Phantasie. Von alledem ist noch nicht einmal eine Andeutung vorhanden. Die Landschaft ist sehr vernachlässigt, ganz uncharakteristisch, das Porträt typisch pariserisch. Im Vordergrunde stehen Szenen genrehaften Charakters, manchmal mit einem Zug ins Groteske.

Sehr merkwürdig sind die Zwickelbilder, mit denen Alexander das Treppenhaus geschmückt hat. Es ist, soviel ich weiß, der erste Versuch, den heutigen Arbeiter darzustellen in seiner Tätigkeit an der modernen Maschine, aber doch herausgehoben aus der Wirklichkeit, heroisch gesteigert zu einer Idealgestalt. Die Schöpfungen Meuniers stehen auf einem ganz andern Boden, lehnen sich viel stärker an die Wirklichkeit an. Die Bilder Alexanders sind ungleich in Erfindung und Ausführung, nicht alle schön, aber im ganzen doch sehr eindrucksvoll, und der Versuch scheint beachtenswert.

Die Bibliothek ist wahrhaft großartig; das Merkwürdigste an dem ganzen Gebäude die Verbindung von vornehmer Pracht mit nüchtern praktischer Einfachheit; wenn man so durchgeht, sieht das ganz selbstverständlich aus, aber was gehört doch dazu, solchen Plan zu entwerfen und auszuführen! Die Bibliothek ist im vollsten Sinne des Wortes ein Volksinstitut, das heißt, sie ist jedem Menschen ohne weiteres zur Benutzung freigegeben. Es genügt, einen Zettel, auf dem sich der Titel des gewünschten Buches und die Adresse befinden, in einen der Kästen zu werfen, die an jeder Straßenecke angebracht sind, und man erhält noch an demselben Tage das Buch frei ins Haus. Nur wenn die Sache so bequem gemacht wird, liest wirklich alles Volk, und Mißbrauch, Verlieren oder Unterschlagen von Büchern soll, wie mir gesagt wurde, fast niemals vorkommen. An Schulen und Pensionate verleiht das Institut auch vollständige Sammlungen bis zu tausend Bänden, die im ganzen versandt und umgetauscht werden.

In der Bibliothek sind fast nur Frauen und Mädchen angestellt. Ihr Gehalt beträgt nach unserm Gelde 960—1600 Mk. monatlich.

Eine ganz wundervolle Einrichtung ist die Kinderbibliothek mit reizenden Lesezimmern, wo die kleinen Tischchen und Stühlchen und Bücherpulte einen allerliebsten Eindruck machen. Frauen und Mädchen der Pittsburgher Gesellschaft kommen in bestimmten Stunden dorthin und erzählen den Kindern Geschichten. Ein rührend anmutiges Bild, die mit leuchtenden Augen lauschenden Kleinen, weiße und schwarze Gesichter bunt durcheinander.

Ein großes Konzert, das ich in der Musikhalle hörte, war eine Enttäuschung. Es wurde Liszt, Wagner und Tschaikowski gespielt. In keinem Stück wurde eine vornehme Klangwirkung erzielt. Bizarre Neigungen der Komponisten wurden grell unterstrichen und übertrieben. Die Musik artete, namentlich bei Liszt, stellenweise aus in einen wüsten Lärm. Am schlechtesten kam Tschaikowski weg. Die schwermütige Sehnsucht, die als Grundstimmung durchklingt durch all das scheinbar so übermütige Treiben seiner bunten

Figuren — die ging völlig und spurlos verloren. Wenn das wirklich gute amerikanische Musik war, dann ist die amerikanische Musik nicht gut.

Das neue Carnegie-Gebäude ist unmittelbar neben einem älteren errichtet, das in bescheidenerem Umfange bisher denselben Zwecken diente. Kurz vor der Einweihungsfeier fand man, daß das alte Haus den Eindruck des neuen störe, und so wurde es für 400 Mark verkauft, unter der Bedingung, daß es binnen vierzehn Tagen von der Erde verschwunden sein müsse. Der Käufer hat nur neun Tage gebraucht, um diese Forderung zu erfüllen, und es war in der Tat auch nicht eine Spur davon zu bemerken, daß noch vor zwei Wochen ein großes Gebäude dort gestanden hatte. Das Carnegie-Institut liegt, wie schon erwähnt, ganz außerhalb der Stadt in einem Villenviertel. Dort herrscht eine riesige Bautätigkeit, ein vornehmer Sitz nach dem andern erhebt sich auf dem leicht gewellten Hügellande. Einer der Hügel gefällt der Baugesellschaft nicht; sie hat Maschinen aufgestellt, die ihn einreißen, und man kann mit den Augen verfolgen, wie der Berg kleiner und kleiner wird; bald wird er ganz verschwunden sein. Die Hügel begleiten auch die eigentliche Stadt auf beiden Seiten, so daß Pittsburgh in einem ziemlich tiefen Tale liegt, in dem der Alleghany und der Monogohela zum Ohio zusammenfließen. Ringsherum über die Höhen führt eine Chaussee; aus der Stadt auf diese Chaussee hinauf ein Elevator, der auch Pferde und Wagen aus der Tiefe herauf hebt, um ihnen einen verhältnismäßig geringen Umweg zu ersparen. Wenn man von der Bergstraße hinabsieht auf die Stadt, so hat dieser Anblick etwas geradezu Überwältigendes. Man ist wie benommen, weil jeder Vergleich fehlt, weil die Wirklichkeit toller ist als der wildeste Flug der Phantasie. In meilenlanger Ausdehnung steht in diesem Tale ein Schornstein, eine Esse neben der andern. Der Boden enthält natürliches Gas in solcher Menge, daß man nichts weiter zu tun braucht, als ein Loch bohren und anzünden. In dicken, schweren Wolken wälzt sich unaufhörlich ein pechschwarzer, brauner, grauer und gelber Rauch über das ganze Tal hinweg und verfinstert die Sonne. Dazwischen fahren wie Blitze grellweiße Dampfsäulen aus den Siederohren. Hier und da schlägt die helle Lohe aus dem Boden herauf. Dort erhebt sich mit einem Male eine Wolke von glühendem Eisenstaub, verpufft in dem rußigen Qualm und färbt ihn weithin mit schmutzigroten Flecken. Wenn eine naive Einbildungskraft sich auf der Erde einen Eingang zur Hölle vorstellt, so mag er hier gedacht werden.

VII.

Von Pittsburgh führt die Bahn im Tal des Alleghany nach Buffalo. Infolge des ganz übereinstimmenden Bebauungsplanes gleichen amerikanische Städte sich mehr als europäische, und Buffalo macht ganz den Eindruck wie New York; nur daß die Straßen im Durchschnitt breiter und vielfach mit Bäumen bestanden sind.

Über der weiten Fläche des Eriesees beginnt die Sonne zu sinken und glitzert mit phantastischem Farbenspiel in den winzigen Splittern von Milliarden Eisschollen. Ich benutze einen Aufenthalt von etwa zwei Stunden,

um mir die sogenannte Armory eines Milizregiments genauer anzusehen. Die Milizen können im Kriegsfalle in gewissen Grenzen zur Unterstützung der regulären Truppen verwendet werden. Man hofft auch auf sie für den Fall sozialer Revolten. Gerade für die letzteren Zwecke sind die Armories besonders eingerichtet. Sie sind eine eigentümliche Verbindung von Festung, Zeughaus, Exerzierhaus und Kasino und liegen stets so, daß sie aus vorspringenden Türmen die benachbarten Straßen der Länge nach mit Feuer bestreichen können.

In der Miliz dienen im allgemeinen die jungen Leute der besitzenden Klassen; in einer Art von Garderegiment, das die Nummer 7 führt, die Millionärssöhne von New York. Abgesehen von kurzen Übungen, zu denen die Milizen jährlich zusammengezogen werden, besteht ihr Dienst in abendlichen Exerzitien, die wesentlich einen sportlichen Charakter tragen. Diese Übungen dauern von acht bis elf und bilden die gern aufgesuchte abendliche Zerstreuung der jungen Leute, die in gesundem körperlichem Wettkampf ihre Stunden besser verbringen als so viele bei uns in der Kneipe. In den Armories darf nichts genossen werden, weder Essen noch irgendein Getränk, ausgenommen gewöhnliches Wasser.

Die Mitte des ganzen Bauwerks nimmt eine Exerzierhalle von ungeheuren Dimensionen ein; ringsherum laufen Galerien für Zuschauer. So wie um das römische Atrium die Wohnräume, so liegen um diese Halle die Kompagnieviere. Die Leute kommen und gehen in Zivil. Uniform und Ausrüstung, die nur während der Übung angelegt werden, bewahrt jeder in einem besonderen Schrank. Jedes Regiment besitzt eine zum Teil sehr kostbare und phantastische Paradeuniform, daneben eine praktische und dabei kleidsame Felduniform von gelblichem Stoff. Jede Kompagnie hat ihr eigenes Kasino, und diese Kasinos der gemeinen Milizen sind oft viel kostbarer eingerichtet als unsre Offizierkasinos, vor allem aber behaglicher und bequemer. Wer lernen will, was bequeme Stühle und Sessel sind, der muß nach Amerika gehen. Wenn man behaglich in solchem Klubsessel lehnt, dann denkt man mit Schaudern an unsre Sofas und Polsterstühle.

Außer der Exerzierhalle, den Kasinos und den Kammern umschließt das umfangreiche Gebäude noch Turnsäle, Scheibenstände zum Schießen mit Zielgewehren, Bade- und Duscheeinrichtungen, meist auch ein Schwimmbassin, ferner Sitzungszimmer, Lese- und Schreibzimmer, Bibliothek, kurz alles, was in einen vornehm eingerichteten Klub gehört — ausgenommen Speisezimmer.

Nur für den Fall, daß die Miliz während einer Revolte in der Armory belagert werden sollte, befinden sich vollständig eingerichtete Küchen und weite Vorratsräume mit Kühlvorrichtungen in dem festungsartigen Gebäude.

Die Kosten für Bau, Einrichtung und Unterhaltung müssen sehr bedeutend sein. Der Staat gibt aber keinen Pfennig dazu. Es wird alles aus kommunalen Mitteln und durch freiwillige Beiträge aufgebracht.

Von Buffalo führt die Bahn in kurzer Fahrt nach Niagara Falls, einer Stadt, die unmittelbar an den berühmten Fällen liegt.

VIII.

Soll ich es wagen, vom Niagara zu sprechen? Vor dem Höchsten sollte der Mensch verstummen. Und doch hat es gewiß schon viele verlockt, angesichts dieses einzigen Naturschauspiels sich nachträglich über ihre Empfindungen klar zu werden.

Wie muß dieser Fall auf Menschenseelen gewirkt haben, als er noch in einsamer Majestät durch die schweigenden Wälder donnerte! Nun liegt er am Rande einer rasch aufblühenden Industriestadt; schon ragen die rauchenden Schlote rings empor, bald wird er mitten in den Häusermassen verschwinden und dann vielleicht nur noch wirken wie ein ins Gigantische gesteigertes Mühlenwehr.

Gleich am Abend meiner Ankunft ging ich zum Fall. Es war völlig dunkel; am schwarzen Himmel flimmerten die Sterne in winterlicher Pracht, unter dem Jupiter hing die feine Sichel des wachsenden Mondes, und in geisterhafter Weiße leuchtete der Schaum der in die Tiefe tosenden und brausenden Wasser. Dies engbegrenzte Bild, ungestört von aller Zutat des Menschenwerkes, geschaut in der schweigenden Nacht, das war vielleicht der stärkste Eindruck.

Im Tageslicht sah ich dann den Niagara starrend von Eis — ein Bild von titanischer Größe. Das zu Dampf zerpeitschte Wasser steigt in silbernen Wolken aus dem Kessel empor, manchmal mit einer Art von Explosion wild ausbrechend gleich den Protuberanzen der Sonnenatmosphäre. Dieser feine Wasserstaub schlägt sich unter dem erstarrenden Einfluß des Frostes nieder und bildet dem Fall gegenüber eine mächtige Wand von locker gefrorenem Schnee-Eis, die fast bis zur ganzen Höhe des Sturzes hinaufragt, so daß die Wasser wie in einen kristallenen Schacht herniederstürzen. Das Reizvollste ist wohl die ungemeine Vielseitigkeit des Falles. Ich habe ihn zwei Tage lang von allen Seiten gesehen, und ich möchte nicht wagen zu entscheiden, was das Schönste ist, die amerikanische oder die kanadische Seite, der Fall von oben oder von unten, die Stromschnellen vor dem eigentlichen Sturz oder jenseits desselben.

Ganz eigenartig ist der Eindruck, wenn man auf einer Klippe zwischen den Fällen steht, hart über der Kante, die den Sturz bewirkt, und dann stromauf sieht, den heranschießenden Wassern entgegen. Das Bild dieser in scharf geneigter Fläche in unzähligen kleinen Strudeln sich überstürzenden Wogen, die pfeilschnell dem Fall entgegenbrausen, hat in seiner schauerlichen Größe etwas Herzbeklemmendes. Über dem Horizont dehnt sich ein gleichmäßig grau umflorter Himmel, am Rande, zwischen Himmel und Wasser, ein schmaler Waldstreifen, und aus den Baumgipfeln ragt als einziges Wahrzeichen menschlichen Lebens der Turm einer fernen Kirche.

Von allen andern Aussichtspunkten wird anfangs der Eindruck bis zur Unerträglichkeit gestört durch das Gewirr von Fabriken, Hotels, Wohnhäusern, Brücken, Straßenbahnen. Es ist schon viel darüber gescholten worden — aber haben wir in Deutschland nicht ähnliche Roheiten begangen? Der Eindruck des Heidelberger Schlosses ist vollständig verdorben durch den

darüber gesetzten Hotelkasten und die Molkenkur. So sehr man bedauern mag, daß der einzig große Wasserfall rücksichtslos für Industriezwecke ausgenutzt wird — man wird doch wider Willen zur Bewunderung fortgerissen, wenn man die Powerhäuser im einzelnen besichtigt. Wenn man dort wahrnimmt, wie die ungeheure Gewalt der scheinbar unaufhaltsamen Wasser gezwungen wird, ruhig zu fließen; wenn man in die Maschinenräume tritt, wo die riesigen Turbinen mit betäubend schnellem Schwung sich drehen — nur beaufsichtigt von einem einzigen Menschen; wenn man alle die unendlich feinen und sinnreichen Apparate zu selbsttätiger Kontrolle sieht, dann beugt sich die Seele in Andacht vor der Kraft des Menschengeistes, der die wildrasende Naturgewalt bändigt unter seinem Herrscherwillen.

Und doch zieht es uns bald wieder hinaus vor die stürzenden Wasser. Wenn man sich ganz still hinsetzt und lange, lange hinschaut, dann versinkt allmählich die ganze Umgebung, man weiß nichts mehr von Häusern, Brücken und Menschen, allmählich schwimmt auch alles fort, was unsre Gedanken, was unser Empfinden mit der engen Erdenwelt verknüpft; aus den weißen, wallenden Schleiern will sich ein Geheimnis enthüllen, und das Herz erbebt in seligem Schrecken: der Mensch hat in seinem lebendigen Leibe das Angesicht des ewigen Gottes geschaut.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Waldmonologe aus Kreuth.

(1907.)

Von

Paul Heyse.

Daniel Jacoby zugeeignet.

Prolog.

Sie haben's auf den Brettern streng verpönt,
Sein Herz in Selbstgesprächen zu entladen.
Was Dichter sich erlaubt von Gottes Gnaden,
Wird von den Jüngsten als vieux jeu verhöhnt.

Mir, an die alte Technik noch gewöhnt,
Scheint: die Natur kommt nicht dabei zu Schaden,
Da frei von theatralischen Tiraden
„Sein oder Nichtsein" sehr natürlich tönt.

Oft hab ich mich ertappt in stillen Stunden,
Wenn ich im Walde träumte vor mich hin,
Daß mein Gefühl ein lautes Wort gefunden.

Verlorne Klänge — manchmal trüb der Sinn —
Doch zu Sonetten wollten sie sich runden,
Weil ich nun doch einmal ein Dichter bin.

Stets liebt ich's, wenn gepackt mein Koffer war,
Die Reise noch ein wenig aufzuschieben,
Aus dem gewohnten Bett noch nicht vertrieben,
Doch der gewohnten Tagespflichten bar.

Ein Zwischenaktsgefühl, höchst sonderbar,
Wie wenn im Wartsaal man zurückgeblieben,
Nicht völlig hüben mehr und noch nicht drüben,
Und löste noch kein Fahrbillett sogar.

So fühl ich mich auch jetzt: noch nicht so eilig
Gedrängt zur Fahrt nach jenem Land, woher
Kein Wandrer wiederkehrt, und gern verweil ich
Im Wartsaal, gute Freunde ringsumher.
Mein Koffer steht gepackt — nur daß er freilich
Zurückbleibt, für die letzte Fahrt zu schwer!

Und wenn ich einst mich werde schlafen legen,
Gern wacht ich wieder auf nach hundert Jahren,
Nur einen kurzen Tag, um zu erfahren,
Wie es die Menschen dann wohl treiben mögen.
Daß dann erblüht des ew'gen Friedens Segen,
Nicht mehr geknutet wird im Reich des Zaren,
Nicht Jene mehr sich liegen in den Haaren,
Die Liebe predigen von Amtes wegen,
Bezweifl ich sehr. Doch daß auf deutschen Bühnen,
Wenn Fremde gar zu oft ein Gastspiel geben,
Wir unsres Hausrechts endlich uns bedienen,
Nicht unterwürfig in den Himmel heben,
Was besser uns, nur weil es neu, erschienen,
Das hoff ich wohl posthum noch zu erleben.

Wie lang schon haben, was wir selbst geschaffen,
Zu würd'gen wir nur zaghaft uns getraut
Und fuhren gern in jede fremde Haut,
Statt zu gerechtem Stolz uns aufzuraffen!
Erst spreizten wir uns als Franzosenaffen,
Dann haben wir nach Norden ausgeschaut,
An mystischen Gespenstern uns erbaut,
Um ins Perverse jetzt uns zu vergaffen.
Noch steckt uns der Bescheidenheit Gebresten
Zu tief im Blut. Doch mehren sich die Zeichen,
Daß nun zu Ehren kommen unsre Besten.
Wem haben wir im Tragischen zu weichen?
Wo sind, die unter all den fremden Gästen
An unsre Kleist, Grillparzer, Hebbel reichen?

Wohl wird, der Frauenliebe zu entsagen,
Dem Manne schwer, trotz stoischer Grimassen,
Doch daß der Muse Gunst uns will verlassen,
Dünkt uns ein Todesurteil, kaum zu tragen.

Ich durfte ja in trüb und hellen Tagen
Die warme Hand der hohen Freundin fassen,
Von ihrem Frohsinn mich beflügeln lassen
Und, was die Seele niederzog, ihr klagen.

Nur noch zuweilen, wenn im Wald ich schreite,
Fühl ich ein wundersam ambrosisch Wehn,
Als ginge sie mir unsichtbar zur Seite.

Doch bleib ich froh und süßverworren stehn,
Seh ich ihr Schleierchen schon in der Weite
Und die Gestalt wie einen Traum zergehn.

So wär denn Spiel und Tanz für mich vorbei,
Doch nach Verjüngung fühl ich kein Verlangen.
Ich wüßt auch nichts gescheiter anzufangen,
Erlebt ich alles wieder, was vorbei.

Vorüber ist vorüber. πάντα ῥεῖ.
Die Werke, die dem Weltengeist entsprangen,
Sind ewig nicht wie Er. Was Träumer sangen
Von ew'ger Wiederkehr, ist Phantasei.

Doch könnte durch ein Wunder auferstehn
Von allen längst verblichnen Stunden *eine*,
Nicht würd ich lang mit mir zu Rate gehn.

Die Stunde sei's, wo, wie von Blitzesscheine
Erhellt, das holde Wunder mir geschehn,
Daß ich erkannte: Diese oder Keine!

Seit dies an mir geschah, sind vier Jahrzehnte
Mir über Haupt und Herzen hingezogen;
Das holde Wunder hat mich nicht betrogen
Und gab in Fülle mir, was ich ersehnte.

Mein Leben, das ich schon im Welken wähnte,
Verjüngt noch einmal ging's in hohen Wogen,
Und diese Jugend ist nicht ganz verflogen,
So altersmüd auch jetzt die Beichte tönte.

Noch heute, wenn mir Kraft und Mut entwich
Und meine Klagen strömten ungezügelt —
Ein Lächeln nur von meinem andern Ich

Genügt, daß neu die Seele sich beflügelt,
Ein Blick in jenes Aug, drin tröstend sich
Solch eine Welt von Lieb und Güte spiegelt.

Ich konnte nie die Glücklichen beneiden,
Vor denen offen, wie am hellen Tag
Ein Blumenbeet, das Jenseitsrätsel lag,
Wie Kinder gläubig sich an Märchen weiden.

Früh lernt ich, ob mit Schmerz auch, mich bescheiden,
Daß kein beschränkter Geist erfassen mag
Unendliches, und weder dreist noch zag
Gab ich mich drein, mein dunkles Los zu leiden.

Doch, mußt ich auf die Freuden auch verzichten,
Die jener Himmelstrost den Frommen beut,
Unfromm und trostlos war ich drum mit nichten.

Birgt doch ein Ew'ges jede Spanne Zeit,
Wo Wahres wir erkennen, Schönes dichten,
Und wer da liebt, der fühlt Unendlichkeit.

Du hast, mein Herz, Zeit meines Lebens mir
Herausgeholfen aus so manchen Fährden;
In geist'gen Nöten, leiblichen Beschwerden,
Mein tapfrer Busenfreund, vertraut ich dir.

Nun aber scheint's fürwahr, als sollten wir
Entzweit auf unsre alten Tage werden,
Denn du beginnst, dich unhold zu gebärden,
Und machst mir Not gleich einem Feinde schier.

So rasse dich denn auf, statt schwach und träge
Dein altes Blutumlaufsgeschäft zu treiben,
Und regle wieder deine muntren Schläge.

Sonst, tu mir eins noch: plötzlich stehn zu bleiben,
Daß sich im Nu mein Leben enden möge,
Statt langsam nach und nach mich aufzureiben!

Heut hab ich redlich mir mein Mittagessen
Verdient; mein Doktor wird zufrieden sein.
Früh streift ich lang umher im Buchenhain
Und hab auf jeder zweiten Bank gesessen.

An nichts zu denken müht ich mich. Indessen
Sprang vor mir durchs Geäst ein Eichkätzlein,
Ich raucht ein wenig, sah ins Blau hinein
Und suchte mich halbschlummernd zu vergessen.

Hernach im Wäldchen hinterm Haus am Bronnen
Erquickt ich mich und schlich so hin und her,
Bis endlich diese Stunden auch verronnen.

Wenn nur das süße Nichtstun leichter wär!
Wohl ist „still liegen und sich einsam sonnen
'ne tapfre Kunst" — allein verteufelt schwer!

Am liebsten hab ich stets den Blick gelenkt
Auf weite Flächen, ferne Horizonte,
Da meine Jugend in der Mark sich sonnte,
Der die Natur kein Hochgebirg geschenkt.

Als öfter dann mir Sommers war verhängt,
Daß ich in einem Alpenhochtal wohnte,
War mir's, als ob ich frei nicht atmen konnte,
Von himmelhohen Schroffen rings umschränkt.

Nun bitt ich ab euch stolzen Alpenriesen,
Daß ich geklagt, ihr machtet noch mich krank;
Nun habt ihr euch heilkräftig mir erwiesen.

Wagt doch zu euren freien Gipfeln, dank
Der Schroffheit, keiner sich hinauf von diesen
Verfluchten Kasten mit Benzingestank.

Heut, da ich mittags mich im Wald erging,
Sah ich ein Tierlein mitten auf dem Wege,
Das regungslos sich sonnte, weich und träge,
In einem breiten, goldnen Sonnenring.

Per bacco, ein Lacertchen! Kleines Ding,
Wird dir auch wohl im kühlen Waldgehege?
Entbehrst du nicht im rauhen Nord der Pflege,
Die dein Geschlecht im Süden stets empfing?

Hast du, wie dort der Brauch, in Weinbergsmauern
Ein Kämmerchen und kannst, vor Regengüssen
Und Schnee geschützt, den Winter überdauern?

Doch, wie du durchkommst, wirst du selber wissen,
Indes wir großen Menschen in den Schauern
Des Ostwinds uns den Schnupfen holen müssen.

Ich weiß, zu tadeln pflegt man ein Gedicht,
Erkennt man, daß es tiefern Sinn entbehre,
Daß für die Welt es wohl kein Schade wäre,
Erblickt es, totgeboren, nie das Licht.

Und da mein guter Doktor mir verspricht,
Daß meinem Kopf die Frische wiederkehre,
Wenn mit Gedanken ich ihn nicht beschwere,
Wird müßig hinzuträumen mir zur Pflicht.

Doch wie ein kranker Musiker zuweilen
Arpeggien spielt und halbe Stunden lang
Die Finger auf den Tasten läßt verweilen,

Nur sich zu laben an der Saiten Klang,
So reim ich spielend manchmal vierzehn Zeilen,
Was doch erquicklicher als Grillenfang.

Gesegnet ist dies Jahr mit Niederschlägen.
Kaum wurden Weg und Steg im Walde trocken
Und Heuchelsonne will hinaus mich locken,
Treibt rasch nach Haus mich ein Gewitterregen.

Nun, wie Gott will! Ich habe nichts dagegen,
Auch einen Tag im Zimmer zu verhocken,
Und fehlt ein dritter Mann nicht zum Tarokken,
So mag die Sintflut kommen meinetwegen.

Was soll der Mensch, der tagelang vergebens
Nach Sonne seufzte, andres auch beginnen,
Als mildern durch ein Spiel den Ernst des Lebens?

Was andres löst den Druck von seinen Sinnen
Und scheint ihm noch ein würd'ges Spiel des Strebens,
Als etwa ein Coeursolo zu gewinnen?

Nun treibt ein graugespenst'ger Nebelspuk
Sein frostig Spiel in diesen Höhn und Tiefen.
Im Wald die regenschweren Wipfel triefen,
Und über ihnen kreischt ein Krähenflug.

Als ob Berggeister, die, vom Fremdenzug
Verschüchtert, sommerlang geduldig schliefen,
Erwachten und den Eindringlingen riefen:
Es naht der Herbst! Fort ihr! Nun ist's genug!

So werd auch ich bald weichen der Gewalt.
Denn nicht mehr lockt mit sonnenhellen Reizen
In seine Tiefen mein geliebter Wald.

Nun wird der Jäger diese Wege kreuzen,
Und ich, wenn lustig seine Büchse knallt,
Sitz grämlich hinterm Ofen und muß heizen.

Ein Brief.

Wer eines Regentags einsame Stunden
Uns traulich kürzt durch freundlichen Besuch,
Sei's in Person, sei's durch ein neues Buch,
Der hat wohl immer dankbar uns gefunden.

Du hast zu größerm Danke mich verbunden,
Da du mir zeigtest, teurer Wildenbruch,
Noch sei, trotz der Modernen Widerspruch,
Der Bühne große Kunst nicht ganz verschwunden.

Dein edles Kind, die „Rabensteinerin",
So herb und hold, so rührenden Geschickes,
Wie nahm im Fluge sie so ganz mich hin

Mit allem Zauber ihres keuschen Blickes!
So ward der graue Tag mir zum Gewinn.
Gruß dir und Dank, und freu dich deines Glückes!

Ein alter Mensch, mit manchem Leid beschwert,
Hält sich dem lauten Weltgetümmel ferne
Und geht seitab der Menge, die so gerne
Mit seelenloser Kurzweil sich betört.

Die letzte Spanne Zeit, die ihm gewährt,
Hält er zu Rate, daß er scheiden lerne
Die Schale der Erscheinungen vom Kerne
Und klar erkenne, was das Leben lehrt.

Und so vergeht ihm fruchtbar jede Stunde
In freundlicher Gesellschaft hoher Weisen
Und lauschend auf das Wort aus Dichtermunde.

Nichts aber wird sich tröstlicher erweisen,
Als aufzublicken, wo in nächt'ger Runde
Wie goldne Funken Bruderwelten kreisen.

Wie lieb ich dies verträumte Waldesschweigen!
Nur selten tönt der Hall von Menschentritten,
Der Sommer ist so sacht vorbeigeglitten,
Längst sind verstummt die Vögel in den Zweigen.

Nur Sonntags kommt von allen Bergessteigen
Ein lustig Wandervolk dahergeschritten,
Und aus dem Talgrund von den Sieben Hütten
Erschallt der Juhschrei zum Schuhplattlerreigen.

Doch erst im Winter — welch ein hohes Fest
Der Einsamkeit und Stille, wenn im Schneee
Die Waldung schläft und jedes Tier im Nest!

Dann kommen sacht in Rudeln Hirsch' und Rehe
Zum Futterplatz, indes sich hören läßt
Der Hungerschrei des Habichts aus der Höhe.

Mein liebes Kreuth, du schattig Waldasyl
Und Wallfahrtsstätte ruhbedürft'ger Leute,
Von deinen stillen Pfaden scheid ich heute
Und fühle tief, ich danke dir so viel.

Zwar, was ich hoffte, daß man wie im Spiel
Genesung hier und Jugendmut erbeute,
War nur ein Wahn. Denn nicht so rasch erneute
Die Kraft sich, die der Zeit zum Opfer fiel.

Doch daß auch einem lahmen Invaliden
Vergönnt noch sei, vergnügt herumzuhinken,
Das zu erleben, war mir hier beschieden.

Und süß war's, mich noch einmal satt zu trinken
Am Urquell der Natur im Waldesfrieden,
Eh wir dem Winter in die Arme sinken.

Im Leben gibt's, behauptet ein Franzos,
Schöne Momente, gute Viertelstunden,
Und daß sie oft sich ausgedehnt zu Stunden,
Bestreiten dreiste Pessimisten bloß.

So hab auch ich in dieser Wälder Schooß,
Daß sich's zu leben lohnt, gar oft empfunden,
Doch wenn ich erst zur Stadt mich heimgefunden,
Erwartet mich ein Glück ganz schattenlos.

Wie wird mir nach dem häuslich heitern Mahl
Am stillen Abend die Zigarre schmecken
Bei der gewohnten Lampe warmem Strahl!

Und dann — im eignen Bett mich auszustrecken,
Nicht fürchtend mehr, es werde der Choral
Der Kurmusik um Sieben schon mich wecken!

Epilog.

Sieh das Sonett! Kannst du ein Gleichnis nicht
In seiner Strophen Viergestalt gewahren,
Das Bild von zwei verbundnen Menschenpaaren?
Voran die Eltern, Leute von Gewicht.

Was Er mit seinem würd'gen Tone spricht,
Bestätigt Sie, bemüht, ihm zu willfahren.
So schwierig manchmal auch die Reime waren,
Sie hält sich stets an seiner Seite dicht.

Dann folgen flink den Alten auf dem Fuß
Von schlankerm Wuchs leichtherzig die zwei Jungen,
Die man für Liebesleutchen halten muß.

Er raunt ins Ohr ihr zarte Liebkosungen,
Und mit des letzten Reims behendem Schluß
Hat sein Terzinchen küssend er umschlungen.

Lavater in Rußland.

Von

L. Gerhardt.

Weder in Lavaters Tagebuche noch in der von seinem Schwiegersohn Georg Geßner an der Hand dieser eigenen Aufzeichnungen im Jahre 1802 herausgegebenen Biographie wird einer Reise Lavaters nach Rußland und eines Aufenthaltes in St. Petersburg und Moskau in der Zeit von Mitte November 1773 bis zum Frühjahr 1774 Erwähnung getan. Lavater war damals zweiunddreißig Jahre alt und bekleidete das Amt eines Hilfspredigers an der Waisenhauskirche zu Zürich.

Zufällig hatte ich kürzlich Einblick in alte Briefe, die gerade aus jener Epoche stammen und über die Anwesenheit Lavaters in Rußland interessante Aufschlüsse geben. Der Schreiber dieser Briefe ist Johann R. Füßli, ein Angehöriger der bekannten Buchhändlerfamilie Füßli in Zürich und ein naher Verwandter jenes — später in England gefeierten — Malers Heinrich Füßli, des Studiengenossen und Freundes von Lavater, mit dem dieser ausgedehnte Reisen durch Norddeutschland gemacht hatte. Johann R. Füßli war nach einigen flott verlebten Jugendjahren auf Empfehlung des Fürsten Orloff als „Translateur" zu dem russischen General Soltikoff gekommen, und 1773 finden wir ihn als Erzieher der Söhne des Generals Bibikoff in Petersburg. In dieser Stellung schrieb er oft an seinen intimen Freund, den Buchhändler Johann Friedrich Hartknoch in Riga. Diese vielen ungedruckten Briefe sind ganz privater Natur und gewinnen nur durch die Stellen, die den Physiognomiker Johann Kaspar Lavater betreffen, einiges Interesse.

Am 25. November 1773 nennt Füßli Lavaters Namen zum ersten Male in seinen Briefen:

„. . . Am vergangenen Donnerstag war Lavater hier, für den ich mit Freuden tue, was ein guter Bruder tut, was *mein* Bruder für *mich* getan hat. Ich hoffe ihn hier unterzubringen, und bin reich genug, ihn zu versorgen, so lang, bis ich sehe, wie es mit mir geht. Geht es gut mit mir hier, so kann ich ihn hier überwintern, muß ich aber unter Deine Flügel zurückfliegen, so muß ich Dich auch bitten, mir für ihn sorgen zu helfen. Er hat Versprechungen von Hause, an einen hiesigen Kaufmann Amburger empfohlen zu werden, aber das Empfehlungsschreiben ist noch nicht da, und eher will Amburger nichts tun. Er hat zu Hause noch mehr als 10000 Fr. Mittel, also ist nichts an ihm verloren. Und sollte auch an ihm zu verlieren sein, bin ich nicht schuldig, mein Glück mit ihm zu teilen? Ist er es nicht so gut, ja besser wert als ich? Seine Erlösung, seine Gegenwart macht mir Freude. Das ist das schönste Werk, wozu ich das Glück gehabt, etwas beizutragen . . . Von seiner Obrigkeit hat er einen Paß, also ihre Approbation zu dieser Reise. Ihm fehlt nichts als ein Freund, der ihm helfen *kann*, denn einen, der ihm helfen *will*, den hat er an mir . . ."

Drei Tage später, also am 28. November, schreibt er abermals wegen Lavater an Hartknoch:

„. . . Nun komme ich auf meines Freundes Lavater Sache. Er läßt Dich schönstens grüßen. — Diesen Morgen hab ich den Herrn General von seinem Gesuch benachrichtigt, morgen werd ich ihn ihm präsentieren. Ich zweifle nicht, es gelinge ihm, eine Offizierstelle zu erhalten. Aber nun muß dafür gesorgt werden, daß der gute Mann nicht in allzu großen Geldmangel gerate. Ich versichere Dich auf meine Ehre, daß ihm ohne einige Gefahr bis 1000 Rubel anzuvertrauen wären, wenn er sie nötig hätte. Sein Empfehlungsschreiben ist noch nicht da. Zuckerbecker & Söhne haben ihm aus gutem Herzen 100 Rubel anvertraut. Solltest Du sie bitten, daß sie ihm hier noch für 100 Rubel Kredit gäben, so wäre es recht gut. Du kannst ihnen sagen, ich wolle mit Haut und Haar für Lavater gut stehen und (willst Du wohl so gütig sein?) Du wolleſt hinter uns beiden dafür gut stehen. — Der Verwalter seines Erbgutes in Zürich[1]) ist Ratsherr Grell, der Chef der Buchhandlung, also auch aus diesem Grunde können wir Lavaters Empfangscheine leichter in Zürich unterbringen, und sie werden gewiß desto weniger protestiert. Ich für mich gedenke hier so genau zu leben, daß mir am Neujahr noch 30 Rubel bleiben sollen, und mit diesen kann ich ganz kommod bis Riga reisen, wenn ich es muß. — Ich gehe ungern zu Amburger allhier, um ihn für diese Gefälligkeit zu bitten, der Mann würde sich ganz gewiß in Zürich nach meiner Solidität erkundigen, und die steht, wie Du weißt, nicht auf goldenen Füßen. Lavater hat schon 50 Rubel von mir; mehr kann ich ihm unmöglich geben, besonders da ich nicht weiß, wie lange mir der Herr General noch Wohnung und Tafel gibt . . ."

Aus diesem Briefe geht hervor, daß sich der Diakonus der Züricher Waisenhauskirche mit Füßlis Vermittelung in Petersburg um einen Posten bewarb, der ihm um jeden Preis einige Subsistenzmittel verschaffen sollte. Bei einem Manne wie Lavater, der in seiner Heimat einen Beruf hatte, ist ein derartiger Schritt wenig verständlich. Lavater muß sich damals in wirklich großer Geldnot befunden haben. Er wird wahrscheinlich durch seine Freigebigkeit, Sorglosigkeit und Vertrauensseligkeit, die, wie Geßner versichert, „nicht selten alle die Schranken, welche die menschliche Klugheit sonst zu ziehen pflegt, überschritten", in diese Klemme geraten sein. War doch von jeher sein Wahlspruch der gewesen: „Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der von dir entlehnen will." Daß eine so übertriebene Gutmütigkeit oft — und zumal in Rußland — in gewissenlosester Weise ausgebeutet worden, ist wohl begreiflich.

Außerdem verbrauchte Lavater große Summen für Zeichnungen und Kupferplatten, die er im Interesse seines geplanten großen Werkes über Physiognomik anfertigen ließ und die sich in den weitaus meisten Fällen nicht zur Verwendung eigneten. Beachtenswert ist, was Goethe gerade über diesen Punkt in „Dichtung und Wahrheit" sagt:

„Eben jenes Werk zeigt uns zum Bedauern, wie ein so scharfsinniger Mann in der gemeinsten Erfahrung umhertappt, alle lebenden Künstler und Pfuscher anruft, für charakterlose Zeichnungen und Kupfer ein unglaubliches Geld ausgibt, um hinterdrein im Buche zu sagen, daß diese und jene Platte mehr oder weniger mißlungen, unbedeutend und unnütz sei."

Und nun kam zu allem Übel noch der Umstand, daß das erwartete Empfehlungsschreiben aus Zürich, das ihm in der Fremde den Kredit erschließen sollte, durch irgendeinen unglücklichen Zufall ausblieb!

Füßli hatte ja die beste Absicht, seinem Freunde in dieser schlimmen Lage beizustehen, aber seine eigenen Mittel reichten dazu nicht aus. Wenn sein Posten auch ziemlich einträglich war, und er es wiederholt als ein Glück bezeichnete, daß es ihm gelungen war, eine derartige Stellung einzunehmen, so hatte er doch viel

[1]) Lavaters Mutter war am 16. Januar 1773 gestorben.

mit den echt russischen Verhältnissen zu kämpfen. Es vergingen oft Monate, wo er von seinem Gehalt nicht einen einzigen Rubel zu sehen bekam, und sich an seine Freunde — in diesem Falle an Hartknoch — mit der Bitte um Unterstützung wenden mußte. Dieser half ihm auch jedesmal bereitwilligst, bezahlte notwendige Rechnungen für ihn oder streckte ihm bares Geld vor. Dann kam wieder ein Tag, wo dem Hauslehrer gleich eine größere Summe mit einem Mal ausgehändigt wurde. Und Füßli beeilte sich, mit diesem Gelde so viel und so rasch als möglich seinen Verpflichtungen nachzukommen. Er stand infolgedessen mit Hartknoch in fortwährender Verrechnung.

Ob Lavaters Gesuch berücksichtigt worden, darüber berichtet Füßli nichts, aber er schreibt am 8. Dezember über seines Schützlings Lage:

„. . . Vergiß nicht, mein lieber Hartknoch, für Lavater zu sorgen, wie ich Dich letzthin gebeten, damit er und ich nicht in Geldmangel geraten. Du siehst, daß ich allenfalls selbst imstande bin, zu bezahlen, aber ich sage Dir noch einmal, Grell wird nichts protestieren, wenn Lavater versorgt wird, und das soll er werden . . ."

Und am 26. Dezember schreibt er abermals:

„. . . Lavater hat einen Landsmann hier gefunden, der ihm Geld vorstreckt, so viel nötig ist. Ich selbst habe ihm 100 Rubel leihen können, mehr konnte ich nicht. Nun ist ihm und mir geholfen. Ich werde sein Reçu nach Zürich senden, daß es an meine Verwandten bezahlt werde . . ."

Diese Erwartung erfüllte sich jedoch nicht, wie folgender Brief vom 29. Dezember beweist:

„. . . Lavater ist außerstande, mir meine 100 Rubel hier zurückzugeben; ich lasse also alles, was geschrieben ist, geschrieben bleiben, und bitte Dich, so viel ich bitten kann: habe Geduld mit mir bis Mai. Ist es Dir nicht möglich zu warten, so will ich den Herrn General um 100 Rubel bitten . . ."

Füßli war in der Aufopferung für den Freund und Landsmann über seine Kräfte gegangen und dadurch selbst in arge Geldverlegenheiten geraten. Als er sich in seinem Vertrauen zu Lavaters Rückzahlungsfähigkeit so sehr getäuscht sah, beklagte er sich am 14. Februar 1774 bitter gegen Hartknoch:

„. . . Lavater ist ein ringsinniger[1]) Mensch. Hundertmal, daß er bei mir gewesen, habe ich ihm ernstlich und freundlich die Sparsamkeit empfohlen, und demungeachtet hat er in Petersburg 1000 Rubel aufgenommen. Ohne meine Hilfe konnte er nicht abreisen. Auf meine Unterschrift schoß ihm jemand noch 40 Rubel vor, die ich im Mai zu bezahlen versprochen. Mit diesen hätte er zur Armee reisen können, und nun schreibt er mir von Moskau, daß er nicht weiter kommen kann, daß er seinen Geldmangel dem Pastor Brunner geklagt, der ihn en attendant in sein Haus genommen, und begehrt meinen Rat. Nach Deinem Brief erwarte ich alle Tage Briefe von Pastor Brunner selbst. Dem werde ich raten, er soll ihm nur um Gottes willen so viel Geld vorschießen, als er zur Fortsetzung der Reise unumgänglich nötig hat, und ihn je eher je lieber weiterschicken. — Hundertmal habe ich dem ringsinnigen Mann gesagt, er setze nicht bloß mein Geld, sondern meine mit höllischer Mühe seit vier Jahren wieder errungene Ehre bei Verwandten und Freunden aufs Spiel, und demungeachtet fährt er fort zu leben wie ein Herr oder vielmehr wie ein Narr. Vor Gott und vor recht vernünftigen Menschen, also auch vor meinem Gewissen, fürchte ich mich nicht um das, was ich für ihn getan, denn ohne mich wäre er hier ins Elend gesunken. Aber ich fürchte, es wird in Zürich um die Bezahlung dieser Schulden Händel absetzen und kaufmännische Seelen werden mich für so ringsinnig schelten als ihn selbst . . ."

---

[1]) Die hier und weiterhin noch mehrfach begegnenden Worte „ringsinnig", „Ringsinn" sind schweizerische Dialektausdrücke für „leichtsinnig", „Leichtsinn" — nicht immer in schlimmer Bedeutung, wie Professor Frey aus Zürich uns mitteilt, sondern auch in solcher von „geduldig, heiter". Hier freilich scheint es mehr in der ersteren Bedeutung gemeint zu sein.

Die Redaktion.

Kurze Zeit nach diesem Briefe kam Füßli zu längerem Aufenthalte nach Moskau; er begleitete mit seinen Zöglingen die Familie des Generals dorthin. Lavater war „noch immer" dort und brauchte nach Füßlis Versicherung „viel Geld". In Moskau ereilte übrigens den Züricher Prediger das Verhängnis: seine Geldnot war aufs höchste gestiegen, und ihn selbst bedrohte eine Haft im Schuldturm.

In großer Aufregung berichtet Füßli über diesen Vorfall an Hartknoch:

„. . . Was ich für Lavater getan, habe ich gegen meine Verwandten und guten Freunde entschuldigt. Am Anfang dieses Jahres wollte ich ihm nichts mehr geben; ich wies ihn drei- bis viermal ab. Um Gottes willen gab ich ihm nach und nach 6 und 5 und 4 Rubel, die er mir durch jämmerliche Billetts abbettelte. Neulich wurde er arretiert. Unter Wache erlaubte man ihm zu seinen Freunden zu gehen, Geld zu holen. Er kam mit einem Grenadier zu mir, sagte mir, er verliere Ehre und Freiheit, wo ich ihm nicht helfe. Ich versprach in Zeit von zehn Tagen 50 Rubel für ihn zu bezahlen. Man ließ ihn verreisen; und so half ich ihm aus Schande und Gefängnis. Mein Billett löste ich zehn Tage hernach wirklich, denn die Frau Generalin gab mir unbegehrt Geld, ehe ich es erwartete. — Freilich, lieber Freund, bin ich meinen lieben Anverwandten noch sehr viel schuldig, habe meinen Geschwistern durch meine Verschwendung Schaden verursacht, da ich ihnen durch Fleiß und Sparsamkeit ihr väterlich Erbteil hätte erhalten können, habe drei Jahre auf ihre Unkosten gelebt, bin in Holland von ihnen aufs neue ausgesteuert worden und habe ihnen all mein gegenwärtiges Glück zu danken. Auch gedenke ich noch viele Jahre alles, was ich ersparen kann, ihnen zurückzugeben, und erst alsdann für mich selbst zu sorgen. Dem allen ungeachtet ist, was ich an Lavater getan, sehr entschuldigenswert, denn es kann unmöglich verloren sein, über kurz oder lang muß es bezahlt werden; also verliere ich durch meine Freigebigkeit nichts als die Interessen von dieser kleinen Summe. — Nicht aus Weichlichkeit, nicht aus Eitelkeit, nicht aus Ringsinn habe ich Lavatern geholfen, sondern aus Dankbarkeit gegen Gott. Wir haben einander in der Heimat kennen gelernt, wir finden einander viele tausend Werste von Vaterland und Freunden entfernt. Er ist im Elend, ich im Glück; ihm bin ich nichts schuldig, aber seinem Schöpfer, seinem und meinem Vater alles! . . ."

Von dieser Episode und ihren unangenehmen Einzelheiten erzählt Lavater in seinem Tagebuche nichts. Auch die Briefe, die er in jener Zeit an Goethe richtete, enthalten wohl von Lavaters Hand das Datum, aber keinerlei Ortsbezeichnung, aus der zu ersehen wäre, woher sie geschrieben. Jedenfalls war ihm die Erinnerung an diese Widerwärtigkeiten höchst peinlich, und außerdem mochte er befürchten, daß solche Vorgänge, wenn sie ruchbar würden, seinem Ansehen in Zürich schaden könnten. Lavater begann 1779 seine Aufzeichnungen mit den Worten: „Es versteht sich, daß sich nicht schlechterdings alles schreiben läßt, weder alles Gute noch alles Böse, was man von sich selber weiß." — Unter den Dingen, über die sich nicht „alles schreiben" läßt, dürften die unerquicklichen Erlebnisse in Rußland wohl auch gewesen sein.

Bemerkt sei hier noch, daß wenige Monate nach diesem Aufenthalte in St. Petersburg und Moskau Lavater die erste Begegnung mit Goethe hatte. Am 23. Juni 1774 kam er nach Frankfurt a. M., um den jungen Dichter, an den er in dieser Angelegenheit bereits im Herbst 1773 geschrieben hatte, für seine „Physiognomik" als Mitarbeiter zu gewinnen. An diesen Besuch im Goetheschen Hause schloß sich die gemeinschaftliche Rheinfahrt und die Reise nach Bad Ems an.

Bei Lavaters — von den Zeitgenossen so oft gerühmten — Gewissenhaftigkeit darf man wohl annehmen, daß er sofort nach seiner Rückkehr in Zürich bemüht war, die Verbindlichkeiten in Rußland zu begleichen und den Freunden das entliehene Geld zurückzugeben. Wenigstens schreibt Füßli, dessen Vertrauter in allen derartigen Dingen Hartknoch war, niemals von einem Verluste der vorgestreckten Summe noch von weiteren Unannehmlichkeiten, die ihm aus seiner Hilfsbereitschaft erwachsen. Wenn er in seinen späteren Briefen Lavater erwähnt — und er tut dies sehr oft — so geschieht es nur in bezug auf dessen Schriften. Besonders an dem Erscheinen

von Lavaters Hauptwerk, der „Physiognomik", nimmt Füßli den lebhaftesten Anteil.

Durch dieses Buch erwuchsen ihm allerdings einige Verlegenheiten.

Wie es scheint, hatte Lavater seine Freunde, Füßli in Petersburg und Pastor Brunner in Moskau, gebeten, für das Werk Propaganda zu machen und den Verkauf einer größeren Anzahl von Exemplaren zu übernehmen. Über die Schwierigkeiten, mit denen die beiden dabei zu kämpfen hatten, gibt uns am besten ein Brief Füßlis an Hartknoch Aufschluß:

„. . . Wenn Du den 2ten Tome von Lavaters ‚Physiognomik' noch nicht an mich abgesandt hast, so behalte ihn zurück. Steiner avisiert mir zwölf komplette Exemplare, die er zum Verkauf an mich anhero sendet. Wo soll ich mit dieser Menge aus und an? Gegenwärtig weiß ich noch kein einziges Exemplar anzubringen. Du wirst mir einen Gefallen tun, wenn Du mir zwölf Exemplare unterbringst; ich will sie Dir nächstens übersenden, gegenwärtig kann ich nicht, die meisten liegen bei Pastor Brunner in Moskau, der mir Hoffnung gemacht, sechzig anzubringen, und nun noch keine zwanzig verkauft hat. — Mit Zeit und Weile hoffe ich doch ohne Schaden aus dieser schönen Entreprise herauszukommen; nützlich und lehrreich ist sie immer, denn sie hat mir auf einmal alle Lust zum Handeln benommen und mich also vor überflüssigen und unnötigen Geschäften verwahrt . . ."

Da diese ganze Privatkorrespondenz zwischen dem Hofmeister Füßli und dem Buchhändler Hartknoch bisher nicht veröffentlicht worden ist, so dürften die darin erzählten russischen Abenteuer des berühmten Schweizer Predigers ebenfalls unbekannt geblieben sein. Und dennoch liefern sie einen ganz interessanten Beitrag zur Biographie des Physiognomikers Johann Kaspar Lavater, einer Persönlichkeit, die Goethe so treffend in den „Xenien" charakterisiert:

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf;
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Prinzessin Felix zu Salm-Salm.

Eine Berichtigung.

Die ergreifende Skizze aus den Kriegstagen 1870: „Von der Schulbank in den Heldentod", in der August-Nummer 1907 der „Deutschen Rundschau", bedarf in ihrem letzten Absatze insofern einer Berichtigung, als der Verfasser Prof. Dr. Zurbonsen die Prinzessin Felix zu Salm-Salm als im Jahre 1878 verstorben anführt. Diese Dame lebt noch heute. Nachdem ihr ein Besuch in der alten amerikanischen Heimat noch einmal große Ovationen seitens der alten Kämpfer gebracht, wohnt sie jetzt in Karlsruhe oder in Herrenalb. Sie hat sich ihr frisches Temperament erhalten, und ihre dunklen Augen blicken noch ebenso lebhaft unter dem nun weißen Haar hervor, wie sie damals geblitzt haben mögen, wenn sie ihr Pferd den Gefahren des Feldzuges entgegenlenkte. Die Seele ist jung geblieben und die Erinnerung. Und welche Frau heutzutage hätte wohl eine Erinnerung so groß und so tragisch wie diese?

Johanna Severin.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Dezember 1907.

In dem Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stand am Ausgang der vergangenen Berichterstattung die Reise des deutschen Kaisers und der Kaiserin nach England. Weit über alle Erwartung hat der Besuch nicht nur in Windsor, sondern auch in London, am Hofe wie in der Bevölkerung die freundlichsten Empfindungen und Stimmungen ausgelöst. Die Depression der Verdrießlichkeit und des Unmuts zwischen beiden Völkern ist im Sinken begriffen. Der Kaiser und die Kaiserin verabschiedeten sich am 18. November von den englischen Herrschaften; die Kaiserin machte auf der Rückreise nach Berlin der Königin der Niederlande in Het Loo einen kurzen Besuch, während sich der Kaiser zu einem längeren Erholungsaufenthalt nach High Cliff Castle an der Südküste von Hampshire begab. Das Schloß, im siebzehnten Jahrhundert erbaut, gehört dem Oberst Stuart Wortley. Es hat eine wundervolle Lage zwischen den kleinen Städten Christchurch und Bournemouth, mit der Aussicht auf die Insel Wight und die wildromantischen Klippen der Needles. Seine Gemächer sind zum Teil im Empirestil ausgestattet und bewahren eine Fülle kostbarer Dinge aus der Zeit Napoleons. Der Kaiser wollte dort in Ruhe und Stille die letzten Reste einer Erkältung überwinden, die ihn vor dem Antritt der englischen Reise heimgesucht hatte. Am 12. Dezember hat er über Amsterdam, zum Besuch der Königin Wilhelmina, die Rückreise nach Deutschland angetreten.

Die Ereignisse der letzten Wochen haben keine stärkere allgemeine Teilnahme hervorgerufen. Die dritte Duma des russischen Reiches ist am 14. November im Katharinensaal des tauriischen Palastes in Petersburg ohne Sang und Klang eröffnet worden. Es fehlten der höfische Pomp und Glanz, mit dem die erste Duma von dem Zaren begrüßt wurde, die volkstümliche Begeisterung, die noch die zweite empfing; das Ganze ist aus der Getragenheit und Feierlichkeit auf die Geschäftsmäßigkeit herabgestimmt. Alle Versammlungen auf den Straßen, Umzüge und Kundgebungen waren von der Polizei verboten. Nach dem Gottesdienst und dem Gesange der Nationalhymne bestieg der Geheimrat Golubew die Rednertribüne: Der Zar habe ihn mit dem hohen Auftrage betraut, den Abgeordneten der dritten Duma seinen kaiserlichen Willkommensgruß zu überbringen; er fleht dann Gottes Segen auf die bevorstehende Arbeit der Versammlung zur Wiederherstellung der Ordnung und des Friedens im Vaterlande, zur Entwicklung des Wohlstandes und der Aufklärung im Volke, zur Befestigung der erneuerten Staatsordnung und zur Wiedererstarkung des russischen Reiches herab. In der Wahl des ersten Präsidenten drückt sich der Charakter der neuen Duma aus. Einer der Führer der Gemäßigten, Nikolai Alexjewitsch Chomjakow, wurde mit 371 Stimmen gewählt, ein Mann in den fünfziger Jahren, der schon in mancher öffentlichen Stellung Klugheit und Maßigung bewiesen hat. Er ist im Jahre 1880 zum Kreismarschall und sechs Jahre später zum Adelsmarschall im Gouvernement Smolensk, wo sein Gut liegt, erwählt worden. Sein Einfluß in der Kreisversammlung bewirkte es, daß sie im

Jahre 1903 bei dem Zaren in einer Adresse um die Einberufung der „besten Leute“ zur Erneuerung der Staatsordnung bat. „Ich betrete,“ sagte er jetzt nach seiner Wahl zum Präsidenten der Duma, „die Rednertribüne in dem Glauben an eine helle Zukunft des großen, einheitlichen und unteilbaren Rußlands,“ er habe das Vertrauen zu den Abgeordneten, daß sie den souveränen Willen des Kaisers erfüllen, alle Parteileidenschaften vergessen und dazu beitragen würden, durch ihre gesetzgeberische Tätigkeit in Rußland den Frieden wiederherzustellen. Die erste bedeutsame Handlung der Duma nach ihrer Konstituierung war der Erlaß einer Adresse an den Zaren. In einer Fülle von Reden wurde bis zum 26. November darüber verhandelt, unter heftigen und leidenschaftlichen Zusammenstößen zwischen der Rechten und der Linken. Die Ultras der „russischen Leute“ behaupteten, daß nach dem Treueide, den die Abgeordneten dem unumschränkten Selbstherrscher geleistet hätten, von einer Verfassung nicht die Rede sein könne. Dagegen wandten die Gemäßigten ein, die Tatsache könne nicht in Abrede gestellt werden, daß der Zar durch das Manifest vom 30. Oktober 1905 einen Teil seiner Rechte dem Volke übertragen habe. Die Amendements der Rechten wurden schließlich mit 212 gegen 146 Stimmen abgelehnt und die Adresse einstimmig angenommen. „Wir halten uns für verpflichtet,“ heißt es darin, „Eurer Majestät unsre Ergebenheit und unsre Dankbarkeit für die Rußland verliehene, durch die Grundgesetze befestigte Volksvertretung auszudrücken.“ Die Abgeordneten geloben, all ihre Erfahrung und Kenntnis daran zu setzen, um das Vaterland zu beruhigen, das Volk aufzuklären und damit das Vertrauen des Zaren und der Nation zu rechtfertigen. Mit dem Gesange der Nationalhymne, unter Hochrufen auf den Zaren schloß eine halbe Stunde nach Mitternacht die Sitzung. An den Rand der Adresse soll der Zar geschrieben haben: „Ich bin bereit, den hier zum Ausdruck gebrachten Gesinnungen zu glauben und erwarte eine fruchtbare Arbeit.“ Aber zu solcher Leistung gehört doch nicht allein die Duma, sondern auch das Ministerium. Die Eintracht zwischen beiden kann nur durch Kompromisse von Fall zu Fall hergestellt werden. Eine willenlose Abstimmungsmaschine in der Hand des Ministeriums ist auch die dritte Duma nicht. Die Rede, in der Stolypin die Grundsätze und Absichten seiner Verwaltung auseinandersetzte, ist mit großer Kälte aufgenommen worden. Der wüste Angriff der Kadetten, deren Redner Roditschew im Hinblick auf die zahlreichen Todesurteile durch die Kriegsgerichte meinte, künftig werde man eine Galgenschnur Stolypins Halstuch nennen, fand seine Sühne durch den längeren Ausschluß Roditschews von den Sitzungen. Aber auch die Oktobristen bedauern den kühlen Ton der Stolypinschen Rede. Sie enthalte Drohungen und verschweige das Manifest vom 30. Oktober völlig. Auf diesem Manifest jedoch beruhe die Partei, die Bekämpfung der Revolution sei notwendig, allein ebenso notwendig sei die Anerkennung der politischen Freiheit. Die Partei sei bereit, die Maßregeln der Regierung, besonders ihre Agrarreform, zu unterstützen, soweit sie zur Förderung der Wohlfahrt des Volkes geeignet wären. Man ahnt, welche Gefahren, abgesehen von unvorhergesehenen Ereignissen, auch der dritten Duma bei all ihrer Loyalität drohen. Die Regierung ist auch diesmal in ihrer Hoffnung getäuscht worden, eine ihr bedingungslos ergebene Versammlung zu finden; eine gedeihliche Arbeit, wie sie der Zar erwartet, ist einzig durch gegenseitige Zugeständnisse zu ermöglichen. Theoretisch mag sich der Zar mit dem Verzicht auf einen Teil seiner Selbstherrlichkeit abgefunden haben, aber die praktischen Folgen desselben rufen bei ihm und noch mehr bei seinen Ratgebern immer von neuem Widerspruch hervor.

Auch in Deutschland wird das politische Interesse ausschließlich von den parlamentarischen Debatten in Anspruch genommen. Am 22. November ist der Reichstag, am 26. der preußische Landtag eröffnet worden. Zu gleicher Zeit tagen in Sachsen und Baden die Landtage. Eine reiche Gabenfülle allgemeiner und lokaler Gesetzvorschläge liegt für sie bereit. Im Reichstage neben dem Etat eine Flottenvorlage, die das Alter der Schlachtschiffe von 25 Jahren auf 20 herabsetzt, ein Vereinsgesetz,

das auf diesem Gebiete gleiches Recht in Deutschland schafft und den liberalen Wünschen entgegenkommt, und das Börsengesetz, das längst versprochene, zwar nur mit geringen, aber doch dankenswerten Reformen des bisherigen, unter dessen Herrschaft die deutschen Börsen so viel von ihrer internationalen Bedeutung und ihrer inneren Stärke und Beweglichkeit verloren haben. Die Vorlage des Etats stellte die bekannte, aber nun erst in ihrer ganzen Schwere empfundene Tatsache eines Defizits von 120 Millionen fest. Die neuen Steuern haben nicht entfernt die erwarteten Beträge geliefert, die Fahrkartensteuer hat sogar zu einer Verminderung der Einnahme der Eisenbahnen geführt, indem die Reisenden aus den höheren Klassen in die dritte und vierte abwandern. Bestimmte Vorschläge zu der Deckung des Defizits wußte weder der Schatzmeister des Reichs, der Staatssekretär von Stengel, noch der preußische Finanzminister von Rheinbaben zu machen; sie erklärten sich nur mit großer Entschiedenheit gegen direkte Reichssteuern, als diese von der nationalliberalen Partei durch ihren Redner, den Abgeordneten Bassermann, gefordert wurden. Herr von Rheinbaben ging in seiner leidenschaftlichen Abwehr dieser Projekte so weit, die direkten Reichssteuern für den ersten Schritt zum sozialdemokratischen Zukunftsstaat zu erklären. Die konservativen Parteien stimmten ihm zu, und in dem Verlauf der Debatten, die sich durch eine Reihe von Sitzungen hinzogen, schärften sich die Gegensätze, steigerte sich die Leidenschaftlichkeit. Die Blockparteien rückten sichtlich immer weiter voneinander ab. Besonders heftig in seinen Vorwürfen gegen die Regierung äußerte sich am 3. Dezember der nationalliberale Abgeordnete Paasche, der auch den Moltke-Harden-Prozeß in den Kreis seiner Erörterungen zog und in dem Verfahren des Kriegsministers von Einem gegen die Grafen Lynar und Hohenau die nötige Strenge vermißte. Drohend erhob sich die Gefahr des Auseinanderfallens des Blocks, da die Konservativen einmütig für die Regierung eintraten und die Falschheit der Beschuldigungen gegen den Kriegsminister sich herausstellte. Der Reichskanzler hatte inzwischen eine Konferenz der Führer der Blockparteien zusammenberufen, um ihnen darzulegen, daß bei diesen Angriffen der Liberalen gegen die Regierung, bei diesen Zusammenstößen der angeblich zum gemeinsamen Handeln vereinigten Parteien untereinander die Durchführung der Blockpolitik unmöglich sei, und daß er, wenn keine Einigung stattfände, für seine Person die Konsequenzen ziehen werde. Durch diese Erklärung wurde die Krisis beschworen. In der Sitzung vom 5. Dezember verlasen die Führer der Konservativen, Nationalliberalen und Linksliberalen Erklärungen, in denen sie den festen Willen, geschlossen gegen Zentrum und Sozialdemokratie zu bleiben und eine gemeinsame Politik zu betreiben, aussprachen. Der Streit zwischen dem Kriegsminister und dem Abgeordneten Paasche wurde durch eine Vertrauenserklärung der nationalliberalen Partei für den Minister beigelegt und die weitere Verhandlung über den Etat in die Kommission verwiesen. Diesmal also sind der Block und die Regierung noch mit einem blauen Auge und der Angst davongekommen. Aber die Vorgänge haben doch gezeigt, wie schwankend der Boden unter den Parteien, wie schwer es ist, konservative und liberale Rosse vor denselben Wagen zu spannen. Stellen sich nun noch in der Regierung Unstimmigkeiten, Ungleichheiten in der Behandlung der Parteien, Unsicherheiten über den einzuschlagenden Weg ein, fehlt dem einen und dem andern Minister der glückliche Takt, mit dem der Reichskanzler die gespannte Situation staatsmännisch zu behandeln versteht, so wird die Krisis der Blockpolitik stets von neuem drohen. Jetzt sind Reichstag und Landtag bis zum 8. Januar 1908 in die Weihnachtsferien gegangen.

In Marokko breitet sich die politische und kriegerische Verwirrung weiter aus. Überall erheben sich die Stämme und handeln unter ihren Führern auf eigene Faust. Der Heerhaufen des Sultans Abdul Asis, der nach Casablanca zog, wurde von den Schaujas-Stämmen in die Flucht geschlagen. Auf der andern Seite sollen sich die Stämme, die sich bisher für Muley Hafid erklärt hatten, wider ihn erhoben und ihn zum Rückzug nach der Stadt Marrakesch gezwungen haben. Im Weichbild Casablancas hat General Drude sein Lager stark befestigt und glaubt mit seinen

sechstausend Mann allen Angriffen gewachsen zu sein. Am gefährlichsten aber sind die Unruhen an der algerischen Grenze am Grenzflusse Kiß und in der Umgegend von Udjida. Alle Stämme, an ihrer Spitze die Beni Snassen, sind hier in Bewegung gegen die Franzosen; sie sind kriegerischer, tapferer und zäher als die Stämme an der Küste. Sie haben die kleinen Vorposten und Flecken am Kiß überfallen und geplündert, die schwachen Abteilungen der Franzosen zurückgetrieben und die Grenze überschritten. Von Oran aus rüstet der General Liautey eine stärkere Heeresmacht gegen sie, und blutige Gefechte haben stattgefunden. Während die Franzosen die ganze Schuld auf die Marokkaner werfen, erklärte der ehemalige spanische Marineminister Villanueva am 4. Dezember im Konferenzsaal des Kongresses zu Madrid das Vorgehen der Franzosen für ein systematisches Morden der Eingeborenen. Absichtlich hätten die Franzosen die Beni Snassen zum Angriff herausgefordert. Seit dem Ausgang des Oktobers schon hätten die Franzosen Kundschafter und Patrouillen in das Gebiet des bis dahin friedfertigen Stammes geschickt und die Leute dadurch aufgeregt. Ebenso seien die militärischen Expeditionen von Udjida immer weiter vorgerückt, bis zu Entfernungen von fünfzig Kilometern, und hätten Unruhen und Schrecken verbreitet. So sei der Zusammenstoß unvermeidlich geworden. Daß die Bewegung der Marokkaner den Franzosen ernstlich gefährlich werden könnte, ist ausgeschlossen; aber sie wird bedeutende Streitkräfte zu ihrer Niederwerfung in Anspruch nehmen und verschärft die allgemeine Unsicherheit.

Wenn die beiden Schutzmächte Mazedoniens, Rußland und Österreich-Ungarn, sich von ihrer energischen Erklärung, daß sie eine Aufteilung der Provinz nach den verschiedenen Stamm- und Sprachgebieten nicht gestatten würden, ein Nachlassen des Krieges aller gegen alle versprachen, so haben sie eine Enttäuschung erfahren: das Gegenteil ihrer Hoffnung ist eingetreten. Seit der Mitte des Oktobers hat das Bandenunwesen in erschrecklicher Weise zugenommen; Bulgaren, Griechen und Serben wetteifern in Greueln und gegenseitiger Vernichtung. An Zahl und Wut stehen die bulgarischen Banden voran. Zweihundert Bulgaren haben das griechische Dorf Rakowo eingeäschert, Männer und Frauen verwundet und getötet, andre sind in den Flammen umgekommen. Der ersten Schandtat folgten andre, dann kamen die serbischen, zuletzt die türkischen Dörfer an die Reihe. Die Wiedervergeltung von seiten der Griechen und Mohamedaner blieb natürlich nicht aus. Das unglückselige Land ist wieder einmal ein Schlachtfeld und die politische Erregung steigert sich auswärts. Die Regierung in Athen hat eine Note an die beiden Großmächte gerichtet, in der sie nachdrücklich um Schutz für die Griechen in Mazedonien bittet, sie hätte das Ihrige zur Auflösung der griechischen Banden getan, das sei nun der Lohn dafür. Zugleich aber will die Pforte erfahren haben, daß in Griechenland heimlich aus aller Kraft gerüstet werde. In Sofia wurde die Sobranje am 28. Oktober mit einer Thronrede eröffnet, die behauptete, daß trotz alledem die Beziehungen Bulgariens zu den Großmächten und den Nachbarstaaten gute wären; die Unterstützung der bedrängten Landesgenossen in Mazedonien könne man freilich nicht aufgeben. Vielleicht tritt nun aber doch in dieser Hinsicht ein Stillstand ein. Der Häuptling der mazedonischen Verschwörer, Boris Sarafow, ist am 11. Dezember in Sofia mit seinem Genossen Garawanow, als er aus dem Hause trat, von einem andern Bandenführer, Panitza, erschossen worden: sei es aus Privatrache, sei es, um die Belohnung zu erhalten, welche die Pforte auf den Kopf Sarafows gesetzt hat. In Serbien liegen Regierung und Volksvertretung in beständigem Hader; der Zwiespalt zwischen der Hofpartei und der öffentlichen Meinung vertieft sich immer mehr. Die Sitten so wenig wie die Regierungsgrundsätze haben durch den Untergang der Obrenowitschs und den Übergang der Herrschaft an die Nachkommen des „schwarzen“ Georg an Ehrlichkeit und Redlichkeit, an Anstand und Würde gewonnen. Die Skandale im Konak und die Gewalttaten gegen mißliebige Persönlichkeiten sind unter dem Könige Peter dieselben geblieben wie unter den Königen Milan und Alexander.

In Italien arbeiten seit Monaten die Naturereignisse und die sozialistische Propaganda vereint an dem Ruin seines Wohlstandes. Nachmittags am 10. Oktober wurden in Mailand Aushilfsarbeiter der Gasgesellschaft, die nach ihrer Heimat zurückkehren wollten, da der Ausstand der Gasarbeiter in der Stadt beendigt war, von Arbeitern einer am Bahnhof gelegenen Fabrik mit Steinwürfen überfallen. Die Karabinieri, die ihnen zu Hilfe eilten, empfing ein solcher Steinhagel, daß sie in der Notwehr Feuer gaben und zwei ihrer Gegner töteten. Daraufhin Generalstreik in Mailand, Arbeiterumzug durch die Straßen nach dem Domplatz; die Zeitungen erscheinen, die elektrischen Bahnen verkehren, die elektrischen Flammen brennen nicht. Zugleich wird in Bologna und andern Städten „aus Sympathie" mit den Mailändern der Generalstreik verkündigt und durchgeführt auf die Dauer von vierundzwanzig Stunden. Die Eisenbahnarbeiter und Beamten können seitdem nur mit Mühe von ihren Führern abgehalten werden, den allgemeinen Ausstand zu beginnen. Noch am 6. Dezember mußte der Minister der öffentlichen Arbeiten bei Gelegenheit einer Interpellation über diesen drohenden Streik erklären, daß Ausstände bei der Eisenbahn nicht geduldet werden könnten, weil sie das Aufhören jeder andern Tätigkeit zur Folge haben würden. Der beste Schutz dagegen würde eine entschlossene Stellungnahme der öffentlichen Meinung sein. Zu gleicher Zeit suchten heftige Erdbeben die Städte Ferruzzano und Brancaleone an der Ostküste Kalabriens mit Zerstörungen und Menschenverlusten heim. In der Lombardei überschwemmten der Po und seine Nebenflüsse die Städte Piacenza und Pavia und weite Landschaften. Und damit neben dem materiellen Schaden auch der moralische Makel nicht fehle, werden jetzt grobe Unterschleife und Veruntreuungen bei der Verteilung der Gaben bekannt, die in den Jahren 1905 und 1906 in so reichem Maße im Inlande und im Auslande für die von dem Ausbruch des Vesuvs und dem Erdbeben Betroffenen gespendet wurden. Deputierte, Bürgermeister und Stadträte taten sich zusammen, verteilten Geld und Sachen untereinander und ihre Schützlinge und ließen die Armen leer ausgehen. An einigen Orten soll man sogar das Zerstörungswerk der Naturgewalten künstlich vergrößert haben, um auf den König, der die Unglücksstätten besuchte, einen stärkeren Eindruck hervorzubringen. Neben dem allen hält der Prozeß gegen den ehemaligen Minister Nasi, der wegen der Verschleuderung öffentlicher Gelder angeklagt ist, die Italiener in Spannung. Nasi ist ein Sizilianer — Trapani hat ihn zum Abgeordneten gewählt — und seine Landsleute sehen in dem Prozeß nur eine politische Intrigue seiner Gegner. Sie sind in eine hitzige nationale Erregung geraten und drohen mit Generalstreik und Abfall bei seiner Verurteilung. Dabei hat Nasi eine ganze Reihe der Anklagepunkte zugeben müssen, aber er will in den Kosten seiner Reisen im Lande, in den für Reklame und Wahlzwecke verwandten Geldern, in der Unterstützung seiner Klienten nur politisch notwendige und berechtigte Ausgaben erkennen, die seine Vorgänger im Unterrichtsministerium auch geleistet hätten. Der einzige Lichtblick in diesem dunklen Bilde italienischer Zustände ist die günstige finanzielle Lage des Landes, die der Schatzminister Carcano am 7. Dezember bestätigen konnte. Das Rechnungsjahr 1906/7 hat mit einem Überschuß von 87 Millionen abgeschlossen, das Budget von 1907/8 wird mit einem Überschuß von 51 Millionen abschließen. Eine schrittweise vorzunehmende Reform der Steuergesetzgebung und eine Herabsetzung der Steuern auf Verbrauchsgegenstände sei ins Auge zu fassen. Je schneller diese Erleichterung der Steuerlast eintritt, um so eher wird sich die Lebenslage der ärmsten Klassen heben, um so sicherer ihre Unzufriedenheit sich mildern.

Dem amerikanischen Kongreß, Senat und Repräsentantenhaus, die am 3. Dezember in Washington wieder zusammengetreten sind, ist die umfangreiche Botschaft des Präsidenten Roosevelt zugegangen. Die Erörterung der wirtschaftlichen Lage nimmt darin naturgemäß den größten Raum ein. Eine schwere finanzielle Krisis, noch tiefer gehend als die von 1893, erschüttert seit der Mitte des Novembers die Wirtschaft und Wohlfahrt der Union; ihre verderblichen Folgen haben das Wirtschaftsleben der ganzen Welt in Mitleidenschaft gezogen. Überspekulation, das Nachlassen

der gewerblichen Tätigkeit, eine geringere Ernte, der dumpfe Groll des Volks gegen die Trusts, nicht zuletzt die den modernen Anforderungen längst nicht mehr entsprechende Einrichtung des amerikanischen Bankwesens haben sie verschuldet. Bei dem Zusammenbruch und der Schließung zahlreicher kleiner Banken, Spar- und Vereinskassen, die dem Ansturm nach barem Gelde nicht gewachsen waren, mußten die viel angefeindeten, von dem obersten Gerichtshofe zur Verantwortung gezogenen Trustmagnaten mit ihren Millionen, die sie den notleidenden Banken zugehen ließen, als Retter des Vaterlandes auftreten: die Mittel des Schatzamts wären viel zu gering dafür gewesen. Diese Tatsache hat den gemäßigten Ton der Botschaft bestimmt, die vor allem die Hoffnung auf die Zukunft neu zu beleben sucht. „Keine Nation hat größere Hilfsquellen als die unsrige, keine besitzt größere Energie und mehr industrielle Geschicklichkeit." Der Handel zwischen den einzelnen Staaten und die Eisenbahnen sollten bis zu einem gewissen Grade der Gesetzgebung des Bundes unterstellt, das Antitrustgesetz dahin verbessert werden, daß es nur diejenigen Verbindungen verbiete, die dem allgemeinen Wohle schaden. Die befriedigende finanzielle Lage des Landes werde hauptsächlich dem gegenwärtigen Tarifgesetz verdankt, das darum nicht geändert werden dürfe. Der Präsident schlägt den Ausbau der großen Stromsysteme zu nationalen Wasserstraßen vor und empfiehlt die Arbeiten am Panamakanal dem Kongresse. Die Schlagfertigkeit und die Bildung in der Armee seien größer als jemals in der Vergangenheit, aber für einen großen und langwierigen Krieg seien der Offiziere und Mannschaften nicht genug. Ähnlich verhalte es sich mit der Flotte, statt eines Kriegsschiffes sollten in diesem Jahre ihrer vier gebaut werden. „Aber," fährt die Botschaft fort, „es ist müßig, Schlachtschiffe zu bauen, wenn wir nicht auch für die nötige Mannschaft sorgen, für Docks, Kohlenstationen, Kohlenschiffe und Torpedoboote. Sowohl an der atlantischen wie an der pazifischen Küste sollen für unsre besten Häfen Befestigungen der besten Art vorgesehen werden." Der Präsident empfiehlt dann die Annahme der Einladung Japans zu der im Jahre 1912 geplanten Ausstellung in Tokio und schließt seine Botschaft mit der Betonung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko und der Mitteilung, daß auf Veranlassung der Präsidenten beider Länder die fünf mittelamerikanischen Republiken in Washington zu einer Friedenskonferenz zusammentreten werden.

Im Schlosse zu Stockholm ist am Sonntag, den 8. Dezember, vormittags 9 Uhr 15 Minuten König Oskar II. im neunundsiebzigsten Jahre seines Lebens und im sechsunddreißigsten einer gesegneten und friedfertigen Regierung gestorben. Er war der Vierte aus dem Stamm der Bernadottes, der Schweden beherrschte. Die Schweden liebten und verehrten ihn als einen schlichten, jedem seines Volkes zugänglichen Fürsten, einen Schützer des Friedens und Förderer jeglicher Kulturarbeit. Die Sorge seines Lebens war die Aufrechterhaltung der Union Schwedens mit Norwegen, und die Auflösung dieser Verbindung durch die Norweger im Jahre 1905 hat seinem Herzen die schmerzlichste Wunde geschlagen. König Oskar besaß ein hervorragendes dichterisches Talent, und seine von hohem Schwunge getragenen, durch die Vollendung ihrer Form ausgezeichneten Dichtungen nehmen in der schwedischen Lyrik einen hervorragenden Platz ein. Seine Bestrebungen galten darum vor allem der Förderung der Kunst und der Wissenschaft, der Entwicklung der Schulen in Schweden. Er war ein politischer Freund Deutschlands und stand in enger Beziehung nacheinander mit unsern drei Kaisern. Unvergessen ist uns der Besuch geblieben, den er dem sterbenden Kaiser Friedrich machte. Von seiner Bewunderung für unsre klassische Literatur geben seine Übersetzungen von Herders „Cid" und Goethes „Tasso" in das Schwedische ein schönes Zeugnis. Sein ältester Sohn, Gustav V., am 16. Juni 1858 geboren, hat mit dem Wahlspruch: „Mit dem Volk für das Vaterland" die Nachfolge angetreten.

Literarische Rundschau.

Militärische Literatur.

Erzieher des preußischen Heeres. Herausgegeben vom Generalleutnant z. D. v. Pelet-Narbonne. Berlin, B. Behrs Verlag. 1905—07.

Erster Band: Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg. Von G. v. Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D.

Zweiter Band: König Friedrich Wilhelm I. und Fürst Leopold I. zu Anhalt-Dessau. Von K. Linnebach, Leutnant im badischen Pionierbataillon Nr. 14, kommandiert zur Intendantur X. Armeekorps.

Dritter Band: Friedrich der Große. Von W. v. Bremen, Oberstleutnant z. D., zugeteilt dem Großen Generalstabe.

Vierter Band: Yorck. Von v. Voß, Generalmajor z. D.

Fünfter Band: Scharnhorst. Von Br. v. Ligniz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilierregiments v. Steinmetz.

Sechster Band: Gneisenau. Von R. Friederich, Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstabe. Lehrer an der Kriegsakademie.

Siebenter Band: Boyen. Von F. v. der Boeck, Generalleutnant z. D.

Achter Band: Clausewitz. Von R. v. Caemmerer, Generalleutnant z. D.

Neunter Band: Prinz Friedrich Karl. Von W. Balck, Major und Bataillonskommandeur im Infanterieregiment v. Courbière.

Zehnter Band: Moltke. Von W. v. Blume, General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterieregiments Herwarth v. Bittenfeld (1. Westfälisches) Nr. 13.

Elfter und zwölfter Band: Kaiser Wilhelm der Große und Roon. Von W. v. Blume, General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterieregiments Herwarth v. Bittenfeld (1. Westfälisches) Nr. 13.

Die Absicht des Herausgebers war, „in knappen, Volkstümlichkeit anstrebenden, jedoch auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Einzeldarstellungen die charakteristischen Züge des Wesens und Wirkens" der „hervorragenden Erzieher des Heeres" der heutigen Generation vor die Augen zu führen. Er stützt sich dabei auf die Überzeugung, daß der bei der Truppe und den Unterführern herrschende Geist „durch die großen Persönlichkeiten an der Spitze des Heeres gebildet wird", und beruft sich auf einen Ausspruch Moltkes: „Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Militärstand, hat unsre Schlachten gewonnen." Mit sicherem Takt, begründet auf eingehende Kenntnis der Heeres- und Kriegsgeschichte, hat der Herausgeber zwölf hervorragende Persönlichkeiten ausgewählt. Die Bearbeitung des Lebens und Wirkens des Begründers des preußischen Heeres, des Großen Kurfürsten, hat er selbst übernommen. Es darf schon jetzt gesagt werden, daß er auch in der Auswahl seiner Mitarbeiter durchaus glücklich war. Das Autorenverzeichnis weist in der Militärliteratur und durch ihre militärische Leistungen hochangesehene und berühmte Namen auf, aber Generalleutnant v. Pelet hat auch nicht gezaudert, in diesen

illustren Kreis eine strebsame jugendliche Kraft hineinzuziehen. Die Aufgabe war eine sehr schwierige. Sollen fürstliche Kriegsherren und Generale nicht in ihrer Eigenschaft als Heerbildner oder Feldherren geschildert werden, sondern als Erzieher, so ist das darum schwieriger, weil in solchen Stellungen das erzieherische Moment weniger unmittelbar hervorzutreten pflegt und in der Regel auch — eine Ausnahme macht Clausewitz — von andern Eigenschaften und von der sonstigen Tätigkeit der Betreffenden nicht trennbar, sondern darin eingeschlossen ist. Schon dadurch wurde eine gleichmäßige Behandlung nach einem Muster ausgeschlossen, vielmehr ein psychologisches Vertiefen in den in jedem Falle überreichen Stoff bedingt, um im gegebenen engen Rahmen ein charakteristisches, von einer bestimmten Seite hell beleuchtetes Bild zu schaffen. Je mehr aber die Darstellung einer Persönlichkeit durch eine scharf begrenzte Aufgabe beengt wird, desto schwerer wird es, die für jede historische Arbeit unerläßliche Objektivität zu bewahren, und allzu leicht führt das Streben, eine bestimmte Eigenschaft und Tätigkeit in helles Licht zu setzen, zu einer Nichtachtung der Schatten, die keiner Persönlichkeit fehlen, die aber zu einem richtigen Bilde wesentlich sind. Man kann sagen, daß diese Schwierigkeit in den meisten Fällen überwunden worden ist, darf indessen auch nicht vergessen, daß es sich hier um eine volkstümliche Schilderung unsrer Helden und nicht um eine kritische Untersuchung auf Grund neuer Quellenforschungen handelt. Darum aber blieb die historische Kritik keineswegs ausgeschlossen, vielmehr wird durch die Angabe der hauptsächlichsten Quellen zu jedem Bande dem Leser die Möglichkeit und Anregung zu weiterem Studium geboten. Einige Verfasser, auch der Herausgeber selbst, haben übrigens auch urkundliche Quellen unmittelbar benutzt. Jeder Darstellung ist ein Bildnis der betreffenden Persönlichkeit und eine Handschriftenprobe beigefügt. Die Ausstattung ist einfach, aber würdig; die einzelnen Bände sind sehr handlich.

Die vom General v. Pelet selbst übernommene Arbeit war vielleicht die schwierigste. Im Wesen und Handeln des Großen Kurfürsten ist mancherlei problematisch, und mancherlei falsche Vorstellungen über das Heerwesen unter ihm sind erst neuerdings durch den Generalstab berichtigt worden. Sind nun auch Angriffe auf Einzelheiten dieser neuesten Darstellung nicht unterblieben, über deren Berechtigung hier nicht entschieden werden soll, so ist die Gesamtaufgabe doch vortrefflich gelöst. Der Verfasser überzeugt uns unwiderleglich, daß der Kurfürst der Schöpfer und Erzieher des brandenburg-preußischen Heeres war — ohne ihn fehlte allem folgenden die Grundlage. Leutnant Linnebach, der sich bereits durch eine gekürzte deutsche Ausgabe von Carlyles „Friedrich der Große" bekannt gemacht hat, gibt uns ein recht zutreffendes Bild von Friedrich Wilhelm I. und dem von ihm untrennbaren „alten Dessauer". Diese beiden bereiteten Friedrich dem Großen, den uns Oberleutnant v. Bremen mit sicherer Beherrschung des Stoffes schildert, die Basis. Es war nicht leicht, bei dem gerade für den Spezialzweck in so außerordentlichem Umfange vorhandenen Material die gegebenen Grenzen einzuhalten. Da trotzdem alle Feldzüge einzeln behandelt werden, ist ihre Darstellung etwas farblos geworden. Eine gerade neuerdings sehr umstrittene Persönlichkeit, Yorck, führt uns General v. Voß vor. Seine erzieherische Tätigkeit ist so einwandfrei, daß der Verfasser sich von neuen Untersuchungen über die außerhalb dieser liegenden Streitpunkte fernhalten konnte. Trotzdem läßt er es sich nicht nehmen, seinen Standpunkt mit kurzer Begründung dahin festzustellen, daß Yorck das Verdienst des selbständigen Abschlusses der Konvention von Tauroggen nicht genommen werden kann. Referent teilt diese Auffassung. General v. Lignitz fiel die dankbare Aufgabe zu, die große und sympathische Persönlichkeit Scharnhorsts darzustellen, undankbar allerdings im Hinblick auf M. Lehmanns großartiges Werk. Trotzdem ist es ihm gelungen, noch neues Quellenmaterial beizubringen. Wenn die scharf ausgeprägte Zerlegung des Stoffes nach den verschiedenen Tätigkeiten Scharnhorsts zwar der psychologischen Vertiefung zugute kommt, aber dem weniger unterrichteten Leser etwas die Übersicht erschwert, so wird dies durch eine aus-

gezeichnete Zusammenfassung im Nachwort ausgeglichen. Gewissermaßen selbstverständlich schließt sich das Bild Gneisenaus an, das Oberstleutnant Friederich, der Verfasser der „Geschichte des Herbstfeldzuges 1813", zu entwerfen hatte. Er hat den reichen Stoff verständnisvoll beschränkt und mit großer Wärme den „Erzieher" geschildert. Es war ein sehr glücklicher Ausweg, daß er eine in dem vorgeschriebenen Rahmen unmögliche eingehende Darstellung der Befreiungskriege durch eine sehr gelungene Charakteristik der Blücher-Gneisenauschen Kriegführung ersetzte. Eine Persönlichkeit, über deren Zurechnung zu den hervorragenden Erziehern sich ernstlich streiten ließe, ist der große Organisator Boyen; indessen möchte man gerade dieses Lebensbild nicht missen, weil es General v. der Boeck gelungen ist, eine auf eingehender Forschung begründete, tief durchdachte und inhaltlich wie formell abgeschlossene und abgerundete Darstellung zu liefern. Im Gegensatz zu Boyen war Clausewitz nur Erzieher, oder mehr noch Lehrer, und auch dies eigentlich erst nach seinem Tode durch seine Schriften. Er findet in Generalleutnant v. Caemmerer einen begeisterten Interpreten, dessen treffliche Arbeit vielleicht noch eindrucksvoller sein würde, wenn sie etwas zurückhaltender in bezug auf Erläuterungen der Clausewitzschen Lehre gewesen wäre. Auch hätte im Interesse derer, die zum Studium von Clausewitz angeregt werden sollen, ein noch schärferes Hervorheben der Tatsache gelegen, daß die historischen Arbeiten des großen Philosophen des Krieges mit vieler Vorsicht zu benutzen sind, wenn man den positiven Gang der Ereignisse kennen lernen will. Es folgt eine Persönlichkeit ganz andrer Art, Prinz Friedrich Karl, mit Liebe von Oberstleutnant Balck geschildert. Er hat vollkommen recht, wenn er ihn als Erzieher in die erste Linie stellt. Seine erzieherische Tätigkeit bei seinem Armeekorps hat Früchte für das ganze Heer getragen. Es hätte jedoch noch mehr betont werden sollen, daß der „Husarenprinz" in erster Linie Infanterist war, und daß das von ihm im großen Publikum fortlebende Bild kein richtiges ist. Als Feldherr war er sehr vorsichtig und etwas langsam. Sein Einfluß auf die Vorbereitung der Kavallerie auf ihre großen Aufgaben im Kriege läßt sich verschiedenartig beurteilen; was er aber für die kriegsmäßige Ausbildung der Hauptwaffe des Heeres, die Infanterie, getan hat, kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden. Es ist eine ungemein glückliche Steigerung, daß die Schlußbände dem General v. Blume zugefallen sind. Es lebt keine Persönlichkeit, die infolge genauer Kenntnis der Vorgänge, an denen er selbst teilgenommen, und mit Rücksicht auf Reichtum und Erfahrung und abgeklärtes Verständnis für die Materie, sowie als Schriftsteller so geeignet gewesen wäre, gleichzeitig die drei Persönlichkeiten zu charakterisieren, die das preußische Heer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Werkzeuge der Einigung Deutschlands gestalteten und somit zum Erzieher des deutschen Heeres wurden. Die Biographie Moltkes und die mit einander verflochtenen Lebensgänge Kaiser Wilhelms und Roons sind vollendete Kunstwerke. Die Fülle und Bedeutung des Stoffes rechtfertigen auch den größeren Umfang des letzten Doppelbandes: es handelte sich ja um die Darstellung der Entwicklung der Grundlagen, auf denen heute noch unsre Wehrkraft steht.

Von der Aufzählung einzelner Irrtümer oder Versehen in einigen Biographien wurde hier mit Absicht Abstand genommen. Die ganze Reihe der Lebensbeschreibungen stellt einen wertvollen Beitrag für die Entwicklung der preußisch-deutschen Heeresgeschichte dar, eine treffliche Kennzeichnung der dabei maßgebenden Persönlichkeiten — auch über die im Titel genannten hinaus. Das Programm des Herausgebers ist vollkommen erfüllt; es ist eine schöne, wertvolle Gabe, die er nicht nur dem Heere, sondern allen Gebildeten mit dieser Sammlung von Volksbüchern im besten Sinne des Wortes bietet.

A. v. Janson.

Zwei Reiterstandbilder.

Gattamelata und Colleoni und ihre Beziehungen zur Kunst. Eine kultur- und kunstgeschichtliche Studie von G. v. Graevenitz. Mit 16 Illustrationen. Leipzig, E. A. Seemann. 1906.

Dies Buch hat mich zu einem Ausflug nach Malpaga veranlaßt und dadurch sehr verpflichtet. Wenn man einmal in Venedig einige Wochen das Kommen und Gehen der Programmreisenden mit angesehen hat, die den Bädeker absolvieren, als gelte es ein Maturitätsexamen, der genießt doppelt die Intimität selten besuchter Stätten. Malpaga ist das Castell der Colleoni, anderthalb oder zwei Stunden südlich von Bergamo, mitten in der platten reichen Ebene, überragt von mächtigen Zinnen, reizvoll durch zierliche Loggien, rings umgeben von einem riesigen Wirtschaftshof, dessen breitschultriger Viztum streng auf den Permesso des Herrn sieht. Gutsnachbar ist der Principe Giovanelli, — aber beide Herren kommen selten hinaus, es sei denn, daß vornehme Besucher, wie die Königin Margherita, das historisch berühmte Castell beehren. Denn auf Malpaga saß einst der alte Condottiere Bartolomeo Colleoni (1400—1475), von fernher besucht und gefeiert wie ein zweiter „Vater der Kriegerschaft". Zu seinen hohen Gästen gehörte auch der König von Dänemark, und die Erinnerung an diesen Liebhaber der Kriegskunst bewahren einige fast zeitgenössische Fresken in dem bescheidenen Saal des Castells; arg beschädigt wie der umfassendere Zyklus im Binnenhof.

Die Gegend von Bergamo ist die Heimat der Colleoni, und an dem schönsten Punkt der herrlichen Bergstadt, zur Seite des Doms, gegenüber der hohen Halle des Palazzo Municipale, ließ der General mit gewalttätiger Hand gegen den Willen der Kanoniker sich die Grabkapelle bauen, die — ein Muster des bunten lombardischen Prunkstils — im kleinen mit der Grabstätte des Giangaleazzo Visconti selbst wetteifert; darin, schräg gegenüber dem eigenen Grabmal, das anziehende Denkmal der früh verstorbenen Tochter Medea. Nicht weit von der Colleonikapelle, an der Via Bartolomeo Colleoni, findet man die dritte Stätte, die den Namen des Condottiere in der Kunst verewigt hat, den Pio Luogo Colleoni, den Sitz einer Stiftung zur Ausstattung armer Mädchen, in der üblichen Art mit dekorativen Fresken geschmückt. Wie drastisch und liebenswürdig, daß die Stiftung unter dem sprechenden Wappen der Colleoni noch nach vier Jahrhunderten aus den überreichen Gewinnen des herrischen Söldnerführers heiratslustigen Mädchen Glück und Segen spendet!

Der größere Teil des Erbes aber scheint von der Republik Venedig in Anspruch genommen worden zu sein, die dafür freilich auch das prachtvolle Reitermonument nach dem Wunsch des Erblassers errichten ließ; zwar nicht vor San Marco, wie der Stifter gewünscht hatte, aber wenigstens (in raffinierter Interpretation) vor der Scuola di San Marco, und man ist darüber einig, daß hier das Werk des Verrocchio und des Leopardi besser steht als auf der Piazza.

Malpaga, Bergamo, Venedig: das sind die Stätten, die von der Ruhmbegier des Bartolomeo Colleoni zeugen; denn daß wir es gleich gestehen, der Gattamelata (Erasmo de' Narni) gehört nur wegen seines großen Monuments von Donatellos Hand neben Colleoni; in dieser Studie wirkt er in jeder Hinsicht als Folie für den Colleoni.

Eine innere Beziehung dieser Gewaltmenschen zur Kunst und damit die tiefere Notwendigkeit der Darstellung fehlt. Aber man kommt darüber hinweg. Ein Junker, dem die Oheime den Vater erschlugen in der Burg Trezza an der Adda, der mühselig von der Mutter aufgezogen wird, dann das Kriegshandwerk erwählt, verschlagen wird bis tief in den Süden nach Neapel, wo er das zweifelhafte Glück hat, einer Königin zu gefallen, der unter Gattamelata in die große Antagonie Venedig-Mailand eintritt, schon als General von dem letzten Visconti in die furchtbaren Gefängnisse der Fornaci gesperrt wird, in denen man nur liegen kann, daraus entkommt und, nachgerade ein Truppenführer von politischer Bedeutung, zwischen beiden Mächten schwankt, um schließlich den Frieden zwischen ihnen zustande zu bringen und sich

darüber eine fast fürstliche Gutsherrschaft zu errichten: dieser Condottiere größten Stils, der zwar das Fürstentum selbst nicht erreichte, aber in seinen Denkmälern stolzer lebt als ein Herzog von Mailand, in seinem Alter der Lehrmeister junger Krieger, der Gastgeber großer Herren, — wahrhaftig, ein Stoff für einen Biographen!

Der Verfasser hat der Versuchung widerstanden, diese Biographie zu schreiben, sich vielmehr wesentlich auf die Beziehungen zur Kunst beschränkt; die fleißig zusammengebrachten Notizen sind interessant und lehrreich; doch scheint mir die Erörterung über die Porträtähnlichkeit des Gattamelata methodisch verunglückt zu sein. Das Büchlein hat reiche Quellennachweise und vortreffliche Abbildungen. K. Brandi.

Ein neues Wanderbuch J. V. Widmanns.

Du schöne Welt! Neue Fahrten und Wanderungen in der Schweiz und in Italien Von J. V. Widmann. Frauenfeld, Huber & Co. 1907.

Böcklin tat einmal die Äußerung, ihm sei unfaßlich, wie man während der Eisenbahnfahrt sich bald auf die eine, bald auf die andre Seite des Wagens setzen möge, um mehr zu sehen, da es doch überall schon aus einem Fenster so viel wahrzunehmen gebe, daß man damit nicht fertig werde. So ungefähr denkt auch J. V. Widmann. Er sieht aus einem Wagenfenster mehr als andre aus zweien. Ein Sonnenblick, eine zweideutige oder grämliche Wetterlaune, eine aufblitzende Vogelschwinge, eine Katze, ein Blütenzweig, ein verdunkeltes Bild, ein Hund, ein Mauerrest, ein verstaubtes Buch — nichts entgeht ihm. Liest man seine Fahrten auf Wegen und Stegen, die man einst selbst beging, so stellt sich wohl das bedauernde Gefühl ein, man habe eigentlich ohne diesen kundigen Begleiter viel zu wenig gesehen. Und wie er mehr zu sehen scheint als andre, so besitzt er auch ein eigenes Vermögen, mehr zu erleben. Reiseerfahren, zutunlich und von Grund aus wohlwollend, gerät er leicht ins Gespräch mit den im Lande Ansässigen und Mitreisenden, wobei er dem Freundlichen gefällig und unterhaltsam begegnet, Widerborstige gelassen und mit guter Laune nimmt. Was Wunder, daß Johannes Brahms sich keinen lieberen Wandergefährten wußte! Geschichtskenntnisse, eine seltene Vertrautheit mit der Literatur mehr als eines Volkes, ein offener Blick für soziale Zustände, namentlich der unteren Schichten, ein alle Zeit vigilanter und marschfertiger Humor, eine heitere Laune, die das Unvorhergesehene gefaßt an sich herankommen läßt und sich schnell wieder ins Gleichgewicht setzt, vervollständigen die Ausrüstung dieses Touristen. Begreiflich, daß er von seinen Fahrten einen wohlgespickten Weidsack heimbringt, wo ein andrer bloß ein mageres Bündelchen füllt. Seine Berichte sind leicht, natürlich, graziös und allenthalben von humoristischen Lichtern erhellt. Er wird nie breit und arbeitet mit geschickten Kontrasten, wie er denn das Prinzip des Gegensatzes und der Variation ebenso fein und wirksam handhabt wie das der Auslese.

Sein neuestes Wanderbuch schildert Ausflüge in die Terra di lavoro, nach Bünden und in die Berner Alpen. Es besitzt die Tugenden der früheren in ungeminderter Frische und eine verstärkt, nämlich die Freude an den Herrlichkeiten der Welt. Einmal haben, wie die Vorrede dankbar bekennt, die Schweizer Landschafter seine Augen erzogen, und dann — die Erde strahlt ihm schöner und farbiger, weil ihn die Jahre daran mahnen, daß es alsgemach zu scheiden gelten könnte. Er klagt nicht, er dankt. Sein Buch ist „ein Liebesgruß an die Welt, der innig und herzlich gemeint ist als der eines Mannes, dem das gütige Geschick gönnte, in einem von der Natur sichtlich bevorzugten Lande alt zu werden, in einem Lande, wo jeder Schritt ins Freie das Zusammengehörigkeitsgefühl mit allen Wesen und Erscheinungen der Landschaft zu festlicher Freude steigert".

Möge das Geschick diesem Erdenfahrer die Augen noch lange hell und die Wanderfüße noch lange rege erhalten! Adolf Frey.

βλ. **Fénelon et Mme. Guyon.** Par Maurice Masson. Paris, Hachette & Cie. 1907.

Der Verfasser des vorliegenden Buches tritt für die mehrfach angezweifelte Echtheit dieser Korrespondenz zwischen Fénelon und Madame Guyon, und zwar infolge einer Beweisführung, ein, die sein Unternehmen rechtfertigt, sie zum ersten Male vollständig und in chronologischer Ordnung zu veröffentlichen. Die Beziehungen zwischen dem Theologen des Quietismus und der Prophetin desselben sind bekannt. Fénelon war siebenunddreißig Jahre alt, als er der Frau begegnete, die von den einen als Heilige verehrt, von den andern als Wahnsinnige verschrien wurde. Er war es, der unter ihren Einfluß geriet, und die mystische Seelenfreundschaft zwischen ihnen überdauerte die Verfolgung, die Verbannung, die endliche Verurteilung durch Rom. Nie hat Fénelon die Frau verleugnet, der er die innere Wiedergeburt, die völlige Hingebung der passiven Liebe zu Gott verdankte. Es ist relativ gleichgültig, welchen Eindruck die Briefe von Madame Guyon auf den Leser machen, ob er sich, z. B. nach Lektüre der Schlußzeilen des autobiographischen Fragments (S. 12), dem verdammenden Urteil Bossuets anschließen wird, „der in der Selbstüberhebung dieser Frau ein Ärgernis für die Seelen und eine Gefahr für die Kirche sah. Die Tatsache bleibt bestehen, daß einer der vielseitigsten, überlegensten, feinsinnigsten und frömmsten von allen Menschen einer großen Zeit, und derjenige, der Madame Guyon am besten kannte, den Verkehr mit ihr wie ein Gnadengeschenk betrachtet hat, und daß sie es war, die sich rühmen durfte, seiner Seele den Frieden gebracht zu haben.

βλ. **Récits d'une Faute.** Mémoires. II. Par la Comtesse de Boigne. Paris, Plon. 1907.

Obwohl wir uns bereits über den ersten Band der vorliegenden Aufzeichnungen geäußert haben, verdient diese von 1815 bis 1819 weiter geführte Veröffentlichung eine besondere Erwähnung. Ihr Inhalt, über dessen Authentizität kein Zweifel laut geworden, ist durch den Charakter der Verfasserin bestimmt. Die meisten Denkwürdigkeiten wenden sich erst nach dem Tode ihrer Autoren an die Öffentlichkeit und vermeiden es, aus menschlich naheliegenden Gründen, die Stimmen, die sozusagen aus dem Grabe zu uns sprechen, Bitteres und Verletzendes künden zu lassen. Sie verschleiern lieber da, wo sie anklagen müßten. Berühmte Ausnahmen von der Regel, die Memoiren von Saint-Simon, von Chateaubriand, um nur diese zu nennen, oder die heimatlichen Indiskretionen Ludmilla Assings, sind der Neugierde willkommen gewesen. Die Sympathie für diejenigen, die sie um diesen Preis befriedigten, ist nicht dadurch gesteigert worden. Ihnen schließt Madame de Boigne sich an. Man lese S. 360 z. B. des vorliegenden Bandes ihre erneuten Angriffe auf die Tochter Ludwigs XVI., die jetzt einfach beschuldigt wird, dem Andenken der Mutter Abneigung entgegengebracht zu haben. Marie Antoinette hatte ein Testament hinterlassen, das 1815 gefunden wurde. Es entlockte den kühlsten Männern Tränen. Die Herzogin von Angoulême allein hätte es nicht nur kalt, sondern nahezu übellaunig in Empfang genommen. Für die ungeheuerliche Behauptung nennt Madame de Boigne den Herzog Decazes. Eine Note auf derselben Seite 362, allerdings nicht von der Gräfin, sondern nach Lucien Maurys Aufsatz in der Revue bleue, bringt die Bestätigung der im ersten Bande, S. 32, von ihr ausgesprochenen Beschuldigung, Marie Antoinette habe der Leidenschaft für den Grafen Fersen nachgegeben. Sie erfolgt in Form eines Liebesbriefes der Königin an den Grafen, der undatiert und nur in Abschrift im Nachlaß Klinkowströms, des Biographen Fersens, sich vorfand. Klinkowström vernichtete vor seinem Tode alle Briefe Marie Antoinettes, nachdem er sie nur in Auszügen benützt hatte. Er wollte das Andenken der Königin retten. Diese, eine kompromittierende Kopie, scheint ihm entgangen zu sein. Das übrige besorgte Madame de Boigne. Es macht einen peinlichen Eindruck, daß der Schlag gegen die unglückliche Königin von einer Frau geführt wird, einer Royalistin, deren Kinderantlitz Marie Antoinette einst mit Küssen bedeckte und deren Familie sie bevorzugte. Im übrigen enthalten die Memoiren vieles Interessante, auf das näher einzugehen wir wohl noch Gelegenheit haben werden.

γ. **Henrik Ibsen als Dichter und Denker.** Von Anathon Aall, Privatdozent für Philosophie an der Universität Halle. Halle a. S., Max Niemeyer. 1906.

Der Verfasser dieser Schrift ist selbst Norweger von Geburt, und also von Haus aus besonders berufen, das große Problem Ibsen zu deuten. Er faßt ihn als dramatischen Theoretiker, und zwar als einen so großen, wie die Weltliteratur kaum einen zweiten aufweist. Ibsen hat geringeres Interesse an materiellen Tatsachen als an den Ideen und Willensäußerungen, zu denen die Tatsachen Anlaß geben: seine Menschen sind keine Wirklichkeitsfiguren — wo philosophiert ein Bauernjunge so wie Peer Gynt, welche Mutter verstrickt sich so in Diskussionen über Naturrecht contra positives Recht, daß sie wie Nora ihr Heim verließe, ohne nur an das Los ihrer Kinder weiter zu denken? An Stelle praktischer Handlungen treten Zusammenstöße von Prinzipien, und das Auf und Ab in den Seelen, der Rhythmus des psychischen Lebens wird ersetzt durch die unvermittelte Ablösung der schroffsten Gegensätze in einer und derselben Seele. Das Ziel aber ist nicht bloßer Umsturz, sondern der Fortschritt der Menschheit in der Richtung der Vollkommenheit; Ibsens Ideale sind kraftvolles Handeln, Liebe zur Freiheit, Mitgefühl mit der Menschheit, Achtung vor der Wahrheit, Sinn für das Erhabene; durch das Drama hierzu beizutragen war sein innerster Wunsch. „Wohin sollen wir sehen?“ fragt Rita in „Klein Eijolf“, und Allmers antwortet: „Aufwärts! aufwärts zu den Gipfeln, zu den Sternen und zu der großen Stille.“ Das Buch, dessen Grundgedanken sich so zusammenfassen lassen, ist ein guter Beitrag

zur Ibsen-Literatur, in der eine Stimme wie diese wohl berechtigt ist.

λμ. **Die Frauenfrage in den Romanen englischer Schriftstellerinnen der Gegenwart.** Von Dr. Ernst Foerster. Marburg, N. G. Elwert. 1907.

Der Verfasser beschäftigt sich in dieser Broschüre mit den von Frauen geschriebenen „problem novels" der letzten zwanzig Jahre in England und hält sich hierbei besonders an drei Schriftstellerinnen: George Eggerton, Mona Caird und Sarah Grand. Ohne mit seiner eigenen Meinung den aufgeworfenen Fragen gegenüber hervorzutreten, berichtet er, wie durch die Romane dieser drei Frauen das „new woman" (oder „advanced woman") in Literatur und Leben eingeführt wurde. So stellt er zusammen, was jede der drei über die vier verschiedenen Phasen des Weibes zu sagen wußte: über die liebende Frau, die Frau als Gattin, die Frau als Mutter und die Frau als Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Der zweite Teil der Schrift zeigt uns, was für ein Gesamt- und Idealbild der Frau jede dieser drei sich gemacht hat, und zum Schluß werden die Wirkungen der zitierten Schriften aufgezählt und die Verfasserinnen selbst bewertet. Auch das aber ohne eigenes Urteil, nur als Referat andrer Referate. Es wäre ganz interessant gewesen für deutsche Leser, wenn der Verfasser einen Vergleich versucht hätte mit deutschen Schriftstellerinnen der Frauenprobleme. So hat er wenigstens das Material dazu geliefert.

γ. **Deutsche Bücherei.** Berlin, Deutsche Bücherei. O. J.

Von dieser längst gut eingeführten Sammlung, deren einzelne Bändchen (durchschnittlich 100—120 Seiten) nur 30 Pfennige kosten, liegen uns vierzehn Nummern vor. Sie bringen von Max Lenz ausgewählte Vorträge (Humanismus und Reformation; Ulrich v. Hutten; Gustav Adolf; Bismarcks Religion usw.), von H. v. Treitschke und Erich Marcks Essays (Luther; Fichte; v. Treitschke; Bismarck); von Wilhelm Münch eine Anzahl seiner feinsinnigen Betrachtungen (Allerlei Menschliches: Neugier, Wißbegier, nationale Erziehung, Langeweile, der Mensch und das Wetter, die Leute aus dem Pfarrhause, die erste Liebe, drei Kleinstädter); von Karl Böttticher Aufsätze zur antiken Gottesverehrung (Festleben der Hellenen; Wasser und Feuer im Kultus der Hellenen; Heilige Bäume); von demselben eine Studie über Schinkel; von Hans v. Wolzogen drei Studien über E. T. A. Hoffmann, über Richard Wagner und Raimund; von Prof. Dr. Ernst v. Leyden (in vier Bändchen) eine Reihe von medizinischen Aufsätzen, besonders über Tuberkulose, Lungenentzündung, Ernährungsfragen; endlich von dem kaiserlichen Botschaftsarzt a. D. Dr. med. Hans Leyden Aufzeichnungen über seine Reisen nach Tanger, Tetuan, Livadia, Cintra, El Ferrol usw. unter dem Titel „Kreuz und Quer". Man darf sagen, daß alle diese Beiträge sorgsam ausgewählt sind und über die verschiedensten Gebiete beachtenswerte und gediegene Belehrung vermitteln.

ον. **Notes sur l'Art japonais.** Par Teisan. La sculpture et ciselure. 2ième édit. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

ι. **Moderne Probleme der Malerei.** Vortrag, gehalten auf dem Kongreß von St. Louis 1904 von Okakuro Kakugo, Vizepräsident der Gesellschaft japanischer Maler. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von B. Oldenberg. Kiel, Walter G. Mühlau. 1907.

Der französische pseudonyme Autor setzt hier sein 1905 begonnenes Werk fort, dessen erster Teil „La peinture et gravure" in Bd CXXVII, S. 477 dieser Zeitschrift besprochen worden ist. Die Behandlung des Stoffes ist dieselbe geblieben, eine unendlich mühsame und ebenso trockene, auf dem Studium europäischer Sammlungen und der einschlägigen, gewissenhaft aufgeführten Literatur begründete Arbeit. Wir erfahren weit mehr über die auch bei uns reichlich vertretene Kleinkunst als über die eigentliche Bildhauerkunst, die in Japan selbst studiert sein will. Die seinerzeit versprochene Zusammenstellung der Künstlerzeichen ist auf später verschoben. Der Verfasser fühlt wohl selbst, daß ohne sie die endlosen Stammtafeln der Künstlerfamilien den Wert verlieren, und verweist auf andre Quellen. Man erfährt vielerlei und doch wenig über den Geist der japanischen Kunst. Einen besseren Begriff von ihm gibt der von Frau B. Oldenberg vortrefflich übersetzte Vortrag des Japaners Okakuro Kakugo. Echt japanisch sind die den Amerikanern und Europäern gemachten Komplimente, nicht frei von Ironie. Anfangs scheint der Vortragende unsern Modernen zuzuneigen, dann aber offenbart sich die fast unüberbrückbare Kluft zwischen japanischer und europäischer Auffassung, die einen Zwiespalt in Japan selbst herbeigeführt hat. Ein Teil der jüngeren Generation warf die alten Traditionen über Bord und ahmte Europa nach — das Ergebnis war eine seelenlose, handwerksmäßige Kunst. Kakugo nennt sich konservativ, indessen ist er keineswegs reaktionär: er sträubt sich nicht gegen die Nutzbarmachung europäischer künstlerischer Technik, aber will die alte japanische Ideenwelt festhalten: auch in der Malerei soll der Gedanke im Vordergrund bleiben — der ausgesprochenste Gegensatz zu unsern Modernen. Diese Bestrebungen zur Reformierung und Neubelebung der alten Kunst verdienen die größte Beachtung; sollten sie erfolglos bleiben, so gehört die japanische Kunst nur noch der Geschichte an.

νδ. **Assyrian Sculptures arranged and annotated.** By Rev. Archibald Paterson, B. D., Assistant Curate: Parish of St. Barnabas, Sutton: Surrey. H. Kleinmann & Co., Haarlem, Holland.

Dieses Werk, von dem jetzt neun Teile vorliegen, beabsichtigt die assyrischen Bildwerke, die vor allem den Ausgrabungen zu Kujundschik (= Ninive), Khorsabad und Nimrud entstammen und dem 9. bis 7. vorchristlichen Jahrhundert angehören, weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Dieses Unternehmen ist um so dankenswerter, als sich allmählich die Erkenntnis Bahn bricht,

daß auch das Studium der abendländischen Kunst der Kenntnis der morgenländischen nicht entraten kann. Die Hilfsmittel für das Studium altorientalischer Kunst, deren größter Zweig die assyrische bildet, waren bisher noch recht mangelhaft. Wer nicht in den großen Museen die Originale selbst betrachten konnte, war entweder auf verhältnismäßig teure Einzelphotographien oder auf unerschwinglich kostspielige, meist gar nicht mehr zu beschaffende Publikationen angewiesen. Daher wird mancher, dem es bisher nicht möglich war, sich eingehender mit assyrischer Bildhauerkunst zu befassen, die neue Veröffentlichung mit Freuden begrüßen, zumal der Preis bei der künstlerisch vollendeten Ausführung der Tafeln (Photographien nach den Originalen) recht niedrig bemessen ist. Den Tafeln sind Erklärungen in Englisch, Deutsch und Französisch beigefügt, die dem Leser den Weg durch die Mannigfaltigkeit des Gebotenen weisen sollen; es wäre sehr wünschenswert, daß die Ausführlichkeit dieser Erläuterungen, durch die sich die beiden letzten Lieferungen auszeichnen, auch fernerhin beibehalten werde.

γ. **Geschichte des Welthandels.** Von M. G. Schmidt. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Die vorliegende Schrift ist Nr. 118 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt"; ihr Verfasser, Oberlehrer in Marburg a. L., hat sich zum Teil auf Resultate eigener früherer Arbeit stützen können; größtenteils aber hat er die Ergebnisse andrer Forscher zu einem Gesamtbilde vereint. Er beginnt mit der Handelstätigkeit der Ägypter und schreitet zu der der Euphratvölker und der Phönizier fort, um daran das Aufkommen der Griechen zu reihen, welche die Monopolstellung der Phönizier zerstörten. Darauf folgen die Römer, die Byzantiner und Araber, die italienischen und deutschen Städte des Mittelalters, die Messen der Champagne, die Entdeckungen der Portugiesen, Spanier, Holländer, Engländer, und mit Stolz sehen wir am Schluß auch die deutsche Nation wieder sieghaft auf den Plan treten. Diesen ganzen ungeheuren Stoff hat Dr. Schmidt in ausgezeichneter Weise durchdrungen und anschaulich gestaltet; und wir glauben diese Nummer als eine der besten der ganzen, mit Recht so beliebten Sammlung bezeichnen zu dürfen. Einen Wunsch können wir nicht unterdrücken. Es ist der, daß da, wo die Sache es nahelegt, jeweils ein paar Seiten Anmerkungen dem Text beigegeben werden. Wo z. B. kann man sich über das „Gewichtstück mit unverkennbar ägyptischer Prägung" näher unterrichten, das F. Biedermann „in einer Jurahöhle Frankens" gefunden hat und das auf uralten Handelsverkehr vom Nil zum Main schließen läßt? In welcher Publikation ist der phönizische Opferwagen abgebildet, der bei Schwerin gefunden wurde? Das möchte man doch wissen, und ganz wenige Seiten würden für je ein Bändchen ausreichen. Wir merken an, daß nach den „Hamburger Nachrichten" vom 31. März 1907 in Hamburg eine Inschrift eines Phöniziers Hammon gefunden worden ist, aus der die Anwesenheit der Phönizier in der nordischen Handelsmetropole aktenmäßig hervorgeht; der Opferwagen steht also nicht mehr vereinzelt da.

γ. **Mit Graf Waldersee in China.** Tagebuchaufzeichnungen von Fedor v. Rauch. Berlin, Fontane. 1907.

Der Verfasser dieser Aufzeichnungen hat sie dem Grafen Waldersee seinerzeit noch vorgelegt, und der Graf hat eine große Anzahl Stellen als fortzulassende bezeichnet, manchmal auch andre Fassungen beigesetzt. Jetzt, nachdem Waldersee tot ist, erscheinen die Aufzeichnungen im wesentlichen in ihrer ursprünglichen Gestalt, mit Waldersees Bemerkungen; vieles, was früher beanstandet werden konnte, kann, nach so manchen Veröffentlichungen seitdem, heute anstandslos gedruckt werden. Wir stehen nicht an, das Tagebuch v. Rauchs als eine sehr wertvolle Quelle für die chinesische Expedition zu bezeichnen. Die großen Schwierigkeiten, mit denen der Oberkommandant zu kämpfen hatte, treten deutlich hervor. Auch die Persönlichkeiten, die neben Waldersee auf der Bühne standen, werden uns lebendig vorgeführt, und zahlreiche amtliche Schriftstücke meist mit einer zutreffenden Würdigung im Wortlaut mitgeteilt; im Anhang erhalten wir einen Plan von Peking, von der Kaiserstadt und der Verteilung Pekings unter die einzelnen Truppenteile.

γ. **Erlebnisse und Erinnerungen aus dem russisch-japanischen Kriege.** Von Friedrich v. Rottebeck, Reservefähnrich. Berlin, Modernes Verlagsbureau. 1907.

Ein Balte, der am 9. Juli 1904 zum Stabe der 22. russischen Infanteriedivision eingezogen wurde, erzählt hier seine Erlebnisse bis zur Schlacht am Schaho, wo er verwundet wurde, und der von Mukden, an der er, Ende November genesen, wieder Anteil nahm. Die Darstellung ist lebendig und anspruchslos; ihr Wert liegt natürlich nicht in großen Enthüllungen, wozu Rottebeck in seiner Stellung nicht die Möglichkeit hatte, sondern in der getreuen Wiedergabe von charakteristischen Einzelheiten und Erlebnissen. Dahin rechnen wir die Mitteilung, daß hinter Moskau die Begeisterung der Bevölkerung für den Krieg und die ausrückenden Soldaten gleich Null war (S. 3), daß Städte wie Charbin sich als Kombination von Großstädten und Kehrichthaufen darstellten (S. 41), daß die Chinesen die Kühe nur zum Ziehen benutzten und von Milch und deren Erzeugnissen keine Ahnung hatten (S. 61) u. dgl. Für die Kriegsgeschichte ist am wichtigsten wohl die Beschreibung des panischen Schreckens, der nach der Niederlage von Mukden über den russischen Troß kam (S. 194 ff.).

γ. **Deutsch-Ostafrika.** Von H. Fonck. Erstes Heft: Die Schutztruppe. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1907.

Ein Offizier in der kaiserlichen Schutztruppe, Hauptmann Fonck, der seit zehn Jahren Ostafrika kreuz und quer durchwandert hat, bietet dem Leserkreis nunmehr die Früchte seiner Beobachtungen in fünf Heften, die rasch nacheinander zur Ausgabe gelangen sollen. Das erste unterrichtet über die Entstehung der Schutztruppe im Jahre 1889, wo Wißmann sie schuf,

um den Araberaufstand niederzuschlagen, über die Ausbreitung der Stationen im Inneren, über die größeren Unternehmungen, über den heutigen Stand der Truppe nach Rekrutierung, Ausrüstung, Bewaffnung, Einteilung, Verpflegung, Unterkunft, Strafen, Belohnungen, technischer Ausbildung. Die Schießfähigkeit der Schwarzen wird durch die vorzüglichen Augen der Naturmenschen und deren angeborene Gemütsruhe und geringe Aufregungsfähigkeit sehr begünstigt; auch für den Felddienst bringen sie die besten Eigenschaften mit, namentlich Verständnis für die Geländebenutzung und das Anpirschen an den Feind. Fonck war öfters überrascht über den geringen Munitionsverbrauch da, wo den Leuten das Feuern selbst überlassen werden mußte: alte Askaris behalten ihre Ruhe auch im Gefechte vollkommen. Der Europäer findet Gehorsam, da die Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit dem Neger ganz fern liegen; aber er darf sich nicht gehen lassen, sonst verliert er bei dem scharf beobachtenden Naturmenschen leicht den Respekt — ein Europäer, der Hüte fünfter Garnitur pünktlich abtrug, hieß gleich bei den Negern „der alte Hut". Das interessante Heft ist mit zahlreichen Bildern geschmückt, bei denen man aber öfters nur mit Zuhilfenahme einiger Phantasie errät, was sie darstellen sollen.

γ. **Die lettische Revolution.** Zwei Teile. Mit einem Geleitwort von Professor Dr. Theodor Schiemann. Berlin, Georg Reimer. 1906, 1907.

Ein Ungenannter bietet hier eine Geschichte der Verwüstung der Ostseeprovinzen während des Jahres 1905 auf Grund möglichst authentischen Materials, und ein Kenner dieser Dinge wie Th. Schiemann übernimmt laut seines Geleitwortes „die volle wissenschaftliche und moralische Verantwortung für diese Publikation". Zunächst werden wir über den Schauplatz und die treibenden Kräfte dieser Revolution unterrichtet. Es liegt sehr nahe, zu meinen, daß die lettische Erhebung eine agrarische Bewegung sei, ein Bundschuh der unterdrückten lettischen Bauernschaft gegen den deutschen Grundbesitz. Der Verfasser unsrer Schrift belegt es mit unbestreitbaren Beweisen, daß dies keineswegs der Fall, daß der lettische Bauer vielmehr sich in befriedigender wirtschaftlicher Lage befindet, daß er, wie die Zeitung „Rossija" im November 1899 selbst feststellte, „Land erwerben, reich werden und sein Haupt erheben konnte, während der russische Bauer trotz reicher natürlicher Anlagen zum Bettler herabsank und entartete". Ebensowenig ist von einer nationalen Unterdrückung die Rede; die Deutschen pflegten das fremde Volkstum, machten seine Eigenart in Europa bekannt und unterrichteten in der Volksschule in lettischer Sprache. Wenn trotzdem eine blutige Saat in die Halme schoß, so trägt die Schuld die Grenzmarkenpolitik der russischen Regierung. Auf dem von ihr vorbereiteten Boden hat dann die Sozialdemokratie geerntet; diese, der die russische Regierung ohne ihren Willen den Weg frei machte, goß vollends Öl ins Feuer und versetzte der deutschen Kultur Wunden, wie sie seit Iwan dem Schrecklichen keine mehr empfangen hatte. Im zweiten Teile der Schrift wird dies in aktenmäßiger Weise durch Aufzählung aller Mordanschläge, Morde und Brandstiftungen belegt, und wir erhalten auch genaue Kartendarstellungen, welche die Verteilung der Untaten über die einzelnen Kirchspiele veranschaulichen.

γ. **Les institutions des principautés lombardes de l'Italie méridionale.** Par René Poupardin. Paris, Champion. 1907.

Die politischen und administrativen Einrichtungen der lombardischen Fürstentümer Benevent und Capua werden in dieser Monographie von einem jungen französischen Historiker an der Hand der Quellen sorgfältig dargestellt. Das Interessante des Stoffes liegt darin, daß die Fürsten sich als Vertreter der alten Könige ihrer Nation ansehen und die Organisation aufrechthalten, die vor der fränkischen Eroberung im lombardischen Reiche bestanden hatte. Als Anhang ist eine Sammlung der Erlasse der Fürsten von 774—1054 beigegeben. Das Ganze ist ein gehaltvoller Beitrag zur mittelalterlichen Staats- und Rechtsgeschichte.

ρ. **Aus Ost und Süd.** Wanderungen und Stimmungen. Von Generalleutnant z. D. v. Hoffmeister. Mit 62 Abbildungen. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1907.

Unsre Leser kennen den Verfasser aus den höchst anmutigen, farben- und gestaltenreichen Skizzen, die diese Zeitschrift gebracht hat, und die, durch eine Reihe wohlgelungener, an Ort und Stelle aufgenommener Photographien illustriert, den wesentlichen Inhalt des vorliegenden, sehr hübsch ausgestatteten Bandes bilden. Neu wird ihnen das erste Stück „Eine Chinafahrt 1900/01" sein, das, reizvoll an und für sich, ein besonderes Interesse dadurch gewinnt, daß es uns den liebenswürdigen Wanderer der andern Abschnitte hier in seiner Eigenschaft als Truppenführer zeigt. Was die „Frühlingsfahrten in den Orient" auszeichnet und in der „Winterfahrt nach Tripolis, Tunesien und Sizilien" zu voller Entfaltung kommt, finden wir gleichsam im Keime schon in den Blättern, die der damalige Oberst v. Hoffmeister als Kommandeur des 4. ostasiatischen Infanterieregiments seinen „Erinnerungen an den chinesischen Feldzug" widmet; das Militärische vereint sich hier mit einer in ihrer Einfachheit um so mehr ansprechenden Art der Darstellung, und als schönste Tugend des deutschen Soldaten erscheint neben dem starken Pflichtgefühl die Humanität. Dieser Zug warmer Menschenfreundlichkeit, diese Teilnahme, die das Fremdartige mit hellem Blick anschaut und sympathisch begreift, dieser Drang in die Ferne bei tief wurzelndem Heimatsgefühl charakterisieren das Buch durchaus und machen seine Lektüre zu einer wahrhaft fesselnden. Es tritt uns aus ihm eine Persönlichkeit entgegen — eine, die beseelt von Patriotismus, aber frei von Vorurteilen, und religiös gestimmt, aber in bestem Sinne tolerant ist; ein Mann, der die Welt und die Menschen kennen gelernt und doch nicht aufgehört hat, sie zu lieben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ahrens. — Mathematische Spiele. Von W. Ahrens. Mit einem Titelbild und 69 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Albing. — Eine seltsame Verbindung. Roman von Ansgar Albing. Freiburg i. Br., Herder. 1907.

Albing. — Frühling im Palazzo Caccialupi und andere Geschichten. Von Ansgar Albing. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Herder. 1907.

Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. — Unter Mitwirkung von 300 Fachgelehrten des In- und Auslandes herausgegeben von Ulrich Thieme. und Felix Becker. Erster Band. Aa—Antonio de Miraguel. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1907.

Bachmann. — Savonarola. Ein Drama von Franz Bachmann. Dresden, v. Zahn und Jaensch. 1907.

Baedeker. — Griechenland. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit einem Panorama von Athen, 15 Karten, 25 Plänen, 5 Grundrissen und 2 Tafeln. Fünfte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1908.

Baer. — Prinzeß Elisa Radziwill. Ein Lebensbild von Oswald Baer. Mit vierzehn Abbildungen und einem Brieffaksimile. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Barth. — Amerikanische Eindrücke. Eine impressionistische Schilderung amerikanischer Zustände in Briefen von Theodor Barth. Berlin, Georg Reimer. 1907.

Barzini. — Peking—Paris im Automobil. Eine Wettfahrt durch Asien und Europa in sechzig Tagen. Von Luigi Barzini. Mit einer Einleitung von Fürst Scipione Borghese. Mit 168 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1908.

Bertram. — Studien zu Adalbert Stifters Novellentechnik von Ernst Bertram. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 1907.

Bethge. — Die Lyrik des Auslandes in neuerer Zeit. Herausgegeben von Hans Bethge. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus. — Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen. Begründet von Wilhelm Lindemann. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage von Otto Hellinghaus. Erster Band: Klopstocks Werke. Der Göttinger Dichterbund. — Zweiter Band: Lessing. Wieland. — Dritter Band: Herder. Claudius. Bürger. Jean Paul. Freiburg i. Br., Herder. 1907.

Bierbaum. — Der Musenkrieg. Eine Studentenkomödie in vier Aufzügen für die Opernbühne. Von Otto Jul. Bierbaum. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Bierbaum. — Felix Schnabels Universitätsjahre oder der deutsche Student. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von A. v. S. Neudruck, eingeleitet und mit Bemerkungen aus dem „Burschikosen Wörterbuch" (Nagaz 1846) versehen von Otto Julius Bierbaum. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Biermann. — Die Weltanschauung des Marxismus. An der materialistischen Geschichtsauffassung und an der Mehrwertlehre erörtert von W. Ed. Biermann. Leipzig, Roth & Schunke. 1908.

Bölsche. — Tierbuch. Eine volkstümliche Naturgeschichte von Wilhelm Bölsche. Erster Band. Mit Zierleisten und 10 Tafeln. Berlin, Georg Bondi. 1908.

Borgius. — Die Weltsprachen-Bewegung vor dem Forum sachverständiger Kritik. Von W. Borgius. Berlin, Hans Th. Hoffmann. 1907.

Briefe deutscher Frauen. — Ausgewählt von E. Wasserzieher. Buchschmuck von H. Vogeler, Worpswede. Dresden, L. Ehlermann. O. J.

Bruns. — Das Postwesen, seine Entwicklung und Bedeutung. Von Johannes Bruns. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Bruns. — Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung. Von Johannes Bruns. Mit 4 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Bücher, Die, des deutschen Hauses. Herausgegeben von Rudolf Presber. Erste Reihe. Erster Band: Die Leiden des jungen Werther von Johann Wolfgang von Goethe. Mit vier Illustrationen. — Zweiter Band: Zwischen Himmel und Erde. Erzählung von Otto Ludwig. Illustriert von Paul Schenrich. — Dritter Band: Die Elixiere des Teufels. Nachgelassene Schriften des Bruders Medardus, eines Kapuziners. Von E. Th. A. Hoffmann. Mit vier Illustrationen von Ernst Stern. — Vierter Band: Deutsche Pioniere. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Friedrich Spielhagen. Mit vier Originalillustrationen von Gino von Finetti. Berlin und Leipzig, Buchverlag fürs Deutsche Haus. 1908.

Buchgewerbe, Das, und die Kultur. — Sechs Vorträge von R. Focke, H. Hermelink, R. Kautzsch, H. Waentig, G. Witkowski, R. Wuttke, Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Burckhard. — Quer durch das Leben. Fünfzig Aufsätze von Max Burckhard. Wien und Leipzig, Tempsky — Freitag. 1908.

Calderons größte Dramen religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nötigsten Erläuterungen versehen von Dr. Franz Lorinser. Zweite Auflage, herausgegeben von Engelbert Günthner, Professor in Rottweil am Neckar. Drei Bände. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1904—1907.

Carlyle. — Essais choisis de critique et de morale. Traduits de l'Anglais avec une introduction par Edmond Barthélemy. Deuxième édition. Paris, Société du Mercure de France. 1907.

Carlyle intime. — Lettres de Thomas Carlyle à sa mère, dont plusieurs inédites, revues sur les originaux par M. Alexandre Carlyle. Traduites par Emile Masson. Avec un portrait de Mrs. Carlyle. Deuxième édition. Paris, Société du Mercure de France. 1907.

Claudius. — Matthias Claudius' Werke. Chronologisch geordnet, mit Angabe der ursprünglichen Lesarten, einer biographischen Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Georg Bührmann. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Collignon. — Scopas et Praxitèle. Par Maxime Collignon. Paris, Plon. 1907.

Dehn. — Von deutscher Kolonial- und Weltpolitik. Von Paul Dehn. Mit vier Textillustrationen und einer Karte. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1907.

Deutsche Bücherei. — 73/78. Die sozialen Kernfragen. Von Eduard v. Hartmann. Drei Bände. — 79/80. Deutsche Sagen. Von den Brüdern Grimm. Auswahl. Herausgegeben von Chr. Tränckner. — 81. Kaspar Hauser. Von Anselm Ritter von Feuerbach. Mit einer biographischen Würdigung Feuerbachs von Leo Freiherrn von Egloffstein. — 82/83. Modernes Theater. Eindrücke und Studien. Von Heinrich Stümcke. — 84. Aus Pompeji. Skizzen und Studien von Julius Kurth. — 85. Japanische Erzählungen und Märchen. Von Hans Haas. — 86. Aus deutscher Vorzeit. Vier alte Werke deutscher Dichtung in kurzer neuhochdeutscher Prosafassung für das deutsche Volk herausgegeben von Elly Steffen. Berlin, Verlag Deutsche Bücherei, G. m. b. H.

Dohrn. Die künstlerische Darstellung als Problem der Ästhetik. Untersuchungen zur Methode und Begriffsbildung der Ästhetik mit einer Anwendung auf Goethes Werther. Von Wolf Dohrn. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1907.

Doms. — Die Odyssee der Seele. Tagebuchblätter. Von Wilhelm Doms. Mit Federzeichnungen des Verfassers. München u. Leipzig, R. Piper & Co. 1907.

Ebell. — Perlen der Sandstein-Vogesen. Streifzüge durch Zabern und seine Umgebung. Plaudereien von Max Ebell. Mit neun Abbildungen von W. Richter-Rheinsberg, wovon 2 farbig. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. 1908.

Eberhard-Humanus. — Die Polarität als Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung. Von Ernst Eberhard Humanus. Berlin-Schlachtensee, Volkserzieher-Verlag, Wilhelm Schwann.

Ebner-Eschenbach. — Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. Mit zwei Bildnissen in Fünffarbendruck. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

El-Correi. — Das Tal des Traumes (Val di sogno). Roman von El-Correi. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1908.

Ehrenberg. — Straßburger Gedenkblätter. Dichterische Blicke auf Altes und Neues im schönen Elsaß und auf Sonstiges. Von Fritz Ehrenberg. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. 1907.

Erzieher, Unsere religiösen. — Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern unter Mitwirkung von O. Baumgarten, A. Baur u. v. a. herausgegeben von B. Beß. I. Von Moses bis Huß. II. Von Luther bis Bismarck. Leipzig, Quelle und Meyer. 1908

Etzel. — Fabeln und Parabeln der Weltliteratur. Gesammelt und mit literar-historischen Einführungen herausgegeben von Theodor Etzel. Leipzig, Max Hesse.

Faesi. — Zürcher Idylle. Von Robert Faesi. Zürich, Schultheß & Comp. 1908.

Fontane. — Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane. Herausgegeben von Josef Ettlinger. Berlin, F. Fontane & Co. 1908.

Forrer. — Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer von Robert Forrer. Mit 3000 Abbildungen. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Robert Franz und Arnold Freiherr Senfft von Pilsach. — Ein Briefwechsel 1851—1888. Berlin, Verlag von Alexander Duncker. 1907.

Friedrich der Große. — Die Schule der Welt. Komödie in drei Akten von Friedrich dem Großen. Übersetzt von Hans Landsberg. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1908.

Fulda. — Der Dummkopf. Lustspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Fulda. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Gaulcke. — Religion und Kunst. Von Johannes Gaulcke. Mit 8 Tafeln in Tonätzung. Esslingen, Paul Neff. 1907.

Germain. — La France africaine. Par Prosper Germain. Avec cartes et graphique. Paris, Plon. 1907.

Gjellerup. — Das Weib des Vollendeten. Ein Legendendrama von Karl Gjellerup. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1907.

Goldmann. — Vom Rückgang der deutschen Bühne. Polemische Aufsätze über Berliner Theateraufführungen von Paul Goldmann. Frankfurt am Main, Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1908.

Grimm. — Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe. Mit acht farbigen Original-Vollbildern von Heinrich Vogeler-Worpswede, drei Bildnissen und einer Einleitung von Heinrich Wolgast. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Gurlitt. — Der Verkehr mit meinen Kindern. Von Ludwig Gurlitt. Illustriert. Dritte Auflage. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock. O. J.

Güßfeldt. — Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug, nebst autobiographischen Mitteilungen aus den Jahren 1868—69 und 1906/07. Von Paul Güßfeldt. Mit zwei Kartenskizzen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Haendcke. — Kunstanalysen aus neunzehn Jahrhunderten. Ein Handbuch für die Betrachtung von Kunstwerken von Berthold Haendcke. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Hansjakob. — Der Vogt auf Mühlstein. Eine Erzählung aus dem Schwarzwald. Von Heinrich Hansjakob. Prachtausgabe mit acht Heliogravüren nach Originalzeichnungen von Wilhelm Hasemann. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1907.

Hassert. — Die Städte, geographisch betrachtet. Von Kurt Hassert. Mit 21 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Herr. — Der Entscheidungskampf um den Boden der Ostmark. Mittel und Wege zum Ziele. Von E. Herr. München, J. F. Lehmann. O. J.

Herz. — Aus Dichtung und Sage. Vorträge und Aufsätze von Wilhelm Herz. Herausgegeben von Karl Vollmöller. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Hey. — Zwölf Fabeln für Kinder von Wilhelm Hey. Mit Bildern von Otto Speckter. Berlin, Georg Koenig.

Hillern. — Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Ursulinerkloster des dreizehnten Jahrhunderts von Wilhelmine von Hillern. Sechste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Hlatky. — Weltenmorgen. Dramatisches Gedicht in drei Handlungen von Eduard Hlatky. Vierte und fünfte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1907.

Hocke. — Moderne Analyse psychischer Erscheinungen. Vortrag von A. Hoche. Jena, Gustav Fischer. 1907.

Hoffmann. — Im Lande der Phäaken. Novellen von Hans Hoffmann. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Hofmann. — Die Grundlagen bewußter Stilempfindung. Von Albert von Hofmann. II. Der Begriff des Malerischen. III. Das Wesen des Künstlerischen. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Hornstein. — Memoiren von Robert von Hornstein. Mit einer Heliogravüre nach einem noch nicht reproduzierten Gemälde Franz von Lenbachs. Herausgegeben von Ferdinand von Hornstein. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H. 1908.

Jacobsen. — Sehnen und Suchen. Die Geschichte einer Entwicklung von Johannes Jacobsen. Flensburg, G. Soltau. O. J.

Index of archaeological papers. 1665—1890. — Edited by George Laurence Gomme. London, Constable & Co. 1907.

Kalbeck. — Johannes Brahms. Zweiter Band. Erster Halbband. 1862—1868. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft m. b. H. 1908.

Kalischer. — Aphorismen. Von E. Kalischer. Bonn, Karl Georgi. 1907.

Karl. — Sully Prudhomme. Eine psychologisch-literaturgeschichtliche Studie von Ludwig Karl. Leipzig und Chemnitz, Wilhelm Gronau. 1907.

Kirchberger. — Anfänge der Kunst und der Schrift. Von Th. Kirchberger. Mit einer Tafel und neunzehn Abbildungen im Text. Esslingen, Paul Neff. 1907.

Kohler. — Eine Faustnatur. Roman von Josef Kohler. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock. O. J.

Kohler. — Moderne Rechtsprobleme. Von Josef Kohler. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Kohut. — Friedrich der Große als Humanist. Von Adolph Kohut. Leipzig, O. Gracklauer. 1908.

Kurth. — Durch Mitleid wissend. Ein Versbuch von Ferdinand Max Kurth. Berlin, Kunstthealerverlag. 1908.

Langenbeck. — Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Von Wilhelm Langenbeck. Mit 19 Bildnissen. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Lavisse. — Histoire de France. Tome septième II. Louis XIV. (1643—1685). Par E. Lavisse. Paris, Hachette et Cie. 1907.

Lecky. — Charakter und Erfolg. Aus W. E. H. Lecky's The Map of Life übersetzt von M. Barnewitz. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Leopold. — Goethes Katze. Von Svend Leopold. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Lhotzky. — Die Zukunft der Menschheit von Heinrich Lhotzky. Die Entwicklungsfrage. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Lhotzky. — Die Zukunft der Menschheit von Heinrich Lhotzky. Die Freiheitsfrage in der Menschheit. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Lhotzky. — Die Zukunft der Menschheit von Heinrich Lhotzki. Die religiöse Frage. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Lindau. — Gustav Freytag. Von Hans Lindau. Mit einem Bildnis Freytags nach Karl Stauffer und einem Faksimiledruck. Leipzig, S. Hirzel. 1907.

Lipps-Goldschmidt-Gutmann. — Der Kirchenzwang in der Schule. Drei Vorträge von Theodor Lipps, Friedrich Goldschmidt und Karl Gutmann. München und Leipzig, Georg Müller. 1907.

Lobedank. — Der Stammbaum der Seele. Von Emil Lobedank. Mit 9 Abbildungen im Text. Halle a. S., Karl Marhold. 1907.

Löwes, H., Unterrichtsbriefe zur schnellen und leichten Erlernung fremder Sprachen nach neuer, natürlicher Methode. Englisch. Achte verbesserte Auflage. Neu bearbeitet von R. Meienreis. Erste Lieferung. Russisch. Verfaßt von W. Glitin. Erste Lieferung. Berlin, Regenhardtsche Verlagsanstalt G. m. b. H.

Magnus. — Vom Urtier zum Menschen. Gemeinverständliche Darstellung des gegenwärtigen Standes der gesamten Entwicklungslehre von Rudolf Magnus. Mit 11 Abbildungen im Text und 15 Tafeln. Halle a. S., Karl Marhold. 1908.

Mamroth. — Aus dem Leben eines fahrenden Journalisten von Fedor Mamroth. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1907.

Marwitz. — Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Herausgegeben von Friedrich Meusel. Erster Band: Lebensbeschreibung. Mit drei Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Marwitz. — Vom Leben am preußischen Hofe 1815 bis 1852. Aufzeichnungen von Karoline v. Rochow, geb. v. d. Marwitz, und Marie de la Motte-Fouqué, bearbeitet von Luise v. d. Marwitz. Mit zwei Bildnissen in Kupferdruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Mehlhorn. — Die Blütezeit der deutschen Mystik. Von Paul Mehlhorn. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Merx. — Die Bücher Moses und Josua. Eine Einführung für Laien. Von Adalbert Merx. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Meunier. — La comtesse de Mirabeau (1752—1810) d'après des documents inédits par Dauphin Meunier. Avec la collaboration de Georges Lelvir. Ouvrage orni d'illustration et de fac-similés d'autographes. Paris, Perrin et Cie. 1908.

Meyer. — Geschichte des Altertums. Von Eduard Meyer. Zweite Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Mörikes Brautbriefe. — Eingeleitet und herausgegeben von Walther Eggert Windegg. München, C. H. Beck. 1908.

Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst. — Herausgegeben von Ludwig von Buerkel. Zweiter Halbjahrsband 1907. München, D. W. Callwey.

Nothnagel. — Das Sterben. Ein Vortrag von Hermann Nothnagel. Mit einem Porträt und einem Faksimile. Zweite Auflage. Wien, Moriz Perles. 1908.

Oertzen. — Am offenen Fenster. Terzinen und Sonette. Von Georg von Oertzen. Karlsruhe, Friedrich Gutsch. O. J.

Péladan. — La doctrine de Dante. Par Péladan. Paris, E. Sansot & Cie. 1908.

Perlen aus dem Schatze deutscher Dichtung. Proben zur Literaturkunde von Wilhelm Reuter. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Lorenz Lütteken. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. 1907.

Piloty. — Gedichte von Robert Piloty. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1907.

Pintschovius. — Schiller und Jena. Von Karl Pintschovius. Mit Zeichnungen von L. B. Heyder. Jena: für den Verlag Fritz Heyder. Auslieferung für den Buchhandel: Frommann. 1907.

Pollak. — Franz Grillparzer and the austrian drama. By Gustav Pollak. New-York, Dodd, Mead & Co. 1907.

Poppée. — Graphologie. Von Rudolphine Poppée. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Schriftproben. Leipzig, J. J. Weber. 1908.

Prager. — Der deutsche Buchhandel. Seine Geschichte und seine Organisation. Nebst einer Einführung: Der Ursprung des Buches und seine Entwicklung. Von R. L. Prager. Erster Band. Mit fünf Abbildungen. Berlin, Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft (S. Simon). O. J.

Prittwitz und Gaffron. — Der Preuße. Ein Lehr- und Lernbuch für Schule, Haus und Heer. Von Walter von Prittwitz und Gaffron. Neu bearbeitet und erweitert in 16. Auflage von E. T. Müller. Berlin, Liebel. 1908.

Rieser. — „Des Knaben Wunderhorn" und seine Quellen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volksliedes und der Romantik von Ferdinand Rieser. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 1908.

Saint-Trond. — Norland. (Tenorio in Thule.) Eine Rassentragödie von Saint-Trond. Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt. 1907.

Salomon. — Allgemeine Geschichte des Zeitungswesens von Dr. Ludwig Salomon. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1907.

Scheffel. — Josef Viktor von Scheffels Briefe an Karl Schwenitz (nebst Briefen der Mutter Scheffels) 1845 bis 1886. Leipzig, Georg Merseburger. 1906.

Schubring. — Rembrandt. Von Paul Schubring. Mit einem Titelbild und 49 Textabbildungen. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Schmiedel. — Richard Wagners religiöse Weltanschauung. Von Otto Schmiedel. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Schurz. — Lebenserinnerungen von Karl Schurz. Zweiter Band. Berlin, Georg Reimer. 1907.

Seligmann. — Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1905–1907. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von A. F. Seligmann. Wien und Leipzig, Hugo Heller & Co. 1908.

Sommer. — Goethes Wetzlarer Verwandtschaft. Von Robert Sommer. Mit 8 Abbildungen. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1908.

Statuen deutscher Kultur. — Band 13. Die Geschichte von Gisli dem Geächteten. Aus dem Isländischen des 12. Jahrhunderts. Deutsch von Friedrich Ranke. — 14. Dichter und ihre Gesellen. Novellen von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Herausgegeben von Alexander von Bernus. — 15. Eichendorffs Gedichte. Ausgewählt von Will Vesper. — 16. Gedanken und Gedichte. Von Philipp Otto Runge. Ausgewählt und eingeleitet von Emil Sülger-Gebing. München, C. H. Beck. O. J.

Stein. — Neuere Dichter im Lichte des Christentums. Gesammelte Aufsätze von Bernhard Stein. Ravensburg, Friedrich Alber. 1907.

Storm. — Theodor Storm's Briefe in die Heimat aus den Jahren 1853—1864. Herausgegeben von G. Storm. Mit zwei Porträtbildnissen. Berlin, Karl Curtius. 1907.

The history of the Book War. — Fair Book prices versus publishers' Trust prices. London, The Times. 1907.

Thieß. — Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Karl Thieß. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Thurn. — Die Funkentelegraphie. Von H. Thurn. Mit 53 Illustrationen. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Toussaint. — Anecdotes curieuses de la cour de France. Sous le règne de Louis XV par François-Vincent Toussaint. Texte original publié avec une notice biographique, des annotations et des pièces justificatives par Paul Fould. Deuxième édition. Paris, Plon. 1908.

Tutor. — Suprema lex, oder die Reliquie des Egoismus. Von H. Tutor. Leipzig, Max Spohr. O. J.

Ular. — Die gelbe Flut. Ein Rassen-Roman von Alexander Ular. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1908.

Ullsteins Weltgeschichte. — Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur- und Geistesleben. Herausgegeben von J. von Pflugk-Harttung, unter Mitwirkung von J. Beloch, E. Bezold, K. Brandi, Th. Brieger, E. Brockelmann, A. Brückner u. v. a. Geschichte der Neuzeit. Berlin, Ullstein & Co. O. J.

Verworn. — Die Mechanik des Geisteslebens. Von M. Verworn. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Vinci. — Textes choisies. Par Léonard da Vinci. Traduits et mis en ordre méthodique avec une introduction par Péladan. Avec un portrait et XXXI fac-similés. Paris, Société du Mercure de France. 1907.

Volkelt. — Zwischen Dichtung und Philosophie. Gesammelte Aufsätze von Johannes Volkelt. München, C. H. Beck. 1908.

Volksbücher der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. — 13. Der Wilddieb. Von Ernst Wichert. — 14. Die drei Großmächte. Von Levin Schücking. — 15. Der Erbonkel und andere Geschichten. Von Ludwig Anzengruber. — 16. Kußwirkungen. Von Helene Böhlau. — 17. Die Last. Von Ilse Frapan-Akunian. — 18. Die Verlobung in St. Domingo. — Das Erdbeben in Chile. — Der Zweikampf. Von Heinrich von Kleist. — 19. Der Adlerwirt von Kirchbrunn. Von Peter Rosegger. — 20. Die Mutter. Von Ernst Zahn. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Vollmer. — Vom Lesen und Deuten heiliger Schriften. Geschichtliche Betrachtungen von Hans Vollmer. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1907.

Vorländer. — Kant — Schiller — Goethe. Gesammelte Aufsätze von Karl Vorländer. Leipzig, Dürr. 1907.

Wagner. — Justizgesundung. Eine Programmschrift. Von Klaus Wagner. Hannover, Helwinger. 1908.

Weber. — Die Großstadt und ihre sozialen Probleme. Von Adolf Weber. Leipzig, Quelle & Meyer. 1908.

Weddigen. — Der König von Sion. Trauerspiel in 5 Akten von Otto Weddigen. Leipzig, Eduard Maerter. O. J.

Weimar, Das klassische. — Nach Aquarellen von Peter Wolze. Mit erläuterndem Text von Eduard Scheidemantel. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1907.

Weltrich. — Schillers Ahnen. Eine familiengeschichtliche Untersuchung. Von Richard Weltrich. Mit 6 Stammtafeln und 4 in den Text gedruckten Wappen. Weimar, Hermann Böhlau's Nachf. 1907.

Wolff. — Einhard von Stachen. Eine Mär von der Donau. Von Victor Wolff. Berlin, A. Hofmann & Co. 1908.

Zabel. — Theatergänge von Eugen Zabel. Berlin, A. Hofmann & Co. 1908.

Zelle. — Geschichte der Freiheitskriege. Vierter Band. 1815. Die hundert Tage von Elba bis Helena. Mit einer Karte. Von W. Zelle. Leipzig, Richard Sattler. O. J.

Zerr. — Der Jenseitslüge Ende. Von Johannes Zerr. Berlin, Hermann Walther. 1907.

Ziehen. — Über die Führung des Schulaufsichtsamtes an höheren Schulen. Von Julius Ziehen. Frankfurt a. M. und Berlin, Moriz Diesterweg. 1907.

Zyromsky. — Sully Prudhomme. Par Ernest Zyromski. Paris, Armand Colin. 1907.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Monika.

Novelle

von

Ilse von Stach.

Erstes Kapitel.

Pater Maximus stand im Rahmen seiner Tür und sah nachdenklich hinweg über das gesegnete Tal zu seinen Füßen in den abendlichen Himmel, da die schrägen Strahlen der Sonne einige schwere Wolken durchbrachen und zur Erde herabfuhren. Wie sich die Wolkenmassen so zusammengeballt hatten, mochten sie wohl der Schemel sein für die Füße des hochgelobten Sohnes der Jungfrau, und der lichte, durchscheinende Himmel der Saum seines Kleides — so wie er einst wiederkommen würde — in der Herrlichkeit, wie er verheißen hatte. Pater Maximus lehnte den alten Kopf zurück an den Türpfosten und schloß die Augen und sann der verhüllten Gottheit nach, ohne Hoffnung oder Wunsch, sie zu schauen, aber ihr nahe durch Weisheit und Güte.

Als die Glocken der Pfarrkirche am Fuße des Berges den Engel läuteten, erhellte sich sein undurchdringliches Gesicht um den Schein eines Frühlichtstrahles, der unversehens den Weg durch die kleine Lücke in der großen Mauer gefunden hat; und stünde irgendwo — ungerufen und ungesehen — ein Späher, so könnte er den Leuten im Städtchen erzählen, daß Pater Maximus, dessen Heiligkeit schon für viele ein Segen geworden war, recht herzlich und menschlich erfreut die Vesperstunde begrüße, in der allabendlich die schmale Gestalt seines jungen Freundes auf der letzten Windung des Fußpfades erscheint, der an vierzehn Leidensstationen vorbei zur Kapelle führt. Auf freiem Gipfel, nur von großen, einförmigen Pappeln umstanden, ragt sie gebieterisch und kantig in den Horizont als eine rechte Tochter der triumphierenden Kirche. Ein wenig abseits, wo der dichtere Wald beginnt, der sich über die Krümmung des Berges bis hinunter ins Tal erstreckt, hat Pater Maximus vor Jahren seine Hütte erbaut, um die Einsamkeit der Kapelle zu teilen und Zwiesprache zu halten mit dem dort und überall gegenwärtigen Gott.

Seitdem ist ein junges Geschlecht herangewachsen, und die alte Zeit, die seine Jugend sah, ist in den Herzen der Menschen so recht abgrundstief versunken vor einer täglich neuen, geschäftigen Gegenwart, die bei Tagesanbruch durch die Straßen und über den Marktplatz zieht und alle Sinne und Herzen auf sich gerichtet weiß. Aber in der Einsamkeit und auf der Höhe des Berges rollen die Tage dahin wie edle Perlen, rund und vollendet und sich gleich untereinander, und die Monate so und so die Jahre; und wenn der Mensch seiner welkenden Haut nicht achtet, möchte er wohl schon in der Zeit glauben, er stehe unberührbar und unwandelbar in der Ewigkeit.

Nur am Lächeln und am lebhafteren Blick der dem Irdischen fast erloschenen Augen vermag der Freund zu erkennen, daß auch Pater Maximus die geschäftige Gegenwart mit ihren täglichen Forderungen an junge, sehnige Tatkraft und mit ihren nächtlichen Träumen für alles, was da atmet und sich sehnt, für ein köstliches Gut erachtet, das dem Menschen gegeben ist, und davon auch er in seiner Jugend ein weniges geschmeckt hat.

Während die hellen Glocken den Engel läuten, erhebt sich der junge Gerbert von der letzten Leidensstation Christi und eilt seinem treuen Beichtvater entgegen, begierig, von dessen Erkenntnis wieder und wieder zu schöpfen, nicht wissend, daß er selber mit jeder Beichte, jedem Zweifel und jeder Frage dem alten Heiligen ein wechselndes Erinnern an die Welt zurückläßt. So ist nun dies die Stunde geworden, in der Pater Maximus seine lange Andacht unterbricht, um mit einem vertrauenden Knaben noch einmal den Weg seiner Seele zu gehen, der zu so stiller und feierlicher Vollkommenheit geführt hat.

In der Hütte hat er schon die Schemel zurecht gerückt, hat auch Öl auf die zinnerne Lampe gegossen, die mit ihrem spärlichen Schein vier kahle Wände beleuchtet, deren eine den gekreuzigten Gottmenschen mit durchbohrten Händen und Füßen trägt. Zögernd und mit immer neuer Ehrfurcht tritt Gerbert ein; Maximus folgt ihm und zieht die Tür hinter sich zu, der herbstlichen Natur den Einlaß in die leichten Wände wehrend.

Als sie sich nun gewohnterweise gegenüber saßen, begann Gerbert mit niedergeschlagenen Augen: „Ehrwürdiger Vater, die Zeit ist nicht mehr fern, in der ich mein priesterliches Amt aus Gottes Hand empfangen soll; aber nicht in gleichem Maße wie mein Leib mit jedem Atemzug diesem großen Tage entgegenlebt, wird meine Seele still und bereit, sein Geschenk würdig hinzunehmen; ich suche vergebens im Gebete Erleuchtung oder auch in den ehrwürdigen Schriften der Väter. Ach, seit vielen Nächten war es mir nicht vergönnt, ein ‚Ave' zu beten, daß mich nicht Ausgeburten der Hölle unterbrochen hätten; möchte nur der Versucher leibhaftig und in seiner wahren Gestalt vor mir erscheinen, daß ich ihn deutlich erkennen könnte! Aber unter dem unschuldigen Bilde einer lieblichen Jungfrau bläst er mir seine verfluchten Ratschläge ein und überläßt meine Seele dem grausamsten Zweifel, ob meine Augen einen Engel oder eine Teufelin geschaut haben. Seht, Pater Maximus, ich ringe mir die Hände wund, daß Gott mich erleuchten möge, ganz eindeutig zu unterscheiden, welche Träume mir von ihm selbst zur Prüfung und Erbauung

kommen, welche aber sein vermaledeiter Widersacher mir zur Versuchung und zum Fall in meine Gebete sendet."

Nicht, daß Pater Maximus dem Jüngling nicht hätte antworten können mit sanfter, überzeugender Stimme: „Freund, deine Träume sind aus dir selbst geboren, der du mit den Füßen die Erde trittst und unaufhörlich an ihr hastest und doch den Blick aufhebst bis zu den Sternen! Menschliche Träume kommen vom Menschen, der, zu seiner Qual, Gott und den Teufel zugleich in der eigenen Brust zu tragen verdammt und erwählt ist" — nicht daß Pater Maximus nicht für sich selbst Antwort genug gewußt hätte auf die Fragen nach einigen Wunderbarlichkeiten der göttlichen Führung. Aber er schwieg, und sein Gesicht blieb unbeweglich, und nur ein forschender Blick aus den ernsten Augen bedeutete den Jüngling, daß er weitersprechen solle und seine Seele mehr noch entblößen.

„Warum," fuhr Gerbert fort, „warum, mein Vater, verdunkelt Gott sein Angesicht täglich von neuem, daß wir seinen Willen nicht erkennen können! Sind wir nicht einer Welt von Anfechtungen preisgegeben, ohne eine genügende Regel und Richtschnur, die uns den rechten Weg zeigen würde, wenn wir bereit sind, ihn zu gehen. Was hilft es mir, wenn ich mich ihm hingegeben habe über alles, wenn ich Seinen Namen nicht freventlich mißbrauche, wenn ich Seinen Feiertag heilig halte, wenn ich Sein zehnfaches ‚du sollst' erfüllt habe, da doch ein hundertfaches: ‚Was soll ich?' meine Seele zermartert?

„O, mein Vater, Seine Verheißungen brennen in meiner Seele wie lebendiges Feuer, aber nicht als ein Feuer der Sehnsucht, sondern als ein nagender Zweifel und Stachel des Unglaubens! Wo erfüllen sich Seine Verheißungen und wo Seine Drohungen? O, er verläßt die Menschen und stößt sie in die Irre und wird sie nachmals dafür richten.

„Pater Maximus, gewährt mir eine Gunst! Und haltet solche Bitte meiner großen Bedrängnis zugute; denn ich will mich nicht vorwitzig in die Geheimnisse Eurer heiligmäßigen Seele mit der Gottheit drängen. Hat Er jemals Eure Gebete erhört? — Hat Er Euch jemals geantwortet in einer Sprache, die zu verstehen unsre Sinne scharf genug sind? Und *wie* habt Ihr gebetet, *wie* habt Ihr gerungen, daß Euch solche Antwort zuteil wurde?"

Pater Maximus erhob sich langsam von seinem Schemel, holte aus der Kammer, in der er seine kleinen Vorräte barg, einiges Brot auf einer Schüssel und ging damit vor die Tür seiner Hütte; denn es war Abend geworden, und die Tiere des Waldes hatten sich gewöhnt, um diese Zeit aus der milden Hand des heiligen Mannes gespeist zu werden.

Als er zurückkam, blieb er vor dem Jüngling stehen, richtete den Blick in eine Welt, deren Erhabenheit Gerbert mit erschreckter Seele ahnen mochte, und sprach: „Wenn der Christmond über der Erde aufgeht, sind es dreißig Jahre, seit ich zuletzt gebetet habe."

Gerbert fuhr entsetzt von seinem Schemel in die Höhe, bekreuzigte sich und starrte Pater Maximus an, als sei er eine jener nächtlichen Erscheinungen, deren himmlische oder höllische Herkunft zweifelhaft war. Dann erst besann

er sich, daß er einem Heiligen gegenüberstehe, der schon Kranke geheilt und Verzweifelnde getröstet hatte, und beschuldigte seine zu Täuschungen geneigten Sinne: seine Augen, die aus dem Nichts fabelhafte Gestalten erschufen; sein Gehör, das die menschliche Sprache oder auch die Sprache der Natur umdeutete in Worte, die seine Seele gefährden mußten.

Er stürzte vor dem alten Manne auf die Knie und rief leidenschaftlich: „Das sei ferne von Euch, Pater Maximus, daß Ihr, ein Priester Gottes und Seiner hochheiligen Kirche, Euer Gebet versäumtet! Eure ungeheuerlichen Worte drücken mich zu Boden; deutet sie mir und richtet mich auf, damit ich Euer teures Bild wiederum erkenne."

„Ruhe in Gott," nahm Maximus das Wort, „und du wirst begreifen, daß ein Gebet, das drängt und fordert, keinen Raum mehr findet bei der letzten, unwiderruflichen Hingabe an den Ewigen, dessen Name heilig ist."

Gerbert verstand diese Worte nicht. Er verstand nicht, wie der Mensch sich so bescheiden und erheben kann, daß er, selig wie Gott selber, nicht mehr in Schmerzen hingerissen ist über das zeitliche und ewige Schicksal der Menschheit, nicht mehr ringt und fordert um ein Zeichen der ewigen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit; er verstand nicht, wie der sterbliche Mensch gleich den Abgeschiedenen, die in der Wahrheit wandeln, nur noch anbeten kann, nicht aber mehr beten; denn ein Gebet naht nicht wunschlos dem Unveränderlichen, der sich nicht selbst entäußern kann; ein Gebet, und sei es auch getragen von den heiligsten Gefühlen des menschlichen Herzens, bleibt doch immer eine Blüte — wenn auch die lieblichste — des menschlichen Vorwitzes. Aber Gerbert fühlte, daß Pater Maximus über sein Verstehen groß und gut war, küßte ehrerbietig die Hand des Greises, stand auf und nahm seinen Platz wieder ein.

„Mein Vater," begann er, „werdet Ihr mir einmal aus einer Zeit erzählen, in der Ihr noch betetet und auf das göttliche Eingreifen in den Lauf der menschlichen Dinge mit Ungestüm hofftet? — O, Ihr werdet mir heute davon erzählen — heute, da Ihr so fern und entrückt seid wie niemals zuvor — heute werdet Ihr mir näher sein denn je, wenn Ihr mir Anteil gönnt an den Tagen Eurer Jugend."

„Meine Zunge ist schwer geworden durch das lange Schweigen," antwortete Maximus, „und meine Gedanken sind langsam; aber es gibt Bilder der Vergangenheit, die ihre Farbe nicht verlieren, und die zu beschreiben auch die ungeschickteste Sprache noch Worte finden muß. Es gibt Jahre, die mit so unauslöschlicher Deutlichkeit sich vor allen andern in unser Gedächtnis eingraben, daß wir uns auch wohl im Traume noch nicht um ihre Ziffer irren könnten. Wenn ich zurückdenke, so durcheilen meine Gedanken die Jahre wie einen Weg ohne Grenzsteine; aber plötzlich, in weiter Ferne, steht aufgerichtet ein trotziger Eckstein mit den Schriftzeichen darauf: ‚Anno Domini fünfzehnhundertundsiebenundfünfzig'."

Hier setzte sich Pater Maximus und stützte den Kopf gedankenlos in die Hände. „Wenn es zu deinem Frieden dient, mein Sohn, von der Jugend eines alten Mannes zu hören, eines Priesters, der seine Gelübde getan

und — gehalten hat, so will ich dir die Geschichte der heiligen Monika erzählen, die zugleich die Geschichte meiner Jugend ist."

„Mein Vater," rief Gerbert lebhaft aus, „wie sollte das zugehen, da doch die heilige Monika seit vielen hundert Jahren in ihre Herrlichkeit eingegangen ist?"

Ein feines, fast unmerkliches Lächeln glitt über die welken Züge des Greises. „Sagte ich die heilige Monika? Nun, so laß es denn also sein!" Und er fuhr fort, nachdem das Lächeln wieder einem tiefen, schmerzlichen Ernst gewichen war: „Es gibt auserwählte Menschen, die von Gott gezeichnet sind; aber unsre Augen sind gehalten, daß wir das Zeichen der Schmach nicht unterscheiden können von dem der Verherrlichung."

Zweites Kapitel.

Pater Maximus erzählte: „Ich stand im fünfundzwanzigsten Lebensjahre, als Monika ihre erste Beichte vor mir ablegte. Aber ich war noch ein Knabe, als eines Tages ein junges Geschöpf mir auf meinem Wege begegnete, dessen Anblick mich über die Maßen erschütterte. Damals gerade reifte der Entschluß in mir, mein Leben Gott zu weihen und den Genuß seiner immerwährenden Anbetung dem Genuß der weltlichen Freuden vorzuziehen. Aber dieses junge, herrliche Mädchen verwirrte in einem einzigen Augenblick die wohlgeordneten Fäden meiner Gedanken, an denen ich seit Jahren mit kindlichem Ernst gesponnen hatte. Sie mochte mir um zwei oder drei Lenze voraus sein, aber um so vollendeter erschien sie mir.

Es war eine stürmische Nacht, in der die Gewissensangst — ich hatte mir eine kleine Unwahrheit zuschulden kommen lassen — mich hinaustrieb; hastig und planlos lief ich am Ufer des bewegten Rheines entlang, indem ich mich teils laut, teils leise, in den heftigsten Vorwürfen gegen mich selbst erging.

Da stand sie plötzlich vor mir, einige gut gewählte Steine in der Schürze haltend, die sie, einen nach dem andern, in großem Bogen, sich und den Wellen zum Spiele, von der Böschung herunterwarf. Ein unendlich freudiger Blick traf mich aus ihren hellen, kühnen Augen, den ich unsicher, zweifelnd und doch sehnsüchtig erwiderte.

Ich erwog in meinen Gedanken, daß sie wohl nicht, sie nicht, aus unruhigem Gewissen ihre Kammer verlassen haben könne, und fragte mich heimlich, warum sie zu dieser ungewöhnlichen Stunde in der Einsamkeit und Fährlichkeit der Nacht sich befinde, statt, wie es einem jungen und schönen Mädchen geziemt, in tiefem Schlummer auf ihrem Lager zu liegen. Sie mochte meine Gedanken erraten haben, denn sie rief mir fröhlich zu: „Mein Geliebter ist eine Tagereise entfernt von mir, da suche ich mir den Sturm zum Gefährten, daß er mir die endlose Nacht verkürzen helfe!"

Ich stand wie versteinert.

Noch niemals zuvor hatte mich ein Mann oder eine Frau für würdig gehalten, mit mir — einem Knaben — von der Liebe zu reden; nur von meinem vertrautesten Freunde wußte ich, daß er die Locke eines blonden Mädchens auf dem Herzen trug.

Aber ich hatte mir schon mancherlei Gedanken gemacht darüber, daß der Mensch in Sünden empfangen sei, daß uns irdische Liebe in die Netze des Teufels verstricke, daß, einmal der Leidenschaft verfallen, die böse Lust wie ein gieriges Tier aus den Augen des seiner göttlichen Kindschaft beraubten Menschen hervorsehe. Sprachlos sah ich in das klare Mädchenangesicht und suchte darin vergebens das Merkmal der Verworfenheit; denn ich wußte nichts von einer Unschuld, die größer ist als die Sünde, auch nichts von einer Kraft, die stark genug ist, schuldig zu sein.

‚Soll ich für dich beten?‘ fragte ich endlich nach langem, fruchtlosem Schweigen.

‚Wenn du willst, so tue es,‘ antwortete sie, ‚oder besser noch, ich bete für dich — denn mein Gebet, weißt du, hat der Himmel gehört!‘ Bei den letzten Worten sank der Ton ihrer Stimme und, wie mir schien, färbten sich ihre Wangen, was mich in eine unbeschreibliche Verwirrung stürzte. Ich drückte ihr leidenschaftlich die Hand, eilte davon und lief, so schnell mich meine Schritte trugen, bis ich atemlos in meiner Kammer ankam, wo ich mich zu Boden warf und bitterlich weinte.

Einige Monate später fand man sie eines Morgens vor der Klosterpforte der Klarissen bewußtlos im Rasen liegen: sie hielt ihr Kind — ein feines, wohlgebildetes, kleines Mädchen — fest und zärtlich in den Armen. Als die junge Mutter noch einen Augenblick zum Bewußtsein erwachte, sagte sie zu der dienenden Schwester, die ihr beistand: ‚Sie heißt Monika.‘ Schneller noch als der Priester mit den Sterbesakramenten kam der Tod; die fürsorglichen Arme, die das Kind gehalten hatten, streckten sich und gaben die kleine Monika frei, die von nun an der Obhut und Pflege der Schwestern verblieb.“

Als Pater Maximus sich nach einem Stillschweigen anschickte, den Tod jenes jungen Geschöpfes tiefsinnig zu betrachten, befürchtete Gerbert, er möchte sich in seinen Gedanken über menschliche und göttliche Gegenstände verlieren und zwang durch eine Frage die schwindenden Gestalten der Vergangenheit vor dem geistigen Auge des Greises wieder in festere Formen.

„Wie erging es der kleinen Monika nach dem Tode ihrer schönen Mutter?“ fragte er.

„Die kleine Monika,“ antwortete Maximus, „erhielt nach dem Tode der einen, unersetzlichen, recht viele sorgliche und freundliche Mütter; insbesondere wurde sie der Pflege einer jungen Schwester anvertraut — Schwester Antonia war ihr Name.

Sei es nun, daß Schwester Antonia allzu unbewandert war in der Kunst, so ein kleines Lebendiges zur Ruhe des Gemütes zu bringen, sei es, daß — wie man im Kloster sehr bald einsah — solch ein wilder Schößling nun einmal heftiger aus der Knospe bricht als eine friedlich, im wohlbestellten Garten der Ehe gesäte Menschenblüte — genug, die kleine Monika gebärdete

sich schon in den ersten Monaten ihres Lebens so unbändig, daß oft die jungfräulichen Schwestern ratlos die schwankende Wiege umstanden und die eigene Keuschheit segneten, die sie davor bewahrt hatte, so kleine Ungetüme zu ordentlichen Christenmenschen machen zu müssen: denn die Taufe allein schien den alten Adam nicht ausgetrieben zu haben. Die Befürchtungen, am Ende gar einen Wechselbalg in den ehrwürdigen Mauern des Klosters zu einem unheimlichen und schädlichen Dasein heranzuziehen, mehrten sich, als nach wütenden Krämpfen die erste Zahnspitze zum Vorschein kam; denn es war nicht ein mittlerer Zahn in der unteren Reihe, sondern der Hundszahn, der bei ordentlicher Leute Kind erst im zweiten Jahre durchzubrechen pflegt.

Aber Monate vergingen, und die guten Schwestern vergaßen über der Lieblichkeit der kleinen Monika die unheilvollen Vorbedeutungen. Größer als die duftende Hyazinthe, aber kleiner als die schlanken Lilien, die in einförmigen Reihen der heiligen Jungfrau zu Ehren gezogen wurden, lief sie auf zierlichen Füßchen zwischen den Blumen umher, oder ihr kindliches Lachen hallte von den hohen Wänden des Kreuzganges wider.

Wenige Jahre später sah man sie allmorgendlich, wie sie eine zierliche, kleine Kanne behutsam vom Brunnen bis zu den Lilien trug, die sie treulich begoß, deren jede sie kannte und schon in der Knospe für ein liebes Heiligenbild bestimmt hatte. Schwester Antonia tränkte indessen die junge Seele mit dem Wasser des Lebens und erzählte der begierig aufhorchenden Monika die schönen Geschichten vom Jesusknaben, von seiner liebreichen Mutter, auch von großen Wundern und Zeichen, die er unter den Menschen getan hätte. Nur die Geschichte seines Leidens und Sterbens erzählte Schwester Antonia nicht mehr, nachdem sie einmal in den Erinnerungstagen an die göttliche Passion bei der Stelle, als unser Herr unter dem Kreuze zusammenbricht, durch Monikas unaufhaltsames Schluchzen unterbrochen wurde. Monikas Schmerz darüber war so groß, daß der kleine Körper solch wilder, sein zartes Alter an Kraft weit übersteigender Erschütterung nicht stand hielt, so daß sie, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, mit heftigen Zuckungen am Boden lag.

Wer konnte in der stillen, einfältigen Schwester Antonia solche Macht der Rede vermuten? Wer konnte glauben, daß sie ihre Worte so wählte und schmückte, bis ein kindliches Gemüt ganz hingerissen war, und nur noch in der Welt jener galiläischen Fischer lebte, die nachmals die großen Heiligen der Christenheit geworden sind?

Schwester Antonia schmückte ihre Rede nicht; Wort für Wort, wie sie als Kind die heilige Geschichte gelernt hatte, gab sie dieselbe mit gläubigem Herzen weiter, so daß sie wirken konnte aus sich selber. Monika aber hörte aus der schlichten Erzählung die süße Stimme Jesu; ihre leidenschaftliche Seele schien nur auf Sein Bild gewartet zu haben, um sich ganz daran zu verlieren.

Wenn sich die Schwestern untereinander darüber verwunderten, mit welcher Kraft des Willens dies junge Geschöpf nachts die schlaftrunkenen Augen offen hielt, um die Stunde des Gebetes nicht zu versäumen; wie sie lieber den Verweis der würdigen Mutter hinnahm, die es ungern duldete,

daß Monika sich den stärkenden Schlaf entzog, als die Augen der himmlischen Mutter mit vermeintlichem Vorwurf auf sich gerichtet zu sehen, so pflegten sie ihre Betrachtungen mit dem Bemerken zu schließen, daß die Natur dieses Kindes seinem Schicksal entgegenkomme, das es nun einmal zum klösterlichen Leben bestimmt hatte. Aber die mütterliche Zärtlichkeit in ihnen allen hätte Monika gern die strengen Gewohnheiten erspart, solange noch ihre Kindlichkeit ihr ein Anrecht gab auf ein unbewußtes, freundliches und unbekümmertes Leben. So gestattete Schwester Antonia ihrem Schützling nur schweren Herzens, die weichen, zärtlichen Kissen von seinem Lager zu entfernen und statt dessen die zitternden Glieder in eine leichte Decke einzuhüllen; sie hätte auch diesem seltsamen Wunsche des Kindes nicht nachgegeben, wenn Monika nicht oft durch lebhafte Träume beunruhigt worden wäre, die von den wohligen Federn begünstigt zu werden schienen. Schwester Antonia hatte sich längst gewöhnt, in den wenigen Stunden der Ruhe, die sich eine Braut Christi zwischen Arbeit und Gebet gönnen darf, sich dem Schlafe nicht völlig hinzugeben, sondern immer noch den Atemzügen des geliebten Kindes zu lauschen, deren Regelmäßigkeit oft von Ausrufen des Entzückens oder der Angst unterbrochen wurde. Oftmals auch hatte Monika sich leise erhoben, um knieend ein Gebet zu verrichten, wobei sie denn doch nicht selten der kindliche Schlaf übermannte, aus dem sie auch nicht erwachte, wenn Schwester Antonia sie sorglich in ihr Bett zurücklegte.

Eines Nachts begab es sich, als der Mond den sommerlichen Garten beglänzte und auch in die Zellen der Schwestern seine silbernen Strahlen warf, daß Schwester Antonia, halb wachend, halb träumend, unruhiger Vorstellungen nicht Herr werden konnte, bis sie, entschlossen, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen, sich mit schneller Bewegung von ihrem Lager erhob und zu ihrer Bestürzung bemerkte, daß sie allein in ihrer Kammer sei. Nachdem sie sich eilig die notwendigsten Kleidungsstücke angelegt, um die Gebote der Scham nicht zu verletzen, und auch die heilige Jungfrau um Beistand angefleht hatte, tat sie ihrer Angst nicht länger Gewalt an und lief mit schnellen, lauten Schritten den hallenden Klosterflur entlang in die Kapelle, wo sie Monika zu finden hoffte. Aber die bunten, vom Mondlicht seltsam beleuchteten Heiligen sahen nur befremdet auf die dürftig bekleidete Schwester, die da so stürmisch von einem Altar zum andern stürzte, ohne sich zu langer, überschwenglicher Andacht niederzulassen oder zu einem verzweifelten Gebet um Hilfe gegen den Dämon des Blutes. Solches war ihnen bei Nacht nicht selten widerfahren. Aber Schwester Antonia eilte hinaus, wie sie gekommen war, ja sie vergaß sogar, die Tür hinter sich zu schließen, so daß die Heiligen sie noch mit verzweifelter Gebärde in den Garten stürzen sahen.

Dort stand Monika im weißen Nachtkleidchen, dicht am Rande des Teiches, der sowohl wegen seines klaren, schimmernden Wassers als wegen der Freitagskarpfen, die er den frommen Klarissen willig spendete, als eine Zierde des Klostergartens angesehen wurde. Dort stand Monika mit weit ausgebreiteten Armen, das süße Gesichtchen schwärmerisch zum Himmel gewendet und den Fuß entschlossen auf den Spiegel des Wassers setzend.

Im selben Augenblick, als Schwester Antonia herzzerreißend schrie: „Monika! Monika!“ tat sie einen Schritt vorwärts und versank gleich darauf mit einem leisen Schrei in die Tiefe. Aber der Augenblick der Gefahr verstärkte Schwester Antonias Verstand und Tatkraft; als die Wellen ein weniges später Monika nochmals in die Höhe trugen, ergriff sie den kleinen Körper mit fester Hand und rettete das ihr teure Leben des Kindes. Monika verfiel in ein böses Fieber, das mehrere Tage andauerte. Jede der Schwestern hatte schon mancherlei von mondsüchtigen Menschen gehört, die auf den Dächern wandeln müssen oder an den Ufern des Wassers und hinabstürzen, wenn man sie anruft. Aber Schwester Antonia überdachte die helle Morgenstunde, in der sie Monika von dem auf dem Meere wandelnden Heiland erzählt hatte und von der Kleingläubigkeit des Jüngers. Was für ein Kind war das, in dem der himmlische Glaube mächtiger war als die Stimme der Natur, die uns heißt, unser Leben zu erhalten?

Schwester Antonia hatte nicht übermäßig unter den Anfechtungen ihrer Menschlichkeit zu leiden; aber sie war auch nicht begnadet durch besondere Offenbarungen, die sie über das Irdische erhoben hätten. In der Tat gefährdete sie ihr Leben niemals, weder durch allzugroße Sehnsucht noch durch verhängnisvolle Triebe, noch durch grüblerische Gedanken. So mochte ihr wohl die Stimme der Natur, die uns heißt, unser Leben zu erhalten, aus dem dunklen Grunde des Herzens bis hinauf in das Licht des Verstandes gekommen sein, aber die Stimme der Natur, die uns heißt, unser Leben zu zerstören, die übermenschliche Sehnsucht des Menschen, sich aufzulösen und zu verlieren, zurückzukehren zu seinem Ursprung — davon kannte Schwester Antonia wohl nur den leichten Schauder an einem feuchten und fruchtbaren Märztage.“

Pater Maximus unterbrach sich für einen Augenblick und gedachte der unbesiegbaren Hoffnung des Menschen, als könne die Zukunft, die doch den Tod bringen muß, das seligste Glück des Lebens bringen, die völlige Hingabe, das Versinken und Untertauchen in den Elementen!

Der junge Gerbert indessen war bei den letzten Worten seines Beichtvaters bis unter die Haarwurzeln errötet; seine knabenhaften Träume von Frauenliebe in unbeschreiblichen Nächten erschienen ihm zum erstenmal als jene Stimme der Natur, die uns erlösen will von der Gebundenheit unsres Einzeldaseins. Zum erstenmal gedachte er mit Ehrfurcht an die Geheimnisse des Lebens, die so wesensgleich denen des Todes waren.

„Aber nicht selten,“ fuhr Pater Maximus fort, „wurden die Schwestern im Kloster der heiligen Klara wiederum irre an der Bestimmung der kleinen Monika. Konnten sie ihr überirdisches Wesen nicht anders deuten als eine besondere Segnung des Himmels, der sich dieses Kind zum Gefäß seiner Gnade erwählt zu haben schien, so offenbarte Monika doch zu andern Zeiten durch verworfenes, trotziges und ihren Jahren höchst unangemessenes Gebaren eine so gänzliche Verlassenheit von der göttlichen Führung und Vernunft, daß alle bösen Anzeichen sich wiederum lebendig erhielten in der Erinnerung der Schwestern.

Dazu kam, daß eine aufrichtige Reue und Buße in ihrem Herzen keinen Raum hatte. War der böse Geist von ihr gewichen, so lebte sie wieder in seliger Verklärung, als sei ihre Heimat unveränderlich im Lichte und als hafte kein Makel von Schuld an ihr.

So kam die Zeit heran, daß sie ihre erste Beichte ablegen sollte. Ich selbst war damals Vikarius an unsrer Kirche, und dem eifrigen, bisweilen zornmütigen Diakon Pater Innozenz unterstellt. Pater Innozenz pflegte die jungen Kommunikanten selbst auf die Wichtigkeit solcher Beichte und Absolution vorzubereiten und ihnen mit Ernst und Strenge die Pflichten eines katholischen Christen vorzuhalten, um sie der Heilsgüter der Kirche teilhaftig zu machen. Am festgesetzten Tage traf es sich, daß Pater Innozenz von einer heimtückischen Krankheit befallen wurde, die ihn für mehrere Wochen auf das Lager warf, so daß ich statt seiner herbeigerufen wurde und eben in der Sakristei unter Gebet und beschaulichen Gedanken die Stunde erwartete, da ich mich in den Beichtstuhl begeben sollte, um die jugendlichen Bekenntnisse entgegenzunehmen. Als ich noch so in meiner Betrachtung verweilte und mich meiner ersten Beichte, sowie der meiner Gespielen mit einem Lächeln erinnerte, — denn die unschuldigen Bekenntnisse mochten einander gleich gewesen sein wie ein Vaterunser dem andern — tat sich unversehens die Tür auf, und Monika kam, an allen Gliedern zitternd, herein und vor Scham und Bewegung kaum ihrer Sprache mächtig. Ich verwunderte mich im Innern über den leidenschaftlichen Ausdruck ihres Wesens, das mir dem Gemüte eines Kindes unangemessen erschien, darin ich gewöhnt war, als Schuld und Sünde ein wenig Ungehorsam gegen die Eltern, ein wenig Lieblosigkeit gegen die Geschwister oder auch grimmigen Neid um die Butterwecken des Nachbarsohnes zu suchen. Aber ich redete Monika freundlich an, fragte sie, ob sie sich etwa scheue, im heiligen Sakrament der Beichte ihr Herz vor Gott zu offenbaren und zuvor Rat und Beistand eines Menschen und väterlichen Freundes bedürfe. Da hob sie den tiefgesenkten Kopf, sah mich mit ihren seelenvollen Augen dankbar an und begann mit bebender Stimme und lebhafter Gebärde zu sprechen: ‚Alle Nächte, wenn ich bete und wache, kommt der heilige Christ und nimmt meine Gebete an sein Herz und verheißt mir Gnade und viel Barmherzigkeit. Aber in der siebenten Nacht kommt ein glänzender Ritter, der begehrt mich zu seiner Braut und spricht süße Worte, die mein Herz hüpfen machen. Und er reicht mir einen Becher mit Wein, und die Sinne vergehen mir, und ich träume, daß er mich auf sein schnaubendes Roß setzt, und mit mir davonjagt bis in den Abgrund der Hölle!' — Sie hielt erschreckt inne, weil sie so freimütig gesprochen hatte, und forschte in meinem Gesicht, ob ich sie solcher Träume halber für eine Verworfene halte. Ich bat Gott um Beistand und Erleuchtung; denn ein Urteil aus meinem eigenen dünkte mich vermessen über diese Menschenseele, für die ich nicht Maß noch Wagschale hatte.

Ich schlug die Augen nieder, ordnete mich in Demut dem Salvator unter, der dieses Kind seiner Gegenwart würdigte, und fragte: ‚Wenn aber der glänzende Ritter dich verlassen hat und Christus wiederum deine Zelle betritt, —

zürnt er dann mit dir? und verlangt er Buße und Zerknirschung, bevor er in Gnade auf dich herabsieht?' — Sie antwortete mit kindlichem Erstaunen: ‚Nein, mein Vater. Er zürnt mir nicht. Er kommt mit immer gleicher, unendlicher Liebe. Wie er auf Erden die Gefangenen besucht hat, daß sie ihren Kerker nicht fühlten, so löst er meine Seele aus ihrer Verstrickung und zeigt mir seine himmlische Freundlichkeit!'

‚Gehe hin in Frieden,' sagte ich leise und bis ins Innerste ergriffen. — Solches war Monikas erste Beichte; und der Frühling kam und ging zu dreien Malen, bis ich von neuem kraft meines priesterlichen Amtes der Vertraute ihrer schönen Seele wurde."

Drittes Kapitel.

„Dunkle Jahre! Jahre voll Herzensnot und Verzweiflung! Daß ich lebte und atmete, daß ich ein Mensch war und jung dazu, erfüllte meine geängstigte Seele mit solchem Leiden, als hätte ich mich einer Todsünde schuldig gemacht, die mir nur durch rastlose Buße und Kasteiung und nur in jenem Leben vergeben werden könnte. Ich betete und fastete und forschte in der Schrift; ich rang mit Gott um einen einzigen Strahl der Erkenntnis. Und ich wartete auf seine Offenbarung. Ja, ich war entschlossen, seine unerbittlichen Forderungen der Armut, der Keuschheit, der Demut, mein ganzes Leben lang zu erfüllen; aber ich war vermessen genug, mir den Lohn dafür ertrotzen zu wollen. Er sollte sich vor meinem irdischen Auge enthüllen, im Donner und Blitz oder im sanften Säuseln der Lüfte, — aber schauen, schauen wollte ich Ihn!

So lebte ich einsam und unglücklich und verfolgte mich und die mir anvertrauten Seelen mit der Strenge eines Eiferers. Der einzige Mensch, der mich besuchte, ohne mir seine Sünden ins Ohr zu flüstern, sondern der mir ins Gesicht sah und zu mir sprach wie ein Mensch zum andern, war der alte Pförtner Johannes vom Kloster der Klarissen. Freilich sprach er oft wenig erbaulich, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß es die Stimme der Welt sei, der ich somit Raum in meiner Kammer gönnte; auch versäumte ich niemals, wenn er mich verlassen hatte, ein wenig Weihrauch zu verbrennen. Aber ich wehrte ihm nicht, um der Neuigkeiten willen, die er mir von der jungen Monika zu berichten wußte, deren Geständnis ich nicht vergessen hatte.

Pförtner Johannes war weder Freund noch Feind der jungen Monika; aber seit dreißig Jahren war er Freund gewesen allen unsaubern Historien, die in der Stadt umliefen, und über dieser Freundschaft seines Gemütes hätte er wohl alle Freundschaft oder Feindschaft zu einem lebendigen Menschen vergessen.

Monikas Träume mußten wohl in diesen Jahren eine gefährliche Gestalt angenommen haben; vielleicht hatten sich auch die Nächte, in denen ihr der glänzende Ritter erschien, vermehrt, und die Nächte, in denen Christus sie heimsuchte, um das vermindert. Genug, Pförtner Johannes wiederholte mir

oft mit einem listigen Blinzeln, daß, erscheine sie auch im hellen Lichte des Tages so keusch und sittsam, ja so züchtig wie nur irgend ein erblühendes Mädchen, so wisse man wohl, wie sie nachts mit einem lüsternen Dämon kämpfe, der nach ihrer Jungfräulichkeit giere. Schwester Antonia pflegte ihr dann den Liebesdienst des Aufweckens zu erweisen, wenn sie auf ihrem Lager saß und die Arme in Angst und Verzweiflung ausreckte und schrie, und die Augen in ihren Höhlen umdrehte, wie die gequälte Kreatur, oder auch — wie Pförtner Johannes erzählte — wenn sie sehnsüchtig die schlanken Hände über der Brust kreuzte und buhlerische, ja unflätige Worte auf den unberührten Lippen hatte. Wenn aber, mit Schwester Antonias Hilfe, ihr Geist aus den Banden des Traumes sich gelöst hatte, so faltete sie lächelnd die Hände und begann mit einem leichten Seufzer ihr Morgengebet.

‚Wäre nicht,' fügte der Alte dann mit bedeutungsvollem Lächeln hinzu, ‚wäre meine selige Großmutter, der Gott ihre verdammte Giftmischerei verzeihen wolle, nicht eine drei Meilen in der Runde wegen ihrer Kunst berühmte weise Frau gewesen, so könnte man ja auch Pförtner Johannes glauben machen, daß die Träume der Jungfer Monika nur so von ungefähr kämen. Aber,' kicherte er, ‚als ich noch ein Schulbube war und alle Tage wegen der Litanei vom Herrn Magister meine Schläge bekam, da habe ich wohl an die hundert Mal meine Großmutter den verliebtesten Mädchen aus der Stadt zuflüstern hören: ‚Will das schönste Jungferchen auch gern den Herzensschatz diese Nacht im Traume sehen? Soll der allerliebste Bräutigam zu seiner Braut kommen wie zu einer jungen Frau?' Und wenn dann die Backen glühten und die Augen anfingen zu irrlichterieren, dann suchte sie unter ihren Tiegeln und Töpfen und steckte den leichtfertigen Dirnen ein Fläschchen mit dem Safte der Belladonna zu. Hatten sie aber einmal solch ein Fläschchen gebraucht, so verlangten sie immer von neuem nach dem wundertätigen Inhalt und brachten jeden ersparten Pfennig herbei, um den sie lieber den heiligen Vater in Rom als meine selige Großmutter betrogen. Und ich will jedes graue Haar auf meinem Kopfe einzeln verwetten, wenn die Jungfer Monika nicht auch die Belladonna kennt oder das Bilsenkraut und den wilden Ampfer. Wird nicht mehr lange dauern, so fährt sie auf einem Besen durch den Schornstein, und Schwester Antonia kann ihr nachsehen bis in den Mond.'

Wenn der Alte dann schlürfenden Schrittes gegangen war, blieb ich bekümmert in meiner Kammer zurück und wußte nichts Besseres, als für Monika zu beten, so wie ich als Knabe für ihre liebliche Mutter gebetet hatte.

Oftmals warnte ich den Pförtner Johannes und beschwor ihn, seinen Verdacht doch nicht laut noch leise auszusprechen, um der grausamen und ungerechten Folgen willen, die es nach sich ziehen könnte; und anfangs vertraute ich dem mitleidigen Gefühl, das den Alten bei meinen Vorhaltungen zu ergreifen schien. Aber die Lust am Teufelswerk war zu groß; auch konnte man sich durch die ererbte Wissenschaft in derlei Künsten zur meist bewunderten und begehrten Persönlichkeit im Städtchen machen.

Eines Tages geschah es, daß Pförtner Johannes nicht ohne Triumph und bis in die Fingerspitzen zitternd wegen der unvergleichlichen Neuigkeit,

bei mir eintrat, und daß, wäre sein kurzer Atem ihm nicht hinderlich gewesen, seine Worte wie Gewitterregen auf mich herniederströmten:

‚Was habe ich Euer Hochwürden vorhergesagt! Aber Euer Hochwürden haben es nicht glauben wollen! Wie die liederlichste Dirne oder wie die abgefeimteste Hexe ist sie diese Nacht auf und davon gegangen! — Klopft da heute in aller Herrgottsfrühe eine an mein Tor, und wie ich hinausgehe und aufschließe und es mir eben verbitten will, zu solcher Tageszeit alte Leute in ihrer Ruhe zu stören — schlüpft die Jungfer Monika hindurch und sieht mich an, als sei es ihr gutes Recht, um diese Stunde, und allein, vor dem Tore zu stehen und Einlaß zu begehren. Ei, denke ich, wer von uns beiden sollte sich wohl schämen wegen des Abenteuers! Aber eh ich noch hinter ihr herrufen konnte: Pfui, Schande, Jungfer Monika! stürzt auch schon Schwester Antonia herbei, umarmt und küßt das lose Ding, und kann vor lauter Freude, daß sie lebendig vor ihr steht, kaum fragen: ‚Monika, wo bist du diese Nacht gewesen?‘ Wie ich mich nun etwas näher heranmache, um zu hören, welche Lüge ihr der Verführer eingeblasen haben mochte, antwortet sie — und ich beteuere bei den heiligen Wundmalen des Herrn, daß ich die lautere Wahrheit spreche —, als erzähle sie die gottgewolltesten Dinge von der Welt: ‚Eure Angst betrübt mich herzlich, meine Mutter‘ — o, diese buhlerische Katze mit den Taubenaugen! — ‚indessen sind mir die Nachtstunden so schnell enteilt, daß ich Eurer Sorge nicht gedachte. Um die zwölfte Stunde hielt ein Ritter vor der Mauer des Klosters, der hob mich auf sein Roß und ist mit mir in die Sommernacht hinausgeritten.‘ — ‚Unselige!‘ schrie Schwester Antonia, ‚was hast du getan!‘ Aber ich spuckte aus, rieb mir die Hände und rief der frechen Dirne nach: ‚Sieh du zu, daß deine Brut wo anders als in einem christlichen Kloster auskommt; es bringt Unsegen, Bastarde groß zu ziehen, die nicht Gott geschaffen hat, sondern der Satan!‘“

Pater Maximus unterbrach seine Erzählung, und Gerbert sprang auf und rief empört: „Nun, wahrhaftig! es war schlecht und undankbar von der jungen Monika, so aller Sorge und Treue ihrer Pflegemutter zu vergessen und sich mit dem ersten besten Mannsbilde einzulassen!“ Pater Maximus fuhr sinnend fort: „Ja, — ja! so ist es gewesen! Kurz vor Mitternacht erhob sich Monika vom Lager, legte halb im Traum ihr kurzes Mädchenkleid an, das sie lose mit dem Gürtelbande schloß, und stieg klopfenden Herzens in den Garten hinunter. Aber als sie so einsam und sehnsuchtsvoll im Garten stand, wo die Nachtigallen schlugen und der südliche Wind in den Wipfeln der Bäume flüsterte, meinte sie, die steinernen Klostermauern bis in den Himmel wachsen zu sehen, sie auf ewig von der Herrlichkeit der Welt trennend. Da erstieg sie den blühenden Apfelbaum, der ihr freundlich seine Äste lieh, um der Mauer von Menschenhand zu trotzen. So mochte sie wohl lange gesessen haben, den Blick unverwandt auf die menschenleere Heerstraße gerichtet, die in fremde Städte führt, vielleicht in fremde, schönere Länder, bis der nächtliche Reiter gekommen war, dem, ob er auch die schönern Länder kannte, doch die Sehnsucht weder Ruhe noch Rast ließ. Als er sie aber auf sein schnaubendes Roß hob, mochte er ihr als der glänzende Ritter erscheinen, der sie nun durch so viele Nächte im Traum besucht hatte.“

„Ehrwürdiger Vater," wandte Gerbert ein, „wohl erzählt Ihr dasselbe wie Pförtner Johannes; aber es ist dennoch nicht dasselbe."

„Pförtner Johannes," fuhr Maximus fort, „war ein kluger, in der Welt erfahrener Mann; er kannte die Menschen und achtete sie gering. Zu vielen vertraulichen Stunden hatte er von seinem Turmfenster gelauscht und wäre gewiß nicht verlegen gewesen um die Liebesworte, die der glänzende Ritter mit der jungen Monika getauscht hat. Aber er ist ins Grab gegangen, ohne mir des Breiteren erzählt zu haben, wie der Verführer sich gebärdet, die mädchenhafte Scham zu besiegen, und das schlummernde Begehren wachzurufen.

Und ich selbst, der ich niemals eines Weibes Kuß gespürt habe, — wie sollte ich von einer Sommernacht erzählen können, in der der Strom des Lebens hervorgebrochen ist aus dem Schoße der Erde!

Soviel aber weiß ich gewiß, daß Monika, als sie mit dem ersten Leuchten des jungen Tages erwachte, ohne Abschied von ihrem schlafenden Geliebten gegangen ist, und Einlaß begehrt hat in die verlassene Heimat ihrer Seele; denn mochte ihr auch in dem Unverstand ihres Gemütes keine deutliche Erkenntnis von ihrer Schuld aufgegangen sein, so trieb die unbewußte Sehnsucht sie doch bald aus der Nähe menschlicher Leidenschaft in die reine Nähe Gottes zurück.

Von Pater Innozenz, der zu jener Zeit ihre Beichte hörte, reichlich mit Kirchenstrafen bedacht, von den Schwestern gemieden und nur von Schwester Antonia mit mütterlicher Herzensangst geliebt, durchlebte Monika die dieser Nacht folgenden Monate. Die irdischen oder, wenn du willst, die dämonischen Träume schienen von ihr gewichen zu sein, ihre Seele lebte in reiner, inbrünstiger Liebe zu ihrem Erlöser. Aber ihre Frömmigkeit vermochte nicht tröstlich und erbaulich auf ihre Mitmenschen zu wirken; die Schwestern und selbst die würdige Mutter des Klosters betrachteten Monikas Wandel mit geheimer Scheu, als könnte die heilige Jungfrau und ihr hochgelobter Sohn ihre verzückten Gebete, ihre unstörbare Andacht nicht als überfließende Verdienste annehmen, sondern als müßten sie solche Gebete, aus grauenvoll verstricktem Herzen dargebracht, rächen als eine Blasphemie. So erwartete man täglich die Stunde, in der Monika ihr wahres Gesicht enthüllen würde, das dann, seiner himmlischen Sanftmut entkleidet, von weltlicher und teuflischer Begierde verzerrt erscheinen müßte. In der Tat war es vorauszusehen, daß Monika noch nicht auf immer die widerstreitenden Gewalten in ihrer Natur überwunden hatte.

„Aber sieh, mein junger Freund," wandte sich Pater Maximus an Gerbert, „Pförtner Johannes, der Monika dazumal täglich bei der Messe oder im Klostergarten sehen konnte und der noch dazu ein kluger und in der Welt erfahrener Mann war, wird dir besser als ich erzählen können, wie das drohende Unheil langsam über sie hereinbrach.

‚Jungfer Monika,' pflegte er seine Berichte zu beginnen, ‚von außen die liebe Unschuld, die menschliche Gestalt angenommen hat, aber die ausgemachteste Bosheit von innen.'

Dann kam er vertraulicher auf mich zu und gestikulierte mit Kopf und Gliedmaßen: ‚Der hochwürdige Herr' — er meinte Pater Innozenz —

‚soll sie im Angesichte der heiligen Dreifaltigkeit gefragt haben, ob sie etwa die Folgen ihrer liederlichen Nacht an ihrem geschändeten Leibe verspüre?‘

Sie ahne nichts, — sie fühle nichts, — sie wisse nichts, das gute Kind! Woher sollte es wohl die Folgen von liederlichen Nächten kennen! Und die rührsamen Tränen, die es immer bereit hat, wenn der hochwürdige Herr so mit ihm redet!

‚Du bist blaß, Monika,‘ hat er zu ihr gesagt — ich mache mir gern am Vorabend eines jeden Sonntags in der Kirche zu schaffen und putze und säubere an den frommen Bildern, und wenn ich dabei hier ein Wort und da ein Wort vom hochwürdigen Herrn oder seinem Beichtkind verstehe, so werden die gemalten Heiligen deshalb nicht minder blank — ‚du bist blaß, Monika — was ist es, das mehr und mehr an deiner Jugend zehrt?‘

‚Ich bete und faste, mein Vater,‘ antwortet sie mit einem Blick, als sei sie unversucht und unverführt geblieben bis auf diesen Tag, ‚aber mein Leib ermüdet bisweilen, wenn meine Seele sich nicht trennen kann von der süßen Nähe ihres Erlösers.‘

‚Monika, deine Schande kann nicht verborgen bleiben. Bekenne deinem geistlichen Vater, ob du dich etwa infolge deines entsetzlichen Irrtums in Hoffnung befindest?‘

‚Ich weiß von keiner Schande noch Hoffnung, außer der Hoffnung, daß mein Heiland mich nicht verlassen wird im Leben oder Sterben.‘

Aber ich, Pförtner Johannes, der ich an meinem Turmfenster stehe, wenn sie des Abends in den Garten geht und die Blumen begießt oder die Beeren von den Sträuchern und die Kirschen von den Bäumen pflückt, und denkt, kein Mensch sieht ihr zu, — ich, Pförtner Johannes, sehe ihr zu, ich stehe da oben, und keine Bewegung entgeht mir. ‚Stelle sie sich nur hin, Jungfer Monika, und rupfe und zupfe an ihrem Mieder; Kirschen pflücken können die jungen Mädchen besser als die jungen Frauen — hi, hi.‘

Aber sie hört mich nicht und setzt den Korb hin, und guckt nach der Mauer, und denkt an ihren saubern Liebsten und meint, er wird wiederkommen, um sie zu seiner Frau zu machen. ‚Eitle Träume, Jungfer Monika! Der kommt nicht! der hat gewußt, warum er sie am andern Morgen dem Kloster zurückgeschickt hat!“

Der junge Gerbert empörte sich wiederum in seinem Herzen gegen die doppelzüngige Art, in der Pater Maximus ihm Monikas Geschichte erzählte. Was sollte er, Gerbert, von ihr denken? Hatte sie ihren Geliebten freiwillig verlassen oder hatte er sie, wie Pförtner Johannes zu wissen vorgab, verstoßen, weil er sie für ein leichtfertiges Ding hielt und nicht würdig, eine christliche Ehefrau zu werden? Aber er schwieg dazu und ließ Pförtner Johannes durch den Mund des ehrwürdigen Pater Maximus in seiner Erzählung fortfahren.

„Jetzt ist alles offenbar! jetzt bescheint die Sonne alle Bosheit und Teufelei, die dieses Mädchen bisher in seinem Busen versteckt hielt; — —.“ Es war an einem wundervollen Morgen, als Pförtner Johannes, also polternd und ohne zu klopfen oder zu fragen, ob er mich beim Gebete störe, sich vor

mich hinstellte wie die strafende Gerechtigkeit. Mein Herz erbebte, und ein banges, trauriges Gefühl sagte mir, daß Monika die Tiefen der menschlichen Verzweiflung hatte durchwandeln müssen, während ich mir die Klarheit einer herbstlichen Frühstunde gedeutet hatte als die ewige Liebe, die alles Zeitliche durchleuchtet. Pförtner Johannes vergönnte mir nicht lange, solcher Betrachtung nachzuhängen.

‚Jetzt hilft ihr kein Beten und Frommtun und geistliche Träume haben, jetzt hat es ihr Dämon nicht länger geduldet, daß sie sich mit dem Maule vor den Leuten zu einem andern Herrn bekennt, als in heimlichen Stunden mit ihrem Herzen. Jetzt weiß es jede Kreatur auf der Gasse, daß sie damals in der Nacht rücklings auf einem Besen über den Kamm der Eifel hinweggeritten ist, bis auf den verpesteten Heideplatz, auf dem sie den lasterhaften Hexensabbath feiern, —‘ dabei bekreuzte sich Pförtner Johannes mit großer Geschwindigkeit, um schnell genug Monikas Schande preisgeben zu können, — ‚pfui! pfui! einen geschwänzten, behaarten, widerlich geilen kleinen Satan hat sie sich zum Buhlen erwählt; der glänzende Ritter ist ein stinkender Teufel, dem sie sich ergeben hat.‘

‚Woher, Pförtner Johannes,‘ fragte ich erbleichend, ‚habt Ihr diese Wissenschaft?‘

‚Heute, in der fünften Morgenstunde, als die Schwestern ohne Ausnahme in der Kapelle versammelt waren und eben zum dreiundzwanzigsten Male beteten: Bitte für uns in der Stunde unsres Todes, stürzt sie herein, mit fliegenden Haaren und dem Gesicht einer Besessenen, wirft sich vor dem gekreuzigten Heiland auf die Kniee und schreit mit einer Stimme, daß es von allen Wänden widerhallt: „Was verführst du mich! was äffst du mich! Du bist selbst der Widersacher! Ich habe mich dem leibhaftigen Satan ergeben!“ Dann windet sie sich und ächzt und stöhnt: „Zu Hilfe, zu Hilfe“. Wie die Schwestern sehen, daß sie ihre Sinne nicht beisammen hat und dazu von großer, leiblicher Not befallen ist, heben sie sie vom Boden auf und tragen sie in ihre Kammer, wo sie wenige Minuten später mit einer zappelnden Kreatur niederkam, die nichts Menschliches noch Menschenähnliches an sich hatte.

War es nun eine junge Katze, worin sich Hexenbrut nicht selten verwandelt, war es ein Werwolf, — genug, das Ding ging ein, noch ehe man aus seiner besondern Gier seine eigentliche Natur erkennen konnte. Man hat es bei den Selbstmördern und Ketzern verscharrt.

‚Und Monika?‘ fragte ich klopfenden Herzens. — ‚Euer Hochwürden können sich denken, daß ich sie nicht gesehen habe; man sagt, sie liege für tot auf ihrem Bette. Der hochwürdige Herr hat sie besucht, aber sie hat seine Frage nicht beantwortet. Daß sie indessen in Wahrheit am Leben ist, kann man daraus erkennen, daß sie von Zeit zu Zeit die Augen aufschlägt und zu seufzen anfängt. Aber ihren Seufzern und Tränen und ihrer ganzen Heuchelei wird heute kein vernünftiger Mensch und auch Schwester Antonia nicht mehr glauben!‘ —

„Nein, wahrhaftig nicht!“ rief der junge Gerbert und sprang auf, „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! — Dieses Mädchen war eine offenbare Sünderin vor der ganzen Gemeinde.“

„So lag sie denn," fuhr Pater Maximus fort, „drei Tage und drei Nächte unbeweglich da, in tiefem Schweigen. In der Stunde der Not erschien ihr die zärtliche Verbindung mit ihrem Erlöser, die sie doch täglich und stündlich in ihrer unberührten Seele empfunden hatte, als eine ungeheure Lüge, deren Ursprung sie nicht begriff und deren Wirklichkeit sie mit Entsetzen und Verzweiflung erfüllte. Da half kein Beten und Ausdeuten, kein Versenken in die göttliche Gnade — nichts war gewiß, als der verzehrende Schmerz und die naturgewaltige Angst, die, wenn auch der jugendstarke Körper standhielt, ihr kindlicher Geist nicht fassen konnte. Was widerfuhr ihr? und durch wessen Macht? und als Vergeltung für welche Schuld? Hatte sie nicht im Vertrauen auf die milde Heilandsliebe dahingelebt, — wer stieß sie plötzlich von seinem Herzen hinweg an den Ort der Qual? Wo war ihr Freund und Erlöser? Vergebens suchte sie nach seinem himmlischen Antlitz, das sie hätte trösten können. Nur das Grauen war ihr Teil in dieser dunkelsten Stunde, das Grauen vor Ihm selbst, dem sie sich anvertraut hatte und der sie diesem Schrecken preisgab. War er ihr Feind? War er ihr und aller Menschheit Widersacher? —

Aber als die Stunde der Verzweiflung an ihr vorübergegangen war und das neugeschenkte Leben langsam zu ihr zurückkehrte, wollte es ihr scheinen, als suche auch Christus sie wieder heim, mit Liebe und Trauer um sein geängstigtes Kind, als habe sie nur einen schweren, schweren Traum gehabt, über dessen Sinn sie grübeln mußte; denn Gott schickt auch die Träume zum Zeichen und zur Erleuchtung.

In ihrem tiefen Schweigen erkannte sie nun, daß wir reifer, besser, ja selbst schöner als zuvor aus unsrer Schuld hervorgehen können, daß wir der göttlichen Vergebung gewiß sein, uns wie durch ein Geheimnis mit der ewigen Gerechtigkeit verbunden fühlen können, und daß doch das irdische Leben sich nach seinen besondren Gesetzen vollendet und uns zur Verantwortung zieht, wo wir überwanden, oder Schuldscheine durchstreicht, wo wir unterlagen. Aber daß die Menschen, die sich an unsrer Erniedrigung nicht erheben konnten, uns lebenslang sehen als in der Stunde der Schuld.

Ich selbst, nachdem Pförtner Johannes gegangen war, dachte bei mir, wie ich mit immerwährender Hoffnung die Zeit ihrer Genesung erwarten wollte. Ich durchlebte im Geiste eine Nacht, in der ich Monika auf mein gesatteltes Pferd hob und sie unter dem Schutze unsrer Unschuld durch die schweigenden Lande führte, bis viele Meilen zwischen dem Kloster der Klarissen und dem neuen Kloster lagen, das ihre Heimat werden sollte; denn die Schwestern der heiligen Klara, sowie die Menschen jenseits der Mauer, würden ihr eine Pönitenz auferlegen, die ihr nicht zukam, sie würden sie hindern an der herrlichen Entfaltung ihrer knospenhaften Seele, die in der Fremde ihrer eigenen, göttlichen Weisung folgen könnte, statt hier an der Versteinerung ihrer menschlichsten Stunde zu verderben.

Was aber in der zweiten Woche nach dem Tage der Vergeltung Monikas geschah, machte mein Blut in den Adern erstarren; denn das Verhängnis

kam — wie ein Wetterschlag auf menschliche Betriebsamkeit — verheerend, und wider die Vernunft.

Ein reitender Bote in welscher Tracht sprengte mit Trompetenstoß durch das Westtor unsrer Stadt und entbot den Diakon und mich selber, dazu die weltliche Gerichtsbarkeit zu seinem Herrn, der ein Abgesandter der heiligen Inquisition in Rom war, — heilig nur ihr ewiges Ziel betreffend, die Nachfolger Christi in der Gnade des ununterbrochenen Segens zu erhalten, nicht aber ihre irdischen Wege des Schreckens und der Grausamkeit. Wir sahen einen feinen, römischen Herrn, der uns mit seinen Augen zu durchbohren schien; ein Blick auf diese Augen, deren Leidenschaft ohne Wärme war, auf diese Stirn, hinter der sich Klugheit ohne Größe verbarg, und auf die schmalen Lippen eines Vornehmen, dessen Stolz nur noch von der Maßlosigkeit seiner niedrigen Triebe übertroffen wurde, — ein Blick auf diesen Mann sagte mir, daß er, was in seiner, also in menschlicher Macht stand, seine Opfer mit Wollust der irdischen und höllischen Pein überantworten würde. Wir sahen ein beglaubigtes Sendschreiben des Papstes, nach dem er alle rechtgläubigen Christen, insonderheit aber die Pfaffen und Bischöfe, als die verordneten Wächter der Seelen und Diener der Kirche, in ihrem Gewissen verpflichtete, was an ihnen liege, beizutragen zur Säuberung der Christenheit von den Greueln der Häresie und fluchwürdigen Zauberkünste.

In eben diesem Sendschreiben wurde Signor Manfredi Pazzi, Doktor der Gottesgelehrtheit an der Universität von Padua und Prior des Klosters der Immaculata, unsrer transalpinischen Schwerfälligkeit als der erleuchtete Streiter für die triumphierende Kirche empfohlen, dessen segensreiche Wirksamkeit ihn weit über die Grenzen seines Landes in den Ruf eines erwählten Rüstzeuges in gefahrvoller Zeit gebracht habe. Signor Manfredi erwies sich als ausgestattet mit aller päpstlichen Macht und Herrlichkeit, nach der er binden und lösen konnte für Zeit und Ewigkeit. Auch mit minderer Macht hätte er in der Mehrheit aller unter sich noch so ungleichen Bekenner zu solcher Sendung eifrige Helfer gefunden; denn es ist ein Gott wohlgefälliges Werk, das Böse mit Feuer und Schwert vom Erdboden zu vertilgen.

Als die Sonne hinter den Bergen verschwand, der Mond aber am Himmelsbogen schon längst geduldig die hereinbrechende Dunkelheit erwartete, um zu leuchten, wurde Monika aus der Zelle des Klosters in die Zelle des Kerkers überführt, da sie unter dem peinlichen Verdacht der Hexerei stand. Ich selbst aber war zu ihrem Beichtiger ausersehen. Mein strenger Lebenswandel, von dem Signor Manfredi sich hatte erzählen lassen, und mein abgezehrtes Gesicht, das er sehen konnte, gaben ihm die Gewähr, daß meine Inquisition unbeirrbar sein würde.

Viertes Kapitel.

Nachdem Gott meine Seele durch einen tiefen Schlaf gestärkt hatte — überdies zum letzenmal für eine lange Zeit des Wachseins aller Gefühle, die zu leiden das menschliche Herz begabt ist —, bereitete ich mich von außen und innen auf meinen ersten Gang zu der gefangenen Monika: Die herbstliche Kühle strömte in mein geöffnetes Kammerfenster und badete meine Augen und meine Stirn, daß ich klar sehen und urteilen möchte in dieser Morgenstunde. Vor dem schlichten Gefühl der Aufgabe, die uns in unsrem Beruf übertragen ist, war das zitternde Verstehen, mit dem meine Seele dies geliebte Kind seit seiner ersten Beichte umfangen hatte, unaufhaltsam von mir gewichen, als sei es ein andrer, der durch Schuld und Schicksal der jungen Monika nicht irre geworden war an ihrem begnadeten Wesen, — ein andrer, der sich soeben vom Meister Leonhardt, dem Wächter vor dem traurigen Ort ihrer Gefangenschaft, den Kerkerschlüssel erbat. Ohne Kampf und qualvollen Sieg war meine Seele eine tabula rasa und bereit, ein Menschenbildnis zu empfangen, das niemals zuvor die Spuren seines Eindrucks auf ihr zurückgelassen hätte und darüber sie nun urteilen würde, — sei es selig entgegenstrebend: ‚Du bist schön! Du bist das Ebenbild Gottes!‘ sei es entsetzt zurückschaudernd: ‚Du bist unschön! Du bist die Fratze des Teufels!‘ — Der Schlüssel knarrte unter dem Druck meiner Hand, und mein Herz bebte nicht. Es ist köstlich, einmal starken Geistes zu sein, nur die nahe, einfache Pflicht vor sich sehend, ohne die Erkenntnis von widerstreitenden Pflichten, ohne die Vision der höheren, unsichtbaren Gebundenheit an den göttlichen Ursprung selbst, die in entzückten Stunden hinter der irdischen Pflicht erscheint.

So hatte denn Signor Manfredi mit der Unterscheidung seines Geistes einen Mann gewählt, der die menschlichen und himmlischen Gefühle wohl eine Weile vergessen konnte unter der strengen Verpflichtung, die ein Oberer uns auferlegt. Aber in aller seiner Klugheit und verschwiegenen Feinheit sein Opfer der Macht eines reinen Herzens anzuvertrauen, war es dem Viele verderbten nicht angekommen, ob nicht etwa die angeklagte Seele in Wahrheit eine makellose sein könne, die in der Nähe eines Guten ihren süßen Odem aushauchen müßte. Wahrlich, es konnte zu einem ihm unwillkommenen Ende führen, wenn er es duldete, daß ein auserwähltes Gemüt sich vor der Lauterkeit eines Gott über alles Liebenden und Suchenden erschloß. Hätte er den Diakon zum Befrager und Richter bestellt, er würde mit der Zweifelsucht seines Gemütes viel Bedenkliches und wegen seiner Unergründlichkeit Anrüchiges in Monikas jungem Herzen erforscht haben; nun ich aber kam, mit der einzigen Sehnsucht, vom Guten überwältigt oder vom Bösen abgestoßen zu werden, wie konnte ich länger Inquisitor sein, als bis zur Schwelle ihres Kerkers! Als ich meine Augen auf die stille Gefangene gerichtet hatte, wagte ich fast nicht, ihre Schwelle zu übertreten; nur der Wunsch, unberührt von dem Luftkreis jeder dieser geheiligten Zelle fremden Welt, und allein ihres Anblickes glücklich zu werden, ließ mich die Tür ins Schloß ziehen. „Süßes,

gebenedeites, heiliges, geliebtes Mädchen" — also entbrannte mein Herz —, aber ich wagte nicht zu sprechen; denn im stillen Grunde meines aufgeregten Gefühls zweifelte ich an der Gegenwärtigkeit ihres Leibes. In diesem Augenblick wandte sie mir ihr Angesicht zu und erkannte mich und lächelte, und dankte mir mit ihrer holden Stimme, daß ich gekommen sei, sie in der Zeit ihrer Gefangenschaft zu besuchen.

Jetzt erst kam mir die Wirklichkeit mit fürchterlicher Gewißheit zum Bewußtsein; ich stand vor einer Angeklagten, an deren Schuld jenseits dieser Zelle kein lebendes Wesen zweifelte, deren Unschuld ihr oberster irdischer Richter nicht wünschte, deren Schicksal der an Schmach und Qualen reichste Tod auf dem Scheiterhaufen sein mußte. Angst und Verzweiflung wollten mich mächtig ergreifen, konnten indessen nicht Herr über meine Seele werden, die sich tragen ließ von den Fittigen einer großen Hoffnung, die Monikas Erscheinung ausstrahlte, bis ihre Nähe davon erfüllt war. Ein Glaube, eine Hoffnung, eine Zuversicht waren Leben und Atem ihrer Seele — Gott werde ihren Tod nicht dulden, Er werde ihre Ketten lösen und sie aus dem Kerker führen, daß sie gerechtfertigt ihren Fuß auf seinen Teppich setzen könne, Er werde den Flammen wehren, daß sie auch nicht den Saum ihres Kleides verzehren dürften, Er werde einen Engel herniedersenden, sie zu bewahren; ein Cherub werde kommen und für sie zeugen! —

Ich stand vor ihr, wie ein Knabe vor seiner Herrin, und gab mich selig ihrem Zauber hin. Die Ketten, die ihre weißen Hände umschlossen, verloren ihre Grausamkeit, die Wände des Kerkers wichen zurück. Meister Leonhardt mit seinem armseligen Schlüssel mochte Schlösser verwahren, die sich seiner Gewalt beugten — in dieser Zelle gingen die Engel Gottes ein und aus und wandelten die Gefangenschaft in Gärten der Freiheit.

Als ich Monika nach kurzer oder langer Zeit, die ich nicht messen konnte, verließ, erinnerte ich mich auch nicht mit einem Gedanken an mein ernstes Richteramt, das mich in der Frühe des Tages in ihren Kerker geführt hatte; und ich sage dir, daß es köstlich ist, die irdische Pflicht nicht mehr zu sehen, weil der Himmel offen war vor deinen Augen.

Aber als der Abend kam, senkten sich seine Schatten bis in meine Seele hinein; Trauer und Unruhe hatten sich ihrer bemächtigt. Sei es, daß meine Vernunft laut wurde und mir den wahrscheinlichen Ausgang von Monikas Prozeß deutlich machte, sei es, daß ich mir plötzlich bewußt war, Signor Manfredi eine peinliche Rechenschaft schuldig zu sein — genug, ich durchmaß mein kahles Zimmer zu vielen Malen, ohne eine genügende Aufklärung für meine Verwirrung zu finden.

Nur in der Stille der Nacht, die mit zahllosen Sternen heraufgekommen war, verließen mich die zweifelnden Gedanken, und ich begriff, daß ich jung war. Ich hatte einem Weibe gegenüber gestanden, dessen Anblick mich zum Ritter — oder zum Heiligen machen konnte. Welch eine Nacht! —"

Gerbert, der mit wechselnden Gefühlen der Erzählung seines geistigen Vaters gelauscht und nur aus großer Verehrung für dessen heiligmäßigen Wandel sich ernstlich bemüht hatte, sein vorschnelles Urteil über das Betragen

der jungen Monika nicht laut werden zu lassen, fühlte plötzlich seinen Herzschlag aussetzen und seine Sinne sich trüben durch das Hereinbrechen der Leidenschaft, von der Pater Maximus auch in seinem erhabenen Alter nur mit Ergriffenheit und Scheu zu sprechen vermochte. Denn er schloß die Augen, und seine Lippen zuckten; den Fluß seiner Rede mußte er unterbrechen, weil jene Nacht selbst in der Erinnerung ihre lebendige Macht nicht verloren hatte.

„Es war die einzige Nacht meines Lebens," fuhr Maximus fort, um das Schweigen nicht groß werden zu lassen und mit ihm die unbewachten Gefühle, „in der ich meine verlangende Jugend nicht unter die Gesetze Gottes zwang. Ich hatte Seiner vergessen. Monikas Bild, nicht in der Glorie ihrer Verklärung, sondern in dem Reiz ihrer Schönheit, füllte einzig meine Seele.

O, ich wollte nicht länger ihr noch irgendeines Menschen Priester sein; ich wollte sie ihren Peinigern entreißen, — und wenn ich sie nicht retten könnte, lieber an ihrem Herzen sterben und zur Hölle fahren, als mich noch eine Nacht den Qualen solcher Sehnsucht preisgeben."

Wieder mußte Pater Maximus ein wenig verziehen, denn sein Atem ging schwerer, daß er klang wie ein Seufzer aus der Tiefe. Aber als er von neuem zu sprechen anfing, zitterte seine Stimme nicht mehr: „Ich sah Monika wieder, und die Träume der Nacht wichen weit, weit zurück! Ich war gekommen, im Besitze des Lebens und im Trotz meiner männlichen Kraft, die Geliebte gegen eine Welt zu verteidigen; aber in ihrer Nähe dünkte mich ein lasterhaftes Begehren, was ich allein, nur mich selber befragend, gewagt hatte, zur Tat machen zu wollen. Gab es auch Worte in der menschlichen Sprache, ihr solches Begehren anzutragen, ihr, die vom Tode schon gezeichnet war, und um die die Ewigkeit schon einen Kreis gezogen hatte, — unsichtbar, — aber stärker als eine Mauer von Felsen?

Sie selbst freilich deutete die Abgeschiedenheit ihrer Seele nicht als die Nähe des Todes, sondern als die Gewißheit, daß Gott ihr Gebet erhört habe, daß Er sie auf der Erde bekennen und erlösen werde.

Wäre sie eine Gefangene unter den Ungläubigen gewesen, so hätte *sie* durch ihren Tod *Gott* bekennen, für Ihn zeugen müssen, und die Glut ihrer Liebe hätte sie unversehrt an ihrem Glauben durch die Glut der Flammen getragen; nun sie aber als eine Ketzerin gefangen war von der Gemeinschaft der Gläubigen, von der katholischen Christenheit, deren Glied und Kind sie einzig zu sein begehrte, — nun mußte Gott für sie zeugen und Schmach und Tod von ihr abwenden.

Wie nun ihre Seele diesem Tage der Verklärung entgegenlebte, konnten weder Angst und Zweifel noch irdische Liebe und Hoffnung Einlaß bei ihr finden, — denn Gott — das wissen, die ihm dienen — ist ein strenger und eifriger Gott und duldet im Herzen seiner Erwählten keinen Abgott, der die ungeteilte Hingabe an Ihn selbst zerstreuen könnte.

Und ich, — wenn ich Monika gegenüberstand, begab mich meiner Unruhe und wurde stille. Wenn ich aber die Tür hinter ihrer Zelle geschlossen hatte und die Gasse zwischen Gartenzäunen hinaufeilte, geschah es nicht selten, daß

ich mich plötzlich umwandte und in Gedanken mit der Heftigkeit und dem Mut eines Liebenden zurück in ihren Kerker stürzte, um sie zu befreien, — so mächtig stürmten in ihrer Entfernung Angst und Liebe auf mich ein und der Unglauben an Gottes Offenbarung, der mich in dunklen Stunden bis zur frechen Lästerung trieb. Ich war zu klug geworden, um gleich Monika in kindlicher Zuversicht Gottes Allmacht zu vertrauen; aber meine Klugheit war dürr und leblos wie der gestrafte Feigenbaum, meine Klugheit war ohne erhabene Weisheit. „Sind seine Prophezeiungen" — also bewies ich mir selber — „nicht der Wunsch und die Sehnsucht des menschlichen Herzens? Ist *sie* es nicht allein, die die matt gewordenen Seelen der Völker belebt, bis die göttlich menschliche Begeisterung daherbraust wie ein Sturm, der stärker ist als Leben und Tod? Wo aber ist solche große Hoffnung gekrönt und wunderbar begnadet worden mit einem einzigen Tage der Erfüllung?" Und ich gedachte der ersten christlichen Prophezeiungen, der mehrerlei Weissagungen von dem Ende der Welt; ich gedachte auch der großen Heereszüge nach dem Grabe des Erlösers, wie sogar die jungen Kinder in rührender Liebe zu ihrem Heiland sich berufen wähnten, sein Grab zu befreien, und wie sie gestorben und verdorben sind, von den Menschen gemartert und von Gott verlassen. War es nicht genug der Sehnsucht, der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung, daß Er hätte antworten können? —

Also bewies ich mir selber und bangte um Monika und setzte meine spärliche Hoffnung mehr noch auf Signor Manfredi als auf den Salvator; wiewohl mich meine Erfahrung im Beichtstuhl gelehrt hatte, an der Wandlung des menschlichen Gemütes zu zweifeln wie an der wunderbaren Aufhebung eines notwendigen Gesetzes.

Während ich die Gnadenzeit, die mir zu Monikas Inquisition in ihrem Kerker gewährt wurde, zur freudigen Verehrung ihrer heiligmäßigen Seele wohl zu nützen verstand, hatte auch Pförtner Johannes gute Tage; denn Signor Manfredi war nicht müßig, die Auskunft der besten und verständigsten Menschen der Stadt einzuholen, und befragte vor allen andern Schwester Antonia, die würdige Mutter des Klosters, und dessen betagten Pförtner, der, wie er ihm versicherte, Monikas Jugend mit Wohlwollen angesehen hatte.

Schwester Antonias Erzählung war die einer auch ihr gefallenes Kind liebenden Mutter; ihr angstvolles Entschuldigen, ihr verzweifeltes Preisen von Monikas Frömmigkeit, ihr verworrenes Stammeln, wenn sie von dem glänzenden Ritter und den Folgen jener Sommernacht sprechen sollte, sagten deutlich: „Ich liebe dieses Kind; und wenn es — wie ich fürchten muß — schuldig ist, so vergib ihm!" Signor Manfredi aber hörte daraus — nach der Beschaffenheit seines Gemütes — nur das eine: „Sie ist schuldig!"

Streng und ernst und besorgt um die Reinigung ihres Klosters sowie der Christenheit legte die würdige Mutter ihr Zeugnis ab. „Sie ist schuldig," wiederholte Signor Manfredi diesmal laut, mit der Gebärde eines gerechten Richters, und die würdige Mutter senkte den Kopf.

Pförtner Johannes, der bei mir für seine Berichte über die Prüfung der jungen Monika nur mäßig auf seine Kosten gekommen war, fand sich denn freilich mit weit besserer Münze bezahlt, seit er in Signor Manfredi einen Zuhörer gefunden hatte, der gierig und lüstern seine Worte verschlang und ihm mit funkelnden Augen entgegenrief: „Sie ist schuldig!"

Also geschah es, daß Signor Manfredi hinlänglich auf den Tag vorbereitet war, an dem ich ihm über meine Inquisition Rechenschaft geben sollte; wenn ich auch mit Engelszungen geredet, wenn ich meine Hand ins Feuer gelegt hätte, um für Monikas Unschuld zu zeugen, so wäre es für Signor Manfredis Scharfsinn nur zu einer neuen Probe geworden für die große Kunst der jugendlichen Hexe, ernste Menschen in ihre Netze zu locken. Sein Gesicht blieb unbeweglich, als ich ihm leidenschaftlich beteuerte, daß ich keine Schuld an ihr zu finden vermöchte. Ich bemühte mich, wenn auch gegen das Empfinden meines Herzens, das sich schämte, Monikas Lieblichkeit einem so grausamen Manne preiszugeben, Signor Manfredi zu schildern, wie ich sie täglich im Gebet und in grenzenloser Andacht gefunden habe, wie ihre Seele so fern von aller Schuld sei, daß sie gar nicht begreifen könne, wessen man sie vor dem hohen Tribunal angeklagt habe. Hierbei lächelte Signor Manfredi und forderte mich auf, mit ihm in Monikas Zelle zu gehen. Wohl erschrak ich im tiefsten Herzen, daß ich ihm die Tür meines Heiligtums öffnen sollte, aber zugleich stand die größte und einzige Hoffnung für Monikas Rettung lebhaft vor mir. Konnte nicht Signor Manfredi, wenn er sie sah, von ihrer Reinheit überzeugt werden gegen die Aussage einer ganzen Welt? Konnte er nicht ihren Kerker öffnen und sprechen: ‚Dies ist kein Platz für dich! Gehe hin und sei ein Trost für viele!' — Ja, Signor Manfredi *mußte* Monikas Antlitz sehen, das allein konnte ihre rührende Unschuld vor ihm beweisen."

Als nun Pater Maximus in seiner Erinnerung jene Stunde durchlebte, in der Signor Manfredi Monika gegenüberstand, warf er einen schmerzlich fragenden Blick auf seinen jungen Zuhörer, ob er denn dies, auch *dies* erzählen müsse, oder ob Gerbert ihm nicht ersparen würde, Worte zu suchen für so viel Qual und Pein? Aber die Jugend ist wißbegierig und grausam, und wenn Pater Maximus nicht von selbst mit einem Seufzer seine Erzählung wieder aufgenommen hätte, so würde Gerbert ihn durch Frage und Anrede dazu genötigt haben.

„An einem Freitag," begann Pater Maximus von neuem, „betrat Signor Manfredi in meiner Begleitung Monikas Kerker. Trotzigere Herzen als das meine wären von ihrem Anblick erschüttert worden. Sie lag ausgestreckt am Boden in Form eines Kreuzes; ihr liebliches Gesicht beschattete ein so tiefes, schmerzvolles Leiden, daß ich mich der Tränen nicht enthalten konnte. War sie nahe daran, ihren Geist aufzugeben? Und welche Erschütterung hatte ihre himmlische Seele durchlebt, daß der Leib so ganz davon vernichtet schien? Es war um die dritte Stunde des Tages, und ich erkannte, daß es die Passion des Erlösers sein müsse, in die sie sich mit der ganzen Kraft ihrer Liebe versenkt hatte.

Signor Manfredi hatte indessen Meister Leonhardt zur Hilfe herbeigeholt und versuchte mit stärkendem Wein die junge Heilige ins Leben zurückzurufen. Als sie fragend die Augen aufschlug und erst jetzt mit ihrer ganzen Schönheit bekleidet erschien, schickte Signor Manfredi Meister Leonhardt in einem eiligen Auftrage in die Mitte der Stadt und bedeutete auch mich zu gehen, mit einem Blick auf Monika, den ich Unseliger mir erst vor der verschlossenen Tür zu deuten wußte.

Es gab also in der Tat eine Rettung für Monika, sofern sie eine solche begehrte! Signor Manfredi gelüstete mehr noch nach der Liebe dieses reizenden Geschöpfes als nach dessen Tode.

Mußte ich mich noch meines Begehrens, das mir sündhaft genug erschienen war, schämen, nachdem ich Signor Manfredis häßliches Begehren gesehen hatte? Oder mußte nun hundertfach die Schmach in meiner Seele brennen, daß es mir nicht vergönnt gewesen war, der Verklärten ungetrübten Herzens zu nahen?

Als aber Signor Manfredi in Monikas Zelle verzog, erwachte zum letzten Male der Ritter in meiner Seele, und ich stürzte mich auf die Tür und rüttelte an dem Schloß mit der Kraft eines Besessenen. In diesem Augenblick gab die Tür von innen nach; Signor Manfredi hatte seine Unterredung beendet. Monika lehnte an der Mauer, und bei ihrem Anblick wußte ich, daß in dieser Stunde in Wahrheit ein Cherub nicht nur ihren Leib vor der Gewalt des Bösen, sondern auch ihre Seele vor dem Atem des Unreinen geschützt hatte.

Signor Manfredi indessen, der verachtete Freier, der es einem Mädchen auch nicht gestattete, dem Gekreuzigten den Vorzug zu geben, sah hochmütig und kalt in mein zuckendes Gesicht. Erhobenen Hauptes schritt er an mir vorüber und sagte: „Sie ist schuldig!“

Fünftes Kapitel.

Von den Bäumen wehten die Blätter und gesellten sich traurig zum welken Laub an der Erde. Die schöne Sonne versank in das Unbekannte, und der Mond und die Sterne kamen zu uns aus ihren ewigen Bezirken und waren Zeugen von Monikas letzten Lebensstunden.

„Fragtest du nicht,“ wandte sich Pater Maximus an Gerbert, „ob auch ich einmal das göttliche Eingreifen in den Lauf der irdischen Dinge mit Ungestüm erfleht hätte? Ja, ich habe in diesen Stunden gebetet; ich habe mir ein Gesetz gegeben, daß meine Seele auch nicht für die Dauer eines Pulsschlages ablassen sollte von ihrer unaussprechlichen Hoffnung auf die göttliche Gnade. Ich habe am Herzen Gottes gelegen die ganze lange Nacht, um mit der Gewalt meines Glaubens Seiner Liebe diese eine Segnung abzuringen. Welche Worte ich gesprochen, mit welchen Namen ich Ihn angerufen habe, vermag ich heute nicht mehr zu sagen; aber daß ich Ihm mein Gebet in der Stille des Herzens vorgetragen habe, daß ich es stammelte mit un-

gelenker Zunge, daß ich es hinaufschrie in der Angst, Ihn mit meiner Stimme zu erreichen — das ist mir gegenwärtig, als wäre es gestern geschehen.

Nein, nein, nicht um es zu erhören, will Gott unser inbrünstiges Gebet. Es ist uns zur Anfechtung und Überwindung gegeben, und viele werden irre an ihrer Hoffnung, die das Ziel verfehlt.

Vor dem ersten Grauen des Tages ging ich zu Monika und wurde am schweren Schritt meiner Füße inne, welch große Arbeit auch mein körperlicher Mensch getan, nun der geistige sich unterfangen hatte, nicht müde zu werden. Monikas Antlitz zeigte, wie das meine, die Spuren des Wachens und Betens; an ihren Schläfen gewahrte ich Blutstropfen, die der übermenschliche Kampf der Nacht ihr abgewonnen hatte; aber in ihren Augen glühte die freudige Gewißheit des Sieges. Sie glich einer Braut, die mit Zittern und Vertrauen zugleich ihren Geliebten erwartet. Oder glichen wir nicht beide glücklichen Kindern, die auf die Wunder der Christnacht harren? Niemals zuvor war sie zutraulich gewesen wie in dieser Stunde; sie legte ihre Hand auf meine Schulter und sprach zu mir wie zu ihrem Gespielen, und ich vermochte ihr zu antworten mit der Fröhlichkeit eines von Gott geliebten Menschenkindes.

Aber auf dem Marktplatz, wo sie indessen den Holzstoß errichtet hatten, waren die Grausamkeit, die Heuchelei, der ausschweifende Aberglauben, die schamlose Wollust ihrer letzten Verhüllung durch die menschliche Sitte entkleidet; die niedrigsten Triebe unsres Geschlechtes hatten ihren dunklen Wohnplatz verlassen und teilten sich der nebligen Morgenstunde mit und verdichteten den Luftkreis, daß die Menschen trunken wurden.

Pförtner Johannes eilte geschäftig von einem zum andern und beteuerte den mitleidigen Anteil seines Herzens, das sich trotz der grauenvollen Sünde der Betrübnis über den Untergang eines so jungen, lieblichen Mädchens nicht enthalten könne.

Die Weiber — da die eigene Unsauberkeit noch nicht am Tage war — segneten laut ihre Tugend, und die Männer straften und richteten und vergaßen, wo sie selbst etwa auf ihrem Lebenswege eine Unschuld zu Fall gebracht hatten. Viele aber verbargen in dieser Stunde nicht mehr unter dem Mitleid oder der Gerechtigkeit ihren leidenschaftlichen Wunsch, ein grausiges Schauspiel mit anzusehen.

Als Signor Manfredi, gefolgt von den Obersten der Stadt, erschien, begannen die hellen Glocken der Pfarrkirche zu läuten sowie auch die dumpferen der Klarissen und der Minoritenbrüder. Die Menschenmenge auf dem Marktplatz sank in die Knie, und in die Unreinheit ihres Herzens mischte sich widerlich das Gefühl, ein gottseliges Werk vollenden zu helfen.

Da ich, während die Glocken läuteten, an Monikas Seite durch die menschenleeren Straßen zum Richtplatz schritt, habe ich solches nicht in Person erfahren; aber in der langen Zeit, die ihrem Tode gefolgt ist, hat mein Geist jene Stunde hundertfach durchkostet.

Die Gemeinde wich vor Monikas Nähe und der meinen zurück. Ihre Schönheit, ihre Standhaftigkeit und Unbußfertigkeit, ihre heitere Zuversicht erfüllten die Gläubigen mit Entsetzen als die unheimlichen Folgen eines

Bündnisses der Seele mit dem Antichrist. Der Diakon vermahnte Monika mit priesterlichem Ernst, durch ein Geständnis ihrer Schuld, zum Heil ihrer unsterblichen Seele die Sühne demütig aufzunehmen, die ihr die streitende Kirche in ihrer Sorge um die verlorenen Schafe auferlegt habe, damit sie durch die irdischen Flammen des Scheiterhaufens vor den ewigen Flammen des Ortes der Qual bewahrt bleibe. Und er malte vor uns mit seinen Worten die Pein der Verdammten und die Schrecken des Gerichtes, so daß die zitternde Menge schon die Engel mit den Schalen des Zorns leibhaftig zu sehen vermeinte.

Monika, die auf die ersten Fragen des Diakon, ob sie bereuen und bekennen wolle, mit ihrem sanften, kindlichen „Nein" geantwortet hatte, verblieb von nun an im Gespräch ihres Herzens mit Gott. Lichtere Visionen als die der Apokalypse füllten ihre Seele; sie hielt die Augen unverwandt zum Himmel gerichtet, der sich nun auftun müßte über ihr. Ein himmlisches Lächeln lag auf ihrem Antlitz und wich nicht, als schon die verordneten Diener der Gerechtigkeit ihren Scheiterhaufen anzündeten; denn noch hatte ihre Seele ein süßes Geheimnis mit der Gottheit.

Als ein Windstoß die Flammen an ihrem Körper hinauf bis zu ihrem Herzen trieb, wandelte sich der Ausdruck ihres Gesichtes, und sie sandte einen Blick zu den Wolken — — —"

An dieser Stelle verhüllte Pater Maximus sein Gesicht und wehrte den hervorbrechenden Tränen nicht und weinte noch einmal am Abend seines Lebens um den Tod der jungen Monika.

Gerbert aber klagte in seinem Herzen darum, daß die Menschen in ihrer Sterblichkeit von Gott verlassen seien; denn die Ewigkeit schreckte ihn, und er durfte nicht hoffen, Teil an ihr zu haben, solange ihm die Welt wieder und wieder die erhabenen Augenblicke aufgehellter Erkenntnis verdunkelte.

Als Pater Maximus nach einer tiefen Stille seine Seele aus den Banden großer Traurigkeit befreit hatte, sprach er nicht ohne Wehmut: „Sahst du jemals einen Hund verenden, dem sein Herr aus Gnade oder Vernunft die tödliche Kugel entgegensandte? Oder hast du den Blick eines Kindes gesehen, das seine Mutter dem Messer des Arztes hingab?

„Mein teures Kind! Meine kleine Monika! Schmerz und Tod machten ihre große inbrünstige Hoffnung zunichte. Sie war anfechtbar; denn sie hatte ihrem Gebet ein Ziel gesetzt und ihrem Glauben eine Grenze.

„Gott aber ist heilig. Und wenn du beten willst, so bete: ‚Dein Wille geschehe.' Aber bete es nicht mit Seufzen; denn es ist die weiße Taube, auf der unsre gebundene Seele zur Freiheit entschwebt."

Vier Briefe des Prinzen Wilhelm von Preußen (Kaiser Wilhelms I.).

Von
Paul Ritter.

I.

Diese Briefe sind an den Major (General) Wilhelm v. Willisen gerichtet, denselben, der durch seine unglückliche polnische Mission von 1848 und seine Niederlage bei Idstedt der Geschichte angehört. Sie stammen aus den Familienpapieren des Grafen Yorck von Wartenburg in Klein-Öls, der die Güte hatte, sie mir zur Veröffentlichung an dieser Stelle zu überlassen. Auch was ich zu ihrer Erläuterung an andern Handschriften benutze, verdanke ich dieser Quelle oder dieser Vermittlung.

Unsre Briefe führen uns in die Jahre 1827—33. Wie sich in ihnen der Prinz über die Erlebnisse seiner Seele oder über seine Stellung zu den Problemen der preußischen Politik ausspricht, scheinen sie sich selbst zu erklären. Die Gestalt des alten Kaisers steht für diese Periode seiner Entwicklung in ihren wesentlichen Zügen fest, und der Wert unsrer Briefe liegt zunächst in der scharfen Klarheit, mit welcher sie diese Züge hervorheben; ich spreche nicht von der stillen Freude, die wir immer wieder bei einer eigentümlichen Zeile dieses schlichten, aufrechten Charakters empfinden. Verstehen, würdigen, als persönliche und als geschichtliche Urkunden, lassen sich indessen auch diese Briefe nur in dem besondern Zusammenhang, in welchem sie entstanden sind, und wie sie sämtlich Antworten darstellen, setzen sie um so mehr die Kenntnis des Adressaten, seiner Beziehungen, seiner Äußerungen und Anschauungen voraus. Gern hätte ich daher die Briefe Willisens an den Prinzen hinzugefügt. Aber Konzepte oder Abschriften von ihnen haben sich einstweilen weder in den Handschriften von Klein-Öls noch in andern Willisenschen Papieren gefunden, und auch nach den Formen, in denen sie abgegangen sind, habe ich mich, im Staatsarchiv wie im Hausarchiv, vergeblich erkundigt. Ich bin dafür entschädigt worden durch einige längst vergessene publizistische Arbeiten Willisens aus diesen Jahren, und vor allem durch die reichen Reste seines Nachlasses,

seine Briefe, Denkschriften und Aufzeichnungen — Quellen, die ein näheres Studium lohnen würden; das Bild Willisens, wie es aus den Parteischriften der Jahre 1848—50 in die geschichtliche Überlieferung übergegangen ist, würde sich ergänzen, korrigieren lassen. Ich teile indessen, als Anhang, nur diejenigen Tatsachen und Äußerungen mit, die für das Verständnis der Briefe des Prinzen in Betracht kommen: in freien, selbständigen Auszügen, indem ich die Farbe des ursprünglichen Zusammenhanges immer für wertvoller halte als den Wortlaut. Aber auch dieses Wenige trifft vielleicht auf ein allgemeines Interesse; es handelt sich zum Teil um Fragen, mit denen der preußische Staat heute wie vor fünfundsiebzig Jahren ringt.

1.[1])

Berlin d. 23. März 27.

Sie fragen in Ihrem gütigen Brief, nachdem Sie Ihre Wünsche zum 22n mir aussprachen: sind das Geburtstags-Betrachtungen? — Hätten Sie nicht gleich selbst die richtigste Antwort darauf gegeben, so würde ich Sie [!] Ihnen hier nur ebenso geben können. Ernst u. wichtig ist jeder Lebens-Abschnitt, daher darf u. soll man ihn nicht anders, als in ernster Stimmung, mit Betrachtung der Vergangenheit, Gegenwart u. Zukunft, — betreten. Daher sprachen [!] denn auch Ihre Art der Wunsch-Darbringung mir vornehmlich an, — u. das wußten Sie auch im Voraus, — der Sie ja grade auch der Zeit gedenken, wo Sie bei mir seiend, mich jung u. alternd, in wenig Monaten sahen. Jene ernste, schmerzliche Epoche meines Lebens, seegne ich fortwehrend, — jetzt — da sie mir den Ernst des Lebens stählte, mir so Vieles gelingen ließ was ohne dem wohl nicht gelungen wäre, u. endlich u. Hauptsächlich, mich für jenes Leben reifte! Haben Sie daher 1000 Dank für Ihre Zeilen u. möge der Himmel Ihnen gewähren, was Sie mir wünschen!

Ihr wpp

2.

im neuen Palais d. 15 11 31.

Haben Sie herzlichen Dank, bester Willisen, für Ihre treuen Wünsche bei dem freudigen Ereigniß, welches wir dem Himmel verdancken! Der 18e Oktober, die Geburt in diesem Schloß, in einer so bewegten Zeit, sind allerdings Zusammentreffen, die von guter Vorbedeutung für den Kleinen sein können,

[1]) Ich gebe die Briefe des Prinzen buchstäblich genau wieder, wahre also nicht nur ihre Orthographie — bis auf die häufige Abkürzung dß oder ds (für: daß, und: das), die ich auflöse — sondern auch ihre Interpunktion. Denn diese läßt sich, phonetisch verstanden, fast überall rechtfertigen; ich beschränke mich deshalb im wesentlichen auf die Ergänzung von Verbindungsstrichen (bei Zusammensetzungen), Punkten (bei Abkürzungen und Daten) usw. Einige offenbare Schreibfehler habe ich entweder (durch ein Ausrufungszeichen in einer eckigen Klammer) bezeichnet oder in der allgemein üblichen (sichtbaren) Weise korrigiert.

aber freilich auch die Ansprüche an die Eltern, für dies Kind zu wachen, verdoppeln. Ich begreife daher sehr wohl, daß Sie bei dieser Gelegenheit wieder in Preußens Zukunft schwelgten, u. physische Größe sich denken, wo ich immer nur noch moralische Eroberungen wünsche. Freilich hat diese Letztere [!] seit einem Jahr verlohren, da Preußen dem süddeutschen Geschrei nicht nachkrähet. So war es grade von 1815—1826. Und so wird's wieder kommen; aber unser ruhiger consequenter Schritt, ohne Sprünge, wird uns bald wieder die Eroberungen zurück führen, die wir momentan einbüßten. Die Adressen der bayrischen Städte, in Opposition mit dem Geschrei der sogenannten Réprésentanten, beweist [!], was von Réprésentation zu halten ist! Enfin Vous voyez que je ne change point, aber dennoch überzeugt bin, daß wir all' den Kram einst erleben werden bei uns, aber nicht zum Heil!

Wer weiß was meinem Kleinen noch bevorstehet! —

Adieu; viel Liebes Ihrer Frau u. an W. Radziwill; ich rechne auf Ihre Freundschaft für mich, daß Sie [daß Sie] Letzteren aufmerksam machen, wenn seine Äußerungen über die ihm verwandte, glücklich wieder unterworfene empörte Nation, — vorgefaßt, einseitig, übereilt u. ihm schaden könnend, sein sollten; ich rechne auf Sie, aber es bleibt unter uns! Denn ihm selbst habe ich sehr ernsthaft darüber geschrieben.

Stets Ihr wpp

3.

Berlin d. 25. May 1832.

Kaum weiß ich, wie ich mein Schweigen gegen Sie rechtfertigen soll; aber eines weiß ich, u. das ist, daß Sie glauben, daß ich böse auf Sie bin. Und das bin ich nun eben garnicht. Die Freimüthigkeit mit der Sie zu mir am 1. Januar u. 22. März redeten, ist mir sehr lieb gewesen, denn Sie kennen mich in dieser Beziehung; aber dennoch muß mein langes Schweigen Sie mich verkennen machen. Nur in aller Eile will ich daher Ihre Bemerkungen beantworten, denn mit einem Fuß stehe ich fast noch im Bügel u. mit dem anderen im Wagen zur Inspections-Reise; aber wenn ich heute nicht schreibe, so komme ich garnicht dazu, da ich nach meiner Rückkehr gleich nach Petersburg gehe.

Die Hauptansicht Ihres ersten Briefes ging dahin, daß ich in neuerer Zeit meine Unbefangenheit im Urtheil über politische Verhältnisse u. Menschen verlohren hätte. Mir scheint es Sie nennen Befangenheit dasjenige, was mit Ihren Ansichten nicht harmonirt. Daß wir in unseren politischen Ansichten u. Principien, im Allgemeinen so wohl, als für Preußen ins Besondere, nicht harmoniren, wissen Sie aus unseren vielfachen Unterredungen hinlänglich; aber ich glaube nicht, daß Sie mich bekehren werden. Demnach nennen Sie also Befangenheit bei mir, diejenigen Äußerungen, die ich dem Treiben der révolutionairen Parthei entgegen setze, indem Sie wünschten daß ich unbefangen mich diesem Treiben ergeben mögte. Ihre Ansichten, Ihre damaligen Aufsätze sind aber in meinen Augen, nur Vorläufer zu einer Catastrophe für unser

Vaterland. Sie, u. Alle mit Ihnen Gleichgesinnten, ich muß sie Doctrinairs nennen, — wollen durch die Verbreitung Ihrer Principien, das Heil u. Wohl des Landes, eben so wohl wie der König u. ich; aber Ihre Wege, eben weil sie die der Doctrinairen Parthei sind, die sich einen idéalen Zustand träumt, nach dem sie unaufhaltsam jagd, dabei übersehend das Terrain auf dem sie jagd, u. überspringend, vernichtend u. laidirend was ihr nicht genehm ist, — das sind nicht meine Wege. Still stehen, oder gar zurück schreiten, kann u. darf kein Staat in seinen Institutionen. Aber jagen soll er nicht nach Neuerungen; sondern er soll sie sich ruhig, bedächtig, langsam entwickeln lassen. Ein unvorsichtiges Aufmerksammachen der Menge, auf Verhältnisse u. Institutionen, die, der Ansicht einer gewissen Parthei nach, dem Lande nützlich sein würden, ist meiner innigsten Ueberzeugung nach, das Gefährlichste was einem Volke geschehen kann. Daß dem Wohlergehen der Menge durch so viel gepriesene Institutionen nicht geholfen wird, beweisen die neuesten Ereignisse auf das Augenfälligste; die Schreier dieser Parthei erlangen freilich ihr Ziel; sie kommen an's Ruder, erlangen eine traurige Öffentlichkeit, u. wähnen bei der, durch sie herbeigeführten Aufregung u. Umstürzung, das, nach ihrer Ansicht noch Bestehend bleiben sollende, erhalten zu können! Welch' vermessener Gedanke! Selbst der in meinen Augen, seinen éminenten Eigenschaften nach, sehr hoch gestandene Perrier, vermogte das brausende Meer, was er heraufbeschwor, nicht zu bändigen; er hat Verstand u. Leben an diesem Wagstück verlohren; 15 Jahre hat er gearbeitet um seine Ansichten auf den Thron zu setzen; kaum hatte er gesiegt, so unterlag er schon nach 15 Monaten, die Unmöglichkeit seiner Fiction einsehend! — Vor solchen Catastrophen mein Vaterland zu schützen, wird stets meine Pflicht u. meine Aufgabe sein. Gänzlich unbefangen spreche ich meine Ansichten aus, weil ich nicht gewohnt bin, meine Principien zu verheimlichen. Gleich wie Sie, (was der Hauptinnhalt Ihres 2n Briefes ist) sich gedrängt fühlen das auszusprechen, was Sie anregt u. für wahr halten [!], sogar wissend daß es nicht gut sein mag, eben so spreche ich aus, was mich drängt u. was ich für wahr halte. Aber einen Unterschied haben unsere beiderseitigen Äußerungen, nämlich Sie sprechen gegen, — ich im Sinn des Königs. Der König hat sein Land glücklich u. gerecht seit 35 Jahren regiert; ihm kann man zutrauen daß er das Rechte auch fernerhin thun wird, u. seinem Volke die Institutionen giebt, die er für Zeitgemäß u. beglückend hält. Dies Vertrauen müssen wir Alle zum Könige haben. Und grade darum sollen Unberufene sich es nicht beikommen lassen, die Menge aufzuregen u. ungeduldig zu machen, Dinge herbeizurufen die sie nicht kennt, u. deren Unmuth anzufachen, wenn das Unverleihbare, ihr nicht [nicht] gewährt wird. Die Pflicht der Unterthanen, u. namentlich der Angestellten des Königs, ist es, in seinem Sinn zu handeln, zu verwalten, zu sprechen; nicht im entgegengesetzten Sinn soll gehandelt werden. Man verstecke sich nicht dahinter, daß die Könige die Wahrheit nur indirect erfahren könnten; bei uns wird jede Ansicht vom König gehört; drängt es Jemand seine Principien dem Herrn vorzulegen, so thue er es direct, aber nicht auf eine Art, die nur das im Auge hat, die Menge gegen den Souvrain einzunehmen. Finden jene Principien beim Könige keinen Eingang,

so ist's nicht Pflicht u. Sache des Unterthanen, dieserhalb im Unmuth nun die Menge aufzuhetzen. Die neumodische Doctrin ist's freilich, Alles durch die Menge, und im letzten Fall, durch Rebellion von den Souvrainen zu erzwingen. Solche Lehren zu unterdrücken ist aber die erste Verpflichtung jedes treuen Unterthanen, namentlich der Angestellten, u. unter diesen wieder die, des Soldaten. Wo ein anderer Sinn lebt, da ist die Rébellion im Werden, u. wehe denen die da wähnen, sie später bändigen zu wollen!!! —

Frei, offen, wahr u. unbefangen habe ich Ihnen meine Meinung hier gesagt. Mögten Sie so handeln wie ich's wünsche. Sie haben sich hier vorig Jahr geschadet, Sie haben sich noch mehr durch Ihre Urtheile über Pohlen jetzt geschadet; jetzt sind Sie versetzt zu der Nation der Sie das Wort redeten. Lernen Sie sie kennen u. urtheilen Sie dann. Bedenken Sie ernstlich das Wichtige Ihrer Stellung; Grollmann ist nicht Ziethen, der Letzterer bei seiner Originalität, manches hat, was eine Veränderung Ihnen lieb machen mogte, u. daher ging man darauf ein. Grollmanns Urtheil u. Ausspruch über Sie wird gewichtig sein, u. Ihre ganze Existenz bestimmen. Seien Sie wahr u. offen, aber so, wie Sie es vor Gott u. Ihrem Könige, also vor Ihrem Gewissen rechtfertigen können; dies muß jedes Ihrer Worte leiten.

Sie wissen welchen Theil ich an Ihrer Ezistenz nehme; daher schreibe ich Ihnen so; bei Ihnen stehet es sich Ihre Zukunft zu bilden.

Stets Ihr wpp

4.

Marmor=Palais den 9n July 1833.

Es ist über ein Jahr daß ich Ihnen nicht schrieb, obgleich ich dazu mehr wie eine Veranlassung hatte, denn Ihre Antwort auf meinen letzten Brief, nach Petersburg, u. Ihre Wünsche zum 22n März, kamen mir seitdem ja zu. Empfangen Sie für Beide, nun endlich meinen Dank.

Mein letzter Brief hatte sie [!] empfindlich berührt; daß [!] konnte ich vermuthen, da ich Ihnen offen u. wahr sagte, was ich über Sie dachte, u. diese meine Ansicht über Sie, Ihnen nicht genehm sein konnte. Sie suchen sich in Ihrem Schreiben vom 3n July v. J. zu rechtfertigen; in wie fern Sie es in meinen Augen gethan haben, wird der folgende Innhalt dieser Zeilen zeigen. Sehr lieb war es mir übrigens von Ihnen dahin verstanden zu sein, daß wirklich nur wahres Wohlwollen, mich so zu Ihnen sprechen ließ.

Was zuvörderst Ihre damalige Versetzung betraf, so weiß ich durchaus keine Détails, noch die Urheber, die sie veranlaßten; ich erfuhr nur daß es mit Ihnen Beiden nicht länger ginge u. daß namentlich Ihre sehr freien Äußerungen in Breslau über die poln: Verhältnisse, hier mißfällig vernommen worden waren. Wer sie berichtet hat, ob Ohrenzeugen oder nur Hörensager, weiß ich nicht; kurz=um diese Äußerungen waren nicht in des Königs Willen u. Ansichten. Daß dies so sein müßte, muß ich annehmen, wußten Sie, als Sie so sich äußerten; denn Sie kannten doch hier vor Ihrem Abgang, des Königs Ansicht über die poln. Verhältnisse, u. diese stimmten [!] nicht mit den

Ihrigen; Sie waren Cheff des Generalstaabs geworden, aus Berlin kommend, einem Corps zugetheilt, daß [!] fast mobil, gegen die Revolution aufgestellt war, — — welche Masse von Veranlassungen, höchst behutsam in Ihren Äußerungen zu sein. Daß Sie nun grade nach Posen kamen, muß ich nach wie vor wie eine homeopathische Kur betrachten. Unfähigkeit zu Ihrer Stellung hat Sie aber gewiß nicht vom Cheff wechseln machen. Was Sie übrigens von Ziethen sagen, ist allgemein bekannt; dennoch hat Reiher die Stellung fünf Jahre bekleidet, u. ist dabei nicht eine Null gewesen, zu welcher verurtheilt zu sein, Sie behaupten; Reiher ist ein viel zu geachteter Mann, u. Mann von viel zu viel Ehre, als daß er 24 Stunden an einer Stelle geblieben wäre, die ihn zur Null machte. Aber er wußte sich so zu stellen, daß er neben jener Originalität, doch Einfluß ausübte u. so die wahre Ansicht u. Rücksicht des Dienstes auffaßte. Wenn Sie selbst sagen, daß Sie manche freie Äußerung über Ziethen gethan hätten, können Sie sich da wundern, daß er eine Veränderung wünschte? Uebrigens bin ich darin mit Ihnen einverstanden, daß es besser gewesen wäre, ehe der Schritt Ihrer Versetzung gethan ward, den zu thun, Sie auf Ihre Stellung aufmerksam zu machen u. Ihnen die Griefs mitzutheilen u. zur Vorsicht zu ermahnen; die Versetzung blieb ja immer noch möglich später. — Die Deutung meiner Worte: Grollmann ist nicht Ziethen, die Sie wünschen, bestehet darin, daß die Eigenthümlichkeiten des Letzteren wohl auch Allerh: Orts nicht unbekannt sind, u. man daher ein competenteres Urtheil über Sie verlangte, militärisch genommen, gewiß nicht, aber politisch. Diese Auslegung oder Deutung jener Stelle, kann ich Ihnen nicht ersparen, u. wird Ihnen aus dem bereits über das polnische Gesagten, verständlich sein. Aber auch aus den Historien der Staats-Zeitungs-Aufsätze, mußten Sie ja wissen, (u. wenn Sie dieselben auch noch so viel vertheidigen und versichern daß sie außerordentlichen Anklang gefunden hätten in der Menge) — daß Sie nicht die Ansicht des Königs getroffen hatten; um wie viel Aufforderung mehr, vorsichtig zu sein in Ihren politischen Raisonnements. Dies Alles zusammengenommen muß Ihnen doch klar machen, daß man Grollmanns Urtheil über Sie, Gewicht beilegen wird, in mehr denn einer Hinsicht. So viel ich erfahren, ist sein Urtheil nur günstig, also darf ich annehmen, daß Sie auch vorsichtig sind. — Diese Vorsicht ist es freilich, die von Vielen in jetziger Zeit, als ein Geistes-Zwang verschrieen ist. Warum klagen denn aber nur Diejenigen über einen solchen Geisteszwang, die die Regierung fortreißen möchten zu Neuerungen, wehrend Andere, die in anderer Beziehung auch nicht die Intention des Königs trafen, von keinem Geisteszwang reden, sondern es ganz natürlich finden, sich dem Ausspruch, dem Willen, der Ansicht ihres Souvrains zu unterwerfen, u. nun vorsichtig in ihren Äußerungen sind. Zu dieser letzteren Cathegorie gehöre ich u. A. in Beziehung auf die damalige Pacifications-Politik des Königs, nach den glorieusen Tagen. Freilich habe ich noch das für mich, daß als ich mich aussprach, ich an der franzöf. Grenze war u. nichts von des Königs Ansicht ahnden konnte. Als ich sie aber kennen lernte, u. bis heute, sehe ich aber in meiner Stellung keinen Geistes-Zwang, sondern nur jenen angeführten Gehorsam, den man seinem Herrn schuldig ist. — Aber grade darum feinde ich

Jene an, die es nicht so machen, sondern die Frondeurs machen, u. sich dazu berufen fühlen, trotz dem Willen, u. sehr wohl gekannten Willen des Souvrains, ihn womöglich in die Nothwendigkeit zu versetzen, ihren Ansichten sich zu ergeben, also zu etwas zu zwingen; läßt er sich aber nicht zwingen, u. bleibt bei seiner ihm wohlthätiger u. vernünftiger scheinenden Meinung u. Ansicht, so sind es nun die Frondeurs die die öffentliche Stimmung gegen den Souvrain einzunehmen suchen, u. so also einen Zwiespalt zwischen dem Herrn u. den Unterthanen herbeiführen, vielleicht ohne es zu wollen; — Viele wollen es aber sogar,: das sind freilich purement Révolutionairs.

Somit habe ich Ihnen abermals das Bild Derer aufgestellt, die ich in allen Ländern fürchte; die Letzteren am meisten, die Ersteren nicht minder, weil sie den anderen in die Hände spielen, u. oft unbewußt, vielleicht mit der besten Absicht, nur schaden.

Sie sagen sich von jeglicher Theilnahme an dergleichen Tendenz los, u. versichern die Ihrige sei dieselbige die auch ich hätte, die des langsamen, Zeitgemäßen Fortschreitens, so daß, da wir über Zweck u. Aufgabe einverstanden seien, die Differenz nur in der Lösung bestehen könne. Das gebe ich vollkommen zu, da wir über die Art der Lösung wohl eben nicht einverstanden sind.

Seitdem wir uns vielfach über diese Gegenstände besprochen, sind über 2 Jahre verflossen; meine damalige Ansicht: daß bei uns nichts geschehen dürfe um dem sogenannten Zeitgeist zu huldigen, bevor nicht der Krieg gegen Frankreich, d. h. gegen die Révolution, siegreich ausgekämpft sei, — ist auch noch heute meine Ansicht, im Fall dieser gewünschte Krieg, vor der Thür wäre. Da es aber scheint, daß es zu einem solchen Kriege so bald nicht kommen wird, es sogar möglich ist, daß Viele von dem enthusiastischen Schwindel bei uns u. überhaupt außerhalb Frankreich, zurückkommen werden ohne Krieg, welchen Schwindel die July-Woche gehörig erregt hatte, so stellt sich nun bereits die Frage anders. Denn eben so gut wie vor der July-Révolution, vielfach die sogenannte Fortschritte in der Administration besprochen wurden u. sich der Ausführung näherten, eben so gut kann u. muß man sie auch nach dieser Epoche betreiben; — aber ganz eine andere Frage war es, ob man sie in Folge jener Epoche, vorzugsweise betreiben sollte, oder wohl gar die Gemüther der Menge dahin stimmen sollte, damit man scheinbar genöthigt ward, zu neuern. Gegen diese Ansicht war ich auf das aller Bestimmteste, u. darin, glaube ich, weichen wir hauptsächlich von einander ab. Jede Veränderung in jener Richtung, in den ersten Jahren nach ⟨der⟩ July-Revolte wäre, meiner Ansicht nach, ein Fehlgriff gewesen; denn sie hätte theils den Schein der Erpressung gehabt, theils den, die Masse durch irgend etwas beschwichtigen zu wollen, also aus Angst u. Mißtrauen dictirt. Wenn, wie gesagt, also der Frieden für lange noch erhalten wird, so kann man, wie vor 1830, die früheren u. seitdem aufgekommenen Pläne, auch zur Ausführung bringen, da sie nun weder erpreßt noch aus Angst ertheilt, erscheinen können. Daß man dazu aber eine Art Preß-Freiheit bedürfe, wie Sie sie andeuten, um durch die dadurch herbeizuführenden Discussionen Dasjenige kennen zu lernen, was Noth thut, — dagegen bin ich durchaus. Ebenso gut wie man im Jahr 1808 u. seitdem im Cabinet des

Königs gewußt hat, was Noth that, eben so gut wird man es auch jetzt wissen, u. braucht dieserhalb nicht die Menge in die Discussion zu ziehen. Haben wir nur erst tüchtige Minister wieder, so wird sich dies bald zur Reife besprechen u. zur Ausführung bringen lassen. Die Wohlthat die Sie in der angedeuteten Preß-Freiheit sehen, kann ich nirgends da entdecken, wo sie existirt; alle Länder die sich Ihrem Sinne nach, dieser Wohlthat zu erfreuen haben, erfreuen sich auch gleichzeitig des unruhigsten, ja eines révolutionairen Zustandes, warlich nicht Verhältnisse, die man sich zu erziehen wünschen kann. Die Wohlthaten der Preß-Freiheit sind théoretisch betrachtet, völlig richtig, aber auch in Praxi eben so völlig unrichtig. Es gehört die Perfectibilität der Menschheit dazu (die Sie auch als mein Ideal aufstellen) um die Preß-Freiheit practisch wohlthätig zu machen; da meiner Ansicht nach aber die Erreichung jener Perfectibilität, auch der Moment der Untergang [!] der Welt sein wird, so muß ich jener Wohlthat auch dort ihren Platz erst anweisen. Wird die Preß-Frht: in irgend einem Lande bisher, zum Wohle des Ganzen ausgeübt? ist sie nicht überall das Feld auf welchem sich nur Leidenschaften u. Partheiungen bekriegen? Und wenn selbst unter dem Schwarm des Gedruckten sich Einzelnes befindet was im guten Sinne gedacht ist, wird das gelesen? Nein, sondern das Entgegengesetzte, — denn das liegt Einmal im Menschen, daß er lieber nach etwas Neuem jagd als nach dem Alten, Bekannten; da nun das Unterordnen das Alte, Bekannte ist, aber auch zugleich das Leidende in sich schließt, so ist es ganz natürlich daß die Masse lieber nach dem Neuen, Unbekannten greift, wo ihr außerdem noch das Überordnen, das Freimachen vom leidenden Verhältniß, das Mitregieren, gelehrt u. angepriesen wird. Daher kann ich Ihrer Ansicht durchaus also nicht beitreten, daß man den Landtägen erlauben sollte, ohne Censur drucken zu lassen, was ihnen gut dünkt; denn nehmen Sie Einmal an, es erscheine auf diese Art etwas, was völlig gegen die Ansichten des Königs liefe, so daß jene Erlaubniß genommen werden müßte, um das allgemeine Wohl zu schirmen, — was würde das für ein Geschrei geben, wie würden die Parthei-Männer Gewalt schreien; wie würden sie Anklang finden, von Unterdrückung faseln u. s. w. — Daß man dagegen die Censur dicker Bücher, wie Sie sich ausdrücken, aufhebe, damit bin ich ganz einverstanden; aber sagen Sie mir selbst Einmal, wo hört ein dünnes Buch auf, u. wo fängt es an ein dickes zu sein? Auf diese Schwierigkeit stößt man fortwehrend. Wie stellt sich aber die Sache practisch bei uns? Es werden dicke u. dünne Bücher etc. censirt: wird aber wohl eine Klage laut, daß solchen dicken Büchern eine Zeile gestrichen worden? Dagegen wird dünnen Büchern u. Flugschriften, Vieles gestrichen; Beides ist ganz natürlich. Doch wenn man nun eine Bogenzahl angiebt, die censirt werden soll, u. was darüber ist, nicht mehr, so braucht man ja nur einen Bogen mehr zu schreiben, u. darf unumwunden die größten Horreurs sagen, — u. hat das Gesetz für sich. Ich sehe also nicht, wie man aus diesem Dilemma raus kommen wird, obgleich man sich damit bei uns beschäftigt; auch habe ich mit dem Faiseur, Eichhorn, viel darüber conferirt; aber auch er hält es für höchst schwierig, wenn auch nicht unmöglich. Für Flugschriften u. Tagesblätter soll die Censur beibehalten werden jedenfalls;

das will aber Ihre Ansicht nicht; denn der sogenannte Idéen-Austausch, um das Noth thuende zu erfahren, könnte grade nur durch diese Schriften erlangt werden, nach Ihrer Ansicht; Ihre Parthei würde also noch nicht zufriedengestellt. — Oder, Ihre Ansicht käme zur Ausführung: gemäßigten Leuten wird das Herausgeben von Zeitungen gestattet; — wie lange wird es dauern so wird es heißen, (was Sie gegen unser polit: Wochenblatt anführen) daß nur eine Parthei sprechen dürfte, das wäre Obscurantismus, etc. wie es heut zu Tage heißt. — Dagegen würde ich gern Discussionen über eigene Angelegenheiten sehen, wenn es nur möglich wäre, Menschen zum Censiren zu finden, die die rechte tactvolle Straße zu wählen wüßten. — Mit Erweiterung u. mehr Achtung für die Provinzial-Stände-Versammlungen, bin ich ganz einverstanden. Auch wünschte ich den Staatsrath durch Abgeordnete der Prov:-Stände, namentlich Gutsbesitzer, verstärkt zu sehen, wenn er nicht dadurch eine Stellung bekäme, die die untern Stände verschnupfen würde. Dies führt zu der naheliegenden Frage, ob die verheißene Einführung von Reichsständen, (wohlverstanden *nur* als berathende Behörde u. keinesweges als mitverwaltende, u. *nur* bei Erhöhung von Steuern u. Abschließung von Anleihen, bewilligend) an der Zeit sei, u. ob es nicht sehr wünschenswerth erscheint, daß der *König* diese Organisation noch mache.

Da sehen Sie eine Menge Desiderias die ich vor 4 Jahren wohl, aber um nichts in der Welt, seit 3 Jahren aussprechen wollte und durfte. Ich sehe es überhaupt als ein großes Glück an, daß wir seit 17 Jahren nicht mehr thaten, um etwa die Menge in die Verhandlungen zu ziehen, wodurch immer nur Aufregung herbeigeführt wird; wir haben das glücklich vermieden, u. Preußen *allein* ist seit 3 Jahren ohne Aufstand geblieben. Was nun geschehen kann u. muß, wollen wir der Weisheit des Königs überlassen, der seit so langer Zeit sein Volk beglückt; ihm vorgreifen zu wollen, wäre ein Griff nach einer Stufe des Thrones; u. fehlt erst eine, dann fallen die anderen bald nach. So nehmen Sie denn diese Zeilen hin, die Ihnen auch nicht sonderlich gefallen werden, aber wahr muß man sein u. bleiben.

Stets Ihr

12/7 33. wpp

II.

Willisen und das Jahr 1830.

1.

Willisen hat sich nicht in den harten, festbegrenzten Geist des alten preußischen Staates und seines Offizierkorps verstanden: diese Formel bezeichnet vielleicht am besten sein Wesen und sein Schicksal; auch für die Zeit, die uns hier beschäftigt.

Menschen, Charaktere kann man nur beschreiben, nicht erklären; die Aufgabe des Biographen beschränkt sich in dieser letzten Hinsicht darauf, aus ihrer Herkunft und ihrem Lebensgang diejenigen Tatsachen hervorzuheben, die möglicherweise ihre Bildung beeinflußt haben.

Willisen wurde als preußischer Untertan geboren, zu Staßfurt im Herzogtum Magdeburg, 1790, und der preußische Militärdienst bestimmte seine Kindheit und erste Jugend: er wurde als preußischer Kadett erzogen und dann dem Regiment „Alt-Herzog von Braunschweig" überwiesen. Aus der festen Tradition eines alten, mit dem preußischen Militärstaat verwachsenen Geschlechtes ging dieser Lebensplan doch nicht hervor. Die Familie stammte aus dem Kursächsischen, aus der goldnen Aue; ihren Adel hatte sie im Dienst des Kaisers, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, erworben; erst der Großvater Willisens war preußischer Beamter, erst der Vater preußischer Offizier gewesen, und dieser hatte bei seiner Verheiratung seinen Abschied genommen, um als Bürgermeister von Staßfurt den Interessen eines Patrizierregimentes alten Stils zu leben. Das Heer des großen Königs zog in den Krieg von 1806; Willisen kämpfte bei Auerstädt, wurde hier schwer verwundet: als junger Fähnrich; der Eindruck der Katastrophe des preußischen Staates verband sich bei ihm noch nicht mit der stolzen Erinnerung an eigene, verantwortliche Tätigkeit für diesen Staat. Und wenn dann die Tage von Tilsit bis Tauroggen so viele preußische Patrioten gebildet haben: Willisen nahm auch an dieser Schule nicht teil. Er erhielt bei der Reduktion der Armee seinen Abschied und lernte seitdem, in einem bewegten Lebenslauf, andre Menschen und Dinge kennen, mit der Empfänglichkeit des Jünglings, oder, wenn wir vorsichtig sind, mit den Organen seines besondern Wesens. Denn sein Lebelang kennzeichnet ihn eine eigentümliche Mischung scharfen Verstandes und leichter Phantasie, zielbewußten Willens und gefährlicher Hingebung an das Neue, noch nicht Versuchte.

Willisen sah sich auf sich selbst gestellt; der Tod hatte ihm inzwischen auch den Vater genommen. Er ging nach Halle, zunächst einmal auf das Pädagogium. Der Siebzehnjährige, für sein Alter auffallend hoch und kräftig Gewachsene, der schon den Degen geführt hatte und noch an seiner Wunde hinkte, machte auf der Schulbank eine seltsame Figur. Seine Energie setzte ihn darüber hinweg; er lernte eifrig Latein und Griechisch, und wenn er sich in die alten Autoren vertiefte, so erwuchs ihm daraus zugleich ein andrer Gewinn. Er las Cäsar, Tacitus, Polybius mit den Augen des Soldaten, und indem er Jomini und Bülow hinzunahm, legte er den Grund zu seiner reichen kriegsgeschichtlichen Bildung. Ein Jahr, und er konnte die Universität beziehen. Steffens tat es ihm an, mit seinem edlen Feuer und seinem Talent zu geistvoller Kombination. Eine Freundschaft entstand, welche die beiden Männer für immer verknüpfte. Sie schmiedeten in diesen Tagen manchen Plan zur Befreiung des großen Vaterlandes, und als Schill vor Halle erschien, glaubten sie die Stunde gekommen. Aber Schill wollte den Zug auf Kassel nicht wagen, und Steffens sah ein, daß er unter diesen Umständen sich und seine Studenten vergeblich opfern würde. Willisen freilich litt es nicht mehr in Halle. Er focht mit Schill bei Dodendorf, eilte dann nach Berlin und von hier, mit Marwitz, Varnhagen und andern Freiwilligen, nach Wien; sie kamen gerade noch zur rechten Zeit für Wagram. Drei Jahre österreichischen Dienstes folgten, zuerst in der Front in Iglau, dann im Generalstab in Wien, unter

Radetzky und Heß, im Verkehr mit Friedrich Schlegel, Adam Müller, Gentz und Meyern. Die kriegswissenschaftlichen Studien wurden fortgesetzt, Jomini und Bülow wiederholt, die Feldzüge Friedrichs und Napoleons durchgenommen. Als im Frühling 1812 die Pflicht an Willisen herantrat, gegen seine Überzeugung für Napoleon nach Rußland zu ziehen, erwirkte ihm Radetzky einen Urlaub auf unbestimmte Zeit. Er begab sich nach Prag, zu Stein, Gruner und Phull, und übernahm im Einverständnis mit ihnen die Aufgabe, die Stimmung in Norddeutschland zu erkunden. Ohne damit zu rechnen, daß die westfälischen Behörden längst auf ihn fahndeten. Als er sich im Halleschen blicken ließ, wurde er aufgehoben und nach Kassel auf die Zitadelle geführt. Man konnte ihm nicht gut den Prozeß machen, gab ihm aber auch nicht die Freiheit zurück. Er vertrieb sich die Zeit mit Homer und Plato, bis er — die Kanonen Jerômes hatten ihm schon die Schlacht bei Dresden verkündet — einen kühnen Sprung wagte und sich nach Böhmen, zur Armee der Verbündeten, durchschlich.

Er meldete sich bei Radetzky und erfuhr, daß man ihn aus den österreichischen Listen gestrichen hatte, um eine Erörterung mit der westfälischen Regierung zu vermeiden. Dafür wurde er bereitwillig wieder in den preußischen Dienst aufgenommen. Er machte Leipzig und den Feldzug von 1814 mit, als Adjutant einer zum Yorckschen Korps gehörenden Brigade; der Krieg von 1815 fand ihn im Generalstab des zweiten Korps. Bei Laon, Ligny und Waterloo zeigte er den persönlichen Mut, den ihm auch seine ärgsten Gegner immer zugestanden haben; bei dem Sturm auf Namur erwarb er sich das eiserne Kreuz. Seine Stellungen gewährten ihm die Möglichkeit, die Kunst der Kriegführung zu beobachten. Der beste Gewinn, den er aus diesen Feldzügen davontrug, bestand doch darin, daß er hier, in den Hauptquartieren Blüchers und seiner Korpsführer, in diesen Versammlungen genialer Köpfe und scharf geschnittener Charaktere, das neue Preußen kennen lernte. Er verspürte den heißen Atem des Freiheitskrieges. Das war das Preußen des geistigen Fortschrittes und der moralischen Kraft, welches er bewunderte, und dessen Bild er sich bewahrte, als die Zeiten der Reaktion kamen. Er stellte also aufrichtig sein Leben weiter in den Dienst dieses Staates. Aber wie er nun war, oder geworden war, verbanden ihn mit diesem Staat allein seine Einsicht und seine Ehre: sie sind ihm immer höchst persönliche Güter geblieben, und wenn er sich gern als preußischen Offizier fühlte — er hat in diesem Verhältnis nie eine Schranke seiner Freiheit, seines Anspruches auf eine Überzeugung und deren Ausdruck, sehen wollen.

Einstweilen zehn Jahre stiller Friedensarbeit, bei den Generalstäben verschiedener Truppenteile in Breslau und in Berlin, und zugleich wieder allgemeinen Aufmerkens und Lernens. Seine politischen Ansichten stellten sich jetzt fest — ein Ergebnis des neuen innigen Umganges mit Steffens, wie er dankbar anerkannt hat. Die Durchführung des Patentes vom 22. Mai 1815, die Verwirklichung der hier versprochenen Verfassung, schien ihm für Preußen der Weg zu sein, auf den alles diesen Staat hindränge: die Sorgen und Aufgaben der Gegenwart, seine Vergangenheit, seine deutsche Mission, seine Stellung zwischen den großen Mächten, den Freunden und den Feinden des

Fortschrittes. Männer wie Jahn waren ihm allerdings zuwider; er hat diese Toren einmal in einer kleinen Flugschrift gegeißelt. Weshalb er seitdem auf dieser Seite zu den Fürstenknechten gezählt wurde. Auf der andern schalt man ihn einen Jakobiner. Denn er verschloß sich zwar nicht der tiefgründigen Kritik, welche die historische Schule an den Dogmen der Aufklärung übte; aber er empfand die in der Natur des historischen Denkens gelegene Einseitigkeit, wenn er dieser Arbeit immer den Vorwurf machte, sie verstehe nicht den unaufhaltsamen Siegeslauf der demokratischen Gedanken, und setzte sich über die ernste Aufgabe, diese Bewegung zu leiten, mit dem billigen Hochmut der Negation hinweg.

Darauf eine zweijährige Reise, durch den deutschen Süden, Frankreich, England und Italien: neue Erweiterungen seines Gesichtskreises. Nach seiner Rückkehr wurde er in den Großen Generalstab berufen und bald auch mit den kriegsgeschichtlichen Vorlesungen an der allgemeinen Kriegsschule beauftragt. Er entwickelte nun seine „Theorie des großen Krieges", die Frucht seiner Studien und Erfahrungen und das treue Abbild seiner selbst. Es war eine Tätigkeit, wie er sie sich wünschte. Seine starke systematische Ader fand in ihr Befriedigung, und auch seine Freude am Dozieren, am Wirken auf die Menschen mit seiner ganzen fesselnden Persönlichkeit. Und wie hätte ein so reicher und beweglicher Geist in dem Berlin von damals sein Interesse auf das für seinen Beruf Notwendige und Nützliche beschränken können: wir finden in seinen Schriften und Briefen immer wieder Spuren innerer Beschäftigung mit den großen historischen und philosophischen Taten seiner Zeitgenossen. Auch das gab ihm ein starkes Gefühl geistiger Freiheit und Überlegenheit, und wie sein Stolz immer größer war als sein Ehrgeiz, konnte er sich nicht verstellen. Man schätzte ihn, aber er machte sich auch unbequem, Vorgesetzten und Untergebenen.

Prinz Wilhelm ist wahrscheinlich früh auf einen Offizier wie Willisen aufmerksam geworden. Er lernte ihn dann im Generalstab der ersten Gardedivision näher kennen. Willisen gehörte außerdem zu den Freunden des Radziwillschen Hauses. Vertraut, fast freundschaftlich wurde das Verhältnis der beiden Männer wohl durch ihre gemeinsamen Beziehungen zu dem General v. Brause. Emilie v. Brause, die Tochter des Generals, ist die erste Gemahlin Willisens geworden. Der Prinz verehrte den General als seinen Lehrer; er suchte ihn auf, wenn er eines treuen Rates bedurfte. In jenen schweren Jahren, da er zwischen seiner Liebe zu Elise Radziwill und dem Willen des Vaters, dem Interesse der Krone wählen sollte, teilte sich mit Oldwig v. Natzmer der General v. Brause in sein Vertrauen. Da hat denn auch Willisen diesen Konflikt in nächster Nähe miterlebt, mit durchlebt, mit der aufrichtigen Teilnahme des Glücklichen. Als er dem Prinzen seine Wünsche zum 22. März 1827 darbrachte, durfte er daran erinnern, ohne den Takt zu verletzen. Die schöne Antwort, die er erhielt, besitzen wir in dem ersten unsrer Briefe.

2.

Das Jahr 1830 kam. Auf die Revolution in Paris folgten der belgische, der polnische, der italienische Aufstand, die Wirren in Braunschweig, Hessen und Sachsen, überhaupt in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten, folgte die wichtigste Veränderung, die demokratische Umbildung Englands. Alles, was die Kongresse von Wien und Aachen aufgerichtet und ausgesprochen hatten, schien zusammenzubrechen, die Staatengrenzen und Staatenverbindungen, das System der fünf Mächte und die heilige Allianz, die Prinzipien der gottgesetzten Monarchie, der Legitimität, der Intervention, die ganze ständische Ordnung des Lebens. Wieder ging die Bewegung von Frankreich aus, und wieder proklamierte die französische Nation ihr Recht, die neuen Gedanken zu verteidigen und zu verbreiten. Sollten die alten Gewalten das alles hinnehmen? Sie predigten eifrig den Kreuzzug. Die gefährliche Kraft dieser Gegenbewegung aber lag allein darin, daß auch die großen preußischen Patrioten, und nur, weil sie das waren, den Krieg forderten, die Stein, Gneisenau, Boyen, Clausewitz, Grolman, und nur zu ihnen gehörte auch Prinz Wilhelm. Und mit dieser Frage, wie Preußen sich zu den allgemeinen Ereignissen stellen sollte, verband sich die andre, ob und wie es unter diesen Umständen die stille, zähe Arbeit an seiner inneren Reform fortsetzen könnte. Das Problem der oft verheißenen „Verfassung" war dabei gewiß nicht das nächste und wichtigste, nicht einmal das schwierigste; aber es erhielt und behielt jetzt diesen Rang in den Augen der jungen Demokratie und im Zusammenhang mit der politischen Entwicklung der Welt.

Willisen wurde in dieser Krisis zu einem fruchtbaren Schriftsteller. Die verantwortlichen Personen, die öffentliche Meinung in Preußen schienen ihm über das, was die Stunde fordere, im Zweifel zu sein; um so mehr hielt er es für seine Pflicht, seine eigene Auffassung geltend zu machen. Zum Teil in den Zeitungen. Andre, wichtigere Abhandlungen ließ er nur handschriftlich kursieren, in den Kreisen der höfischen und militärischen Gesellschaft: sie gelangten auch auf diesem Wege bis zu den höchsten Stellen. Prinz Wilhelm hat nachweislich ziemlich alles gelesen, was aus dieser Feder hervorging.

Willisen schrieb, wie er wenigstens selbst immer betont hat, als Staatsmann, als Preuße; die bestimmten Aufgaben der preußischen Politik in dieser Epoche wollte er aufzeigen und durchführen helfen. Und wer müßte ihm nicht zugeben, daß sich mancher Satz, den er aus- oder nachsprach, als richtig erwiesen hat, oder wer sich nicht mit ihm der andern Wahrheiten freuen, die er der „christlichen Staatslehre" sagte, wie sie damals ihr Wesen trieb. Die Eigentümlichkeit dieser Schriften liegt doch nicht in solchen Einzelheiten. Sie liegt in den allgemeinen historischen und politischen Voraussetzungen, nach denen sich ihr Verfasser zu denken gewöhnt hat, in der selbstbewußten Sicherheit, mit der er sie als Normen hinstellt und die Forderungen des Tages aus ihnen ableitet. Das war denn auch der letzte Grund, aus dem der Widerspruch gegen diese Abhandlungen entsprang. Der Staat, für den sie geschrieben waren, die Personen, denen sie überreicht wurden, lebten in dem politischen Egoismus, der die preußische Großmacht geboren hat. Sie wiesen

jeden Versuch, diesen Sonderwillen durch allgemeine Prinzipien zu rechtfertigen oder zu leiten, zurück, als müßig und als gefährlich. Dieser Begriff des Staates und der Politik ist Willisen immer fremd geblieben. Er hat immer die höchste Aufgabe des Staatsmannes darin gesehen, sein praktisches Handeln mit den Imperativen in Einklang zu setzen, die aus der Idee der Menschheit stammen. Und kein Zweifel, daß er für seine Person zu einer befriedigenden Lösung dieses Rätsels gelangt ist. Aber auch kein Wunder, daß er seine Arbeit den verantwortlichen Stellen vergeblich empfahl. Sie lag in der Tat nicht in den Bahnen der natürlichen, geschichtlichen Interessen dieses Staates, wie entschieden auch ihr Autor gerade diese Eigenschaft für sie in Anspruch nahm. Nirgends sprang das so deutlich in die Augen wie in der polnischen Frage; die Politik, die Willisen in ihr vertrat, erregte vor allem Anstoß, wie sie ihm später, 1848, als er selbst sie versuchen sollte — und damit scheiterte, seine Karriere gekostet hat.

Eine Denkschrift vom 10. November 1830 behandelte das belgische Problem:

Alle verlangen die Intervention. Die einen, weil sie, aufrichtig oder angeblich, für die Ruhe und Treue unsres eigenen Volkes fürchten. Aber man kann billig fragen, ob irgend ein Anzeichen solche Sorge rechtfertige. Bleibt also nur die andre Ansicht zu prüfen, daß Preußen durch die Interessen seiner äußeren Politik zu diesem Schritt gezwungen werde.

In der Tat, auf allen Seiten dem Angriff ausgesetzt, muß Preußen auf jene Veränderung der allgemeinen Lage achten, jedes Übergewicht eines seiner Nachbarn zu hindern suchen. Preußen ist der Träger des allgemeinen Gleichgewichtes — wenn man dieses Prinzip nicht veräußerlicht und erniedrigt.

Hat nun Preußen von der Vereinigung der Siebzehn Provinzen einen besonderen Vorteil gehabt? Man denke daran, daß Holland die ihm dadurch gegebene Kontrolle über die Rheinmündungen weidlich zu unserm Schaden benutzt hat. Oder eine besondere Sicherheit gegen Frankreich? Preußen wäre übel beraten gewesen, wenn es sich auf diesen Wall verlassen hätte. Preußen kann also die Auflösung der Union zwischen Holland und Belgien ruhig dulden, ja, es muß sie wünschen. Aber man behauptet, ein selbständiges Belgien werde sofort seinen Rückhalt bei Frankreich suchen. Indessen, was gibt dieser belgischen Revolution ihre auffällige Kraft? Nicht, wie man sagt, der Jesuitismus, oder der Liberalismus, oder die Aristokratie, sondern das gemeinsame belgische Nationalgefühl. Dieses Volk wird so wenig französisch wie holländisch oder deutsch sein wollen. Die gefährlichen französischen Liebeswerbungen werden Belgien vielmehr zum Anschluß an England oder an Preußen zwingen. Die Betrachtung der wirtschaftlichen Interessen gelangt zu demselben Ergebnis: Belgien und Frankreich sind nicht aufeinander angewiesen, wohl aber Belgien und unser Rheinland. Eine Intervention setzt das alles auf das Spiel, führt wahrscheinlich gerade herbei, was man abwenden will, die Selbstüberantwortung Belgiens an Frankreich. Und wie auch immer, eine Intervention bedeutet so gut wie sicher den Krieg mit Frankreich: einen Krieg, dessen Hauptlast wieder Preußen zu tragen hätte, und für den man kaum auf die Begeisterung des preußischen Volkes rechnen könnte, geschweige denn auf die öffentliche Meinung Deutschlands. In Italien, in Polen würde der Aufruhr die Folge sein, und in Frankreich würde alles gehen wie 1789: der Krieg würde die Monarchie hinwegfegen und die Republik der nationalen Leidenschaft heraufführen. Also Verwirrung, Krieg allerorten. Und wozu? Um die widersinnige Verbindung zwischen Belgien und Holland immer wieder mit den Waffen verteidigen zu müssen? Um Holland noch einmal zu „Dank" zu verpflichten? Um Preußen für alle Zeiten in die Abhängigkeit Rußlands und

Österreichs zu bringen? Wenn dagegen der neuen französischen Monarchie keine Schwierigkeiten von außen erwachsen, wird sie der inneren wohl Herr werden. Frankreich wird wieder seine natürliche Stelle in dem politischen Konzert einnehmen und für Preußen das längst notwendige Gegengewicht gegen die Ostmächte abgeben, gegen diese trägen Massen, die der Natur des preußischen Staates zuwider sind; denn Preußen ist eine Macht des Geistes. Und wenn nun die Gegner doch recht behalten, wenn Belgien nun doch in Frankreich aufgeht? Dann freilich gilt es den Krieg. Denn Belgien in der Hand Frankreichs bedeutet eine Steigerung der offensiven Kraft dieses Staates, wie sie Preußen nicht dulden kann. Aber man lasse die Dinge dahin kommen, man lasse Frankreich den ersten feindseligen Schritt tun. Dann wird es ein gerechter Krieg sein, und Deutschland wird hinter Preußen stehen.

Und der Wiener Kongreß, die Legitimität? Wenn man nicht annehmen will, daß der heilige Geist über jener Diplomatenversammlung geschwebt habe wie über dem Konklave bei der Papstwahl, so können dieselben Mächte, die einst Belgien mit Holland vereinigten, weil sie darin eine Gewähr für den Frieden zu finden glaubten, jetzt diese Verbindung auflösen, weil sie ihren Irrtum eingesehen haben. Es heißt sich versündigen, wenn man einen Fehler, eine Gewalttat aufrechthalten will, indem man sie mit einem heiligen Namen deckt. Und wenn fünfzehn Jahre zur Begründung der Legitimität genügen, so gebührt dieser Charakter jedem geschichtlichen Faktum: die Legitimität wird aufgehoben, das Faktum zum Götzen gemacht, der Revolution die Tür geöffnet. Überhaupt: man soll sich auch in der Politik nicht in „Überschwänglichkeiten" verlieren, nicht nach Sätzen handeln oder zu handeln glauben, die in unergründliche Tiefen zurückgehen. Ein solcher überschwänglicher Satz ist der des „göttlichen Rechtes in der Geschichte". Wie bei allen Sätzen dieser Art stützt man sich hier in der Tat nur auf seine eigene menschliche Einsicht. Die Staaten oder doch die Regierungen sollen bescheiden sein, sollen Ordnung und Recht handhaben und die Aufgaben, die von außen an sie herantreten, zu lösen suchen, wie es ihnen das dazu von Gott verliehene Organ, der menschliche Verstand, eingibt. Sie sollen sich nicht an Prinzipien verkaufen, die sie selbst doch erst zu Prinzipien gemacht haben. Das ist Hochmut; der Mensch wähnt hier etwas zu wissen, was er nicht wissen kann. Auf diesem gefährlichen Boden sind die Schlagworte der Revolution erwachsen: aber die ihrer Gegner gedeihen auf keinem andern. Und wenn man Gottes Hand in der Geschichte nicht leugnen kann, wenn man sich also fragen muß, was sie wohl mit diesen französischen und belgischen Ereignissen sage: man wird sich vielleicht scheuen, gerade diese Antwort zu geben, daß alles mit Feuer und Schwert wieder in den alten Stand gebracht werden solle.

Der Aufsatz war kaum geschrieben, als man erfuhr, daß die in London versammelten Vertreter der Mächte sich für die Selbständigkeit Belgiens entschieden hatten. Willisen prüfte die dadurch gegebene Lage in einer Nachschrift vom 15. November 1830:

Belgien bildet die natürliche Basis für eine französische Offensive gegen Deutschland; solange Frankreich damit rechnen muß, daß sich der Gegner etwa der Linie der mittleren Maaß bemächtige, kann es auch vom Elsaß her kaum hervorbrechen. Das war der Gedanke, der den Wiener Kongreß bestimmte, Belgien mit Holland zu vereinigen. Preußen kann also eine Bürgschaft dafür verlangen, daß der junge belgische Staat nicht einmal, freiwillig oder gezwungen, französischen Zwecken diene. Diese Bürgschaft bieten Mastricht und Venlo als preußische oder als deutsche Bundesfestungen. Eine preußische Forderung, aber auch eine deutsche, und die Gelegenheit, sie durchzusetzen, ist günstig.

Dasselbe gilt für die Scheldefrage. Preußen muß jetzt dafür sorgen, daß der Hafen von Antwerpen nicht wieder zugunsten Hollands geschlossen werde. Nach den

Erfahrungen, die wir in den letzten Jahrzehnten gemacht haben, müssen wir dem Rhein eine zweite Mündung geben und die Konkurrenz zwischen Holland und Belgien groß ziehen.

Wenn man dagegen daran gedacht hat, Belgien, den alten burgundischen Kreis, in den deutschen Bund aufzunehmen, so sehe man sich vor. Man hänge an die schwache Kette, welche Deutschland zusammenhält, nicht ein neues Gewicht. Sie hat eine Probe auf ihre Festigkeit noch nicht bestanden, und alles spricht dafür, daß sie eine solche nie bestehen wird.

Wie man also auch immer das Blatt wendet: ein selbständiges Belgien bleibt ein Vorteil für Preußen. Ein Schutz- und Trutzbündnis und ein Handelsvertrag zwischen den beiden Staaten müssen dieses Verhältnis festlegen.

Die Politik, die Willisen hier in der belgischen Verwicklung empfahl, lief in der Hauptsache auf diejenige hinaus, die Bernstorff schließlich einschlug und innehielt. Nur daß dieser, beengt, wie er durch die Rücksichten seines Herrn auf Rußland und Österreich fortwährend war, sich die Gelegenheit, einen realen Gewinn für Preußen zu erlangen, entgehen lassen mußte. Die Macht, die den nächsten Vorteil aus der Aufrichtung des neuen Staates davontrug, war nicht Preußen, auch nicht Frankreich, sondern England.

Eine andre Abhandlung, vom 10. Dezember 1830, erörterte die polnische Krisis:

Ein Volk will hier seine Unabhängigkeit wiedererlangen. Ob ein solcher Versuch sittlich sei, diese Frage fällt an sich nicht in den Beruf des Staatsmannes: er muß sie gleichwohl immer wieder entscheiden, wenn er die Kraft einer nationalen Bewegung messen will. Denn eine Bewegung *kann* nur Kraft entwickeln, wenn ihr ein sittlicher Grund und ein allgemein verstandenes, mit Überzeugung, Begeisterung ergriffenes Ziel innewohnt; ob sie unter diesen Bedingungen Kraft entwickeln *wird*, sich durchsetzen wird, darüber entscheidet allein der Erfolg, und nur, wenn wir zurückblicken — nicht zur Bestimmung und Rechtfertigung unsrer Handlungen — dürfen wir, im Glauben an die göttliche Weltordnung, erklären, daß diese oder jene Bewegung, obwohl sittlich begründet, obwohl allgemein verstanden, dennoch nicht ihr Ziel erreichen konnte, weil das Maß alter nationaler Sünden noch nicht gefüllt war. Wissen also die Polen, was sie wollen? Man wird das nicht bestreiten können. Und stützen sie sich auf ein sittliches Recht? Ohne Zweifel, was sie tun, ist eine Empörung. Aber auch die deutsche Erhebung von 1813 war eine Empörung; auch wir haben damals Eide und Verträge gebrochen, und wir rühmen uns dessen. Oder ist die russische Herrschaft über Polen rechtmäßiger gewesen als die französische über Deutschland? Oder milder? Unsre Sprache kennt eine „Empörung des sittlichen Gefühls", und um eine Empörung des sittlichen Gefühls handelt es sich, wenn ein unterdrücktes Volk zu den Waffen greift. Ein Volk kann mit einer fremden Dynastie verwachsen, sogar mit einem fremden Volk, wenn der Sieger in den Besiegten aufgeht, dessen Sitte und Sprache annimmt, nicht aber, wenn der Unterworfene Nebensache, Eroberung bleibt.

Halten wir uns indessen an das, was wir wahrnehmen. Ein geringer Anlaß, ein Tag hat genügt, um ganz Polen in Aufruhr zu setzen: immer das Zeichen einer echten nationalen Bewegung. Eine reguläre Armee steht bereit, 35 000 Mann, die leicht auf 70—80 000 gebracht werden können. Die Russen haben das Land geräumt; in den nächsten drei Monaten können sie den Kampf nicht einmal wagen, und können sie dann auf einen schnellen und vollen Sieg rechnen? Wenn nicht alle Zeichen trügen, so werden sich die Insurgenten behaupten; England und Frankreich werden ihnen vermittelnd zu Hilfe kommen, und wir werden ein neues, freies und starkes Polen erstehen sehen.

Preußen hat keinen Grund, diese Entwicklung zu stören. Die russische Nachbarschaft in Polen hat bisher wie ein Alp auf unsrer äußeren und inneren Politik gelastet, und wer will die Gefahr verkennen, die Rußland für die gemeinsame Kultur des Abendlandes bedeutet? Oder müssen wir Rußland unterstützen, um unsre eigenen polnischen Provinzen zu verteidigen? Diesen Zweck erreichen wir besser und leichter, wenn wir 12—15 000 Mann unter einem entschlossenen General nach Posen senden, die polnische Landwehr an die Elbe führen, Thorn und Glogau in den Stand setzen, Posen, diesen nun einmal begonnenen unglücklichen Bau, vollenden, Breslau sichern, und im übrigen in Warschau erklären, daß wir neutral bleiben würden, aber nur so lange, als man keinen Versuch mache, die Insurrektion nach Posen zu tragen. Und dann muß sich Preußen endlich zu einer festen Politik gegen seine polnischen Untertanen entschließen. Es gibt nur zwei Wege. Entweder den der konsequenten Germanisation: indem wir den Adel auskaufen, den Bauer beschenken, das Kanton- und Landwehrsystem aufheben, die polnischen Rekruten jahraus, jahrein in deutsche Regimenter stecken und so lange bei der Fahne festhalten, bis sie unsre Sprache gelernt haben; man muß ihnen dabei klar machen, daß ihr Adel das Unglück ihres Volkes ist, und man muß ihnen Vorteile, greifbare, in Aussicht stellen, wenn sie nach ihrer Entlassung deutsche Frauen nehmen und deutsche Familien gründen. Alles das muß mit fester, harter Hand durchgeführt werden; Milde ist hier ein politischer Fehler und zugleich eine Grausamkeit gegen diese armen Menschen, weil sie Enttäuschung, Auflehnung und deren blutige Folgen hervorruft. Oder wir erfüllen den Polen die Zusicherungen und Hoffnungen, die wir ihnen seit 1815 gemacht haben, vollständig und aufrichtig. Ein Drittes oder Halbes gibt es nicht. Wenn freilich der neue polnische Staat sich befestigt und dort das Haus Wettin den Thron besteigt, so bietet sich vielleicht die Möglichkeit, Posen gegen Sachsen auszutauschen: das wäre die beste Lösung.

Man überlege ferner, welcher Gefahr wir uns mit einer Intervention aussetzen würden. Frankreich wird dulden, daß Preußen und Österreich ihre eigenen polnischen Provinzen niederhalten; es wird sogar den Russen freie Hand lassen, lassen müssen, solange Preußen und Österreich neutral bleiben. Ein offenes Bündnis mit Rußland dagegen bringt uns den Krieg mit Frankreich, mit Louis Philipp, oder, wenn dieser das klare Gebot der Selbsterhaltung mißachtet, mit der französischen Republik. Wie schon einmal, werden Preußen und Österreich im Osten und im Westen kämpfen müssen, wird Frankreich Belgien, Holland, Italien gewinnen, und wer will sagen, wie sich dieses Mal die süddeutschen Staaten entscheiden werden; England werden wir jedenfalls nicht wieder auf unsrer Seite finden.

Preußen handele also hier wie immer nur als Preußen. Es sichere seine eigenen Grenzen, unterstütze weder die Russen noch die Polen, und bekenne sich mutig zu diesem Standpunkt, in Petersburg, Warschau, Wien, Paris und London: man wird mit einer solchen Sprache Gehör finden; denn dem offenen Egoismus glauben auch die Diplomaten. Man sondiere außerdem England und Frankreich, und wenn sich der Krieg in die Länge zieht, so wage man mit diesen beiden Mächten und vielleicht Schweden eine gemeinsame Vermittlung und zwinge Rußland zum Frieden.

Polen und Rußland getrennt und darum für immer verfeindet, Preußen also im Osten gedeckt, seine ganze Kraft für seine deutschen Aufgaben befreit, vielleicht Sachsen für Posen eingetauscht, Belgien auf uns angewiesen, unsre Beziehungen zu England und Frankreich wieder hergestellt: welch ein politischer Gewinn! Und welch eine moralische Eroberung! Indem Preußen in Polen wie in Belgien das höchste Gut eines Volkes achtet, seine Nationalität, marschiert es wieder mit dem Zeitgeist. Das heißt nicht, mit dem Geist der Menge; jene Unverständigen und Hochmütigen hätten sonst recht, die den Zeitgeist eine feile Dirne schelten. Der Zeitgeist ist der Geist Gottes in der Geschichte. Sein Wollen zu ahnen, seinen leisen Atem zu fühlen, das ist die Kunst der Regierungen; wie sie ihm folgen oder widerstreben, bereiten sie sich selbst ihr Schicksal. Er erschließt sich der Demut, der

Liebe; Hochmut und Leidenschaft bleiben im Irrtum befangen. Ein Irrtum ist die Unterdrückung einer Nationalität. Darum läßt sich auch wohl nie ein sittliches Recht zur Einmischung in die innere Bewegung eines andern Volkes geltend machen, sondern immer nur ein politisches. Und ein Irrtum ist die Furcht, die Angst vor der Revolution. Ein System ist heute freilich gerichtet: die Autokratie, in der ein Wille über Personen und Eigentum der Untertanen verfügt. Wie tugendhaft dieser Wille auch sein mag, er kann seine Tugend nicht mehr dem ganzen, sich stetig weiter gliedernden Apparat der Verwaltung mitteilen: die Autokratie führt notwendig zur Beamtenherrschaft. Dieses System fällt: alles andre bleibt, kann bleiben. Ein König kann heute so mächtig wie je sein, nicht mehr gegen sein Volk, aber mit ihm, und wo war je ein König mächtig gegen sein Volk? Die Völker wollen die Könige, wenn die Könige die Völker wollen. Wenn das Volk sich auflehnt, die Schuld liegt zuletzt immer bei der Regierung; das Volk findet keinen Gefallen an der Revolution. Das Volk, das heißt wieder nicht die Menge, sondern die Aristokratie der Gebildeten und Besitzenden. Diese beherrscht in einem freien Gemeinwesen immer den Pöbel, und ohne sie hat keine Revolution Kraft, Dauer und Erfolg.

Diese beiden Aufsätze über Belgien und Polen waren vertrauliche Arbeiten: an das große Publikum richtete sich, wenn vielleicht auch nur zum Schein, ein Artikel in der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung vom 7. Februar 1831.

Willisen knüpfte hier an die wichtige Erklärung an, die der französische Minister des Auswärtigen, Sebastiani, am 27. Januar 1831 in der Kammer der Deputierten abgegeben hatte. Sebastiani hatte sich gegen den Vorwurf verteidigt, daß Frankreich seine belgischen und polnischen Freunde im Stich lasse: die Regierung tue vielmehr alles, was die Ehre und das Interesse der Nation forderten; sie könne es indessen nicht auf sich nehmen, Frankreich in einen allgemeinen Krieg zu stürzen; Frankreich brauche und wünsche den Frieden, um der Entwicklung seiner inneren Freiheit und Wohlfahrt zu leben. Willisen erkannte, daß diese Rede ehrlich gemeint war, und er scheute sich nicht, zu behaupten: „Jeder Menschenfreund muß sich darüber freuen; man kann jetzt den Frieden für gesichert halten. Die politische Einsicht hat hier einen schönen Triumph über alle jene persönlichen und nationalen Leidenschaften davongetragen, aus denen die Afterweisheit stammt, das Glück der Völker und Staaten in Kriegen und Eroberungen zu suchen. Diese Erkenntnis wächst überhaupt; die Tendenz zur Bewahrung des Friedens liegt in der Richtung der modernen Politik.“ Aber auch das begriff Willisen, daß die neue französische Monarchie den Radikalen nur dann so mutig begegnen konnte, wenn sie sich schon recht kräftig fühlte, und auch diese Tatsache verzeichnete er mit Befriedigung:

Man mag die Julirevolution als Revolution beklagen, die Fehler und Mängel, die sie notwendig machten, hinwegwünschen — das Ereignis selbst bedeutet einen Fortschritt in der geistigen und sittlichen Kultur der Menschheit. So daß jetzt für die Franzosen auch eine weltgeschichtliche Pflicht, den Frieden nicht zu stören, besteht. Sie dürfen nicht wieder die Menschheit um den Segen ihrer Tat bringen, indem sie daraus ein Recht zur Bevormundung und Unterjochung der andern Völker ableiten. Aber sie scheinen ja gelernt zu haben. Zur Sicherheit mag es ihnen doch noch einmal gesagt sein: auch wir Deutsche haben gelernt; wir haben erfahren, daß „das erste Dorf das Reich“ ist. Setzt also nur den Fuß auf unsern Boden, und ihr werdet uns wie einen Mann zu den Waffen greifen sehen. Wir hassen den Befreier, der mit dem Schwert erscheint. Freiheit nach außen bildet die Bedingung der innern.

Überlaßt uns also der friedlichen, sicheren Einwirkung eures Beispiels; wie unsre Völker, so wissen auch unsre Fürsten, daß wir nicht stehen bleiben können.

Ein solcher Artikel hätte auch in einer andern preußischen Zeitung jener Tage Aufsehen erregt; wie mußte er sich in einem Organ ausnehmen, welches bekanntermaßen unter den Augen der Regierung erschien und für Erörterungen dieser Art nicht einmal eine Rubrik besaß; seine Leser wurden im allgemeinen nur über die politischen Ereignisse des Auslandes unterrichtet, in schlichten Ausschnitten aus der fremden Presse, während sie für das „Inland" — bei dessen Abgrenzung man ein bemerkenswertes Verständnis für das Ideal der Großdeutschen verriet — mit den hergebrachten Materien Hof und Stadt, Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft vorliebnehmen mußten. Der Artikel war außerdem „v. Wsn." unterzeichnet; sein Verfasser ließ sich also, wenigstens in Berlin, leicht erraten: es war ein preußischer Offizier. Der Eindruck war denn auch tief, und zugleich peinlich, auf allen Seiten. Für die Legitimisten scheint dieser Artikel den Ausschlag gegeben zu haben, wenn sie sich jetzt entschlossen, eine eigene Zeitung zu gründen: das Politische Wochenblatt der Jarcke, Radowitz und Gerlach. Aber auch Prinz Wilhelm stellte den Kühnen lebhaft zur Rede. Nicht einmal die Liberalen waren mit Willisen zufrieden; sie fürchteten, daß die starke Sprache gegen Frankreich die Kriegspartei gerade stärken werde, hüben wie drüben, und klagten außerdem mit Beyme: er ist uns aus der Rolle gefallen[1]).

Willisen wagte es gleichwohl, weiter zu spielen. Zunächst mit einem neuen Artikel in der Staatszeitung, in der Nummer vom 13. März 1831.

Als Anlaß diente ihm dieses Mal die Leistung eines französischen Journalisten. Ein angeblicher Preuße hatte im Messager des Chambres die politischen Verhältnisse „seines Landes" untersucht und dabei seine Unwissenheit nur durch die Gehässigkeit übertroffen, mit der er die Personen, vor allem den Kronprinzen, geschildert hatte. Über diese Beleidigungen ging Willisen mit einem kurzen, würdigen Wort hinweg; er beschäftigte sich nur mit den Behauptungen zur Sache:

Der Gewährsmann des französischen Blattes versichert, das preußische Volk verlange allgemein nach einer Verfassung, nach einer nicht nur durch die Sitte, sondern auch durch die Form festgestellten Beschränkung der monarchischen Gewalt. Dieser Satz bedarf einer Erläuterung. Man kann einräumen, daß wir nach Bürgschaften für eine Weiterbildung unsrer Zustände, in der für uns geschichtlich gegebenen Richtung, trachten. Man muß dagegen bestreiten, daß wir überhaupt keine Verfassung besitzen sollen; der Preuße kennt jedenfalls schon manches, was auch dem Franzosen noch fehlt, z. B. einen sicheren Unterbau für eine Verfassung. Wir wollen daher nicht drängen; wir vertrauen auf die Hand, die bisher unsre Angelegenheiten gelenkt hat, und wünschen einstweilen nur die Überzeugung zu gewinnen, daß man der wahrhaft zeitgemäßen Entwicklung keinen Zwang antun werde.

Belehren wir den Messager desgleichen über unsre äußere Politik, weisen wir ihn darauf hin, daß sie auf kein leeres Prinzip eingeschworen ist, es heiße Intervention oder Nicht-Intervention. Wenn er uns allerdings den Rat gibt, wir sollten das linke Rheinufer an Frankreich zurückstellen und uns dafür die andern deutschen

[1]) Ich habe hier, dank Herrn Professor Lenz, einige Briefe von Beyme benutzen können.

Staaten unterwerfen, so hat er vergessen, daß Preußen eine deutsche Macht ist, die nicht eine Scholle deutschen Landes preisgeben wird, auch nicht für das, im übrigen zweifelhafte, Glück der deutschen Einheit, zumal, wenn es sich nur durch eine Kette von Gewalttaten erreichen läßt. Und wenn Frankreich uns zwingen will, so wird es uns zur Abwehr bereit finden. Es ist dagegen nicht wahr, daß wir an einen Angriff auf Frankreich dächten, daß wir uns von Rußland in einen Feldzug für die Legitimität hineintreiben ließen. Das preußische Volk würde für ein solches Beginnen nicht zu haben sein. Man kann aber auch kaum annehmen, daß Rußland eine solche Zumutung stellen, oder gar damit in Berlin Gehör finden werde. Gewiß, wir haben Truppen an den Rhein geschickt, aber nur ein schwaches Armeekorps, und schon im September 1830, als, zur Zeit der belgischen Revolution, unsre eigenen Untertanen dort sich regten. Das sind die preußischen „Rüstungen", über die sich unser Franzose aufhält. Er redet hier schließlich von Dingen, die er nicht versteht; das Militärische bildet nun einmal seine schwache Seite. Wie er sich denn auch über unser Heer, seinen Geist, seine Einrichtung und Führung zu täuschen scheint; er denkt wohl an Jena, nicht an 1813, 14 und 15. Ein Irrtum, der gefährlich werden kann, und darum heben wir ihn hervor. Ruhmredigkeit liegt uns fern, nicht minder die Absicht einer Herausforderung: Gegenwart und Geschichte lehren uns vielmehr, daß wir eine enge Verbindung mit Frankreich suchen müssen.

Man würde die Bedeutung dieses zweiten Aufsatzes Willisens für die Staatszeitung nicht gewahren, wenn man nicht auf seine Entstehung einginge.

In den Papieren von Klein-Öls hat sich ein Bogen erhalten, der sich durch seine Überschrift als einen „gestrichenen" Teil dieser Arbeit zu erkennen gibt. Er zeigt, daß Willisen zunächst durchaus nicht den groben Angriff des Messager auf den Kronprinzen mit Stillschweigen strafen wollte; er wollte ihn vielmehr zum Mittelpunkt seiner Entgegnung machen — und dabei manches sagen, was er längst auf dem Herzen hatte.

Denn wenn bei irgendeiner seiner Arbeiten, so werden wir bei dieser auf das verwiesen, was zwischen den Zeilen steht. Zu allen andern Rücksichten, die er zu nehmen hatte, kam die aufrichtige Verehrung, die er für den Kronprinzen fühlte; er stand in diesen Jahren dem Thronfolger auch persönlich nicht fern und unterhielt mit ihm einen ähnlichen Briefwechsel wie mit dem Prinzen Wilhelm. Aber er teilte die weitverbreiteten Besorgnisse, die sich für die Zukunft des Landes an den Umgang des Kronprinzen, an seinen Charakter und seine politischen Ansichten knüpften: diese Besorgnisse wollte er aussprechen. Für die Öffentlichkeit, um sie auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, ja, als „grundlos" zu bezeichnen; für die verantwortlichen Personen, für den Kronprinzen und seine Freunde selbst, um zur Einkehr zu mahnen. Eine seltsame Darstellung ergab sich ihm auf diese Weise: er milderte, entschuldigte — was er tadelte; bestritt — was er bestätigte; rühmte — was er vermißte. Aber wie er wohl ein ehrlicher und mutiger, doch kein geschickter Schriftsteller war, zeigte er sich auch jetzt der Methode, die er sich vorschrieb, nicht gewachsen. Sein Temperament riß ihn fort; er wurde zu offen: der Prediger überwog schließlich den Verteidiger. Indessen, hören wir ihn wieder selbst:

Der Ruf des Kronprinzen leidet unter dem seiner Freunde. Aber man tut diesen Herren Unrecht. Man kann sich bei dem einen an seinem „Junkertum", bei dem andern an seiner weichlichen Frömmigkeit stoßen: das sind kleine Schwächen; was man sich sonst von ihnen erzählt, sind Verleumdungen oder Übertreibungen.

Man meint, sie beherrschten den Kronprinzen. Aber das heißt den Kronprinzen nicht kennen: er überragt alle, die ihn umgeben, an Geist und Wissen, und sein Charakter neigt zur Hartnäckigkeit; er bildet sich sein eigenes Urteil und hält es fest. Ancillon und Knesebeck allein behaupten, vielleicht, einen gewissen Einfluß. Aber wäre das zu beklagen? Denn man denkt sich weiter diesen Kreis um den Kronprinzen als eine Gesellschaft blinder Absolutisten, und auch das entspricht nicht der Wahrheit. Ancillon zeigt sich in seinen Schriften als einen warmen Fürsprecher echter, möglicher Freiheit und Gesittung; er kennt die Geschichte, wird also seinen Schüler auf die Gefahren einer Staatslehre aufmerksam machen, welche die Entwicklung der Menschheit zurückschrauben will. Knesebeck hat sich mit Wilhelm v. Humboldt für die Bildung einer Pairie erklärt, und wer eine Pairie will, will auch ein Unterhaus, also eine moderne Verfassung, so oder so, doch immer mit den beiden entscheidenden Merkmalen, einer Volksvertretung, die von der Regierung als gleichwertiger Faktor des Staatslebens respektiert wird, und unbeschränkter Freiheit der Presse; denn ohne dieses letzte Recht bleiben alle demokratischen Einrichtungen leere Formen. Und die andern Herren denken vielleicht, wenn sie das Wort „Freiheit" hören, an die Definition, die Alba im Egmont gibt: aber sie besitzen immerhin ein lebhaftes Gefühl für die Notwendigkeit einer gesetzmäßigen Regierung, die Grundlage aller Freiheit. Sie nehmen freilich die Verantwortlichkeit, die der Verkehr mit dem Thronerben in sich schließt, etwas leicht. Sie wissen, daß der Kronprinz eine geistreiche oder witzige Bemerkung liebt, und daß sie auf besonderen Dank rechnen kann, wenn sie sich gegen die Prinzipien der Revolution richtet. Man benutzt also jede Gelegenheit zu solchen Ausfällen, führt Haller immer wieder ins Treffen; natürliche Neigung zur Sophistik unterstützt dieses Treiben — ich nenne keine Namen; wer mich verstehen soll, wird sie bald erraten. Und es bedarf ja auch keiner großen Anstrengung, um das Falsche, Dumme und Schlechte an jenen Prinzipien hervorzukehren — wir kennen es alle. Aber man sollte einmal diesen vielbetretenen Weg verlassen, sollte auch dartun, daß und wie die modernen Forderungen befriedigt werden müßten. Diese spöttischen Reden dringen außerdem in die Öffentlichkeit, nähren hier die falsche Vorstellung über die Umgebung des Kronprinzen, und dieses Bild schadet ihm, wie gesagt, am meisten. Es heißt, er habe kein Verständnis für die Gegenwart, träume in einer Welt, die gewesen, werde also sich und Preußen ins Unglück stürzen. Man belehre also das Volk eines Besseren. Denn wir sind ja am Ende des Kronprinzen sicher. Wir geben zu: die sogenannten romantischen Ansichten haben ihm Kopf und Herz befangen. Aber wir vertrauen auf die Macht der Wirklichkeit; man lernt sie kennen, wenn die Stunde der Ausführung kommt. Wir vertrauen auf den Scharfsinn des Kronprinzen, der ihm auch die andre Seite der Dinge zeigen wird, auf seine Einsicht, die Widerspruch nicht als bösen Willen auffassen wird. Wir vertrauen vor allem auf seine christliche Gesinnung: ihre erste und letzte Tugend ist die Demut, die nicht will, wie ich will, sondern wie Gott will, und will ich in der Tat, wie Gott will, wenn ich mich der einmütigen Stimme der Zeit, der ganzen geschichtlichen Entwicklung, widersetze? Dieser Hochmut allein kann uns zum Verhängnis werden. Irrtum mit Demut gepaart haben wir nicht zu fürchten: Erfahrung bringt uns dann bald auf den rechten Weg zurück.

Solche Sätze konnten schlechterdings nicht veröffentlicht werden. Hat deshalb schon Willisen selbst sie „gestrichen" oder erst eine höhere Instanz? Gewisse philologische und andre Erwägungen scheinen für die letzte Möglichkeit zu sprechen. Jedenfalls konnte sich Willisen, als er nun an die Umarbeitung ging, nicht zu einem vollständigen Verzicht auf seinen Plan, dem Messager auf das Gebiet des Persönlichen zu folgen, entschließen. Er unterdrückte zwar die „Verteidigung" Ancillons, Knesebecks und der andern Gefährten des Kronprinzen: über diesen selbst brachte er einen neuen langen Abschnitt, und wenn

er auch jetzt ganz im allgemeinen blieb und die glänzenden Seiten des Menschen stark, fast aufdringlich hervorhob — er fuhr doch wieder fort: „Es würde ein Wunder sein, wenn so viel Licht ohne Schatten wäre; wir können allerdings darauf zählen, daß das Gute und Schöne den Sieg behalten werde, und wir unterfangen uns dieser einschränkenden Bemerkung nur in der Erkenntnis, daß gerade das beständige Schweigen die Schuld trägt, wenn törichte oder boshafte Reden in der Bevölkerung Gehör finden und das Vertrauen auf die Dynastie zerstören."

In dieser Fassung wurde der Artikel in die Redaktion geschickt, gesetzt — und dem König selbst zur Durchsicht unterbreitet: wie aus einem ebenfalls in Klein-Öls aufbewahrten Exemplar des Korrekturabzuges hervorgeht. Denn dieses Exemplar trägt zahlreiche eigenhändige Änderungen Friedrich Wilhelms III. und zum Überfluß eine diese Tatsache bestätigende und erklärende Note Willisens.

Der König ließ, wie zu erwarten stand, den Abschnitt über seinen Sohn und Nachfolger nicht passieren: er tilgte ihn, vollständig und ohne lange Erwägung, mit zwei energischen Strichen. Den Rest des Aufsatzes prüfte er mit der peinlichen Gewissenhaftigkeit, die zu seiner Natur gehörte. Er achtete sogar auf die Form und bewährte dabei seinen Sinn für klare Bestimmtheit des Ausdruckes. Er präzisierte ferner die Angaben über die preußischen Truppenbewegungen. Aber beschränken wir unser Interesse auf die politischen Änderungen. Willisen hatte die Volksstimme in Preußen „mächtig" genannt: der König ließ sie nur als „beachtenswert" gelten. Oder Willisen hatte geschrieben, wenn man sich in Preußen nach einer Garantie für die Zukunft sehne, so sei das „bei der hier allgemein verbreiteten (politischen) Bildung" verständlich: der König hielt diese Begründung für überflüssig. Ebensowenig gefiel es ihm, daß dem preußischen Staatsbau noch der „Schlußstein" — eine Verfassung — fehlen sollte: er verwandelte den „Schlußstein" in „jene oben erwähnte Gewähr". Und wie er sich jetzt seine innere Politik zurechtgelegt hatte, tilgte er natürlich auch jede Stelle, aus der, wenn auch noch so leise, die Hoffnung herausklang, daß er ein übereiltes halbes Wort voll einlösen und eine solche Verfassung bewilligen werde. In diesem Zusammenhang erregte sogar eine Wendung wie „geschichtliche Entwicklung" seinen Verdacht: er wählte „wahrhaft zeitgemäße Entwicklung", oder wollte er hier Verfasser und Leser ein wenig entschädigen? Andre Bedenken verursachte ihm die Erörterung der äußeren Verhältnisse. Er betonte, daß Preußen für die Verteidigung der Rheingrenze bei seinen deutschen Verbündeten auf „verfassungsmäßige" Unterstützung rechne: Willisen, der an dieser Stelle, wie wir wissen, stark in nationale Leidenschaft geraten war, hatte „männliche" Unterstützung verlangt. Oder der König erklärte, daß nicht die belgische Revolution — wie Willisen gemeint hatte — sondern „die mit dieser gleichzeitig sich ereignenden Unruhen in Aachen und andern (preußischen) Orten" die Entsendung des IV. Armeekorps veranlaßt hätten. Und wenn Willisen bemerkt hatte, daß alle andern militärischen Vorkehrungen Preußens nach Osten gerichtet seien, so hielt zwar auch der König dieses Argument für nützlich: aber er strich,

was Willisen, zur Beruhigung der Polen und ihrer französischen Freunde, hinzugefügt hatte — daß Preußen auch hier nur an seine eigene Sicherheit denke und höchstens, für diesen Zweck, etwas zu viel getan habe.

Friedrich Wilhelm III. hat schwerlich Freude verspürt, als er dergestalt den Zensor für die politische Schriftstellerei eines seiner Offiziere abgab, und als nun der Aufsatz erschien, als er in den Kreisen des Hofes und der verantwortlichen Beamtenschaft denselben Widerspruch wie sein Vorgänger hervorrief, sagte sich der König, daß er sich vergebliche Mühe gemacht habe. Er wurde wieder einmal an sich selbst irre, fand jetzt, wie die andern, den ganzen Artikel unbequem, unschicklich — ein Urteil, welches sich befestigen mußte, wenn es unwillkürlich mit der Erinnerung an die erste Fassung dieser Arbeit verschmolz. Dennoch hätte sich der König, nachdem er gewissermaßen selbst das Imprimatur erteilt hatte, kaum zu einer Maßregelung Willisens bestimmen lassen, wenn sich ihm nicht auch ein formales Recht dazu geboten hätte. Ein solches aber war vorhanden. Der König hatte seine Korrekturen zuerst mit Bleistift gemacht und dann sämtlich mit Tinte nachgezogen — bis auf zwei: die eine betraf den Satz — der den König an die große Insubordination seiner Untertanen im Frühling 1813 erinnern mochte — daß ein Krieg im Namen der Legitimität auf den Widerstand des preußischen „Volkes" stoßen würde, die andre die Ansicht, daß Preußen an ein Einvernehmen mit Frankreich denken müsse. Beide Stellen waren außerdem — wie freilich zuerst auch alle andern, an denen der König Anstoß genommen hatte — nicht durch-, sondern nur unterstrichen. Willisen war also zu entschuldigen, wenn er sie nicht geändert hatte; er konnte sich vielmehr darüber beklagen, daß Witzleben, der ihm die Artikel zurückgegeben, „vergessen" hatte, ihn gerade auf diese beiden Korrekturen aufmerksam zu machen. Aber der Schein der Fahrlässigkeit, wenn nicht des Ungehorsams, sprach gegen ihn. Der König befahl, den Artikel öffentlich zu dementieren. Willisen machte zwar einen Versuch, diesen Entschluß zu mildern. Er schrieb an den König, bekannte sich schuldig, wollte Strafe leiden, wies aber darauf hin, daß der Artikel allgemein mit Jubel begrüßt worden sei, als der Ausdruck dessen, was jeden Preußen bewege, und daß deshalb ein Widerruf wie eine absichtliche Abweisung der Wünsche und Gefühle des Volkes wirken müsse. Und das erreichte er in der Tat, daß ihn der König, durch Bernstorff, noch einmal persönlich vernehmen ließ. Was Willisen in dieser Unterredung vortrug, zeigt uns wohl ein Brief, den er zu ihrer Erläuterung tags darauf, am 15. März 1831, an den Minister richtete. Er verwahrte sich zunächst gegen den Einwand, daß der Artikel, weil in der Staatszeitung zu lesen, als eine offiziöse Arbeit, also als eine neue konstitutionelle Zusage verstanden werden könne, ja, daß vielleicht der Autor auf diese Wirkung gerechnet habe — es war vermutlich die Vorstellung, mit der man den König am meisten gegen ihn eingenommen hatte. Er ging dann weiter: dieser Brief wurde ihm fast zu einem politischen Glaubensbekenntnis. Er nahm es als ein patriotisches Verdienst in Anspruch, daß er diesen Aufsatz geschrieben hatte:

Wir wollen zuerst Preußen und dann vor allem Deutsche sein, wollen überwinden, was uns daran hindert, die ängstliche Rücksicht auf Rußland, das Phantom der Legitimität. Benutzen wir die allgemeine Lage: sie ist für eine selbständige preußische Politik nie so günstig gewesen wie jetzt. Das heißt, für eine Politik, die frei ihrer höchsten Aufgabe folgen kann, auf die Stimme Gottes in der Geschichte zu horchen, zu lassen, was diese als überlebt verurteilt, und ans Licht zu führen, was sie als neue Grundlagen für den friedlichen Fortschritt der menschlichen Gesittung empfiehlt; denn das Interesse des einzelnen Staates fällt auf die Dauer immer zusammen mit dem der Menschheit. Und das allein ist auch christliche Politik: sich also fügen in den Willen Gottes, nicht ihn meistern, indem wir Prinzipien für göttliche erklären, die uns gestatten, politische Unsittlichkeiten aufrecht zu halten. Unsittlich aber ist ein Regime, wie es die Bourbonen in Frankreich geführt haben, und unsittlich ist ein Zustand wie in Polen und in Italien, die Vergewaltigung einer Nation; die Welt wird nicht eher Frieden finden, als bis auch diese Schande getilgt ist. Ich weiß, der sogenannte nüchterne Staatsmann nennt eine solche Politik eine gutmütige Schwärmerei: sie ist es nicht, und mancher wird es noch erleben. Und wenn der Weg oft dunkel ist von der Aufgabe bis zur Ausführung: es ist die Pflicht des Staatsmannes, ihn zu suchen; wer sich ihrer überhebt, wer aufgeht in der Sorge um das Nächste und Kleinste, leidet Schiffbruch, wie der General, der ein guter Soldat, aber kein Feldherr ist. Die preußische Politik hat in dieser Hinsicht die Lehre des großen Königs nicht immer beachtet.

Willisen wünschte, daß Bernstorff das alles dem König übermittele: der Minister konnte diesen Auftrag wohl kaum buchstäblich erfüllen. Aber auch was er seinem Herrn berichtete, stimmte diesen nicht um. Am 20. März 1831 brachte die Staatszeitung die Erklärung: Der Artikel vom 13. März habe vielfach und mit Recht Befremden erregt; er enthalte zwar nur Privatmeinungen; wenn man ihn aber näher geprüft hätte, so würde man ihn gleichwohl nicht aufgenommen haben.

Und nun, innerhalb weniger Wochen, ein drittes Ärgernis.

Willisen veröffentlichte am 12. und 19. März 1831 im Militärwochenblatt zwei Abhandlungen „Zur Übersicht des jetzigen polnischen Krieges“. Er entwickelte zunächst die strategischen Prinzipien, die ihm für jeden der beiden Teile in Betracht zu kommen schienen, die der Defensive für die Polen, die der Offensive für die Russen, und prüfte dann an diesen Normen, was bisher geschehen war, vom Anmarsch der Russen bis zur Schlacht bei Grochow. Seine Kritik war ruhig, sachlich, traf sogar die Polen mehr als die Russen. Immerhin konnte es die russische Eitelkeit berühren, daß er die Insurgenten als das behandelte, was sie waren, als ebenbürtige Gegner, und ihre Tapferkeit und Geschicklichkeit oft hervorhob. Vor allem aber, indem er sich in das Detail einließ, indem er alle Entschlüsse, die tatsächlichen und die möglichen, auf ihre Bedingungen, Absichten und Wirkungen untersuchte, indem er ferner die nun geschaffene Lage darstellte und auch daraus wieder das Mögliche und das Richtige ableitete: ergaben sich für den aufmerksamen Leser eine Reihe von Nutzanwendungen, um so mehr, als die Entscheidung gerade in dem hier behandelten Terrain fallen mußte. Willisen schien als Lehrmeister und Ratgeber der Polen aufzutreten. Jedenfalls war das der Eindruck, den man im preußischen Ministerium des Auswärtigen — wie es hieß, infolge einer direkten russischen Beschwerde — erhielt. Ancillon wandte sich an den

Kriegsminister, dieser an den Chef des Generalstabes: man machte Willisen auf das politisch Bedenkliche solcher Artikel aufmerksam und untersagte ihm die Fortsetzung, wenigstens in der bisher beliebten Form[1]).

3.

Bald darauf, am 17. April 1831, wurde er zum Generalstabschef des VI. Armeekorps ernannt und nach Breslau versetzt. Ob diese Veränderung mit dem Mißfallen, welches seine Feder erregt hatte, zusammenhing, läßt sich aus unsern Quellen nicht mit Sicherheit ersehen. Willisen selbst scheint zunächst nicht dieser Meinung gewesen zu sein. Dennoch empfand er seine Entfernung aus Berlin wie einen Schlag. Er fühlte sich mit allen seinen persönlichen und geistigen Interessen an die Hauptstadt gebunden und konnte sich nicht denken, daß er jetzt „quasi für immer" aus diesen Kreisen scheiden sollte. Am meisten empörte ihn, daß man nicht einmal nach seinen Wünschen gefragt hatte. In seinen Briefen an seinen Bruder, den Hauptmann und Adjutanten des Kronprinzen Adolf v. Willisen, kamen ihm heftige Worte über die Lippen: „Das ist wieder eine Dummheit der sogenannten Disziplin; die wahre Disziplin leidet vielmehr darunter, daß man mit Menschen und Verhältnissen umspringt, als lebten wir nicht in gesitteten Zeiten. Diese Rücksicht muß schweigen, wenn es sich um einen klaren Vorteil des Dienstes handelt; die Willkür dagegen, die nur zeigt, daß sie die Macht hat, führt hier wie überall zur Auflösung der Ordnung." Sein Stolz sträubte sich immer gegen eine vernunftwidrige Beschränkung seiner Freiheit — das machte er geltend, als sein Bruder ihn offenbar mit einigen billigen philosophischen Bemerkungen zu trösten suchte: „Knechtschaft bleibt Knechtschaft, und wenn sie zum Himmel leitet. Auch hat nicht jeder immer die Philosophie bei der Hand und bewahrt sich die Seele vor heftigen Schwankungen: das Leben ist eine Fatigue, wie die alte Kleist zu sagen pflegte."

Er fand sich denn auch schwer in seine neue Umgebung hinein. Zu dem Verzicht auf den gewohnten Verkehr, zu den üblichen Leiden eines Umzuges, die sich für ihn vergrößerten und verlängerten, weil er auf die Kränklichkeit seiner Frau Rücksicht nehmen mußte, trat das gespannte Verhältnis zu seinem Korpskommandeur. Der General v. Zieten war in der ganzen Armee gefürchtet. Er galt als ein „Original" und legte Wert auf diesen Ruf. Er nahm deshalb das Recht für sich in Anspruch, die Menschen mit einer beleidigenden Eigenwilligkeit zu behandeln, im Dienst wie in der Gesellschaft. In seinem Korps wollte er allein regieren; besonders seinen Generalstabschef scheint er als eine gleicherweise unbequeme und unnütze Einrichtung betrachtet zu haben. Willisen wußte, was ihm bevorstand. Er machte sich daher eine vollständige Reserve zur Regel. Er ließ Zieten im Dienst tun, was er wollte, und äußerte seine eigene Meinung nur, wenn man ihn dazu aufforderte. Auf diese Weise vermied er jede Szene; ja, er zwang, wie er mit einer gewissen Genugtuung feststellte, den General zu einer auffälligen Artigkeit. Aber wie

[1]) Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte. Bd. IV, S. 208.

hätte dieser das Überlegene, Absichtliche einer solchen Haltung nicht empfinden sollen. Auch blieb es ihm wohl kaum verborgen, wie Willisen sich zu dritten Personen über ihn äußerte. Und alles das wurde nach Berlin berichtet, und wenn hier die Einsichtigen geneigt waren, den persönlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen: im Dienst hätten doch auch sie etwas mehr Selbständigkeit von Willisen gewünscht. Adolf v. Willisen warnte seinen Bruder. Dieser wies den Vorwurf zurück, daß er über Zieten „schimpfe"; die Freiheit, wenn man ihn frage, seine Meinung zu äußern, könnne er sich allerdings nicht nehmen lassen. Und wenn er seinem Schwiegervater erklärte, daß er keineswegs untätig sei, so fügte er doch hinzu: er lasse freilich viel geschehen, um nicht die ihm übertragene Stellung vollkommen zu kompromittieren; sie habe ja auch keine große Bedeutung.

Er wußte außerdem, daß man seine politische Führung beobachtete. Hatte man ihn vielleicht nur zu diesem Zweck nach Breslau versetzt? Daß man ihn „in ein anständiges Exil geschickt habe", konnte er jetzt sogar in den Zeitungen lesen. Oder hatte man ihn vor der weiteren Berührung mit gefährlichen Personen und Gedanken schützen wollen? Dieses Ziel hatte man dann erreicht: „Man ist in Breslau nicht russisch, nein, kamschadalisch gesinnt." Dieser Argwohn, diese Umgebung forderten eine Natur wie ihn gerade zum Widerspruch heraus; er gab sich keine Mühe, seine Sympathie für die Polen zu verhehlen. Deshalb wollte er auch die Abhandlungen im Militärwochenblatt fortsetzen, und zwar noch freier schreiben als das erstemal: man glaube sonst am Ende in Berlin, daß er sich fürchte. In ruhigen Stunden gestand er sich doch selbst, daß er damit einen Skandal erzeugen würde, der seiner nicht würdig wäre. Die Aussicht, politischen oder publizistischen Tagesruhm zu gewinnen, stieß sein vornehmes Wesen ab. Und er war und blieb doch vor allem Soldat. Er freute sich jener Aufsätze, weil sie in militärwissenschaftlichen Kreisen Aufsehen erregt hatten; für dieses Publikum dachte er sich auch ihre Fortsetzung. Er verfolgte den polnischen Krieg mit lebhafter Aufmerksamkeit und fand, daß die Ereignisse seine strategischen Lehren klar bestätigten. Die Arbeit schritt ihm rüstig fort: „Aber wenn die Zensur alles in ihr streicht, was Kritik heißt, so hat sie keinen Wert; die Tatsachen stehen auch in den Zeitungen." Er verzichtete nun doch darauf, sie im Militärwochenblatt zu veröffentlichen. Sie wuchs sich auch allmählich zu einem Buch aus. Am 3. März 1832, als der Krieg der Vergangenheit angehörte, schickte er dieses Werk seinem Bruder mit der Bitte, es im Verein mit einigen Freunden und Autoritäten auf seinen schriftstellerischen Wert und seine politische Sauberkeit zu untersuchen; er nannte Varnhagen, Beyme, Vincke, Below, Krauseneck und Witzleben. Wir können leider nicht feststellen, wie das Urteil gelautet hat. Erschienen ist das Werk erst 1840, als die ersten zwei Bände der „Theorie des großen Krieges".

War es die Freude an der wissenschaftlichen Arbeit, oder fand er nun doch auch in diesem hyperrussischen Breslau an seinem Steffens und andern einen ihm zusagenden geistigen Verkehr: er hatte sich schließlich in sein Los gefügt; als er einmal hörte, daß eine umfangreiche Verschiebung im Offizierkorps

bevorstehe, schrieb er dem General v. Brause, er wünsche in Breslau zu bleiben, es sei denn, daß man ihn nach Berlin zurückrufe. Da wurde er am 30. März 1832 wieder versetzt, nach Posen, als Generalstabschef bei dem V. Armeekorps. Wir können dieses Mal die Gründe und Zwecke, von denen man sich dabei leiten ließ, nachweisen. Zieten hatte sich in Berlin nachdrücklich beschwert, und man hatte hier eingesehen, daß persönliche und dienstliche Rücksichten einen Wechsel nötig machten. Aber auch daß Willisen in Breslau fortfuhr, sein Interesse für die Polen zu bekunden, hatte man in Berlin übel vermerkt. Man wollte endlich ein sicheres Urteil über seine politische Gesinnung gewinnen, und da man sich sagte, daß Zieten kaum der rechte Mann für ein solches Gutachten war, so schickte man Willisen nach Posen: zu Grolman. Dieser wurde entsprechend informiert und instruiert. Auch hatte jetzt Willisen selbst sogleich das Gefühl, daß es mit seiner Versetzung eine besondere Bewandtnis habe. Er wollte es freilich nicht aufkommen lassen, meinte vielmehr, man habe wohl den grimmigen Polenhaß Grolmans durch ihn etwas mäßigen wollen — wenn man überhaupt einen Gedanken gehabt habe. Aber was ihm sein Bruder und seine Frau aus Berlin mitteilten, war nicht geeignet, diese harmlose Auffassung zu unterstützen. Er richtete also an Krauseneck und an Witzleben die Bitte, ihm Aufschluß zu geben, verwahrte sich gegen das Gerücht, daß er gegen Zieten die Grenzen der Disziplin und des Anstandes überschritten habe, wollte sich sogar an den König wenden. Man antwortete ihm ausweichend. Die bittere Stimmung des Frühjahres 1831 kam wieder über ihn. Er suchte ihrer Herr zu werden, indem er sich in sich selbst zurückzog. Er wollte schlecht und recht seinen Dienst tun und die Hoffnung aufgeben, daß er in ihm seine Befriedigung finden könne, zumal in der Stellung eines privilegierten Ratgebers, wo niemand Rat hören wolle. Er wollte schweigen und die Welt um sich her mit ihrer Dummheit und Bosheit verachten. Seiner selbst, des stolzen Bewußtseins seiner inneren Freiheit und seines inneren Reichtums wollte er sich freuen und trösten und dann des Glückes seiner Ehe: „Der Mensch braucht viel und wenig, viel innen, wenig draußen. Sein größter Schatz ist sein Herz, dann sein Geist, dann seine Stube, dann die freie Natur, dann seine Familie und seine Freunde, und ganz zuletzt stehen die andern äußern Dinge, unsrer Macht entrückt, dem Wechsel unterworfen, dem Diebstahl preisgegeben; wir wissen nicht einmal, ob sie zum Guten oder zum Bösen dienen.“ Ewige, natürliche Philosophie. Aber auch Willisen machte die Erfahrung, daß sie für den stolzen, tapferen Menschen nur der Ausdruck seines *Kampfes* mit den Dingen ist: den bequemen stoischen Gleichmut, den sie für andre Naturen bereit hält, konnte sie ihm nicht geben; er litt unter der Welt, die er zu *überwinden* glaubte.

Es war schließlich gerade der Dienst, der ihn mit seiner neuen Versetzung einigermaßen aussöhnte: der Dienst unter Grolman. Er freute sich auf den alten Helden, und wie er ihn nun fand, überließ er sich ganz dem Eindruck dieser kraftvollen Gestalt. Grolman wohnte und speiste in Posen bei dem General v. Röder. Das gastliche Haus stand jeden Abend, nach der Tafel, den Freunden der Familie und den Offizieren Grolmans offen; Willisen fand

sich regelmäßig zu diesen zwanglosen Zusammenkünften ein. Was ihn, wie jeden, der Grolman nahe trat, anzog, war die grandiose Sicherheit dieser in sich selbst zusammengefaßten Persönlichkeit. Aus ihr entsprangen die naive Aufrichtigkeit, mit der sich dieser Mann gab, wie er war, die Selbstverständlichkeit, mit der er das Vertrauen andrer verlangte, die Toleranz, mit der er unter dieser Bedingung fremde Ansichten gelten ließ:

Grolman scheut nicht die Diskussion; er sucht sie vielmehr. Man erstaunt über die Geduld, die er dabei zeigt: wie er jeden Entwurf hinnimmt, anhört, widerlegt — weil er immer weiß, daß ihm niemand etwas einreden kann. Er steht überall auf eigenen Füßen, ein vollständiger Autodidakt, in seiner Politik, seiner Wissenschaft, seiner Philosophie, seiner Religion. Kein Wunder, daß es in diesen Disziplinen zuweilen etwas kraus aussieht; aber auch dann bleiben seine Ansichten interessant, und immer sind sie in die Persönlichkeit aufgenommen: lauter Überzeugungen. Er sieht nur Preußen, wie ein Römer nur Rom sah. Er weiß, was uns fehlt; aber es ärgert ihn, wenn er unsre Mängel zugeben muß. Das Schlechte und Schwache versteht er kaum, weil er es in sich selbst nicht findet. Man muß das Große und Gute wollen, also darf man die Menschen dazu zwingen: so denkt er, und er ist bereit, so zu handeln, ohne Schonung; er hat die Anlage zu einem großen Tyrannen. Als Soldat, als General leistet er das Höchste; er ist der größte Feldherr, den wir besitzen.

Es war für Willisen, wie er sich einmal ausdrückte, ein Vergnügen, diese alte Eiche etwas zu schütteln, sie fühlen zu lassen, daß doch auch sie nur in der Erde wurzele. Sie waren fast immer entgegengesetzter Meinung; aber ehrliche Kämpfer, lernten sie sich eben in diesen Debatten kennen und achten. Sie hatten sich kaum begrüßt, als sie auf Polen zu reden kamen. Zwischen der „rein persönlichen" Auffassung des einen und der „rein politischen" des andern, wie Willisen den Unterschied bezeichnete, gab es keine Verständigung: Grolman machte daraus seinem Generalstabschef keineswegs einen Vorwurf. Und dann kam die Stunde, da sich Willisen das Herz seines Generals gewann. Er fühlte, wie in dessen Blick zuweilen etwas lag, als wolle er sagen: „Du hast es mir doch zu arg getrieben." Er wagte also ein offenes Wort: er müsse annehmen, daß man den General falsch über ihn unterrichtet habe; er wünsche sich zu rechtfertigen. Grolman hatte nur auf diesen Angriff gewartet, um sich selbst von einer Last zu befreien. Er teilte Willisen alles mit, was man ihm über ihn gesagt und geschrieben hatte. Man sprach das Thema gründlich durch und tat es ein für allemal ab. Grolman reichte zum Schluß seinem Offizier die Hand: „Gut, daß es heraus ist; wir werden Freunde sein und uns immer alles sagen."

Einen andern Gewinn machte Willisen in Posen für seine politische Bildung. Daß er jetzt das Polentum und die deutsche Ostmark sah, wie sie waren, ging doch auch an ihm nicht spurlos vorüber. Er vertiefte sich in das praktische Detail der Frage, die hier zur Lösung stand, und er begriff sie in ihrer ganzen Schwierigkeit. Aber das Ergebnis war, daß er sich in der Auffassung, die er ein Jahr zuvor entwickelt hatte, befestigte. Denn er kam mit seinen besonderen Maßstäben; sie reichten in seine politische Philosophie zurück, in die Vorstellungen, die er sich über den Fortschritt der politischen Kultur und das Verhältnis Preußens zu ihm gebildet hatte. Allerdings, die

Aussicht auf einen selbständigen polnischen Staat war jetzt in seinen Augen endgültig verwirkt, durch die Schuld der Mächte und die eigene der Polen. Aber geblieben war für ihn der ewige Anspruch dieses Volkes auf die Erhaltung seiner Eigenart, auf einen Anteil an der Kultur des Abendlandes, auf einen sicheren Schutz gegen die russische Barbarei. Und nach wie vor betrachtete er es als die sittliche und politische Pflicht Preußens, diese Entwicklung zu fördern. Sein Ideal war jetzt ein Königreich Polen mit Preußen unter demselben Zepter vereinigt. Er wußte, dieses Ziel lag in weiter Ferne. Indessen, die Zukunft ins Auge zu fassen, als wäre sie nahe, hielt er für möglich und notwendig. Denn nur auf diese Weise schien ihm die preußische Polenpolitik einen großen, ruhigen und stetigen Zug gewinnen zu können. Was er unter einer solchen Politik verstand, faßte er in das Wort zusammen: eine nationale, polnische Verwaltung für die Provinz Posen. Er verlangte, daß man diesen Entschluß klar und ohne Rückhalt ausspreche und durchführe: „Die Polen, und zwar auch diejenigen in dem russischen Landesteil, müssen lernen, daß Preußen ihr wahrer und einziger Freund ist; nicht Warschau, sondern Posen muß fortan der Mittelpunkt der polnischen Hoffnung und Bewegung sein.“ Er war natürlich nicht der Meinung, daß man Posen der alten Willkür der polnischen Aristokratie überliefern solle; nach den Erfahrungen des Aufstandes von 1830 und 1831 war er mehr denn je von der rückständigen Unfähigkeit dieses Regimentes durchdrungen. Die Selbstverwaltung, die er für die Polen wünschte, konnte er sich immer nur nach dem Muster der preußischen denken, wie sie sich denn auch in den allgemeinen Zusammenhang des preußischen Staates einfügen sollte. Ebensowenig setzte er sich über den Einwand hinweg, daß das polnische Volk für dieses System noch nicht reif sei. Er unterschrieb den Satz, daß man die Polen erziehen müsse; aber mit der Bedingung: nur durch und für die Polen. Er hielt daran fest:

Diese Politik allein ist sittlich, und sie allein ist auch klug und stark. Gewiß, man kann auch eine andre treiben, die der Germanisation, und wenn man sie energisch treibt, so kann auch der Erfolg nicht fehlen; der Kern zu einer deutschen Bevölkerung ist vorhanden, und die deutsche Schule und das deutsche Heer, voll für die Politik eingesetzt, gewähren tausend Mittel, ohne daß man zu offenbaren Rechtswidrigkeiten zu greifen braucht. Aber Germanisation heißt Kampf. Man legt dann für lange Zeiten einen guten Teil der Staatskraft an dieser Stelle fest, macht sich die Polen für immer zu Feinden, verzichtet also auf alle Möglichkeiten, sich ihrer für preußische Zwecke zu bedienen, bindet sich überhaupt in der auswärtigen Politik die Hände. Und man suche nicht Handlungen der Staatsraison sittlich zu rechtfertigen; es heißt Gott lästern, wenn man behauptet, man dürfe ein Volkstum im Namen der Kultur oder der geschichtlichen Nemesis vernichten.

Willisen sagte sich selbst, daß für eine Polenpolitik in seinem Sinne die regierenden Kreise in Berlin und in Posen einstweilen kaum zu haben sein würden, und er konnte das schließlich verstehen. Was er nicht begriff, war, daß man sich auch nicht für das Gegenteil, die Germanisation, entschied. Denn auch darin war er sich treu geblieben: „Man kann nur das eine oder das andre wollen.“ Statt dessen gewahrte er ein beständiges Schwanken, eine Halbheit, die alles gefährdete:

Man will um alles in der Welt nicht zugeben, daß es sich hier um eine politische Frage handelt; man redet sich vielmehr ein, Posen sei eine preußische Provinz wie jede andre, nur mit dem Unterschied, daß hier die Preußen polnisch sprächen. Der Schluß lautet, man könne den Polen ohne Gefahr ihre Sprache lassen und sich darauf beschränken, ihre nationalen Illusionen zu unterdrücken, denn diese vertrügen sich allerdings nicht mit der Einheit des preußischen Staates. Man nennt diese Rücksicht auf die polnische Sprache sogar Gerechtigkeit — eine häßliche Verstellung, nachdem man die erste und größte Ungerechtigkeit, die Annexion, nicht gescheut hat. Die Polen werden sich diese künstliche Auffassung nie aneignen. Sie werden, solange sie ihre Sprache behalten, sich auch als Nation fühlen. Ein solches halbes Zugeständnis verführt sie also nur zu eitlen Hoffnungen, oder vielmehr zu Forderungen; denn sie werden es richtig verstehen: als Schwäche. Und da man auf der andern Seite, wieder im Namen der Gerechtigkeit, auch das Deutschtum in der Provinz Posen schützen und stärken will, so wird man den Polen auch bei dem besten Willen nie die Überzeugung nehmen können, daß es zuletzt doch auf ihre Germanisation angelegt sei. Ein Mann wie der Oberpräsident Flottwell durchschaut das alles: er muß gehorchen und seine Kraft nutzlos verzehren. Einige Beispiele. Man hat befohlen, daß alle Behörden nur deutsch korrespondieren sollen. Die Folge ist gewesen, daß die Maschine teilweise zum Stillstand gekommen ist. Der Erzbischof hat erklärt, er sei nicht einmal für seine Person des Deutschen in diesem Grade mächtig; er hat sich aber auch über den Befehl als eine offenbare Verletzung des Rechtes beklagt. Oder die Schulen waren bisher gemeinsam, nur daß die unteren Klassen in der Regel zwei Abteilungen, eine deutsche und eine polnische, enthielten, während in den oberen nur deutsch unterrichtet wurde. Jetzt will man die Schulen vollständig trennen, zwar nicht — wie es natürlich wäre — in polnische und in deutsche, aber in katholische und in evangelische, was ziemlich auf dasselbe hinausläuft. In dieser Frage kommt man also den Polen wieder entgegen. Man will ferner die letzten Klöster einziehen und ihre Einnahmen zur Verbesserung der Schulen und Pfarren verwenden. Man will außerdem an der Universität Breslau ein besonderes Seminar für polnische Priester einrichten. Alles das wird das Polentum stärken. Denn je mehr Bildung ein Pole sich aneignet, desto mehr wird er ein Pole. Ein kluger Gärtner aber pflegt nicht eine Pflanze, die er nicht ziehen kann. Die Russen haben die polnischen Universitäten und höheren Lehranstalten abgeschafft; da sie keinen Ersatz dafür bieten können, so ist dieses Verfahren zwar bestialisch, aber es ist konsequent. Wir dagegen scheuen die Germanisation, obwohl wir den Polen mit unsrer Sprache auch unsre Kultur bringen. Wir gehen sogar damit um, die polnischen Regimenter nach Posen zurückzuführen. Grolman sträubt sich gegen diese Maßregel, und wie man auch immer über die polnische Frage denken mag, man muß ihm zustimmen. Denn für die Armee gibt es keine andre Rücksicht als die der Disziplin. Die polnischen Rekruten müßten deshalb auch dann in die andern Provinzen verpflanzt werden, wenn man die politische Frage im Sinne der Selbstverwaltung löste; in diesem Fall würde freilich auch die Erbitterung nachlassen, die man jetzt mit der Entfernung der polnischen Landeskinder erregt.

Willisen äußerte jetzt solche Gedanken nur in vertraulichen Briefen oder in Gesprächen mit sicheren Personen. Er war doch vorsichtig geworden. Er hatte es satt, sich gegen jeden törichten und gehässigen Argwohn zu rechtfertigen, und es kam ihm zum Bewußtsein, wie leicht er mißverstanden werden konnte. Mußte er doch den Polen, mit denen er hier und da zusammentraf, wiederholt klar machen, daß er nur deshalb für sie eingetreten sei und eintreten werde, weil er das Interesse Preußens im Auge habe. Er mied infolgedessen auch den Verkehr mit ihnen oder beschränkte sich darauf, sie zu überzeugen, daß sie nur in einer ehrlichen Unterordnung unter Preußen ihr Heil finden könnten.

Was mußte er da empfinden, wenn ihm sein Schwiegervater schrieb, in Berlin sage man nun, er ziehe sich von den Polen zurück, weil sie ihm nicht liberal genug seien. Ähnliches vernahm er von Grolman, als dieser im Herbst 1832 von einer Reise nach der Hauptstadt zurückkehrte. Grolman, der sich für diese ganze Affäre immer den richtigen Blick bewahrte, teilte ihm auch einen Polizeibericht mit, der über ihn erstattet worden war. Es hieß darin, es sei ein rechtes Unglück für die Provinz Posen, daß die polnischen Revolutionäre in Willisen einen klugen und geschickten Führer erhalten hätten; er trete offen als Gegner der Regierung auf und finde allgemeinen Beifall; seine Freunde hätten ihn auch festlich empfangen wollen — er habe das nur als inopportun abgelehnt. Willisen wußte oft nicht, wie er sich gegen solche Verleumdungen schützen sollte. Er dachte daran, den Polizeiminister v. Brenn zur Rede zu stellen, oder an den König zu schreiben, oder selbst nach Berlin zu fahren und seinen Feinden die Stirn zu zeigen. Er hörte doch immer wieder auf Grolman und schwieg. Und auch jetzt nahm er zu seiner Philosophie des inneren Glückes seine Zuflucht, und dahin gelangte er jetzt in der Tat, daß es ihm gleichgültig wurde, was man in Berlin über ihn dachte oder mit ihm wollte. Aber Berlin war nicht die Welt, und er gestand seinem Bruder, was ihn jetzt wirklich tröstete: er sei nicht auf Preußen angewiesen; wenn man ihn also weiter mißhandele, so werde er zwar, gleichsam aus Neugierde, auch das noch eine Weile hinnehmen, dann aber sich nach einer andern Existenz umsehen.

Großherzog Friedrich I. von Baden.

Von

G. Wendt.

Wenn der Tod einen Greis von mehr als achtzig Jahren hinwegrafft, so erfüllt sich an ihm das Los aller Erdgeborenen. War aber eines Fürsten langes Leben ein Quell reichsten Segens für sein Volk, so erwacht in den Überlebenden ein Drang, sich des Entschlafenen Bild einzuprägen und sich alles dessen bewußt zu werden, was als sein Vermächtnis bewahrt und gepflegt werden muß.

Das Leben des Großherzogs Friedrich I. hat so lange gewährt, daß ganz entgegengesetzte Strömungen ihn erst bedroht, dann beglückt haben. Die Jahre der Revolution waren für das Großherzogtum Baden verhängnisvoll. Landesfürst war damals Friedrichs Vater Leopold, ein durchaus volksfreundlicher Herr, der auch seiner Gattin und seinen Kindern ein trefflicher und liebevoller Vater war. Auch als Regent war er human wie sein Vater Karl Friedrich, der eigentliche Begründer des badischen Staates, der darin dem großen Friedrich sinnesverwandt war, daß er sich selbst gleich diesem als den ersten Diener seines Volks ansah, Tortur und Leibeigenschaft aufhob und durch Toleranz die konfessionell entgegengesetzten Bestandteile seines Staates zu der politischen Einheit des jetzigen Großherzogtums zusammenschloß. Der Übergang von der unumschränkten zur konstitutionellen Monarchie war darauf unter Karl Friedrichs Nachfolger Karl durch Erlaß einer Verfassung erfolgt. Trotzdem hatten die Republikaner sich das an Frankreich und die Schweiz grenzende badische Land zum Schauplatz des Aufruhrs von 1848 und 1849 ersehen, und die Empörung der Soldaten zwang den Landesfürsten und seine Familie zur Flucht. Auch Prinz Friedrich, damals Major, entkam den meuternden Truppen nur mit eigener Lebensgefahr. Daß er einige Jahre später durch schwere Erkrankung seines älteren Bruders erst zur Regentschaft, dann zur Leitung des Staats berufen würde, hatte er erst kurz vorher erfahren. Ganz unvorbereitet war er darum keineswegs. Sein Jugendunterricht war einem sehr tüchtigen Lehrer anvertraut, dann hatte er die Universitäten Heidelberg und Bonn besucht. Mit lebendiger Teilnahme hatte er namentlich bei Ludwig Häußer geschichtliche Vorlesungen gehört, und die Grundanschauungen dieses warmherzigen Historikers sind unstreitig die seinigen geworden. Vielleicht

hat dann auch Dahlmanns männlicher Ernst und dessen so oft wiederkehrende Aufforderung, die Ehre Deutschlands zu wahren, auf ihn eingewirkt. Seine akademischen Studien aber beschränkten sich keineswegs auf den Besuch der Vorlesungen. Er hat diesen durch fleißiges Studium, auch philosophischer Werke, ergänzt. Es wurde ihm zur Überzeugung, daß für jeden höhern Staatsdiener eine feste Grundlage allgemeiner, namentlich historischer Bildung notwendig sei, und er sprach sich auch noch in den letzten Lebensjahren gern darüber aus, daß in den Staatsprüfungen Kenntnis der Geschichte von jedem späteren Staatsdiener verlangt werden müsse.

So gelang es ihm, sobald er die Regierung übernommen hatte, nach den Erschütterungen der Revolutionszeit auf sämtlichen Gebieten der Staatsverwaltung die Ordnung wieder herzustellen und sich persönlich nicht nur bei den Vertretern des Volkes, sondern in den weitesten Kreisen bei allen, die ihn näher kennen lernten, unbedingtes Vertrauen zu erwerben. Dazu trugen die Anmut in seinem ganzen Wesen, das klar blickende, freundliche Auge, die lebendige Teilnahme, die sich in allen seinen Äußerungen kund gab, nicht wenig bei. Man hatte stets den Eindruck, daß er seine eigene, aus dem Herzen kommende Überzeugung aussprach, und doch entbehrte sein Verhalten niemals der fürstlichen Würde. Denn es verband sich mit der Liebenswürdigkeit die Willenskraft eines unbestechlichen Gewissens und fester Pflichttreue. Der Glaube aber an eigne Unfehlbarkeit blieb ihm stets fern, und es war keine bloße Redensart, wenn er sagte, er könne nicht finden, daß zwischen Volksrecht und Fürstenrecht ein feindlicher Gegensatz bestehe, wenn nur das Wort richtig verstanden werde, daß Freiheit auch Selbstbeherrschung sei. Von vornherein stand es für ihn fest, daß er so gut wie die übrigen kleinen deutschen Fürsten wesentliche Befugnisse ihrer landesherrlichen Gewalt an das Reich und dessen Oberhaupt abtreten müßten, wenn Deutschland endlich zur nationalen Einigung und dem Ansehen gelangen solle, das ihm unter den Großmächten gebühre. Brachte man ihm später ein Lebehoch, so erwiderte er das fast immer so, daß er am Schluß zu einem Hoch auf den Kaiser aufforderte; und als einmal im Elsaß, wohin ihn seine Ernennung zum Armeeinspektor zur Besichtigung der dort stehenden Truppen geführt hatte, eine rüstige Schar Bauernburschen, die deshalb zu Pferde aus dem Breisgau über den Strom gekommen waren, ihn begrüßte, da mahnte er sie mit ebenso freundlichen als eindringlichen Worten daran, sie müßten, wenn sie gute Badener sein wollten, vor allem darauf bedacht sein, gute Deutsche zu sein.

Die schon früher gewonnene Überzeugung, daß nur von den Hohenzollern die Einigung Deutschlands zu einem mächtigen Reiche herbeigeführt werden könne, war dem jungen Fürsten durch seine eigenen Erlebnisse in der Revolutionszeit nachdrücklich befestigt worden. Jetzt trat er in die innigste Beziehung zum preußischen Königshause, indem er sich 1856 mit Luise, der Tochter Wilhelms, des damaligen Prinzen von Preußen, vermählte. Das war eine Ehe, die zu einer reichen Segensquelle für das badische Land geworden ist. Die junge Frau war vermöge einer ungewöhnlichen Herzenswärme und Willenskraft die echte Tochter des Helden, der noch auf dem Sterbebette keine

Zeit hatte müde zu werden. Sie aber wandte ihre Bemühungen vorzugsweise auf Werke reinster Menschenliebe. Die Einsicht und Ausdauer, womit sie überall der Not steuerte und zugleich zur Hebung der Frauenbildung und Veredelung des Familienlebens im ganzen Lande sorgte, war unübertrefflich. Zugleich aber wurde die Häuslichkeit, die sie ihrem Gatten gründen half, ein Muster für alle. Namentlich wurden auch der Erziehung der drei Kinder, die der Ehe entsprossen, der Ernst und die Liebe gewidmet, deren die Jugend am meisten bedarf. Für die beiden Söhne wurden eigne Klassen ins Leben gerufen, die dann ihren Unterricht von besonders geeigneten Lehrern erhielten. Die Zahl der Mitschüler war nicht zu groß, aber auch nicht zu klein, zwischen zehn und zwanzig. Der Lehrplan war wesentlich der des Gymnasiums. Es wurden Altersgenossen der beiden Prinzen dafür auserlesen, bei denen ein vorteilhafter Einfluß des Familienlebens, namentlich in sittlicher Hinsicht, vorauszusetzen war. Übrigens wurde die Auswahl so getroffen, daß in jeder Klasse der „Friedrichschule“ beide christliche Konfessionen vertreten waren. So war der Badische Erbgroßherzog der erste deutsche Kronprinz, der den Bildungsgang eines Gymnasiums ganz durchgemacht hat. Sein Vater hat sich auch sonst öfter sehr bestimmt dahin erklärt, daß er dieser Ausbildung den Vorzug vor allen andern gebe, und ließ es nie gelten, daß die Auskunft, die Schüler statt den Text der alten Schriftsteller deren Übersetzungen lesen zu lassen, auch nur einigermaßen genügenden Ersatz böte. Die lebhafte Teilnahme, die Großherzog Friedrich gerade diesem Gebiete der Schulverwaltung zuwandte, ist dann der gesamten Entwicklung des Gymnasialwesens während seiner ganzen Regierung zugute gekommen. Dieser Wertschätzung der Gymnasialbildung entsprang eine Stiftung, die er zur Pflege vaterländischen Sinnes im Anschluß an die Feier von Fichtes hundertjährigem Geburtstag 1862 am Karlsruher Gymnasium ins Leben rief. Den Schülern der obersten Klasse wird alljährlich eine Aufgabe aus dem Gebiet der deutschen Geschichte gegeben, über die dann von denen unter den freiwilligen Bewerbern, welche die besten Reden geliefert haben, in freiem Vortrage ein mündlicher Wettkampf erfolgt. Der Sieger erhält eine sehr wertvolle Goldmünze und Fichtes „Reden an die deutsche Nation“. — Der Eindrücke, die dem Erbgroßherzog aus dem Verkehr mit seinen Kameraden und aus dem Schulunterricht kamen, hat dieser immer mit herzlicher Freude gedacht.

Freilich wechselten, wie in den meisten Familien, so auch in der des Großherzogs Freude und Leid. Glückliche Ereignisse waren die Vermählung des Erbprinzen mit Hilda, der Tochter des Großherzogs von Luxemburg und die der Prinzessin Viktoria mit dem schwedischen Thronfolger, den seines Vaters Tod im Dezember 1907 auf den Königsthron erhoben hat. Tiefe Trauer dagegen rief erst der Tod des ebenso fähigen als liebenswürdigen Prinzen Ludwig hervor, zu dessen Andenken vom großherzoglichen Ehepaar ein Krankenhaus, das Ludwig-Wilhelm-Krankenheim, gestiftet wurde, dann der bald darauf folgende Hingang des Kaisers Wilhelm und seines Sohnes, des Kaisers Friedrich. Aber auch im politischen Leben mußten noch schwere Kämpfe bestanden werden. Konnte doch der Großherzog, als der Waffen-

erfolg in Schleswig-Holstein die beiden deutschen Großmächte erst geeinigt, dann entzweit hatte, es nicht vermeiden, auch seine Truppen gegen Preußen ausrücken zu lassen. Damals nahm sein bester und in der deutschen Frage mit seinem Fürsten einverstandner Minister Mathy seinen Abschied. Großherzog Friedrich entließ ihn mit den Worten: „Sie haben es gut, Sie können gehn, ich muß bleiben.“ Glücklicherweise sorgte Moltke dafür, daß der Krieg binnen kürzester Frist beendet war. Dann aber verflossen noch mehrere Jahre, ehe Bismarck den wiederholt beantragten Eintritt Badens in den norddeutschen Bund vollziehen konnte. Doch waren schon vor den großen Entscheidungen des Jahres 1870 die badischen Truppen in die preußische Armee als XIV. Armeekorps eingestellt worden. Mathy trat nun wieder an die Spitze des Ministeriums, mit ihm Jolly und Freidorf. Kein deutsches Land war damals so wie Baden von einem Einfall der Franzosen bedroht. Aber nur wenige Tage vergingen; da führte Kronprinz Friedrich seine Armee, zu der die badischen Truppen gehörten, über den Rhein, und am 6. August konnte man auch in der Nähe der Residenz auf den Schwarzwaldbergen den Kanonendonner der Schlacht von Wörth hören. Am Abend jenes Tages aber versammelte sich ein großer Teil der Einwohner Karlsruhes vor dem großherzoglichen Schlosse, und sie sangen die Wacht am Rhein. Dann trat der Fürst selbst aus dem Portal, hielt eine warme Ansprache und forderte die Versammlung auf, „nun danket alle Gott“ anzustimmen. — In den nächsten Monaten fiel den badischen Truppen unter General Werder die Aufgabe zu, Straßburg zu belagern. Nur wenige Wochen konnte sich trotz tapfrer Gegenwehr der französische General Uhrich halten, dann wurde die weiße Fahne auf dem Münster aufgepflanzt, und Großherzog Friedrich zog an der Spitze der badischen Truppen in die Stadt ein. Auch in den folgenden Herbst- und Wintermonaten haben sich diese trefflich bewährt. Bei Nuits wurde des Großherzogs jüngerer Bruder Wilhelm schwer verwundet; dann drohte dem deutschen Lande im Süden des Elsaß von einem 80000 Mann zählenden Heer unter Bourbaki ernste Gefahr. Aber in heldenmütigem Kampfe leisteten Werders 45000 Mann auf verschneiten und eisbedeckten Feldern siegreichen Widerstand. Das war nach dem Urteil des Heldenkönigs Wilhelm eine der größten Waffentaten aller Zeiten. Nun war aber auch der Moment gekommen, wo Großherzog Friedrich in Versailles das erste Hoch auf den deutschen Kaiser ausbrachte.

So war das große Werk vollendet, dem der badische Fürst mit unermüdlicher Opferwilligkeit und Pflichttreue alle seine Kraft geweiht hatte. Aber die Sorge für den eigenen Staat wurde deshalb nicht minder gewissenhaft durchgeführt. Zwar schickte der Großherzog nicht mehr wie früher Gesandte zu auswärtigen Mächten, das Land hatte keinen Kriegsminister mehr, an die Stelle der badischen Post trat die Reichspost. Dafür aber waren auf andern Gebieten Fortschritte gemacht, hinter denen die meisten der übrigen deutschen Staaten zurückgeblieben waren. Schon 1860 hatte die Einführung der Zivilehe die leidigen Streitigkeiten über gemischte Ehen beseitigt. Bereits 1868 wurde ein Israelit Finanzminister, der dann seines Amtes fünfundzwanzig Jahre

lang trefflich waltete. Mit der katholischen Kirche hatte es allerdings heftige Streitigkeiten gegeben, aber erst die Gelehrtenschule, dann die des Volkes wurde, abgesehen vom Religionsunterricht, dem kirchlichen Einflusse entzogen. In der Schulordnung für die höheren Schulen war ausdrücklich bestimmt, daß die Anstellung und Beschäftigung der Lehrer von der Konfession unabhängig sei. Jedermann wußte, daß der Großherzog ein frommer evangelischer Christ war, aber ganz nach dem Beispiel des von ihm an die Heidelberger Universität berufenen trefflichen Richard Rothe vermied er es grundsätzlich, religiöse Anschauungen, die von den seinigen abwichen, zu bekämpfen. Eine seiner ersten Regentenhandlungen war, daß er den von einer strenggläubigen theologischen Fakultät durch Verbot seiner Vorlesungen verdrängten Privatdozenten Kuno Fischer wieder zurückrief; später trat er zu ihm in herzlich freundschaftliche Verbindung. Für Wissenschaft und Kunst geschah, was die beschränkten Mittel des kleinen Staates nur irgend erlaubten. Die Heidelberger Hochschule bewahrte ihren alten Ruhm; Freiburg entwickelte sich zu einer früher nie erreichten Blüte. Das Polytechnikum in Karlsruhe wurde in jeder Hinsicht den andern Hochschulen gleichgestellt, nennt sich seitdem Friderizianum und steht den beiden Universitäten auch an Zahl und Bedeutung der Lehrer sowie an Frequenz der Hörer nicht nach. Wie in der Wissenschaft, so erblickte Badens Großherzog auch in den Künsten Segensmächte der Geistesbildung. Das Hoftheater erhielt in Eduard Devrient einen Leiter, der es weit über den Rang der meisten andern Bühnen erhob. Die Kunstschule zog eine ganze Reihe namhafter Maler und Bildhauer ins Land, daneben blühen eine Bauschule, eine Kunstgewerbe- und eine Malerinnenschule. Für die Pflege der Musik sorgte das Konservatorium. Aber auch Handel und Industrie gelangten durch sachgemäße Unterstützung der Regierung und regen Wettbewerb zu erfreulichster Entwicklung. In der Anlegung von Straßen aller Art, namentlich der Eisenbahnen, steht Baden keinem deutschen Lande nach, auch in der Unterstützung der arbeitenden Klassen ist es den meisten andern Staaten vorangegangen. Es war ein Segen für das Großherzogtum, daß dem nun entschlafenen Fürsten nach den Ruhmestagen von 1870 noch eine Lebenszeit von 37 Jahren beschieden war. Liebe und Vertrauen herrschten zwischen dem Landesvater und seinem Volke. Aber auch die Männer, die er als Minister oder Hofbeamte in seinen näheren Verkehr zog, erfreuten sich stets allgemeiner Achtung. Allwöchentlich hielt er selbst Audienzen ab, zu denen er die ihm dazu Angemeldeten zuließ, um dann mit freundlicher Teilnahme auf ihre Äußerungen einzugehen. So blieb er in stetem Zusammenhange mit den Anschauungen seiner Beamten, aber auch mit denen der öffentlichen Meinung. Fürsten- und Volksrecht waren durch die Verfassung richtig abgegrenzt. Baden war eben ein konstitutioneller Staat, wie er sein soll.

So hat Großherzog Friedrich eine lange und reich gesegnete Regierung im zweiundachtzigsten Lebensjahre auf der Insel Mainau, die er besonders liebte, mit einem sanften Tode beschlossen. Innigere Liebe der Untertanen wird so leicht keinem Fürsten ins Grab folgen, aber auch im ganzen deutschen Volke verdient er in dankbarer Erinnerung fortzuleben.

Über die universale Tendenz der positiven Religionen.

Von

Otto Pfleiderer[1]).

I.

Daß im Anfang der Menschheitsgeschichte die Erkenntnis und Verehrung des einen wahren Gottes, Schöpfers Himmels und der Erde, gestanden habe, aus der dann erst durch Abfall und Entartung die Irrtümer der mancherlei heidnischen Religionen entstanden seien, das war bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die allgemeine Annahme. Für die Kirche stand dies fest auf Grund der biblischen Urgeschichte, nach der Gott sich den Ureltern im Paradies und dann wieder dem Noah, dem Stammvater der die Sintflut überlebenden Menschheit, geoffenbart habe. Aber auch in den Kreisen der vom 17. Jahrhundert an aufgekommenen Aufklärung, die den Ursprung der Religion nicht auf eine positive Uroffenbarung, sondern auf die angeborene menschliche Vernunft zurückführte, hielt man es anfangs für ganz selbstverständlich, daß die ursprüngliche Religion der Menschheit keine andre gewesen sein könne als eben der der gemeinsamen menschlichen Vernunft allein entsprechende monotheistische Gottesglaube; die Entstehung der mancherlei heidnischen Religionen aber erklärte man aus einer durch menschliche Willkür, besonders durch den Betrug selbstsüchtiger Priester, bewirkte Entstellung und Verderbung der ursprünglich erkannten Wahrheit.

Daß dies eine ganz ungeschichtliche Fiktion sei, hat zuerst der Scharfsinn des Philosophen und Historikers David Hume durchschaut. Er unterscheidet zwischen der Grundlage der wahren Religion, die allerdings die Vernunft sei, und dem Ursprung der wirklichen Volksreligionen, der in der irrationalen Seite der menschlichen Natur zu suchen sei, in den Gefühlen der Furcht und der Hoffnung und in den Einbildungen der Phantasie, die menschenartige

[1]) Vortrag vor dem internationalen Kongreß der Religiös-Liberalen in Boston-Cambridge am 26. September 1907.

Wesen als die wirkenden Ursachen der Naturvorgänge, deren wahre Ursachen man nicht kannte, fingiert habe. Daher sei die ursprüngliche Religion nicht Monotheismus gewesen, sondern Polytheismus und Geisterglaube, wie ihn die ältesten Erinnerungen der Menschheit überall zeigen. Erst später sei aus dem Polytheismus der Monotheismus entstanden, und zwar wieder nicht mittels vernünftiger Betrachtung der Naturordnung, sondern aus irrationalen Motiven: sei es aus nationaler Eitelkeit, indem ein Volk seinen besonderen Gott für den höchsten und zuletzt alleinigen Gott erklärte, oder aus interessierter Devotion, indem man einer besonders beliebten Gottheit mit immer höher gesteigerten Prädikaten bis zur Unendlichkeit schmeichelte. So traf dann gemeine Furcht und Schmeichelei zufällig mit Vernunft und Philosophie in demselben Resultat, eben dem Monotheismus, zusammen. Aber auch dann, wenn dies Resultat irgendwo erreicht wurde, war doch immer die menschliche Natur zu schwach, um dabei dauernd stehen zu bleiben: ihr Phantasie- und Gemütsbedürfnis verlangte wieder nach näheren und zugänglicheren Göttern, die den Verkehr zwischen dem obersten Gott und der Welt vermitteln sollten und die an praktischer Bedeutung jenem bald über den Kopf wuchsen. So bewegt sich die ganze Religionsgeschichte in stetem Schwanken zwischen monotheistischer und polytheistischer Tendenz — ein zweckloses Spiel von irrationalen Motiven, die nur zufällig und zeitweise auch mit Forderungen der Vernunft zusammentreffen; in der wirklichen Religionsgeschichte ist hiernach die Vernunft ganz macht- und einflußlos, obwohl sie nach Humes eigener Voraussetzung die Grundlage der wahren Religion ist.

Gewiß eine interessante Theorie, gleich bedeutsam durch den scharfen Blick für die empirische Wirklichkeit der geschichtlichen Religionen, in denen ja unleugbar das Irrationale eine große Rolle spielt, wie anderseits durch das mangelnde Verständnis für das Innewirken und Mitwirken der Vernunft in der zweckmäßigen Entwicklung der Religionen, worauf eben ihr wachsender Wahrheitsgehalt und Wert beruht. Hume hat das Verdienst, für die Religionsphilosophie ebenso wie für die Erkenntnistheorie das Problem einer Vermittlung von Rationalismus und Empirismus gestellt zu haben, an dessen Lösung dann die deutsche Philosophie von Leibniz an gearbeitet hat.

Nach Leibniz verhalten sich die positiven geschichtlichen Religionen zum vernünftigen Kern der Religion so wie überhaupt die zufälligen erfahrungsmäßigen Wahrheiten zu den notwendigen und ewigen Vernunftwahrheiten. Wie diese zwar in unsrer Seele von Anfang an virtuell und unbewußt vorhanden sind, aber doch nur auf Grund der Erfahrung und mittels ihrer auch wirklich zum Bewußtsein kommen, so ist auch die Idee Gottes als des vollkommenen Wesens uns nicht als fertige Erkenntnis angeboren, sondern nur als unbewußte Anlage, die zum Bewußtsein erhoben wird mittels der Erfahrung der positiven Religionen. Diese verhalten sich also zur Vernunftreligion nicht, wie die englische und französische Aufklärung meinte, als ausschließender Gegensatz, sondern als wesentliches Mittel und notwendige Vorstufe. Wie überall die verworrenen Vorstellungen der innerlichen Erfahrung die Vorstufen der daraus sich entwickelnden klaren Vernunfterkenntnis sind, so

dienen auch die Glaubensvorstellungen und Zeremonien der positiven Religionen als das Mittel der Erhebung zur Erkenntnis der Vernunftreligion; darin liegt ihre geschichtliche Berechtigung und Notwendigkeit, wie freilich auch ihre Schranke und Relativität. Damit war der Religionsphilosophie die neue Aufgabe gestellt, die positiven Religionen nicht nach dem willkürlichen Maßstab einer vorausgesetzten Vernunftreligion zu kritisieren und zu verurteilen, sondern sie geschichtlich zu begreifen als die relativ wahren Entwicklungsstufen der in ihnen verborgenen und durch sie sich verwirklichenden wahren Vernunftreligion.

Auf diesem Wege sind Lessing und Herder fortgeschritten. Lessing betrachtete die Religionsgeschichte als eine stufenweise fortschreitende Erziehung des Menschengeschlechts durch die göttliche Offenbarung, die sich dem allmählichen Wachstum der menschlichen Fassungskraft anpaßte, also eine Entwicklung durchlief, bei der eine jede Stufe relative Wahrheit, gemischt mit Irrtum, enthielt. Das gilt auch von der biblischen Religion, denn das Alte und Neue Testament sind nach Lessing zwei Elementarbücher der göttlichen Pädagogik, deren jedes zwar wertvolle Wahrheiten enthält, die aber noch der Ausbildung in Vernunftwahrheiten bedürfen, wenn der Menschheit damit gedient sein soll. Und noch über die auf zufällige Geschichtswahrheiten und heteronome Vergeltungsmotive begründete biblische Religion hinaus erwartete Lessing ein ewiges Evangelium der Menschheitsvollendung, wo das Gute um seiner selbst willen geliebt und getan werde. Lessing hat also das biblisch-kirchliche Christentum nicht mit der allgemeinen Vernunftreligion identifiziert, sondern nur als die höchste Entwicklungsstufe zu diesem Ideal hin aufgefaßt. Wie er auch überhaupt die zwei Seiten, die im Begriff einer relativen Wahrheit und geschichtlichen Entwicklungsstufe liegen, gleichmäßiger und unparteiischer zur Geltung gebracht hat als die meisten Späteren. Herders Stärke bestand im sympathischen Nachempfinden der religiösen Gefühlstöne unter den verschiedensten Formen, von den Hymnen der Naturreligionen zu der Lyrik der Propheten und Psalmsänger Israels und bis zum Evangelium Jesu; das Christentum galt ihm nicht bloß als die höchste, sondern als die vollkommene, mit der allgemeinen Humanitätsreligion identische Religion, wobei er den nicht aufgehenden positiven Rest als bedeutungslos übersah. Dagegen hat Kant nach seiner kritischen Art auch auf dem Religionsgebiet den Gegensatz zwischen dem Ideal seines moralischen Vernunftglaubens und den positiven statutarischen Religionen so scharf betont, daß der Wert der vor- und außerchristlichen Religionen völlig fraglich bleibt; sie fallen ihm fast ganz unter die Kategorie des Religionswahns und Afterdienstes. Nur dem Christentum erkannte er wahren moralischen Wert zu und suchte die Hauptdogmen im Sinn seines ethischen Idealismus zu deuten. Zwar wollte er auch hierbei wohl unterschieden wissen zwischen dem positiven Kirchenglauben, der zufällige statutarische Satzungen auferlegt, und dem allein allgemeingültigen reinen Vernunftglauben; aber beide verhalten sich doch nicht ausschließend zueinander, sondern jener enthält den Keim und das Prinzip zu diesem, und darum haben auch die zufälligen statutarischen Formen jedes positiven Kirchenglaubens insofern ein

relatives Recht und Wert, als sie eben nur als dienende Mittel zur Einführung und Förderung des moralischen Vernunftglaubens behandelt werden, als Mittel, die mit der Zeit überflüssig werden und hinwegfallen können. Doch ließ es Kant zweifelhaft, ob die Zeit jemals kommen werde, wo die positiven Kirchenreligionen ganz in die allgemeine Vernunftreligion übergegangen sein werden; wesentlich war ihm nur dies, daß das Ideal der allgemeinen Vernunftreligion das regulative Prinzip der Auslegung, der Fortbildung, der Entwicklung alles positiven Kirchenglaubens sei und bleibe. — Dagegen wollte der Irrationalismus der Romantik von einer allgemeinen Vernunftreligion überhaupt nichts wissen, auch nicht in dem Kantschen Sinn eines bloß regulativen Ideales. Da die Religion das Gefühl des einzelnen von seinem Erregtsein durch das Ganze ist, sagte Schleiermacher, so kann es nur positive Religionen geben, und zwar eigentlich unendlich viele, so viele als es religiös eigentümlich erregte Individuen gibt. Das Gemeinsame ist hierbei nur das sekundäre, von kleinem und stets fließendem Umfang, beruhend auf der zufälligen Wahlverwandtschaft gleichgestimmter Seelen. Auch der Unterschied von wahr und falsch fällt hierbei weg, da jede Religion insofern wahr ist, als sie eine erfahrene Gefühlstatsache ist, aber jede muß auch unendlich viele andre neben sich als ebenso wahre, weil ebenso wirkliche Gefühlstatsachen gelten lassen. Hatte Hume aus dem irrationalen Gefühlsursprung der Religionen den pessimistischen Schluß gezogen, daß alle gleich sehr unwahr seien, so zog die Romantik aus derselben Prämisse den optimistischen Schluß, daß alle gleich wahr seien. Aber schon in Feuerbachs pathologischer Religionstheorie schlug das Urteil wieder nach der pessimistischen Seite um. Das ist ganz natürlich, denn auf dem rein empirischen Boden der irrationalen Gefühlserfahrungen fehlt es ja an jedem Kriterium für die objektive Beurteilung von Wahrheit und Wert der verschiedenen psychologischen Tatsachen. Auch von Entwicklungsstufen und Relativität der religiösen Wahrheit kann hier keine Rede sein, weil auch hierzu ein allgemeines Prinzip und Ideal als Wertmesser für die einzelnen Erscheinungsformen erforderlich wäre. So erweist sich der reine positivistische Empirismus als ebenso unfähig zum Verständnis der Religionsgeschichte wie der reine, von den Erfahrungstatsachen abstrahierende Rationalismus der Aufklärung. — Den von Leibniz und Lessing angebahnten vermittelnden Weg, in den positiven Religionen die Formen und Mittel der Entwicklung der allgemeinen Vernunftreligion zu erblicken, hat Hegel wieder aufgenommen und konsequent durchgeführt. Auch er unterschied, wie Hume, zwischen dem wesentlichen Grund der Religion in der Vernunft und ihrem wirklichen Anfang in der Geschichte; daß die anfängliche Religion nicht die vernünftige Religion gewesen sei, sondern deren äußerstes Gegenteil, war auch für Hegel ebenso gewiß wie für Hume. Aber während nun nach Hume die geschichtliche Wirklichkeit der Religion immer nur ein irrationales Spiel von Passionen und Fiktionen blieb, war Hegel überzeugt, daß trotz aller Irrationalität des einzelnen doch im ganzen der Geschichte das Vernünftige auch das Wirkliche sei, d. h. das wirkende und regelnde Prinzip der Entwicklung aus der Unvernunft der Natur zur Vernünftigkeit des Geistes. Wie ihm überhaupt die Geschichte der Prozeß der

Selbstverwirklichung des Geistes aus und mittels der Natur war, so betrachtete er auch die Religionsgeschichte als den Entwicklungsprozeß des religiösen Bewußtseins, durch den der menschliche Geist sich allmählich seiner wesentlichen Wahrheit und Einheit mit dem göttlichen Geist bewußt wurde, oder kurz: als seine allmähliche Erhebung von der Naturmenschheit zur Gottmenschheit. Die Entwicklungsstufen dieses Prozesses sind die positiven Religionen, in denen sich das religiöse Bewußtsein einen mannigfachen, nach Völkern und Zeitaltern differenzierten Ausdruck gab. Das Christentum hielt Hegel — minder vorsichtig als Lessing — für die absolute Religion, weil in ihm die Menschheit zum Bewußtsein ihres wahren Verhältnisses zu Gott gekommen sei. Aber auch innerhalb des Christentums mußte die Entwicklung noch weiter fortschreiten, weil auch hier die prinzipiell vorhandene Wahrheit doch zunächst noch verhüllt war in den symbolischen Formen des kirchlichen Dogmas und Kultus. So fällt auch nach Hegel, wie nach Lessing und Kant, der Religionsphilosophie die Aufgabe zu, die kirchlichen Glaubenslehren so zu deuten, daß der in ihnen verborgene Wahrheitsgehalt zu klarer Erkenntnis gebracht wird; die positiven kirchlichen Formen sind nicht Selbstzweck, nicht die Wahrheit selbst, sondern nur die dienenden Mittel für deren fortschreitende Entwicklung; die allgemeine Vernunftwahrheit ist das Ideal und regulative Prinzip für die Beurteilung und Behandlung der zufälligen geschichtlichen Formen, die als solche immer nur von beschränkter Geltung sind.

Seit Hegels Zeit hat sich unsre Kenntnis des religionsgeschichtlichen Stoffes so bedeutend erweitert, daß die Einzelheiten seiner Religionsphilosophie größtenteils als veraltet gelten können. Aber darum ist doch der Entwicklungsgedanke, der sich als der rote Faden durch die deutsche Philosophie seit Leibniz hindurch zieht, keineswegs hinfällig geworden, im Gegenteil scheint es mir, wir bedürfen des Ariadnefadens vernünftiger Teleologie um so dringender, je massenhafter der geschichtliche Stoff anschwillt, je schwieriger es ist, in diesem Labyrinth unendlich mannigfacher Details sich zu orientieren und Ordnung in das Chaos zu bringen. Freilich die eigentümliche Form, die der Entwicklungsgedanke in der dialektischen Methode Hegels bekommen hat, ist heute allgemein aufgegeben; seine Konstruktion der Geschichte aus der logischen Dialektik der ineinander umschlagenden Begriffe gilt heute mit Recht als eine willkürliche Vergewaltigung der wirklichen Geschichte; aber daraus folgt doch nicht, daß wir in der Geschichte überhaupt keine vernünftige Entwicklung finden sollten, sondern nur, daß wir diese richtiger erkennen, daß wir ihre realen Faktoren und treibenden Kräfte genauer beachten sollen, als es in der idealistischen Spekulation geschehen ist. So mußte auch die alte Schellingsche Naturphilosophie der exakten Naturwissenschaft weichen; aber ihr Entwicklungsgedanke hat sich in Darwins Deszendenztheorie siegreich wieder erhoben, nur in neuer, den Tatsachen besser entsprechender Form, sofern an die Stelle der logischen Kategorien die realen Lebenskräfte und ihr Kampf ums Dasein getreten sind. Dürfen wir diese Analogie auch auf die Betrachtung der Geschichte des menschlichen Geisteslebens und insbesondere der Religion anwenden, so werden wir ihre Entwicklung nicht als einen einfachen Fortschritt vernünftiger

Gedanken auffassen, sondern als ein stetes Ineinander- und Gegeneinanderwirken von universalen und partikularen, von rationalen und irrationalen Tendenzen, wobei aber die letzteren doch nicht bloß hemmend wirken, sondern — wenigstens zum Teil und unter günstigen Verhältnissen — auch wieder als Mittel zur Vertiefung des religiösen Bewußtseins, als Impulse zu neuem und höherem Fortschritt dienen. Bei dieser Betrachtungsweise werden wir den Tatsachen der Religionsgeschichte, auf die der Skeptiker Hume so energisch hingewiesen hat, gerecht werden und doch zugleich festhalten an dem optimistischen Evolutionismus, der die Seele der deutschen Philosophie seit Leibniz gewesen ist und ihre sowohl freie als auch besonnen konservative, weitherzig duldsame Haltung zu den positiven kirchlichen Gestaltungen der Religion bedingt hat.

II.

Daß die Religion der Menschheit nicht mit dem monotheistischen Gottesglauben begonnen hat, ist unter den heutigen Religionsforschern fast einstimmig anerkannt. Wie die Kultusgemeinschaft sich anfangs beschränkte auf den engsten Kreis der blutverwandten Sippe, so war der Gegenstand ihrer Verehrung der Stammgott von lokal begrenzter Macht, der in den Stammgöttern der Nachbarstämme seine Rivalen hatte. Aus der Verbindung verschiedener Stämme zu staatlich geordneten Völkern entstand der Polytheismus, indem die früheren Stammgötter zu Gliedern eines nationalen Pantheon verbunden, einem Götterhaupt unterstellt und zu Beherrschern der einzelnen Departements des Natur- und Gesellschaftslebens eingesetzt wurden. Bei fortschreitender Kultur erwacht dann der Einheitstrieb der Vernunft, der in irgendeiner Weise über die Vielheit der Götter zu einer Einheit sich zu erheben strebt. Zwei Hauptwege lassen sich dabei unterscheiden: der des theoretischen Denkens und der des praktischen, sittlich motivierten Postulats. Je mehr der denkende Verstand die einheitliche Ordnung des Weltganzen überschauen lernt, desto weniger kann er sich bei der Vielheit der Götter beruhigen, er sucht den Grund der Ordnung in einer einheitlichen Macht, aus der alles hervorgegangen, einer Weltseele, die alles belebt und in allem zur Erscheinung kommt, und dieses All-Eine ist ihm nun die alleinige wahre Gottheit; die vielen Götter verhalten sich dann zu dieser einen Gottheit entweder als ihre untergeordneten Erscheinungsformen, entsprechend den verschiedenen Naturerscheinungen, oder auch als bloß verschiedene Namen des Einen, denen keine besondere Realität zukommt. So heißt's in einem vedischen Spruch: „Sie haben ihn Indra genannt, Mitra, Varuna, Agni, denn die Sänger geben manche Namen dem Einen". Auf diesem Wege entstand der bekannte Pantheismus der indischen Brahmanen, der chinesischen Tao-Lehre, der esoterischen Priesterspekulation der Ägypter, der orphischen Theosophen und eleatischen Philosophen bei den Griechen. Es ist aber beachtenswert, daß dieser pantheistische Glaube an die göttliche Einheit überall beschränkt blieb auf einen engen Kreis der Wissenden, sei es Philosophen oder Priester, ohne merklichen Einfluß auf den Volksglauben zu üben, in dem die Verehrung der vielen überlieferten Götter fortdauerte, ja, wenn das Ansehen der öffentlich geltenden schwand, der Ersatz aus dem

Reservefonds ältesten Aberglaubens hergeholt wurde: die Götter der Mysterienkulte, von denen nachher noch zu reden ist.

Der zweite Hauptweg über den Polytheismus hinaus führte zum Monotheismus. Hierbei war nicht sowohl die denkende Weltbetrachtung maßgebend als vielmehr das sittliche Bewußtsein, das eine gerechte Regierung der menschlichen Geschicke forderte und daher nur an einen dieser Forderung entsprechenden sittlich guten Weltregenten glauben konnte. Ansätze dazu finden sich öfters in polytheistischen Religionen, wenn die Monarchie des obersten Gottes so stark vorantritt, daß neben seiner Weltregierung die andern Götter praktisch nahezu bedeutungslos werden. So wird z. B. in der Sprachweise der griechischen Dichter Zeus so sehr als gleichbedeutend mit dem weltregierenden Gott gebraucht, daß man nicht ohne Grund ihnen einen praktischen Monotheismus zuschreiben konnte. Eine ähnliche Stellung hat in einigen ägyptischen Hymnen der Sonnengott Ra und vollends der Sonnengott Amen des häretischen Königs Amenophis IV., von dem ein ganz monotheistischer Hymnus überliefert ist. Auch der chinesische Himmelsgott und „obere Kaiser" Tien und der babylonische Schöpfer und Schicksalsgott Marduk gehören hierher. Am nächsten aber kam dem Monotheismus der Ahuramazda-Glaube des iranischen Propheten Zarathustra; als der Wille des Guten ist Ahura so hoch über die Naturgötter erhaben, daß er der alleinige Herr ist und sie zu seinen dienenden Boten herabsinken; allerdings ist seine Herrschaft noch begrenzt durch die Macht des feindlichen Geistes Angromainyu, aber da dieser Widerstand am Ende überwunden sein wird, so ist der persische Dualismus kein absoluter und kaum wesentlich verschieden vom biblischen Gegensatz Gottes und des Teufels. Immerhin werden wir annehmen dürfen, daß im persischen Volksglauben die alten Naturgötter, die im System des Avesta zu Engeln herabgesetzt sind, noch eine gewisse selbständige Rolle spielten; sonst hätte nicht später der Kult des Mittlergottes Mithra eine so große Bedeutung als Rivale des Christusglaubens gewinnen können.

Auch bei den Israeliten war der Monotheismus so wenig ursprünglich wie bei irgendeinem andern Volke. Jahve, der gemeinsame Volksgott der in Kanaan eingewanderten israelitischen Stämme, wurde jahrhundertelang Seite an Seite mit den kananäischen Baalen verehrt; der Jahvekult konnte so lange noch nicht ausschließlich sein, als das Wesen Jahves noch nicht als spezifisch andersartig und höher als das der Naturgötter erkannt war. Zu dieser Erkenntnis haben sich zuerst die israelitischen Propheten seit Elias erhoben. Ihr geschärftes sittliches Bewußtsein sah in Jahve vor allem den heiligen Gott, der ein gerechtes Volk haben wollte und der die Sünde seines Volkes richte, indem er die fremden Völker als seine Werkzeuge für das Gericht über Israel brauche. Im Glauben der Propheten war Jahves Wesen eins mit dem Willen des Guten, mit der sittlichen Weltordnung, und damit war er tatsächlich schon der eine Gott und Herr der Welt, der die Geschicke der Völker lenkt als Mittel für seinen sittlichen Endzweck. Nun dürfen wir freilich nicht vergessen, daß dieser Glaube der Propheten in der vorexilischen Zeit weit entfernt war, der Glaube des ganzen Volks zu sein; die Propheten

selbst klagen ja stets darüber, daß ihre Predigt nur bei wenigen Glauben finde, daß die Mehrzahl „verstockt" sei, wofür wir sagen könnten, daß das Bewußtsein der Menge noch nicht zu der geistigen Reife entwickelt war, daß sie das hohe sittliche Gottesideal der Propheten hätten fassen können. Der Glaube der Propheten wurde erst zum Gemeingut bei der nachexilischen jüdischen Gemeinde, die aus dem Schiffbruch des nationalen Staates nur ihre Religion gerettet hatte und dieser nun um so treuer anhing, ohne je wieder in polytheistische Neigungen zurückzufallen. Damit war also der reine Monotheismus erstmals zur ausschließlichen Religion einer Volksgemeinde geworden. Aber je mehr nun das jüdische Volk, um seine Religion rein zu erhalten, sich von allen andern Völkern ängstlich abschloß, desto mehr verengte sich wieder sein Gottesglaube: Jahve wurde, obgleich er als der alleinige Gott und Herr der Welt gedacht war, doch für das religiöse Bewußtsein der Juden wieder der besondre Gott ihres Volkes, dem allein er seinen Willen geoffenbart habe, während er zu allen andern Menschen kein positives Verhältnis habe: „Jakob habe ich geliebt und Esau habe ich gehaßt!" Gewiß war dieser jüdische Anspruch auf den Sonderbesitz Gottes ein harter Widerspruch mit der universalen Gottesidee des Monotheismus, und man könnte darin leicht einen maßlosen nationalen Hochmut erblicken; aber man darf nicht vergessen, daß eben diese jüdische Ausschließlichkeit das unvermeidliche Mittel war, um die Religion der Propheten für die Menschheit zu erhalten.

Je mehr dann später die jüdische Theologie den erhabenen Gott durch unendliche Kluft von der Welt getrennt, in unnahbare Ferne entrückt dachte, desto mehr fühlte man das Bedürfnis, diese Kluft zu vermitteln durch anschaulichere und leichter zugängliche Mittelwesen. Und hierfür boten sich dann den Juden die willkommenen Vorbilder in der persischen Religion: Die Amshaspans und Yazatas, die den Hofstaat Ahuras bildeten, fanden nun ihr Gegenbild in den Erzengeln und Engeln, die den jüdischen Himmel belebten und als Verwalter einzelner Departements des Natur- und Menschenlebens der göttlichen Weltregierung als ausführende Werkzeuge dienten. Und wie die Theologie des Avesta den Geist Ahuras, seinen guten Gedanken und seine Weisheit zu besonderen Wesenheiten verselbständigt hatte, so wurde nun auch von der jüdischen Spekulation Gottes Geist, Weisheit und Wort zu schöpferischen Kräften erhoben, die sich immer mehr zu persönlichen, göttlichen Mittelwesen verselbständigten. Am bestimmtesten vollzog sich dieser Prozeß unter den alexandrinischen Juden, die mit ägyptischer und griechischer Spekulation vertraut waren; unter deren Einfluß hat der alexandrinische Theologe Philo das göttliche Wort geradezu als zweiten Gott und ältesten Sohn Gottes von diesem unterschieden und als den Mittler aller göttlichen Offenbarung in der Welt, in der Geschichte Israels und in den Herzen der Frommen beschrieben. Nun unterliegt es ja keiner Frage, daß diese Vorstellung ein mythisches Gebilde der Phantasie ist, das mit dem reinen Gedanken Gottes als des unendlichen und allgegenwärtigen, allwirksamen Geistes im offenbaren Widerspruch steht.

Aber dürfen wir darum mit Hume diese Wendung bloß als irrationalen Rückfall aus dem Monotheismus in den Polytheismus beurteilen? Oder

sollten wir nicht vielmehr darin das providentielle Mittel erkennen, wodurch die göttliche Erziehung der Menschheit die Überwindung des einseitigen jüdischen Monotheismus und die Herbeiführung einer tieferen und reicheren, einer universalen Religion vorbereitet habe? Einseitig war ja der jüdische Monotheismus in doppelter Hinsicht: einmal, sofern der alleinige Gott und Herr der ganzen Welt doch wieder in ein ausschließliches Verhältnis zu dem besonderen Volk der Juden gesetzt war; und dann, sofern er als der nur jenseitige überweltliche Gott gedacht und zur Welt in einen so schroffen und ausschließlichen Gegensatz gestellt wurde, daß diese sichtbare Welt der Natur und der Menschheit mehr und mehr als ein gottloses, ja gottwidriges Dasein erschien, das der Herrschaft der Dämonen preisgegeben und zum Untergang im Weltgericht bestimmt sei. Diese pessimistische Beurteilung der Welt und des Menschenlebens, wie sie sich in der späteren jüdischen Apokalyptik findet, war freilich auch durch die schlimmen Zeitverhältnisse befördert worden; aber ihren tiefsten Grund hatte sie doch in der einseitigen Transzendenz Gottes, in seiner dualistischen Scheidung von Welt und Mensch, wobei keine innere Gemeinschaft des Menschen mit Gott möglich war, sondern nur die scheue Furcht des Sklaven vor seinem furchtbaren Gebieter und Richter.

Von hier aus betrachtet, werden wir die jüdische Spekulation über die göttlichen Mittelwesen nicht mehr als sinnlosen Rückfall in heidnischen Aberglauben beurteilen, sondern als ganz berechtigte Reaktion gegen die Einseitigkeit des transzendenten dualistischen Theismus. Daß Gott nicht bloß der jenseitige, überweltliche Herr und Richter, sondern daß er auch in der wirklichen Welt gegenwärtig und wirksam sei, als die belebende und ordnende Kraft in der Natur und als die Kraft geistigen, sittlichen und religiösen Lebens in den Menschen, das war es, was die Logoslehre Philos und seiner Nachfolger eigentlich besagen wollte, und worin ihre bleibende Wahrheit besteht, die sich ja leicht von der anfänglichen mythischen Form lösen läßt. Das hellenistische Judentum hat also mit jener Wendung keineswegs die Wahrheit des monotheistischen Gottesglaubens verleugnet, sondern nur dieselbe von ihrer jüdischen Einseitigkeit befreit und vertieft durch Vermittlung mit der relativen Wahrheit des heidnischen Pantheismus, die sich in den zwei Paulusworten zusammenfassen läßt: „Gott ist nicht bloß der Juden, sondern auch der Heiden Gott," und: „Gott ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir, denn wir sind göttlichen Geschlechts!" Das sind Kernwahrheiten der universalen Religion; ihre Anerkennung war also die Grundbedingung, ohne die der jüdische Monotheismus niemals zur Weltreligion hätte werden können.

Zur selben Zeit aber, wo das hellenistische Judentum diesen entgegenkommenden Schritt zur Verständigung mit der griechisch-philosophischen Weltanschauung vollzog, hatten sich die offiziellen polytheistischen Volksreligionen im römischen Weltreich zusammen mit den Volksstaaten ausgelebt, und aus der Tiefe der Volksseele tauchten allenthalben neue religiöse Bewegungen und Versuche auf: geheimnisvolle Bräuche und Lehren, bunte Mischungen ältesten Väterglaubens und jüngster Tagesweisheit — für den oberflächlichen Betrachter

ein Rückfall aus der klaren Verständigkeit der griechisch-römischen Kultur in trübe phantastische Mystik und Askese, in den Aberglauben einer kulturlosen Vorzeit. Aber sieht man näher zu, so verrät sich unter dieser wunderlichen Hülle die starke Regung tieferer religiöser Bedürfnisse und Ahnungen. Die Frage: was muß ich tun, daß ich selig werde? bildet den Grundton der mancherlei Mysterienkulte des ausgehenden Altertums. Nicht an die hohen Götter des Staatskultus wandten sie sich, sondern an die unteren Götter, die nach alter Volkssage in den Hades hinabgestiegen, des Todes Schrecken gekostet und siegreich überwunden hatten. Mit ihnen durch geheimnisvolle Weihen verbunden, ihres göttlichen Lebens teilhaftig und dadurch eines seligen Loses im Jenseits vergewissert zu werden, das war der Zweck aller dieser Mysterien, dem ihre mannigfachen Bräuche dienen sollten: Reinigungsbäder und Kasteiungen, Essen sakramentaler Speise, Sprechen mystischer Namen und Formeln, Schauen heiliger Symbole — alles Mittel zur Erregung ekstatischer Gefühlszustände, in denen man das Ergriffensein vom Leben des Gottes, das Versetztsein in sein Leben zu genießen meinte. Gewiß lief bei alledem viel Aberglauben mit unter, und der mystische Enthusiasmus artete nicht selten in rohen naturalistischen Orgiasmus aus (Bacchanten, Kybele- und Isispriester!). Und doch, wer möchte leugnen, daß in diesen Erscheinungen eine große Vertiefung der zur persönlichen Angelegenheit des einzelnen gewordenen Religion, ein Verlangen nach persönlicher innerer Erfahrung göttlichen Lebens, nach Erhebung über die gemeine Wirklichkeit in eine ideale Welt ewiger Güter sich kundgibt? Was da so kräftig hervordrängte, das waren Grundtriebe und Gefühle der religiösen Seele des Menschen überhaupt, und eben darum an sich schon von universaler Bedeutung, wenngleich diese noch unter mancherlei sinnlich-phantastischen Hüllen sich verbarg. Der individuellen Verinnerlichung der Religion in den Mysterien ging gleichzeitig zur Seite die Vertiefung und Humanisierung des sittlichen Bewußtseins in der stoischen Philosophie. Sie lehrte den sittlichen Wert des Menschen in dem Inneren seiner aufs Gute gerichteten Gesinnung finden, die vom Zufall seiner nationalen und sozialen Stellung und der äußeren Lebensgeschicke unabhängig ist; glücklich ist nur der Weise, der das Glück nicht in äußeren Gütern sucht, sondern in der Reinheit und Freiheit seiner Seele von niederen Leidenschaften, der auch in jedem andern Menschen die Würde der menschlichen Persönlichkeit achtet und sich durch brüderliche Menschenliebe mit allen Menschen verbunden fühlt als ein Bürger des allgemeinen, die Menschheit umfassenden Gottesstaates. Die stoische Philosophie hat durch ihre Gesinnungsethik und ihren kosmopolitischen Humanitätsgedanken die universale Religion wirksam vorbereitet; aber herbeiführen konnte sie dieselbe nicht, weil sie als rationale Philosophie des religiösen Enthusiasmus entbehrte, der die ideale Wahrheit in konkrete Gestalten und Symbole einkleidet, wodurch sie erst eine Macht über die Gefühle der Massen gewinnt und zum Glauben einer kirchlichen Gemeinschaft werden kann.

Das Christentum ist dadurch die siegreiche Weltreligion geworden, daß es die stärksten religiösen und sittlichen Tendenzen seiner Zeit in sich verknüpfte in einer Form, die paradox und doch allgemein verständlich war, die die Herzen ergriff und den Geistern zu denken gab. Es hat den jüdischen

Monotheismus übernommen, aber seine nationale Schranke abgestreift und seine einseitige Transzendenz korrigiert durch die Immanenz Gottes im Menschen, was mit der Lehre von der Menschwerdung des Gottessohnes und der Gegenwart des Gottesgeistes in der Gemeinde, kurz von der Gottmenschheit ausgedrückt wurde. Es hat die pessimistisch-apokalyptische Stimmung der Weltverachtung und Hoffnung auf eine neue Welt übernommen, aber beides gemildert durch den Glauben an das schon gegenwärtige Dasein und fortwährende Kommen des Gottesreiches in der Gemeinde der Gläubigen. Es hat von den Mysterienkulten die mythische Vorstellung vom sterbenden und auferstehenden Gott, seinem Opfertod und seiner Todesüberwindung übernommen, aber dem mythischen Heros die geschichtliche Person des Dulders von Golgatha substituiert und den orgiastischen Enthusiasmus versittlicht zur Begeisterung des Glaubens und der opferwilligen Liebe. Es hat mit den Stoikern die nationalen und sozialen Gegensätze indifferenziert, aber es hat zur Negation hinzugefügt den positiven höchsten Zweck aller, das gemeinsame Wirken für Gottes Reich. So hat das Christentum die mancherlei religiösen und sittlichen Ideen und Tendenzen seiner Zeit zur Einheit einer neuen positiven Religion verknüpft, die eben als diese schöpferische, verbindende und veredelnde Synthese den Anspruch auf unbedingte Überlegenheit und Universalität den alten Religionen gegenüber erheben konnte.

Aber kann dieser Anspruch auch für uns noch in dem strengen Sinne gelten, daß diese positive Religion mit allen ihren zufälligen geschichtlichen, mythischen, apokalyptischen und asketischen Elementen die absolut universale, für alle und für immer geltende sei? Diese Frage zu bejahen, wird in unsrer kritischen Zeit immer mehr unmöglich. Wir sind nicht mehr naiv genug, um den Abstand aller jener zeitgeschichtlichen antiken Elemente von unsrer heutigen Denkweise so harmlos zu übersehen, wie es früher meist geschah. Sollen wir nun etwa nach der Methode der Aufklärung alle die Stücke des positiven Christentums, die uns nicht mehr direkt annehmbar scheinen, einfach streichen und den Rest für das wahre Christentum ausgeben? Ich glaube, das verbietet uns unser geschärftes geschichtliches Gewissen; wir können uns nicht verhehlen, daß bei dieser radikalen Operation gerade das preisgegeben würde, was den auszeichnenden Charakter des Christentums ausmacht, die Tiefe und der Reichtum seiner religiösen Ideen, seine Fähigkeit, die verschiedensten religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Oder sollten wir gar mit dem modernen Radikalismus das Christentum überhaupt für antiquiert, für einen überwundenen Standpunkt erklären und eine neue Zukunftsreligion ersinnen, die an seine Stelle zu treten habe? Auch das verbietet uns nicht bloß unsre Pietät gegen die Religion unsrer Väter, sondern auch unsre geschichtliche Einsicht, daß Religion sich nicht machen, nicht konstruieren läßt wie ein philosophisches System, weil sie Leben ist, das nur aus dem Leben sich erzeugt und wächst. — Was ist denn nun zu machen? Die Antwort darauf hat unsre deutsche Philosophie längst gegeben. Sie hat, wie wir zu Anfang sahen, gezeigt, daß die universale Religion im strengen Sinne der reinen und ganzen Wahrheit ein *Ideal* ist, das nicht unmittelbar an die Stelle der positiven

Religion treten kann und darf, das aber als treibendes und regelndes Prinzip die Entwicklung der positiven Religionen fortwährend beherrscht hat und beherrschen soll. Wie das Christentum von Anfang die Frucht der vorangegangenen Religionsentwicklung, die Synthese ihrer relativen Wahrheitsmomente gewesen ist, so hat es selbst auch wieder im Verlaufe seiner Geschichte eine mannigfache Entwicklung durchlaufen, hat sich den Bedürfnissen der verschiedenen Völker, den Denkweisen der verschiedenen Zeitalter immer neu angepaßt, hat Altes umgebildet und Neues sich angeeignet, hat auch Krankheits- und Lähmungszustände durch die unerschöpfliche Lebenskraft seines Geistes überwunden, und die Kirchen der Reformation wenigstens haben die fortwährende Reinigung und Erneuerung der kirchlichen Form durch den Geist der Wahrheit als die Aufgabe jeder Generation anerkannt.

An dieser Aufgabe in redlicher und geduldiger Arbeit mitzuwirken, dazu sind die vor allen berufen, denen der Unterschied zwischen der überlieferten positiven Form und der idealen Wahrheit des Christentums zum klaren Bewußtsein gekommen ist. Sie werden aber diese Aufgabe um so besser erfüllen, je mehr sie von dem Gedanken durchdrungen sind, der auf religiösem Gebiet noch mehr als auf jedem andern gilt, daß nicht Revolution, sondern Evolution zur glücklichen Lösung der Schwierigkeiten führt. Dieser Grundsatz sollte unser ganzes öffentliches und privates Behandeln religiöser Fragen bestimmen. Nicht zerstören wollen wir, sondern bauen. Wir wollen dem Dogma der andern nicht unser eigenes mit dem gleichen Anspruch auf Unfehlbarkeit und alleinige Berechtigung entgegensetzen, wodurch überall nur der Streit verbittert und verewigt wird. Sondern wir wollen jede ehrliche religiöse Überzeugung, wofern sie nur nicht schädlich wirkt, dulden, ihre psychologischen Motive und deren relative Wahrheit zu verstehen suchen, an sie anknüpfen, sie als das Wesentliche herausheben und den anhaftenden Irrtum schonend zurückstellen, in der Hoffnung, daß er dann von selbst mit der Zeit dahinfallen werde. Die aber mit dem kirchlichen Glauben so zerfallen sind, daß sie in Gefahr stehen, mit ihm zugleich die Religion überhaupt zu verlieren, die wollen wir zu der Einsicht zu führen suchen, daß das, was ihnen zum Anstoß und Ärgernis gereichte, nur die vergänglichen Schalen sind, die kostbare Perlen ewiger Wahrheit in sich bergen für den, der nicht auf das Sichtbare sieht, sondern auf das, was unsichtbar und ewig ist. Wenn wir so Wahrheit in Liebe reden, werden wir nicht den Streit vermehren, sondern eine friedliche und heilsame Lösung der heutigen Krisis des Christentums anbahnen, eine Lösung, die das unvollendet gebliebene Werk der Reformation fortführen wird in der Art, daß die jetzt feindlichen Konfessionen, Sekten und Parteien sich schließlich als Brüder im gemeinsamen Vaterhause anerkennen und achten und wertschätzen werden. Im Blick auf dieses hohe Ziel wollen wir an dem Werk, das uns befohlen ist, treu und geduldig weiter arbeiten, immer festhaltend an dem Wahlspruch:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“

Zur Einführung in die griechische Kunst.

Aus dem Nachlaß von Adolf Furtwängler[1]).

Die Grundlage einer geschichtlichen Darstellung muß die möglichst vollständige Sammlung und Ordnung des Materials bilden. Allein die bloße Häufung des Stoffes ist noch nicht Geschichte; wir verlangen, daß die Materie durch ein Durchdenken und Durchfühlen gleichsam vollständig durchknetet wird; und wir verlangen Urteil, verlangen ein Scheiden des Bedeutenden und Großen von dem weniger Wichtigen und Geringen. Allein dies Urteil wollen wir gegründet sehen auf die vollste Kenntnis des Stoffes und auf ein durch diese geleitetes Empfinden; und wir stellen vor allem die Bedingung, daß das Urteil nicht eingeengt sei durch vorgefaßte, ererbte oder angelernte Meinungen. Wir wollen, daß der Historiker sich unbefangen hineinversetze in das Denken, das Empfinden und Wollen der verschiedensten Menschen und Zeiten, und daß er dann erst urteilen möge. Dann erst wird es ihm auch möglich sein, mit Erfolg nach Gesetzen zu spüren, unter die man die Fülle der Erscheinungen zu ordnen vermag. Dagegen es als ein gar unfruchtbares und nutzloses Bemühen erscheint, wenn man, wie das sehr häufig und gerade auf dem Gebiete der bildenden Kunst besonders gerne geschieht, sich willkürlich Gesetze ausdenkt, ohne daß man das Stoffgebiet, in dem sich die Gesetze zeigen sollen, hinlänglich kennt, und indem man wohl gar von angelernten Vorurteilen abhängig ist.

---

[1]) Die nachfolgenden Blätter hat mein Gatte in der Stille seines Landsitzes am Tegernsee geschrieben. Sie sind der Anfang einer geplanten großen griechischen Kunstgeschichte, die sich an einen weiteren Leserkreis zu wenden gedachte als nur an den der Fachgenossen — ein Anfang, dem der Fortgang und das Ende nicht beschieden sein sollten, von denen der Verstorbene in seinen letzten Briefen voll Hoffnung spricht. Es ist dies die erste Niederschrift, an der fast nichts fortgelassen oder geändert worden ist.

München, Dezember 1907. Adelheid Furtwängler.

Es gibt in Natur und Geschichte Erscheinungen, die sich mehr oder weniger gleich immer wiederholen: in der Kunst sind es die der primitiven Stufen. Diesen gegenüber stehen die Erscheinungen, die nur einmal auftreten und nicht wieder; das sind die unter ganz besonderen Bedingungen entstandenen Erscheinungen einziger Art. Unter diese gehört die griechische Kunst. Eine solche Kunst kehrt niemals wieder, weil sich ihre Bedingungen niemals alle wieder zusammenfinden werden. Im ganzen Laufe der Weltgeschichte waren niemals die Bedingungen für eine große plastische Kunst gegeben wie bei den Griechen. Es ist die griechische Plastik darum die großartigste und reichst entwickelte aller Zeiten. Wie wenig indes bei jenen Bedingungen äußere Mittel zu sagen haben, mag ein vergleichender Blick auf unsre Zeiten lehren, wo es an diesen durchaus nicht fehlt und wo eine Fülle von plastischen Denkmälern geschaffen wird, die viel größer und reicher sind, als es die Aufgaben der griechischen Skulptur der Blütezeit waren und wo dennoch die plastische Kunst auf ganz tiefer Stufe steht. Der Einblick in die Geschichte der griechischen Kunst lehrt jene Bedingungen verstehen.

Ist die griechische Kunst so etwas Einziges, das nie wiederkehren kann, so lohnt auch die Beschäftigung mit ihr in einziger Weise. Die Kürze unsres Lebens gibt uns den Rat, die wenige Zeit, die uns neben den unmittelbaren Aufgaben des Tages bleibt, nur dem Besten in der Fülle der Erscheinungen, nur dem wirklich Großen und Einzigen zu widmen. Die griechische Kunst wird immer den Anspruch erheben dürfen, in diese kleine Reihe des Besten und Größten, was der menschliche Geist geschaffen hat, in die Reihe dessen zu gehören, das vollkommen zu lernen und ganz zu verstehen eine Lust ist, und dessen Umgang erfrischend zugleich und erhebend auf uns wirkt.

Doch manchem mag es scheinen, daß zum Preise der antiken Kunst nicht zu wenig, sondern viel zu viel schon gesagt worden ist, daß durch das unterschiedslose Anpreisen aller Erzeugnisse der Antike unser Blick und Urteil einseitig und befangen gemacht worden, und es nun unsre Pflicht sei, uns von diesem Banne zu befreien. Diese in neuerer Zeit weit verbreitete Anschauung ist so ganz unberechtigt nicht. Ja es ist wahr, daß durch eine traditionelle Bewunderung der Antike sowohl wie der italienischen Renaissance unser Blick lange abgestumpft war für andre Höhepunkte bildender Kunst. Erst in neuerer Zeit haben wir den hohen Wert der japanischen Kleinkunst verstehen gelernt, und daß wir einst in Deutschland selbst eine wirklich große, herrliche Plastik hatten, dies ist eine Tatsache, die bis jetzt nur in einem sehr kleinen Kreise voll erkannt ist. Über manches recht mittelmäßige antike Werk ist in den für allgemeine Bildung bestimmten Büchern gar vieles gesagt und gerühmt, während köstliche Werke deutscher Skulptur ungekannt und ungeschätzt in unsrer nächsten Nähe stehen. Allein an dieser unsrer Blindheit und Einseitigkeit ist wahrlich nicht die Antike, sondern nur die Behandlung schuld, die sie erfahren hat. Auch hier haben die eifrigen Freunde oft als die ärgsten Feinde gewirkt. Man darf wohl sagen, daß niemand der Antike und ihrem wirklichen Verständnis mehr geschadet hat als jene Richtung neuerer Kunst, welche die Antike als Muster aufgestellt und nachzuahmen versucht hat.

Diese leeren, öden, toten Werke eines Thorwaldsen und seiner Nachfolger, die angeblich von antikem Geiste erfüllt sein sollen, haben in viele Kreise einen ganz falschen Begriff der Antike gebracht, jenen Begriff, der Antike mit akademisch kalt und leer identifiziert. Und auch die neuesten Nachahmungen der Antike haben nur den Wert, daß sie dem fühlenden Auge den ungeheuren Abstand zeigen, der das echte Alte von diesen Nachschöpfungen trennt, und dadurch das Einzigartige des Echten noch schärfer erkennen lehren.

Indem man unterschiedslos alles Antike als Muster hinstellte, ohne das Banale von dem Besten zu scheiden, verzichtete man von vornherein auf ein eindringenderes Verständnis der alten Kunst und blieb nur an ihrer äußersten Oberfläche haften. Das tiefere Eindringen ist nur möglich auf Grund genauer historischer Betrachtung.

Alles Organische ist in ständigem Flusse, in unablässiger Veränderung und Bewegung; darum ist es nur verständlich, wenn wir es in seinem Werden erkennen. Dies gilt auch für die Schöpfungen des menschlichen Geistes; so wenig irgendeine unsrer sozialen Einrichtungen verständlich ist ohne ihre Geschichte, so wenig sind es die Kunstschöpfungen. Das Werden und Wachsen, das Entwickeln und Entfalten im Leben der Menschheit aufzudecken, nennen wir Geschichte. Das Erkennen des Werdens ist die unentbehrliche Grundlage für alles Verstehen des Gewordenen.

Allein wer diese Kette des Werdens klarzulegen unternimmt, wird sich nur bewußt bleiben müssen, daß die bloße Darlegung des Zusammenhanges der Erscheinungen diese noch nicht erklärt. Er wird vor allem scheiden müssen zwischen den vorangehenden, führenden, schöpferischen und den andern nur nachfolgenden Elementen.

Wenn wir die geistige Geschichte der Menschheit, ihrer Religion, Literatur oder bildenden Kunst betrachten, so zeigt sich immer, wie klein eigentlich die Schar der wirklich schöpferischen Persönlichkeiten immer war, wie kurz die produktiven Epochen im Leben der Völker sind und wie ungeheuer lang die Zeiten, wie ungeheuer groß die Reihen der Menschen sind, die nur von den geistigen Errungenschaften jener wenigen schöpferischen Personen zehren; ja man kann wohl sagen, daß es selbst innerhalb des Lebens dieser wenigen produktiven Geister nur kurze glückliche Augenblicke waren, in denen gefunden und geschaffen wurde, was das geistige Leben von Jahrhunderten in seinen Bann legen sollte. Auch in der griechischen Kunst zeigt sich dasselbe, und deren Geschichte hat die Aufgabe, in der großen Fülle des Erhaltenen die wahrhaft schöpferischen Elemente aufzusuchen, die schöpferischen Leistungen zu erkennen und zu scheiden von der großen Masse des abhängigen Gefolges; auch hier zeigt sich, wie viele, viele Jahrhunderte von dem Erbe kurzer glücklicher Zeiten zehren. Die auf das Wesentliche gehende historische Betrachtung hat sich auf diese letzteren mit eindringender Kraft zu konzentrieren, während sie die ersteren rasch überblicken kann.

Der Zugang zu dem Besten antiker Kunst, zu ihren großen schöpferischen Leistungen ist schwieriger als der zu der neueren Kunst; denn von letzterer sind doch die originalen Hauptwerke zu gutem Teile wenigstens erhalten; die

der Antike sind aber fast alle verloren und müssen erst rekonstruiert werden aus den fast allein erhaltenen antiken Nachbildungen. Nur wenige bedeutende Originalwerke sind gerettet, allein in trümmerhaftem Zustande. Aus unvollständigen, zerbrochenen und häufig auch noch durch moderne Ergänzung entstellten Werken, die zumeist nicht einmal Originalarbeiten, sondern nur antike mehr oder weniger freie Nachbildungen und Umbildungen sind, aus einem Material von solch trauriger Beschaffenheit müssen wir das Bild von der Entwicklung der griechischen Kunst aufzubauen suchen. Es kommt dazu, daß auch die erhaltenen Nachrichten und Urkunden über antike Kunstwerke äußerst kümmerlich und spärlich sind, während für die neuere Kunst hier ein reiches Material zur Verfügung steht. Wer daher auf den schwierigen Pfaden antiker Kunstforschung sich zurechtfinden will, hat einen Führer nötiger als wer auf den geebneten Wegen der neueren Kunstgeschichte zu wandern gedenkt.

Dies Buch will versuchen, ein Führer zu sein auf dem Gebiete jener verlorenen einzigen herrlichen Kunst der Griechen, die einem Edelsteine gleicht, der zerschlagen und zertrümmert ist, der aber in seinen Splittern selbst noch alle seine Umgebung überstrahlt.

Dieser Führer wird den Weg gehen, der ihm richtig scheint; er wird diejenigen, die sich ihm anvertrauen, nicht damit aufhalten, daß er ihnen die Meinungen all der andern mitteilt, die sich hier zurechtzufinden gesucht haben. Er wird von den Dingen selbst sprechen, wie sie sich ihm darstellen, nicht von Ansichten, die dieser und jener sich über sie gebildet hat.

Die älteste Kultur, die wir auf dem griechischen Boden finden, gehört der jüngeren Steinzeit, der sogenannten neolithischen Epoche an. Sie zeichnet sich keineswegs durch besondere Vorzüge vor der analogen andrer Länder aus. Eine mächtige Schicht neolithischer Epoche hat man auf Kreta in Knossos unterhalb der ältesten Palastanlage gefunden. Allein die relativ höhere Kultur zeigt sich in dieser Epoche nicht im Süden, sondern im Norden; die Funde neolithischer Periode in Thessalien zeigen eine reich entwickelte lineare Dekoration, die auf die Tongefäße aufgemalt erscheint; sie steht in Beziehung zu Erscheinungen ähnlicher Art, die wir weiter nordwärts nach Rußland und Ungarn hinein verfolgen können.

Auf die neolithische Epoche folgt das erste Auftreten von Kupfer und Bronze. Hierher gehören besonders die Funde der ältesten Schichten von Troja, von den Kykladen und von Cypern. Die Dekoration der Geräte und Gefäße ist linear, und der ganze künstlerische Charakter kein wesentlich andrer als in der neolithischen Epoche. Zuweilen kommen kleine in Stein gearbeitete menschliche, zumeist weibliche, Figuren vor, die gewiß im Sinne der Primitiven einen wirklichen Menschen ersetzen, vertreten sollen und eine Art Opfergabe darstellen. Einige dieser weiblichen Figuren sind noch Zeugnisse eines weiblichen Schönheitsideals, das in ältesten Zeiten in Europa weiter verbreitete Geltung besaß und sich bis in die paläolithische Epoche zurück-

verfolgen läßt. Es ist das sogenannte steatopyge Ideal, das die charakteristischen Formen der Weiblichkeit, das breite Becken und die vollen Brüste ins Ungeheuerliche gesteigert zeigt. Andre dieser kleinen Steinfiguren aber zeigen schon ein neues Ideal, das die spätere Zukunft beherrschen sollte, das des schlanken weiblichen Körpers; doch sind die letzteren geringer und schematischer ausgeführt als die ersteren.

Eine höhere Kultur sollte sich dagegen im zweiten Jahrtausend v. Chr. auf einer Insel entwickeln, die durch Größe, Lage und andre natürliche Vorzüge bestimmt war, Jahrhunderte hindurch eine dominierende Rolle im Kulturleben Griechenlands zu spielen, auf Kreta. Diese prächtige Insel, die, breit hingelagert im Süden, die Inselreihe des Ägäischen Meeres abschließt, hat eine mannigfaltig gegliederte Küste, vereinigt fruchtbare Täler und Ebenen mit einem Hochgebirge, dessen Gipfel einen großen Teil des Jahres mit Schnee bedeckt sind, das im Altertum dichte Wälder besaß und wo der Steinbock hauste. Hier wohnte ein begabter, kräftiger Menschenschlag; als später zahlreiche Zuwanderer auf der Insel sich niedergelassen hatten, hießen die alten Bewohner die echten oder Urkreter (Eteokreter); sie waren nicht Hellenen, sondern gehörten dem Kreise altkleinasiatischer Volksstämme an. Sie leben vielleicht fort in der von den übrigen Bewohnern der griechischen Inseln recht verschiedenen, kräftigen, hochgewachsenen Rasse, die heute noch für Kreta charakteristisch ist. Auf die reichen, aber künstlerisch nicht bedeutenden Fundschichten neolithischer Zeit folgen auf Kreta die wunderbaren Funde der sogenannten kretisch-mykenischen oder, wie man sie auch genannt hat, minoischen Kultur. Diese ist uns zuerst durch die glücklichen Ausgrabungen Schliemanns in Mykenä bekannt geworden, daher wir uns lange gewöhnt hatten, sie „mykenische" zu nennen, bis die kretischen Funde bewiesen, was schon vorher vermutet worden war, daß Kreta die eigentliche Heimat und der Ausgangspunkt jener Kultur war, weshalb wir sie jetzt kretisch-mykenische nennen. Auf Kreta können wir sie sich entwickeln und entfalten sehen und sie durch den Lauf von Jahrhunderten hindurch beobachten. Man kann mehrere Perioden, kann das allmähliche Aufsteigen, kann den Höhepunkt und den Niedergang unterscheiden. Die schönste Blütezeit dieser Kultur fällt eben um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr.

Die Überlieferung bewahrt noch eine Erinnerung an jene Glanzzeit von Kreta; sie verbindet sie mit dem Namen des Königs Minos, der weithin das Meer beherrscht haben soll. In der Tat ist diese ganze Kultur nur denkbar auf der Basis eines großen, mächtigen Königtums, das dem Handel und Wandel Ruhe und Sicherheit verbürgte. Die kretische Kunstindustrie verlegte sich auf einen mehr und mehr wachsenden Export, den wir weithin verfolgen können. Und nicht nur Kunstgegenstände wurden exportiert, auch Künstler selbst wanderten zahlreich von Kreta aus und verbreiteten ihre Kunstweise weithin. Die kleineren Fürsten in Griechenland suchten es den großen Königen von Kreta gleichzutun. Man kann sich die Stellung und Geltung des damaligen Kreta etwa vorstellen wie die von Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert. Wir können mit Hilfe der Ausgrabungen deutlich verfolgen, wie

der kretische Kultureinfluß allmählich vordrang in Griechenland, verschieden an verschiedenen Orten, in Tiryns und Mykenä viel schneller und durchgreifender als in dem minyeischen Orchomenos, das viel länger auf einer niedrigeren mit dem Norden zusammenhängenden Kulturstufe blieb; und weiter nach Norden hin wird der kretische Einfluß immer schwächer.

Die hohe Ausbildung der kretischen Kultur war nur möglich durch den intensiven Seeverkehr, den die Bewohner der buchtenreichen Küste der Insel nach allen Richtungen hin unterhielten, insbesondere aber durch den Verkehr mit dem alten, großen Kulturlande Ägypten. Die ägyptischen Urkunden bestätigen uns die aus den Funden zu erschließende Tatsache von der regen, engen Beziehung Kretas zu dem Nillande, sie reden gerade in der Zeit des großen Pharao Thurtmoses III. (um 1500 v. Chr.) viel von dem freundschaftlichen Verkehr mit den Kefto, d. h. eben den Leuten von Kreta, die als Geschenke Produkte ihrer eigenartigen kretischen Kunstindustrie bringen; und diese kretischen Kunstarbeiten hatten, wie wir noch erkennen können, durch ihre kraftvolle künstlerische Eigenart ihrerseits wieder Einfluß auf die ägyptische Kunst.

Denn so sehr es gewiß ist, daß die junge kretische Kultur von der hohen, alten ägyptischen intensiv beeinflußt wird und unendlich viel von ihr lernte, so gewiß ist es doch auch, daß sie sich ihre überaus kräftige Eigenart durchweg bewahrt hat. Sie hat Äußeres, Technisches direkt übernommen, aber sie hat künstlerische Ideen und Formen niemals unmittelbar entlehnt oder nachgeahmt. Sie steht der ägyptischen Kunst viel selbständiger gegenüber als später die archaisch griechische des siebenten Jahrhunderts.

Selbst eine eigene Schrift haben sich die Kreter geschaffen; leider können wir sie noch nicht entziffern. Doch scheint sie ziemlich primitiv gewesen zu sein, und ihre Verwendung war offenbar eine sehr beschränkte. Auch hat sie sich kaum über Kreta hinaus verbreitet.

Im Vergleiche zu der hoch entwickelten ägyptischen oder chaldäischen Kultur ist die kretische gewiß durchweg geringer, roher, kindlicher; allein sie hat den Vorzug jugendlicher Unmittelbarkeit im höchsten Maße. Sie hat einen frischen, freien und freudigen Charakter; nichts erscheint mühsam und erzwungen, alles ist heiter und leicht geschaffen. Langwierige, sorgfältige Geduldsarbeit in schwierigem Materiale ist nicht Sache dieser Kunst. Obwohl die Regierungsform in diesem Kulturkreise ohne Zweifel die monarchische war, so übte diese doch offenbar nicht entfernt den Druck aus wie in Ägypten und im Orient. Nicht erzwungene Sklavenarbeit, sondern freie Schöpfung begegnet uns hier, an der der Künstler seine Lust und Freude hatte. Auch von dem Drucke eines mächtigen Priestertums, wie ihn Ägypten und der Orient so deutlich zeigen, läßt sich hier nichts erkennen. Ja diese kretisch-mykenische Kunst hat etwas auffallend Weltlich-Heiteres. Sie wählt zwar ihre Stoffe gerne aus dem Gebiete des Kultus, aber dann sind es Szenen froher Feste, Opfer, Tanz, Festspiele, Stierfang u. dgl.; oder es werden, namentlich für Wappen- und Siegelbilder, Gestalten des volkstümlichen Dämonenglaubens gewählt. Allein starre, religiöse Typen, symbolisch bedeutungsvolle Dar-

stellungen strengen Glaubens, wie sie in der ägyptischen und orientalischen Kunst üblich sind, fehlen hier durchaus.

Nicht zu vergessen ist hierbei die hohe Geltung, die in der kretischen Kultur den Frauen zukam. In diesem höfisch verfeinerten Leben spielten sie offenbar eine nicht geringe Rolle. Dies läßt sich aus vielen Einzelheiten erschließen. Bei den religiösen Festen waren die Frauen Hauptpersonen, ja selbst an dem sehr beliebten scheinbar exklusiv männlichen Sport des festlichen Einfangens wilder Stiere nahmen Frauen tätigen Anteil; ein Wandgemälde aus dem Palaste von Knossos stellt junge Mädchen dar, die wie die Jünglinge wilde Stiere einfangen. Die Mode der weiblichen Tracht war ganz geschaffen, das charakteristisch Weibliche recht zur Geltung zu bringen. Der Geschmack ist dem Modernen merkwürdig verwandt; die Taille ist eng eingeschnürt; von ihr fällt, nach unten sich ausweitend, ein Rock herab, der reich geziert ist. Der Oberkörper ist entweder nackt oder mit einem kleinen Jäckchen bekleidet, das nur Arme und Schultern deckt und die Brüste frei läßt. Die Künstler hatten viel Sinn für das eigentlich Weibliche; sie suchen das Kokette in der Tracht recht hervorzuheben, bilden die Brüste weich und voll, die Hüften weit, die Taille eng. Das reiche Haar pflegt in loser Fülle über den Nacken zu hängen. Gegenüber dieser altkretischen Auffassung der Frau ist die der klassischen griechischen Kunst ernst, herbe, streng.

Der höfischen Verfeinerung des Lebens entspricht es auch, daß die Männer durchweg rasiert sind — ihr Stolz ist nur das wallende Kopfhaar — ferner daß Nacktheit gar nicht vorkommt, nicht nur nicht bei den Frauen, sondern auch bei den Männern nicht, selbst dann nicht, wenn sie in athletischen Übungen dargestellt werden.

An große Rundplastik hat sich die kretisch-mykenische Kunst nicht gewagt; dafür fehlte ihr noch der Ernst monumentalen Sinnes. Sie will nicht ewige Denkmäler errichten, sie will heiter zieren und schmücken und das Leben verschönen. Die Wohnstätten selbst ebenso wie sämtliche Geräte empfangen eine reiche, belebende Dekoration.

Und diese Dekoration betritt ein ganz neues Gebiet: sie ist nicht mehr wie in den vorher genannten Fundgruppen eine bloß lineare, sie zieht das Organische, zieht Pflanze, Tier und Mensch in ihren Kreis. Und sie zeigt eine eminente Begabung, das Organische zu gestalten, ja das Schwierigste, das wesentliche Zeichen des Lebendigen, die Bewegung zu erfassen.

Es gibt zwei verschiedene ursprüngliche künstlerische Begabungen im Menschen; man kann sie auch heute noch an den Kindern deutlich erkennen. Die eine führt zu abstrakten Gebilden, zu linearer Verzierung; wenn Organisches dargestellt wird, so wird es in ein oft kaum kenntliches starres Schema gebracht; natürliche Darstellung des Lebendigen ist ihr versagt. Die andre Art der Begabung zeichnet sich eben dadurch aus, daß sie das Lebendige in seinem Wesen zu erfassen und darzustellen weiß. Diese Begabung ist die seltenere; wenn wir sie bei einem Kinde finden, so sagen wir, es habe ein besonderes „Talent" zum Zeichnen. In vergangenen Urzeiten waren es die paläolithischen Höhlenbewohner in Europa, die dies Talent in auffallender

Weise hatten, wie ihre Renntier- oder Mammutzeichnungen beweisen. In der neolithischen Epoche finden wir nichts dergleichen mehr; es herrscht da, wie überhaupt bei allen primitiven Völkern, nur jene andre Art der Begabung, die des abstrakten Zeichnens, das zu linearer Dekoration hinführt. Eine prächtige Ausbildung dieser Art Begabung zeigen die Arbeiten der Bronzezeit im nördlichen Europa. Alle die vorhin auf griechischem Boden erwähnten „vormykenischen" Funde gehören hierher; erst mit der kretisch-mykenischen Kultur tritt die Fähigkeit der Wiedergabe des Organischen auf. Sie ist das Seltene, das Kostbare, sie ist die Grundbedingung zu aller höheren Kunst überhaupt. Jene Fähigkeit des abstrakten Zeichnens ist weit verbreitet und gewöhnlich: sie findet sich allenthalben wieder. Die klassische griechische Kunst ist ganz begründet auf jene zweite Begabung der Darstellung des Lebendigen. Und als die griechisch-römische Kunst allmählich erstorben war, da trat an ihre Stelle wieder eine auf jene erste allgemeiner verbreitete Begabung gegründete Kunst: die Dekoration der Epoche der Völkerwanderung bietet ein schönes Beispiel jener abstrakten linearen Kunst.

Die kretisch-mykenische Kunst bringt das Organische sowohl in selbständiger Darstellung wie in dekorativer Verwendung. Betrachten wir erstere zunächst. Da gibt es eine Fülle von Tier- und Menschendarstellungen, die zum Teil sogar in natürliche landschaftliche Umgebung gesetzt sind, ausgeführt in verschiedenster Technik, in Malerei, in Relief, in eingelegter Metallarbeit oder in vertieft geschnittenen edeln Steinen. Besonders beliebt sind Darstellungen von Jagden und von Festen. Erstaunlich ist hier die Fähigkeit, das Wesentliche des organischen Lebens und vor allem die Bewegung zu erfassen. Als Beispiel denke man an die Gruppe aus einer Stierjagd, die, in Relief getrieben, einen goldenen Becher ziert; oder an jene Gruppe von dem Relief einer Steinvase, das einen lärmenden Festzug darstellt; man muß schon um etwa ein Jahrtausend, in die Epoche der reifen klassischen Kunst herabgehen, um etwas Ähnliches an lebendiger Bewegung einer Menschenmenge dargestellt zu finden. Oder man betrachte eine Tiergruppe aus jener Zeit. Überall eine Kraft und Gewalt, eine Wucht der Bewegung und eine Sicherheit, eine Richtigkeit in den wesentlichen Formen, die wir nicht genug bewundern können. An den Körpern sind Gelenke und Muskeln deutlich unterschieden und die Träger der Energie und Bewegung, die Muskeln, sind klar herausgehoben, doch ohne jede Übertreibung. Dies gibt den Körpern eine Kraft und Spannung, die den ägyptischen Darstellungen durchaus fehlt; so fein und treu letztere auch nach der Natur beobachtet sind, sie erscheinen matt und schematisch neben den kretisch-mykenischen Gestalten, in denen ein jugendliches Feuer glüht.

Betrachten wir dann die dekorative Verwendung des Organischen. Wir sehen dieses allmählich in die Dekoration einziehen; die bemalten Töpfe der frühkretischen Epoche, die sogenannten Kamares-Vasen, zeigen noch größtenteils lineare Ornamente; sie nehmen nur allmählich einzelne vegetabilische Motive auf, die sie aber streng stilisieren. Andre Vasengattungen dagegen verfolgen energisch die Richtung, der die nächste Folgezeit gehörte: sie werfen die linearen

Ornamente ganz ab und schaffen sich ausschließlich aus organischen Motiven, aus Pflanzen (Blumen, Blättern, Stauden) und aus niederen Tieren des Meeres eine ganz neue Dekoration. Die Vorbilder der Natur hat man anfangs ziemlich treu nachgebildet; gleichwohl wurden sie von Anfang an mit großem dekorativen Geschicke umgewandelt.

In dieser Fähigkeit freier Umgestaltung des Naturmotives liegt wieder ein besonderer Vorzug dieser kretisch-mykenischen Kunst. Die Ägypter hatten auch eine ausgebildete Dekoration aus vegetabilischen Motiven; ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß die kretische Kultur erst durch die Bekanntschaft mit dieser ägyptischen pflanzlichen Ornamentik die Anregung empfing, selbst dergleichen zu versuchen. Allein die ägyptische Kunst blieb allezeit ängstlich am Naturbild kleben; sie gibt eine nüchterne, trockene, alles Wesentliche treu enthaltende Nachbildung einiger weniger Pflanzenarten, insbesondere des Lotus und des Papyrus, und konstruiert daraus Ornamente. Ganz anders die kretisch-mykenische Kunst; sie weiß sich von Anfang an viel mehr vom Naturvorbild zu emanzipieren, sie hat eine starke gestaltende Kraft. Die ägyptische Kunst will auch in der Ornamentik immer etwas Wirkliches darstellen, die kretische weiß mit kühner Freiheit umzubilden, nur auf künstlerische Wirkung bedacht. So wird ihre Ornamentik unendlich reicher, mannigfaltiger und lebendiger als die ägyptische. Die Naturvorbilder sind nur anfangs deutlicher zu erkennen, später kaum mehr. In der Fülle der uns erhaltenen bemalten Vasen überblicken wir eine Entwicklung von Jahrhunderten. Auf einem Beispiel aus der Blütezeit besteht die Ornamentik ganz aus Tieren und Gewächsen des Meeres. Natürlich konnte diese Kunst ihre ursprüngliche Frische nicht immer bewahren; wir beobachten eine stetige Veränderung der Ornamente und sehen, wie sie sich immer weiter vom Naturvorbilde entfernen, wie allmählich überhaupt der Sinn für das Organische abnimmt, wie nach und nach wieder die alte, abstrakte, lineare Weise eindringt und wie schließlich aus ursprünglichen pflanzlichen und tierischen Elementen erstarrte, lineare Ornamente werden Dies ist das Ende der großen kretisch-mykenischen Dekorationskunst.

Auch in der Architektur zeigt sich die Selbständigkeit dieser Kunst. Erhalten sind uns reichliche Ruinen von Palästen und Wohnhäusern. Den Gottheiten hat diese Kultur nur Altäre und kleine Kapellen, aber noch nicht Tempel errichtet. Der Fürst und sein heiter frohes Leben steht im Vordergrund aller Interessen. Es ist wie bei Homer, wo auch nur die fürstlichen Häuser eine Rolle spielen. Die Grundzüge der großen kretischen Paläste, der große Hof mit den ganz regelmäßig darum gruppierten zahlreichen Gemächern, Korridoren und Magazinen wird wohl vom Orient entlehnt sein; die Ausführung im einzelnen ist durchaus selbständig. Man kann zwei Hauptperioden der Paläste unterscheiden, indem die jüngere Anlage einfach über den stehen gelassenen Unterbau der älteren gesetzt ist. Beide sind echt kretisch. Besonders charakteristisch sind Säle, die man Pfeiler oder Türensäle genannt hat, indem die Wände an drei Seiten ganz in große Türen aufgelöst sind, die sich zwischen Pfeilern befinden; vor den Türwänden befand sich ein säulengetragener Umgang. In

einem solchen Raum konnte sich der Herrscher abwechselnd vollständig abschließen oder freien allseitigen Zutritt von Licht, Luft und Menschen gestatten. Die uns nur in jüngerer Gestalt bekannten Paläste im Peloponnes, in Tiryns und Mykenä sind anders; die ganze Anlage ist viel kleiner; man sieht, hier herrschten Fürsten, die an Macht und Reichtum mit den kretischen sich nicht messen konnten. Und sie mußten um ihre Macht ängstlich besorgt sein; denn sie haben ihre Wohnung mit einer mächtigen Burgmauer umschlossen. Die gewaltigen, sogenannten kyklopischen Steinmauern der Burgen des ältesten Griechenlands sind Kreta fremd. Ferner haben jene peloponnesischen Herren einen nordischen Wohntypus mitgebracht, der von dem kretischen ganz verschieden ist. Ihre Wohnung besteht nämlich im wesentlichen nur aus einem isolierten, mit andern Räumen nicht im Zusammenhang stehenden oblongen, an allen Seiten geschlossenen, von einer Schmalseite zugänglichen und hier mit einem oder zwei Vorräumen versehenen Hauptsaale (megaron), in dem der Herd des Hauses steht und der Sitz des Hausherrn und der Hausfrau ist. Auf der tirynthischen Burg befindet sich noch ein zweiter gleichartiger, nur kleinerer Saal; man hat diesen sehr mißverstanden, wenn man ihn als abgetrennte Frauenwohnung erklärt; er ist vielmehr für eine zweite selbständige Haushaltung der Familie, den verheirateten Sohn oder Schwiegersohn bestimmt. Dieser Wohntypus, der in einfacher Gestalt auch in den alten Ruinen von Troia kenntlich ist, ist im wesentlichen kein andrer als der des altitalischen oder des alten deutschen Bauernhauses; von dem kretischen ist er völlig verschieden. Doch die Hellenen haben ihn bewahrt; er ist im homerischen Fürstenhause wieder zu erkennen, und später ward er für das Haus der Götter, den Tempel, verwendet.

Neben diesem Typus des rechteckigen Wohnhauses finden wir die Spuren eines noch älteren kreisrunden. In Orchomenos sind aus vormykenischer Epoche solche Rundbauten erhalten. In der mykenischen Kultur finden wir den Rundtypus für das Haus des Verstorbenen, das Grab, verwendet. Aber auch in der späteren hellenischen Zeit sind manche Nachwirkungen dieser uralten Bauform zu erkennen.

So verschieden die Wohnanlagen der peloponnesischen und der kretischen Fürsten sind, so übereinstimmend sind die Kunstformen, die eben ganz von Kreta herkamen. Besonders wichtig ist die reiche Verwendung der Säule, die auch das Hauptmotiv der späteren hellenischen Architektur werden sollte. Die alten chaldäisch-babylonischen Bauten kennen die Säule nicht; dagegen ist sie in Ägypten von alters her zu Hause, und von hier ist sie nach Syrien und weiterhin verbreitet worden. Ohne Zweifel hat auch die kretische Kultur das Motiv als solches aus Ägypten entlehnt, allein sie hat ihm wieder eine völlig selbständige Gestalt verliehen. Die kretische Säule ist nicht Stein-, sondern Holzsäule und geht als solche von der Idee des Pfahles aus, der nach unten etwas dünner wird. So ergänzt sich die kretisch-organische Säule etwas nach unten statt nach oben. Der runde Schaft wird abgeschlossen von einem Kapitell, das wieder ganz prinzipiell verschieden ist von den ägyptischen Formen: Die ägyptischen Kapitelle wollen etwas Bestimmtes darstellen, Blumen-

knospen, Blüten oder eine Palmkrone, es sind nach ägyptischer Art streng stilisierte, doch nüchtern genaue Abbilder der Wirklichkeit. Das mykenische Kapitell, ein bloßer runder Wulst mit einer Einziehung darunter, will gar nichts darstellen, es ist eine abstrakte Kunstform, ein Symbol, das den lastenden Druck in der tektonischen Form des Wulstes ausdrückt. Wir sehen hier schon ganz das Prinzip der hellenischen Architekturformen lebendig.

Schaft und Kapitell der Säulen pflegten farbig reich geschmückt zu sein. Wir besitzen noch die Steinnachbildung solcher bunten Holzsäulen von der Fassade des großen Kuppelgrabes von Mykenä, des sogenannten Atreus-Schatzhauses. Die Säulen wurden sowohl im Innern der großen Säle als an den Toren und in Hallen um den Hof verwendet. Peripterale Anordnung aber gab es noch nicht.

Wenn wir uns das Ganze eines kretisch-mykenischen Herrensitzes aus den Ruinen zu rekonstruieren versuchen, so ergibt sich ein überaus reiches und farbenprächtiges Bild. Von den Säulen und Wänden angefangen, von den Prunkgefäßen aus Metall und Stein bis hinab zu dem bescheidenen tönernen Topfe ist alles in demselben einheitlichen wunderbar lebendigen Stile geschmückt. Man kann als Analogie an eine Residenz aus der Blütezeit des Rokokostiles erinnern, wo auch alles von den Wänden und Decken bis zur Tabaksdose und den Porzellanpüppchen einen ganz einheitlichen heiter lebendigen Stil trägt. Und wie der Rokokostil zwar ursprünglich gewiß nur dem individuellen Kunstempfinden einiger weniger schöpferischen Künstler entsprungen ist, gleichwohl aber ein weit über seine Heimat hinaus verbreiteter, unendlich viel gebrauchter und nachgeahmter Stil geworden ist, so auch der kretisch-mykenische. Aus dessen Ornamenten, seinen immer frei geschwungenen runden Linien, seiner Behandlung des Organischen und Bewegten, aus jener Spannkraft, dem Elan aller seiner Figuren, aus all diesem spricht ein ganz individuelles Kunstempfinden, das von Haus aus nur das Eigentum weniger war und doch zu einem traditionellen Stile führte, dessen Macht durch lange Zeiten und über einen weiten Umkreis herrschte.

Ein völlig verändertes Bild bietet die nächste Epoche der Kunst in Griechenland. Der kretisch-mykenische Stil ist mit einem Male verschwunden, nicht eine regelmäßige Weiterentwicklung, sondern eine gewaltsame Unterbrechung haben wir zu konstatieren. Der ganze wunderbare Reichtum der mykenischen Ornamentik ist verloren, ist vollständig verschwunden; kaum daß in seiner Heimat, auf Kreta, sich geringe verkümmerte Reste davon noch in der Folgezeit nachweisen lassen. Verloren, verschwunden ist ferner völlig jene Fähigkeit, das organisch Lebendige darzustellen. Es ist jetzt nur noch jene, eine gewöhnlichere in primitivem Kreise weit verbreitete Begabung vorhanden, von der wir früher sprachen, die in der vormykenischen Kunst herrschte, die der abstrakten linearen Darstellung. Auch wenn sie organische Wesen darstellen will, kann die Kunst dies jetzt nur in Gestalt eines linearen Schemas.

Die kretisch-mykenische Kultur ist gewaltsam vernichtet worden; so wie später die klassische griechisch-römische Kultur in den Stürmen der Völker-

wanderung unterging, so wie damals dunkle Jahrhunderte folgten, in denen die Kunst fast gar keine oder nur eine ganz geringe Rolle spielt, wo man nur fähig ist, starre lineare Gebilde zu schaffen, so ist damals in Griechenland die hohe mykenische Kultur durch die Wirren einer Völkerwanderung zerstört worden; es ist, was die Überlieferung die dorische Wanderung nennt, eine über Jahrhunderte sich erstreckende Schiebung der hellenischen Stämme, die hauptsächlich in der Richtung von Norden nach Süden vor sich ging, und in deren Folge viele der bisherigen Bewohner Griechenlands eine neue Heimat an den Küsten Kleinasiens fanden. Die letzten Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends und die ersten des ersten sind ganz dunkel für uns; denn sie haben uns wenig hinterlassen. Dieselben Jahrhunderte, denen die wunderbare Schöpfung des homerischen Epos verdankt wird, das, aus den Überlieferungen der älteren Heimat stammend, drüben in Kleinasien seine feste Gestalt empfing, dieselben Jahrhunderte sind in bildender Kunst ganz unfruchtbar gewesen; sie spielt im homerischen Epos denn auch gar keine Rolle. Der Schild des Achilleus ist ein rein dichterisches Phantasiegebilde, und in den späteren Teilen des Epos sind Kunstarbeiten immer fremden, phönikischen Ursprungs. Auch der deutsche Heldengesang, dessen ältere Gestalt uns leider freilich fast ganz verloren ist, blühte in Jahrhunderten, die in bildender Kunst ganz belanglos sind. Es war ein großer Irrtum, wenn man das homerische Epos geglaubt hat mit der kretisch-mykenischen Kultur identifizieren und aus ihr erläutern zu können. Eine große Kluft trennt die beiden örtlich wie zeitlich, obwohl einzelne Berührungspunkte nicht fehlen. Eine charakteristische Erscheinung, die mit der nachmykenischen Epoche auftritt, ist das Eisen, das nun die Bronze als Material für Waffen und Arbeitsgeräte ersetzt; wir treten in die sogenannte Eisenzeit ein; denn in mykenischer Epoche wurde Eisen noch so gut wie gar nicht, nur gegen Ende derselben ausnahmsweise in ganz geringem Maße verwendet. Die Kämpfe der neuen wirren und wilden Zeit wurden mit großen eisernen Schwertern und eisernen Lanzenspitzen durchfochten.

Der politische Zusammenschluß zu größerem Ganzen, den wir für die kretisch-mykenische Kulturepoche annehmen mußten, zerfiel. Jetzt stehen sich zahlreiche kleine einzelne Stämme feindlich gegenüber; der große friedliche Verkehr, der Handel und Export der mykenischen Epoche war zerstört. Die bäuerlichen Hellenen sahen in der Schiffahrt nur Gefahren und waren ihr wenig geneigt. Als sich dann endlich wieder eine heimische Kunstindustrie entwickelte, da ist es eine lokale, die für lokale Bedürfnisse, nicht aber für weiten Export arbeitet.

Gleichwohl ist ihr Charakter allenthalben derselbe, und gewisse Grundzüge kehren überall wieder. Der mykenische Stil ist eines gewaltsamen Todes gestorben, er bricht plötzlich ab und ist mit einem Male verschwunden. Doch hatte er in der letzten Zeit seines Bestehens eine starke Tendenz nach der Richtung hin, die nun herrschend wurde; er hatte Neigung, die Ornamente in lineare umzuwandeln; hätte er ruhig weiterleben dürfen, hätte er sich vermutlich unter dem Einfluß der hellenischen Stämme, die für die Darstellung des Organischen noch nicht reif genug waren, zu einer Art linearen Stiles um-

gewandelt. Dieser würde aber ganz anders geworden sein als der in Wirklichkeit in der nachmykenischen Epoche entstand. Denn dieser beruhte auf einem völligen Bruche mit dem alten.

Besonders charakteristisch ist, daß die Tiere und Fabelwesen, die den Zusammenhang der mykenischen Kultur mit Ägypten und Syrien bekunden, die Löwen, Greife und Sphinxe jetzt völlig verschwunden sind. An ihre Stelle treten europäische Tiere, vor allem Pferd, Reh, Bock, Storch, Reiher, Gans. Allein das Organische vermag dieser Stil nur zu gebrauchen, wenn es auf ein starres, lineares Schema reduziert war, und als solches war es wie ein Ornament zu verwenden; die Tiere erscheinen daher in der Regel in gleichförmigen Reihen hintereinander wiederholt. Dies ist überaus bezeichnend für den Geist dieser Kunst; im mykenischen Stile wäre dergleichen unerhört. Allein jetzt gilt die Darstellung des Organischen, des Lebendigen als solchen, nichts mehr; es muß zum starren kristallinischen Gebilde, zur ornamentalen Formel werden. Auch die menschliche Gestalt wird in diesem Sinne zu einer Schablone stilisiert und am liebsten in symmetrischer Reihung verwendet.

Im Ornamente selbst ist jede Spur einer freien, bewegten, geschwungenen und dadurch an das Prinzip des Organischen erinnernden Linie geschwunden; alles ist „geometrisch" linear, sei es eckig, sei es abgezirkelt kreisrund. An Stelle der freien Spiralbänder treten konzentrische Zirkelkreise, die durch Tangenten verbunden sind.

Seine reichste Entwicklung hat dieser Stil im neunten bis achten Jahrhundert gefunden; doch reicht er an manchen Orten, wie in Böotien und Attika oder auf dem dorischen Thera, bis ins siebente Jahrhundert hinein. Es versteht sich, daß es nur eine dekorative Kunst in dieser Epoche der Herrschaft des sogenannten geometrischen Stiles gab. Erhalten sind uns vor allen Dingen bemalte Vasen und ferner Bronzegeräte und Schmuck. Sie stammen aus Gräbern oder aus Heiligtümern. Unter den letzteren ist besonders wichtig die Altis von Olympia. Dies berühmte Heiligtum des Zeus entstammt erst der nachmykenischen Epoche, wie die Funde beweisen, die Eisengegenstände und Arbeiten des nachmykenisch-geometrischen Stiles in der untersten Schicht ergaben. Von den Gräberfunden sind besonders die vor dem Dipylon zu Athen und die von Thera zu nennen. In den Heiligtümern war es Sitte, große Dreifüße aufzustellen; an diesen findet man sehr ausgeprägte „geometrische" Dekoration. Man liebt es, sich mit derbem Bronzeschmuck zu behängen; es wurden Gewandnadeln (Fibeln) mit großer Metallplatte üblich, auf der man allerlei in jenem starren Stile zu gravieren liebte. Dieser ganze, etwas barbarische Bronzeschmuck steht in engster Beziehung zu dem weiter nördlich in Europa im Kreise der sogenannten Hallstatt-Kultur üblichen Schmucke. Die großen, als Denkmäler auf die Gräber gestellten Vasen in Attika zeigten nicht selten Darstellungen der Bestattung, des Leichenzuges, der Totenklage, ferner von Tanz oder von Kampf zu Land oder zu Schiff. Mythologisches fehlt noch völlig.

Im Verhältnis zu den Arbeiten linearen Stiles, die nur in vormykenischer Zeit oder die wir in zurückgebliebenen Gegenden, dahin der mykenische Kunst-

strom nicht reichte, auch während der sogenannten mykenischen Epoche finden, im Verhältnis zu diesen ist der nachmykenisch „geometrische" Stil, von dem wir hier sprechen, ein sehr reich und hoch entwickelter. Auch die Technik der Bronzen sowohl wie der durchweg auf der Scheibe gearbeiteten und mit der in frühmykenischer Zeit erfundenen glänzenden Firnisfarbe bemalten Vasen ist sehr anerkennenswert. Doch vor allem sind es künstlerische Vorzüge, die diesem Stile eignen. Er spricht das Prinzip des abstrakten linearen Stiles wohl am vollständigsten und reichsten aus; auch führt er es mit bewundernswerter Konsequenz selbst auf einem so schwierigen Gebiete wie dem der Darstellung großer menschlicher Szenen durch. Die besten uns erhaltenen Produkte dieses Stiles dürfen als Höchstleistungen ihrer Art bezeichnet werden, denen wir nichts Gleichartiges von gleichem Werte an die Seite stellen können.

Freilich ist alles Lebendige hier in den Bann eines starren Schemas geschlagen, es ist gleichsam aus dem Reiche des Organischen in das kristallinischer Gebilde überführt. Allein dies kristallinische wirkt erfreulich durch die ihm eigene Klarheit des Aufbaues und durch die Exaktheit der Durchführung, der entweder das Prinzip gleichmäßiger Reihung oder das symmetrischer Anordnung zugrunde liegt. Es sind abstrakte, mathematisch veranlagte Köpfe, denen die Schöpfung dieses Stiles verdankt wird; im innersten Wesen verschieden von den Schöpfern des kretisch-mykenischen Stiles.

Der Aufbau der Geräte und Gefäße ist von der höchsten Knappheit; hier ist nicht das geringste, das entbehrt werden könnte; die Teile sind klar, deutlich und hart voneinander abgesetzt. Es herrscht der Geist strenger Zucht in jeder Linie.

Die früheren Leistungen linearen Stiles erscheinen roh und primitiv diesen gegenüber, die eine hohe Entwicklung repräsentieren. Gleichwohl haben diese Jahrhunderte eine monumentale Kunst nicht besessen. Die ausgegrabenen Ruinenstätten beweisen, daß es in dieser Epoche keine monumentale Architektur, sondern nur geringe vergängliche Bauten aus Holz und Lehm gegeben hat, von denen nichts geblieben ist. Die zerstörten Fürstensitze der mykenischen Epoche wurden nicht wieder aufgebaut; aus der ganzen Zwischenzeit zwischen jenen und den Tempeln des siebenten Jahrhunderts haben wir nur Spuren unbedeutender kümmerlicher Anlagen.

Ebensowenig gab es eine monumentale Plastik. Nur kleine Rundfiguren wurden hergestellt, von Tieren und Menschen, als einfache Weihegaben für die Heiligtümer. Die geringen und rohen Figuren dieser Art gleichen ganz denjenigen, die im weiteren Kreise der europäischen „Hallstatt"-Kultur vorkommen. Die Menschen sind hier immer nackt, die Frauen wie die Männer. Das ist die Nacktheit der Primitiven, es ist die Nacktheit des abstrakten linearen Stiles. Es soll ja nicht die wirkliche Erscheinung des Menschen, sondern nur der Begriff Mensch zur Wiedergabe gelangen, und zu diesem Begriffe gehören die Kleider nicht.

Für die folgende Entwicklung der griechischen Plastik war diese frühe Einführung der abstrakten idealen Nacktheit von großer Bedeutung.

Gegen Ende der Periode gibt es auch Menschen- und Tierfiguren, die über die summarische Andeutung der Formen hinausgehen und den wesentlichen Aufbau des Körpers in scharf abgesetzten Teilen klarzulegen suchen. Die schlanken Beine geraten dabei am besten; der Bauch wird als runder Zylinder, die Brust im Gegensatze dazu als breite Fläche gebildet. Diese Stilisierung liegt auch den Vasenzeichnungen des ausgebildeten, sogenannten Dipylon-Stiles zugrunde.

Die Macht dieses hellenischen nachmykenischen sogenannten geometrischen Stiles hat weit hinaus gegriffen, nach Westen — griechische Ansiedler brachten im achten Jahrhundert diesen Stil nach Italien, zunächst nach Kyme, von wo er sich verbreitete — wie nach Osten und Südosten — wo wir ihn namentlich auf Cypern lebendig sehen —; allein eben von der letzteren Richtung her kam eine neue fremde, immer mächtiger werdende Strömung, die allmählich zur Auflösung jenes Stiles und zur Bildung eines ganz neuen führte.

Es war eine notwendige Folge des nach dem Zusammenbruch der mykenischen Kultur eintretenden allgemeinen Rückganges, daß nun der fremde Händler in Hellas mehr Boden finden konnte. Der Phöniker tritt jetzt auf den Plan, und seine orientalischen Artikel erregen die Bewunderung des Hellenen, wie das homerische Epos dies schildert. Ferner war es eine notwendige Folge davon, daß die Griechen sich in Kleinasien niedergelassen hatten, daß sie in engere Berührung mit orientalischer Kultur kamen, zunächst mit der der alten kleinasiatischen Bevölkerung und später auch mit der assyrischen, die gerade im achten Jahrhundert sich mächtig nach Westen ausbreitete. Und jene Niederlassungen der Griechen in Kleinasien entwickelten sich mächtig, insbesondere die ionischen. Aus ursprünglich nur agrarischen Staaten bildeten sich einige Städte, wie namentlich Milet, zu großen Handelszentren aus und sendeten selbst schon im achten Jahrhundert Kolonien in weite Ferne. Ihr Handel aber brachte sie notwendiger Weise in immer engere Verbindung mit orientalischer und ägyptischer Kultur.

So war die Basis gegeben für ein mächtiges Einströmen orientalischer Kunst in Griechenland. Im achten Jahrhundert finden wir die orientalischen Dinge nur vermittelt und in schroffem Gegensatze neben den Werken des gerade damals am höchsten ausgebildeten sogenannten geometrischen hellenischen Stiles. Ein gutes Beispiel dieses Kontrastes bieten die Funde aus dem Heiligtum von Olympia durch die großen Dreifüße des geometrischen Stiles einerseits und die Kessel andrerseits, die Greifenköpfe und dazwischen Ansätze zeigen, die auf ein assyrisches Vorbild, die Darstellung des höchsten Gottes Assur zurückgehen und deren Untersatz von einem Kapitell phönikischer Art bekrönt wird. Charakteristisch ist auch, daß auf Kreta in der heiligen Grotte des Zeus auf dem Ida eine Reihe von geweihten Bronzeschildern gefunden worden ist, die etwa dem achten Jahrhundert angehören und rein orientalische Arbeiten sind und orientalische Dämonen darstellen. So etwas wäre in der Zeit der alten kretischen Kunst des vorangegangenen Jahrtausends undenkbar gewesen; da schuf man alles selbst in eigenem Stile neu und ließ sich nicht durch das Fremde imponieren.

Allein sehr begreiflich ist es, daß die orientalische Kunst nun Eingang fand; denn jener lineare sogenannte geometrische Stil war zu einförmig und starr, um auf die Dauer befriedigen zu können; auch hatte er eine Höhe der Ausbildung erfahren, die nicht mehr zu steigern war. Wer immer etwas Anderes, Reicheres, Lebendigeres wollte, dem boten sich die auf so mannigfachen Wegen einströmenden orientalischen Dinge dar. Und vor dem blühenden Reichtum, den phantastischen, die Einbildungskraft aufregenden Gebilden der orientalischen Kunst konnte sich die exklusive Strenge, die trockene asketische Härte des geometrischen Stiles der Hellenen nicht auf die Dauer halten, sie mußte weichen.

So beobachten wir im achten Jahrhundert einen mächtigen Ansturm des Orientalischen gegen das Hellenische. Es bestand wohl damals fast die Gefahr, daß die eigene Kunst der Griechen erdrückt würde von der fremden. Allein hier zeigte sich eben die Kraft der hellenischen Kunstbegabung. Sie bemächtigte sich der orientalischen Anregungen, sie verarbeitete sie und schuf eine eigene neue Kunst, die alles, was die orientalische an Vorzügen voraus gehabt hatte, vereinigte und verschmolz mit den Vorzügen der Klarheit, Strenge und Zucht, die ihrem „geometrischen" Stile eignete.

Das siebente Jahrhundert ist die Zeit der Durchdringung und Vereinigung der von Haus aus so heterogenen Elemente, die Zeit des Werdens des selbstständigen griechischen archaischen Stiles.

Es ist ein äußerst merkwürdiges Schauspiel, das dem aufmerksamen Betrachter entgegentritt, das des Kampfes jener Gegensätze und ihrer endlichen Verschmelzung. Natürlich gestaltete sich dieser Vorgang an den verschiedenen Orten ganz verschieden. Ein reiches Material bieten uns namentlich die bemalten Vasen. Sehr lehrreich sind auch die Funde im fernen Westen (in Etrurien und Latium), der damals durch den Handel eng mit dem Osten verbunden war. Hier sind sehr reiche Fürstengräber gerade des achten und siebenten Jahrhunderts gefunden worden; diese zeigen sowohl das heimische altitalische Element als ferner die Wirkung des von den ersten griechischen Ansiedlungen gebrachten griechischen geometrischen Stiles, dann aber einen mächtigen orientalischen Import und endlich die selbständige Verarbeitung der fremden Elemente, die rasch eine erstaunliche Höhe auch in der Technik erreicht.

Was nun geschaffen wird, ging der griechischen Kultur nicht mehr verloren; es bildet die Basis für die große klassische Kunst der Hellenen.

Am deutlichsten können wir uns die wichtigsten Momente, das Entlehnen neuer Formen aus dem Orient, das selbständige Umarbeiten dieser und die für die Folge grundlegende Bedeutung des neu Geschaffenen auf dem Gebiete des Ornamentes verdeutlichen. Das starre geometrische Ornament löst sich im siebenten Jahrhundert allmählich auf; der Sinn für das Organische, Belebte und mithin der Sinn für die frei geschwungene runde Linie wird wieder lebendig. Es werden Voluten und Flechtbänder beliebt. Allein eine ganz selbständige Ornamentik aus organischen Elementen analog der kretisch-myke-

nischen entsteht nicht, sondern man entlehnte vor allem zwei überaus wichtige Motive aus dem Orient: die ägyptische Lotosblüte und die sogenannte Palmette; diese gestaltete man nach eigenem Bedürfnisse um — in Jonien hielt man sich genauer an die Vorbilder, im Mutterlande verfuhr man selbständiger —, und indem man sich ganz auf die Ausbildung dieser beiden zumeist in Kombination auftretenden Elemente konzentrierte, schuf man mit ihnen eine neue Ornamentik von der mannigfaltigsten Verwendbarkeit, deren Grundzüge denn auch das ganze Altertum hindurch lebendig blieben.

Die sich neu entwickelnde Dekoration hat aber noch weitere Anleihen beim Orient gemacht; insbesondere hat sie die Tiere des Ostens, die schon in der mykenischen Kunst eine große Rolle gespielt hatten und dann verdrängt worden waren, wieder eingeführt, die Löwen und Panther, und dann die geflügelten Fabelwesen, die Greife und Sphinxe, und zu diesen gesellte sich noch manches andre, und manche neue Bildungen schlossen sich an, die die Griechen mit reger eigener Phantasie nach Analogie jener übernommenen orientalischen gestalteten. Und all dies ward auch innerlich belebt; auch das Übernommene erhielt eigene neue Bedeutung, eigene griechische Sagen wurden an jene Typen geknüpft.

Denn das ist ein vor allem wichtiger Zug der sich neu bildenden archaisch-griechischen Kunst, daß sie es wagt, an die bildliche Gestaltung jenes köstlichen und unerschöpflichen Vorrates von Sagen zu gehen, der im Volke lebendig und zu einem guten Teile schon von der Poesie verarbeitet war. Das siebente Jahrhundert ist es, in dem wir die ersten mythologischen Darstellungen treffen. Erst mit der Auflösung des nüchtern starren linearen Stiles, erst als dessen strenge tyrannische Herrschaft im Weichen war, konnten die heiteren Kinder der Phantasie um Einlaß in die Pforten der bildenden Kunst nachsuchen. Es sind einige von den märchenhaften kindlichen Geschichten aus der Odyssee, denen wir zuerst dargestellt begegnen, wie Odysseus den Kyklopen tötet oder wie er ihm unter dem Widder verborgen entgeht. Dann treten natürlich auch bald Herakles-Geschichten auf, wie der Held die Kentauren verfolgt, wie er den Seegreis festhält und ihn zwingt, ihm die Wahrheit zu offenbaren; dann erscheinen Perseus, der von den greulichen Gorgonen verfolgt wird, oder der die Medusa tötet, die Harpyien, welche die Windgötter verfolgen, Bellerophon, der die Chimäre tötet und andre wunderbare phantastische Geschichten, die sich doch in wenigen Zügen schon deutlich machen ließen. Man fängt nur schüchtern an mit den mythologischen Darstellungen und mischt sie versuchsweise ein in die übrigen Motive der Dekoration. Erst mit dem sechsten Jahrhundert rauscht der breite Strom mythologischer Bilder voll dahin; sie haben alle andern Motive in den Hintergrund gedrängt, und in allen Gattungen der bildenden Kunst tritt uns eine verwirrende Fülle von Sagendarstellungen entgegen.

Und die Figuren dieser Bilder, die Menschen und die Tiere, sind nicht mehr lineare Schemen, sondern sie werden rasch mehr und mehr vollständig gezeichnete, in allen Hauptteilen klar durchgebildete Gestalten. Als man zuerst den festen Boden des geometrischen Stiles verließ, verfiel man freilich mancher-

orts, wie z. B. in Athen, zunächst in recht kindlich wirkendes Ungeschick, allein von einigen Kunstzentren aus entstand jene klare sichere Weise, jener feste archaische Stil.

Er knüpft an das Beste des vorangegangenen geometrischen Stiles an und führt dies weiter. Das Herausheben des Wesentlichen und klare Trennen der Teile ist auch sein Vorzug; wo jener aber sich mit allgemeiner Bedeutung begnügte, gibt dieser bestimmte Einzelform. Er bereichert ferner den ärmlichen Vorrat an festen Typen, den jener geometrische Stil ausgebildet hatte, ungeheuer; allein auch er sucht die Welt der Erscheinung durchaus auf die Formeln relativ weniger bestimmter Typen zu reduzieren. Der archaische Stil hat nichts von der unbefangenen, stürmisch-genialen Weise des alten kretisch-mykenischen; er wagt nicht wie jener die Bewegung unmittelbar zu erhaschen und festzuhalten; er sucht nach Formeln und Typen, die ihm einen festen Halt geben und wird dadurch konventionell; er ist scheu und schüchtern und geht bedächtig Schritt für Schritt vorwärts, hält überliefertes fest und entlehnt direkt gar manche Formel aus der ihm so weit überlegenen orientalischen Kunst, was der kretisch-mykenische Stil gar nicht getan hatte; andrerseits aber geht er kühn und frisch weit über die orientalischen Vorbilder hinaus, versucht immer Neues und ist dadurch in stetem Wandel und stetem Fortschreiten. Immer aber ist er voll von ernstem, peinlichem Eifer, immer ist er sorgfältig, gibt sich redliche Mühe, ist genau methodisch; und immer spricht innere Heiterkeit aus ihm und Freude, Freude über das Errungene, das selbständig Erarbeitete. Es hat etwas Rührendes, so ein Stück archaischer Kunst mit seiner kindlichen Frische, seinem peinlichen Eifer, seiner Ehrfurcht vor der Tradition und seinem kühnen Vorwärtsschreiten. Ein gewaltiger Gegensatz gegen orientalische und ägyptische Kunst, die in der Tradition erstarrt ist; dort die schwüle Luft des dumpfen Zwanges, hier die frische Atmosphäre der Freiheit.

Es liegt eine ungeheure Kraft in dieser auftretenden archaisch-griechischen Kultur, und man staunt, wenn man sich vergegenwärtigt, was sie geschaffen, nicht nur eine neue eigene griechische Kunst, die das Orientalische in sich verarbeitet hatte, sondern noch manches andre für die Zukunft Grundlegende. Erinnert sei nur an die im achten Jahrhundert bei den Griechen sich allgemein verbreitende Schrift; die alte kretische war längst verschollen; auch hier mußte ganz neu begonnen werden, auch hier geschah es im direkten Anschluß an den Orient, die phönikische Schrift wurde als Grundlage benutzt. Und auch hier zeigt sich eine wesentliche Eigenschaft dieser archaisch-griechischen Kultur: die Spaltung in eine Menge individueller Zentren. Die Schrift nahm bei jedem der verschiedenen Stämme und Staaten sofort verschiedene Gestalt an. Und eine andre große Schöpfung: das Geld, die Münze. Es war eine geniale, im griechischen Osten wohl um die Wende des achten und siebenten Jahrhunderts entstandene Idee, das gewogene Stück Edelmetall, das längst dem Handelsverkehre diente, durch einen Stempel des Staates, der die Garantie des Gewichtes übernahm, zur Münze zu machen. Und auch hier wirkte jene politische Zersplitterung, indem die Münze sofort in jedem Staate eine andre wurde und der höchsten künstlerischen Mannigfaltigkeit der Boden bereitet wurde.

Voran ging in dieser Epoche in allem der Osten, insbesondere Jonien, wo eine überaus lebhafte, begabte Bevölkerung saß, bei der die epische Gestaltung der Heldensage ihre endgültige Fassung gewonnen hatte. Hier saßen die Reste der einstigen Träger der mykenischen Kultur, hier finden wir auch eine Art der Kunstbegabung, die uns in mehr als einem Zuge an jene kretisch-mykenische erinnert.

Alles Neue, alle belebende Anregung kam in dieser archaischen Periode von Osten, zunächst der Anstoß, sich überhaupt aus den Banden des geometrischen Stiles zu lösen; dann eine Fülle neuer Formen. Man hatte genug zu tun im griechischen Mutterlande und auf den Inseln, die von Osten einströmenden Anregungen zu verarbeiten. Allein diese Verarbeitung ist nicht zu unterschätzen, durch sie entstand erst die eigentliche archaische Kunst, die die kleinasiatischen Jonier allein nicht zu schaffen imstande gewesen waren. Man blieb doch allzeit drüben in Kleinasien viel zu abhängig vom Orientalischen, und man akzeptierte gern die Resultate der im Westen vorgenommenen selbständigeren Verarbeitung. So greifen Osten und Westen, Kleinasien und Hellas frühzeitig eng ineinander und ergänzen sich gegenseitig. Bei aller Bewunderung für die anregende Kraft und die natürliche Begabung Joniens muß man doch vor einer Überschätzung derselben warnen und bedenken, daß die eigentlich selbständig gestaltende Kraft doch mehr auf den Inseln und in Griechenland selbst zu Hause war. Den zwingendsten Beweis für die künstlerische Bedeutung des letzteren Kreises bietet die Architektur des dorischen Stiles. Hier auf dem Gebiete der Architektur finden wir eine scharfe Scheidung zwischen hüben und drüben; in den figürlich bildenden Künsten begegnen wir einem engeren Ineinandergreifen, einem innigeren Verschmelzen der nüchtern streng gestaltenden dorischen und der üppigen phantasievoll lebendigen ionischen Weise.

Von der Zeit des Unterganges der mykenischen Kultur bis in das siebente Jahrhundert hinein fehlte in Griechenland vollständig eine monumentale Kunst. Erst jetzt waren durch den neuen mächtigen Aufschwung, durch die intensive Berührung mit Ägypten und dem Orient, durch Handel und Verkehr, Reichtum und Macht die Bedingungen gegeben, um eine monumentale Kunst hervorzurufen. Nicht wenig trug dazu bei das Auftreten einzelner mächtiger Persönlichkeiten, die in den wichtigsten und reichsten Städten die Gewalt an sich rissen, die sogenannten Tyrannen, deren Blütezeit eben diese archaische Epoche ist. In ihnen war der Ehrgeiz lebendig, es den Fürsten des Orients und Ägyptens gleichzutun, mächtige Statuen und große Tempel zu errichten. Doch in diesem Ehrgeize wetteiferten bald mit ihnen die freien Staaten. Die Kypseliden von Korinth (deren Herrschaft schon um 581 zu Ende ging) weihten noch Olympia ein kolossales in Goldblech getriebenes Bild des Zeus; allein auch der Staat der Naxier, um nur ein Beispiel zu nennen, stellte auf Delos ein gewaltiges Steinbild des Apollon auf. Wie anregend das Vorbild des Orients war, zeigt Cypern, wo sich unter unmittelbarem Einfluß die monumentale Rundplastik besonders früh und reich entwickelte, freilich ohne eigene künstlerische Bedeutung.

Große lebens- und überlebensgroße Statuen aufzurichten, war eine Aufgabe, die dem einfachen Menschen des frühen Altertums keineswegs so natürlich vorkommen konnte wie uns, die wir so sehr daran gewöhnt sind. Die so reich entwickelte kretisch-mykenische Kultur, die doch eine monumentale Architektur ausgebildet hatte, hat sich von jener Aufgabe ganz ferngehalten. Ferner ist zu bedenken, daß auch die assyrische Kunst die Rundplastik in größerem Maßstabe nur ganz wenig angewendet hat. Das alte Heimatland der monumentalen statuarischen Plastik ist Ägypten. Von hier aus drang sie in dessen Einflußsphäre vor. Es ist auffällig und bedarf der Erklärung, daß die kretisch-mykenische Kultur, obwohl sie mit Ägypten in so intimer Beziehung stand und obwohl der Hof mächtiger Fürsten einen geeigneten Boden gab, doch monumentale Rundplastik verschmäht hat. Allein jener altkretischen Kunst fehlte offenbar ganz der Sinn für die Ruhe und Geschlossenheit monumentaler Plastik. Sie hatte nur Sinn für die Äußerung von Leben, Bewegung, Energie. Die monumentalen ägyptischen Statuen müssen ihr gar starr und leblos vorgekommen sein; dergleichen nachzuschaffen lockte sie durchaus nicht; aus sich heraus aber mit einem Male große Statuen mit natürlicher Bewegung zu schaffen, also das zu tun, was später die hellenische Kunst in angestrengter langer Arbeit erreichte, dazu war sie nicht fähig; dies war ein Ding der Unmöglichkeit; so ließ sie denn monumentale Rundplastik überhaupt beiseite.

Daß die folgende Epoche des Kulturrückganges sie nicht kannte, bedarf keiner Erläuterung. Die Bedingungen waren erst wieder gegeben, als jener große Aufschwung der archaisch-griechischen Kultur eingetreten war. Nun konnte Ägypten als Vorbild wirken; der durch die Schule geometrischen Stiles gegangene Kunstsinn wurde durch die starre Ruhe der monumentalen Tier- und Menschenbilder Ägyptens durchaus nicht abgeschreckt, ja sie war ihm sympathisch. Man fühlte das Mächtige und Große in ihr. Es ist sehr charakteristisch, welch große Rolle gerade in der frühesten griechischen Monumentalplastik die Kolossalfiguren spielen; gerade die Größe der ägyptischen Statuen war es, die besonders imponierte und zur Nachahmung anspornte.

Wie in Ägypten diente die monumentale Plastik in Griechenland anfänglich nur dem Heiligtum der Götter, wo die Statuen als Weihgeschenke aufgestellt wurden, und dem Heiligtum der Verstorbenen, dem Grabe, wo sie auf demselben als Denkmal errichtet wurden. Die letztere Verwendung war die weniger häufige, die erstere die gewöhnliche. Jene Statuen der Heiligtümer waren Votive; für die Kulturbilder der Gottheiten selbst verwendete man die monumentale Plastik erst relativ spät; für sie genügten lange die alten Kultursymbole oder die kleinen alten Idole. So gab es Heiligtümer, die gar kein Kulturbild oder nur ein kleines in einer bescheidenen Kapelle besaßen und die doch monumentale Votivstatuen in stets wachsender Zahl erhielten. Solche Fälle sind namentlich auf Cypern deutlich zu beobachten, wo sich im siebenten bis sechsten Jahrhundert die Heiligtümer mit einem wahren Walde von Votivstatuen verschiedenster Größen bedeckten, während Tempel noch ganz fehlten oder von bescheidenster Art waren.

Die alten noch in späterer Zeit für hochheilig gehaltenen Idole waren alle relativ klein; für sie genügte eine kleine Ädikule oder Kapelle. Viele Heiligtümer haben bis in späterer Zeit sich damit begnügt. Doch an den vornehmeren Plätzen ging man weiter und besonders da, wo es galt, alles von Grund aus neu zu schaffen, wie in den Kolonialstädten, folgte man dem neu erwachten modernen Bedürfnisse, dem nach monumentaler Kunst.

Es entstand im siebenten Jahrhundert in Griechenland nicht nur eine monumentale Plastik, sondern auch eine monumentale Architektur.

Diese konnte aber nicht mehr im Dienste von Fürsten stehen, nicht Paläste und Prachtgräber waren ihr Gegenstand wie in der alten kretisch-mykenischen Kultur. Inzwischen war ja die große Wandlung in Griechenland vorgegangen, die an Stelle jener Könige die Stadt gesetzt hat. Die Stadt oder der Staat — beide Begriffe waren im damaligen Hellas ja identisch —, der Stadt-Staat war jetzt der Herr; und diesem dienten selbst die Tyrannen, die sich nur als Führer des Staates ansahen und sich diesem unterordneten. Die Tyrannen haben keine Paläste gebaut, wohl aber Tempel und gemeinnützige Anlagen für die Stadt.

Das oberste Interesse des Staates sind seine Götter, seine erste Pflicht ist der Kultus der ihn beschützenden, ihm eigenen Gottheiten. Drum konnten monumentale Bauten jetzt nur im Dienste der Götter entstehen. Das alte Anaktenhaus verdankte dem Einzelwillen eines mächtigen Fürsten seine Entstehung; für den Kult der Götter sorgte er allein; Altar und Hain und Kapelle genügten für sie, die Kunst stand ganz im Dienste des Fürstenhauses, das Volk zählte nicht. Anders jetzt. Die Kunst hatte nun dem Staate zu dienen, und die oberste Aufgabe der Architektur wurde naturgemäß das Haus der Götter, der Tempel, das Haus der Beschützer des Staates; an ihm hatte jedes Glied der Gemeinde das gleiche Interesse. So entstanden im siebenten Jahrhundert zum Teil an derselben Stelle, wo vordem der Palast des Fürsten gestanden hatte, der der Gemeinde dienende Tempel.

Doch auch profane Bauten verlangte der Staat. So wie die alte mykenische Herrenburg, wenigstens auf dem griechischen Festlande, sich mit einem starken Mauerring umgeben hatte, so wünschte jetzt auch die Stadt ihren Schutz durch eine Mauer. Während manche Städte die neue Mode nicht mitmachten, entstand an andren Orten im siebenten bis sechsten Jahrhundert geradezu eine Manie, starke monumentale Steinmauern um die Stadt zu legen. Dabei begnügte man sich aber nicht, rohe Steine aufeinander zu türmen, wie es die „kyklopischen" Mauern der mykenischen Zeit tun; man erfand das System der polygonalen Mauer, die recht eigentlich eine archaisch-griechische Schöpfung ist. Die Werkstücke werden mit mannigfaltig wechselnden Winkeln und Kanten „polygon" aneinander gefügt. Bei sorgfältiger Ausführung gewährt der Anblick einer solchen Mauer einen eigenen ästhetischen Genuß: wie da Fuge an Fuge sich drängt, wie es hierhin stützt und dorthin drückt, das ist ein lebendiges Spiel der Kräfte, das hier dem Auge offen vorgelegt wird; nicht ein ruhiges Lasten, ein bewegtes Stemmen und Drängen wird hier

symbolisiert, und keine andre Mauerart vermag wie diese so sehr die Idee des fest ineinander greifenden Gefüges zu vermitteln.

Auch andre Nutzbauten entstehen, insbesondere Wasserleitungen und Brunnenanlagen, die der Gemeinde dienen. Wir wissen zufällig, daß gerade einige berühmte Bauten dieser Art von Tyrannen herrührten.

Indes die Hauptaufgabe blieben die Tempel der Gottheiten und Heroen. An ihnen haben sich die festen Kunstformen der Architektur ausgebildet, die dann auf die verschiedensten andren Aufgaben übertragen wurden.

Ein Tempel, ein Haus für die Gottheit, war durchaus kein notwendiger Bestandteil eines griechischen Heiligtums, ebensowenig wie ein Götterbild. Ja es ist kein Zweifel, daß der griechische Kultus beides ursprünglich gar nicht kannte. Und als man Götterbilder einführte, genügten kleine Kapellen lange, um sie zu bergen. Um monumentale Tempel zu errichten, dazu bedurfte es eines äußeren Anstoßes. Aus der bloßen „anthropomorphen" Vorstellung der Gottheiten haben sie sich keineswegs, wie man gemeint hat, entwickelt. Im Gegenteil, als sie zuerst entstanden, war die griechische Religion ernster, strenger geworden, und das Unfaßbare und Erhabene der Gottheiten wurde viel intensiver empfunden als zur Zeit der Blüte des Epos, wo die Sänger in den Anaktenhäusern in der Vermenschlichung der Gottheiten bis ins Frivole gehen durften.

Jenen Anstoß hat ohne Zweifel wieder Ägypten geboten, das Land, in dem das monumentale Haus der Götter seit alters gewöhnlich war. Von Ägypten her war die Sitte, wie so vieles andre, nach Syrien gedrungen. Sie trat den Griechen in diesem Kreise überall entgegen.

So begann man auch in Griechenland der Gottheit ein monumentales Haus zu bauen — der Gottheit, nicht dem Götterbilde. Es ist ein verbreiteter Irrtum zu meinen, die Tempel seien aus dem Bedürfnis entstanden, das Götterbild zu bergen, und dies sei ihr wesentlicher Zweck. Sie sind vielmehr ein Wohnhaus der Gottheit, und diese wohnt darin, auch wenn sie kein Kultbild besitzt. Es ist nur notwendig, daß ihr der Bau geweiht, konsekriert wird, dann ergreift sie von ihm Besitz. Der Zweck war also ein rein gedachter, idealer, von praktischem Bedürfnis freier. Zur Bergung des Kultidoles genügte eine Ädikula, da war kein monumentales Haus notwendig. Umgekehrt hat aber dann die Existenz des großen Gotteshauses dahin gewirkt, daß man auch ein stattliches großes Kultbild hinein stellte. Nicht immer freilich; der berühmte große Tempel des Apollon in Delphi scheint ein Kultbild niemals besessen zu haben, und der Tempel des Zeus von Olympia stand Jahre lang, ehe man sich entschloß, ein großes Kultbild von Phidias hereinarbeiten zu lassen.

Wie nun der ägyptische Tempel sich in den wesentlichen Zügen an den ägyptischen Hausbau anschloß, so nahm der griechische Tempel als Grundlage seines Planes jenen alteuropäischen Typus des Wohnhauses, den wir in Troia und in den mykenischen Palästen des Peloponnes kennen gelernt haben und der sich in schlichter Gestalt gewiß in den einfachen Kapellen der nachmykenischen Zeit erhalten hatte: es ist ein ringsgeschlossener rechteckiger Saal, der seinen

Zugang an der einen Schmalseite hat, wo ihm ein kleiner Vorsaal vorgelagert zu sein pflegt, der sich mit zwischen die Wandpfeiler gestellten Säulen nach außen öffnet. Dieser Typus des alten „Megaron" ist auch der Grundtypus aller griechischen Tempel.

Da wo in dem alten Hause der Platz des Herdes war, neben dem der Hausherr und die Hausfrau saßen, wo man zugleich die schützenden Geister des Hauses waltend dachte und ihnen Verehrung zollte, da war im Tempel der natürliche Platz des Kultbildes, wenn dieses vorhanden war, oder des Kultsymboles sowie des heiligen Tisches für die Gaben an die Gottheit. Die mit Schlachtung verbundenen Brandopfer mußten natürlich draußen im Freien auf dem Brandaltare dargebracht werden, den man nun zumeist in die Mittelachse des Tempels legte.

Das unerforschliche Walten der göttlichen Mächte liebt das Dunkel in ihrer Wohnstätte. Die ägyptischen Tempel — es sind uns dort noch Tempel mit vollem Dache erhalten — waren in den Haupträumen fast völlig dunkel; nur aus ganz schmalen in der Wand oder Decke gelassenen Ritzen strömt ein klein wenig Licht herein. Es war in Griechenland vermutlich nicht anders; allerdings ist kein griechischer Tempel mit Dach erhalten, allein man hat keinerlei Einrichtung zur Beleuchtung in den Baureſten nachweisen können. Bei geschlossener Tür war das griechische Gotteshaus wohl ganz dunkel oder empfing nur durch irgendwelche kleine Ritzen ein wenig Dämmerlicht. Nur wenn die Türflügel geöffnet wurden, was an allen Festtagen geschah, dann flutete das Licht in breitem Strome in den dunkeln Raum.

Das griechische Gotteshaus ist durchaus ein Haus für den Gott, nicht für die gläubige Gemeinde, die sich draußen versammelt. Je mächtiger und reicher der Gott oder vielmehr die ihn verehrende Gemeinde ist, desto größer und prächtiger wird das Gotteshaus angelegt; gewiß wird dann auch gern ein entsprechend großes Kultbild beschafft; allein dies ist nicht notwendig. Nicht jeder große Tempel hatte auch ein großes Kultbild und umgekehrt, manch großes Götterbild stand in relativ kleinem Tempel.

Wie schon in Troia und in dem mykenischen Palast der im Kopais-See belegenen Burg ein Haustypus vorkommt, dessen Saal in der Mitte der Längsachse folgend eine Reihe von Stützen zeigt, um eine größere Breite derselben zu ermöglichen, so finden wir dieselbe mittlere Stützenreihe auch in einigen altgriechischen Tempeln. Allein diese Anordnung hatte den Mißstand, daß der Raum in zwei Teile zerfiel, der doch einheitlich gedacht war und daß die mittlere Säulenstellung in die Achse der Tür fiel, wenn diese wie gewöhnlich in der Mitte angebracht wurde. Man hat deshalb in archaischer Zeit bei großen Tempelbauten lieber die Cella recht langgestreckt angelegt, um sie mit einem Deckbalken überdecken zu können und keine Mittelstütze zu brauchen. Später hat man bei großen Tempeln dazu gegriffen, zwei Reihen von Innenstützen in die Cella zu legen, und zwar so, daß ein breites Mittelschiff und zwei ganz schmale Seitenschiffe entstanden. Dies ward im fünften Jahrhundert der kanonische Typus für große Tempel.

Zuweilen findet sich bei archaischen Tempeln speziell in Sizilien am Ende der Cella noch ein kleiner abgetrennter Raum, das Allerheiligste, das Adyton. Darin wird ein Einfluß ägyptisch-phönikischer Kultur zu sehen sein, denn in jenem Kreise endet der Tempel immer in einer oder mehreren verschlossenen Kammern.

Was wir betrachtet haben, ist der Kern des griechischen Tempels, seine Cella. Wie jener alte Haustypus des Megaron ist er ein ringsabgeschlossenes Ganzes, das nichts weiter bedarf und nicht eingegliedert und eingebaut ist in ein System von Vor- und Nebensälen, Vorhallen und Höfen, wie es das ägyptische Gotteshaus in der Regel war. Dieser Grundtypus des griechischen Tempels war entscheidend für seine künstlerische Gestaltung: die Idee einer nach allen Seiten hin abgeschlossenen Einheit wurde die dominierende im griechischen Tempelbau; durch sie allein erhob sich dieser künstlerisch weit über den ägyptischen.

Allein für diese Idee der ringsum abgeschlossenen Einheit wurde der volle künstlerische Ausdruck erst gefunden durch eine Schöpfung, die, wenn sie auch nicht ganz ohne fremde Anregung geschah, doch zu den allergenialsten der griechischen Kunst gehört, durch den Peripteros. Dieser ist eine Zutat zu der Cella, dem Hause des Gottes, ein Umgang von Säulen, der mit dem praktischen Zwecke des Baues gar nichts zu tun hat, sondern von rein künstlerischer Bedeutung ist.

In Ägypten gab es auch kleine isolierte Tempelchen, die nur aus einer Cella bestanden, die rings von Stützen umgeben war. Hier war die Grundidee des Peripteros schon vorhanden. Doch konnte der Ägypter die Stützen wenigstens der Ecken nicht anders denken als eckig; er stellt jedenfalls an den Ecken, aber auch sonst, meist eckige Pfeiler um die kleine Cella. Es ist sehr wahrscheinlich, daß durch solche ägyptische Bauten den Griechen die Anregung zu ihrem Peripteros gekommen ist. Allein sie wählten die runde Säule als Stütze ringsherum und gestalteten das Ganze zu monumentaler Wirkung. Die ununterbrochene Reihe der Säulen ringsum verstärkte den Charakter der geschlossenen Einheit, so daß er zu einem mächtigen Akkord anschwoll; das Starre und Harte, das der ägyptischen Pfeilerstellung anhaftete, war in lebendig wirkende runde Form verwandelt.

Zunächst wurde der Säulenumgang nur als eine fein verschönernde Zutat zur Tempelcella empfunden und dementsprechend nicht in bestimmte Beziehung zu der Cella gesetzt, sondern nur frei und lose herumgelegt; selbst die Architravhöhe von Cella und Peripteros war oft verschieden. Bald schloß man die beiden Teile aber enger aneinander und verband sie durch genaues Entsprechen und Ineinandergreifen ihrer Formen.

Der Peripteralbau ist ohne Zweifel im Kreise der dorischen Architektur entstanden, nicht der ionischen. Nur das an allen Seiten gleiche dorische Säulenkapitell war für die Aufstellung an einer freien Ecke geeignet; das ionische Kapitell, das Vorder- und Nebenseiten hat, konnte nur durch eine seinem Wesen widersprechende, als unschöner Notbehelf wirkende Umgestaltung für die Ecken verwendet werden. Die großen ionischen Tempel, die im sechsten

Jahrhundert in Kleinasien entstanden und peripterale Anlagen zeigen (Ephesos, Samos), stehen bereits unter dem Einflusse des dorischen Tempelbaues, der sich früher zu monumentaler Gestaltung entwickelt und der die Peripteralanlage geschaffen hat.

Die dorische Säule steht in einem offenbaren Zusammenhange mit der der alten kretisch-mykenischen Architektur. Ebenso wie jene ist auch sie, zum Unterschiede von der ägyptischen Säule, eine rein tektonische Form, die nichts darstellen, sondern nur eine Funktion ausdrücken will. Ebenso wie jene zeigt auch sie als Übergang vom runden Stamm zu der viereckigen Auflageplatte, dem Abacus, einen runden Wulst mit einer Einziehung darunter; diese letztere ist an einigen alten dorischen Kapitellen der an der mykenischen Säule besonders ähnlich und auch wie dort mit aufrecht stehenden Blättchen geziert. Der Wulst aber ist anders, er ist nicht gleichmäßig rund, sondern er steigt schräg empor und ist oben gerade abgeschnitten; es ist der „Echinus" des dorischen Kapitells. Trotz dieses Unterschiedes ist aber der Zusammenhang unverkennbar.

Gleichwohl bildet die Säule nicht nur, sondern der ganze ausgebildete archaisch-dorische Bau einen starken Gegensatz gegen den mykenischen. Die Säulen des letzteren verjüngten sich pfahlartig nach unten, sie wirkten dadurch dünn und leicht; und auf ihnen ruhte nicht ein schwer lastendes Gebälk, sondern es folgten über ihnen gleich die leichten Rundhölzer der Decke. Der ganze Bau muß außerordentlich verschieden gewirkt haben, dort leicht, heiter geschmückt, hier schwer, voll wuchtiger, ernster Gewalt.

Wie ist dieser Gegensatz zu erklären? — Der mykenische Säulenbau war im wesentlichen Holzbau, der dorische, den wir vergleichen, ist Steinbau. Gewiß liegt hierin ein guter Teil der Erklärung jenes Unterschiedes; Steinsäulen konnte man nicht nach unten sich verjüngen lassen. Allein der Unterschied der Technik genügt nicht, um jenen Stilgegensatz zu erklären; die ionische Architektur kennen wir auch nur als Steinbau, und doch hat sie in ihrem leichten lockeren Charakter, in den weitgestellten dünnen Säulen die wesentlichen Züge des Holzbaues bewahrt. Ganz abzuweisen ist eine Theorie, die versucht, die Wucht des dorischen Baues durch das vermeintliche schwere horizontale Lehmdach zu erklären, das er angeblich ursprünglich getragen habe; für den wuchtigen dorischen Bau ist ja nur das Giebeldach bezeugt, und der mykenische Bau, der vielleicht das horizontale Lehmdach hatte, wurde ja gerade von den leichten nach unten dünnen Holzsäulen gestützt. Jene Annahme beruht auch auf der falschen Voraussetzung, daß es jemals einen dorischen Holzbau von den wuchtigen Proportionen der uns erhaltenen alten Steinbauten gegeben habe. Es haben sicher niemals dorische Säulen und Gebälk aus Holz existiert, die den erhaltenen gewaltigen steinernen gleichartig waren.

Dafür gibt es sogar einen Beweis: der etruskische Baustil, denn dieser repräsentiert uns offenbar die Stufe des altgriechischen Baues, *bevor* er monumentaler Steinbau wurde und bevor die Peripteralanlage eingeführt war. Der tuskische Baustil, noch rein für Holzbau bestimmt, ist zweifellos nicht eine selbständige italische Erfindung, sondern aus Griechenland übertragen.

Der Zusammenhang der tuskischen mit der mykenischen und der dorischen Säule ist evident; doch ist es deutlich, wie sie der mykenischen noch viel näher steht als der ausgebildeten dorischen Steinsäule. Die Formen des Gebälkes, Triglyphon und Geisen, waren noch nicht entwickelt zur Zeit der Übertragung; der hölzerne Aufbau wurde durch ein sehr weit ausgreifendes Giebeldach geschützt. Die Gliederung des Gotteshauses selbst in drei Zellen ist wahrscheinlich durch ägyptischen Einfluß zu erklären, der sich in Etrurien so vielfach mit griechischem kreuzt: in Ägypten war das Allerheiligste in der Regel in drei Zellen geteilt. Die Übertragung des tuskischen Baustils aus Griechenland wird wohl im früheren siebenten Jahrhundert stattgefunden haben; der monumentale dorische Steinbau begann dort erst gegen Ende jenes Jahrhunderts. Wie so vieles einmal Übernommene hatten die Etrusker auch jene frühen Bauformen zähe bewahrt und uns dadurch einen kleinen Einblick in das Werden des dorischen Stils verschafft.

Der Charakter mächtiger Gewalt, den wir am altdorischen Bau so mächtig empfinden, kam also erst in ihn mit dem monumentalen Steinbau. Und bei diesem ist gewiß nicht zu vergessen, wie entscheidend wichtig um jene Zeit die Anregung durch die ägyptische Kunst auf die griechische war. So wie die monumentale Rundplastik, so ist auch der monumentale Steinbau damals zunächst durch das ägyptische Vorbild angeregt worden. Mächtige schwere, enggestellte Steinsäulen waren in Ägypten seit alters zu Haus, und sie verfehlten ihre Wirkung nicht auf die empfänglichen Griechen.

Doch das eigentlich Entscheidende für die Bildung der monumentalen dorischen Formen waren nicht äußere Einflüsse und technische Bildung, sondern das eigene innere künstlerische Wollen, und die gleiche Epoche hat in dem ionischen Baustile so etwas ganz Verschiedenes hervorgebracht.

Die Schwere der nach unten besonders dicken, eng gestellten Säulen mit dem gedrückten weit ausladenden Kapitell, die hohe schwere Masse des darüber lastenden Gebälkes, die mächtigen Proportionen des Ganzen, die den altdorischen Steinbau auszeichnen, sind wesentlich Folge des auf gewaltige monumentale Wirkung ausgehenden Kunstwollens seiner Schöpfer.

Auch die Idee des Peripteros, die speziell dorisch ist, mußte dahin führen: wenn der Bau ringsum nur das sich immer wiederholende Bild der Säule zeigen sollte, wenn die Säule das Hauptmotiv des Außenbaues wurde, so durften die Säulen, um zu wirken, nicht dünn, locker und weit scheinen, sondern gedrängt und massig.

Und wenn man ein schweres hohes Gebälk von Stein auf die Säulen auflegen wollte, um dadurch zu wirken, mußte man schon aus technischen Gründen die Säulen eng stellen, da man so schwere Steinbalken nicht lang gestreckt herstellen konnte. So wirkten äußere und innere Gründe ineinander, um jenes von dem alten Holzbau so total verschiedene gewaltige Bild des altdorischen Steintempels zu erschaffen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Amerikanische Reisebilder.

Von

Gustaf Dickhuth.

IX.

Amerikanische Landsitze in den von mir bereisten Gegenden, das heißt also in den atlantischen Küstenländern, haben eine gewisse Ähnlichkeit mit englischen Herrensitzen. Weiter im Westen, in dem großen Mississippibecken, ist das Wohnhaus zugleich der Mittelpunkt für einen ausgedehnten landwirtschaftlichen Betrieb. In den östlichen, wesentlich auf Industrie gestellten Staaten haben die großen Landbesitzer in der Regel mit der wirtschaftlichen Ausnutzung des Bodens nichts zu tun. Für die Lage des Hauses und die Einrichtung einer weithin reichenden Umgebung ist lediglich die Rücksicht auf landschaftliche Schönheit maßgebend.

Es war mir vergönnt, einige Tage auf einem solchen Herrensitze zu verleben in der Nähe von Saratoga Springs.

Recht im Gegensatz zu den luft- und lichtlosen Häusern der amerikanischen Städte ist das ganze Gebäude mit hohen, breiten Fenstern und Glastüren so durchbrochen, daß die wundervolle Waldfrische mit den Sonnenstrahlen in breiten Strömen hereinfluten kann. Vorspringende Türme, Erker und Giebel gliedern den trotzigen Steinbau in malerisch reizenden Umrissen. Vom Fuß der Mauern senkt sich eine weite Rasenfläche hernieder zu einem ausgedehnten Rosengarten, dessen Anfang abgegrenzt ist durch eine von weißen Marmorsäulen gebildete Pergola. Aus weißem Marmor sind auch die breiten, flachen, mit Statuen besetzten Treppen, die in die Tiefe des Rosengartens herniedersteigen, die Balluſtraden und die antiken Torwege, die dieses Blütenreich abschließen gegen den meilenweit sich ringsherum ausdehnenden Wald.

Von der Höhe am Hause schweift der Blick über das weite Waldtal, an dessen jenseitigem Rande lange Hügelketten terrassenartig aufsteigen, bis die letzten Höhen in dem veilchenfarbigen Dunst des fernen Horizontes sich verlieren.

Wenige hundert Schritte hinter der Rückseite des Hauses zieht sich eine tiefe, enge Schlucht entlang, deren Gänge mit alten Bäumen und dichtem

Unterholz bestanden sind. Ein schnell fließender Bach rauscht durch die Ruinen einer verlassenen Mühle, und in der glatten Fläche des Mühlenteiches spiegelt sich das Abbild einer kleinen Kapelle.

Es will Frühling werden. Noch stehen die Baumriesen kahl und starr, aber zu ihren Füßen regt sich schon das neue Leben, über den Gerten der Weiden und Haselnußsträucher schwebt es wie ein violetter Hauch, und aus dem welken Laub hebt schüchtern die Anemone ihr feines Köpfchen. Auf der weiten Rasenfläche liegt warmer Sonnenschein, und das leise Summen der Insekten schwirrt durch die weiche Frühlingsluft.

Die innere Einrichtung des Hauses ist fürstlich und, was ich auch hier wieder hervorheben muß, urbequem. Wie oft, wenn mir europäische Schlösser gezeigt wurden, hatte ich das Gefühl: hier möchtest du nicht begraben sein. Die ganze Pracht so kahl, so frostig, so ungemütlich. Hier atmet alles die äußerste Behaglichkeit.

Eine kleine Äußerlichkeit. In jedem Gastzimmer befinden sich Wandschränke, die so tief hineingehen, daß sie fast kleinen Zimmern gleichen. Beim Öffnen der Tür entzündet sich von selbst eine elektrische Beleuchtung, die wieder erlischt, sobald die Tür geschlossen wird. Daß jedes Gastzimmer ein eigenes Bad hat, eine luxuriöse Wascheinrichtung, daß Tag und Nacht warmes Wasser aus der Leitung zur Verfügung steht, das alles ist in Amerika selbstverständlich.

Die sehr zahlreiche, tadellos geschulte und mit vornehmer Einfachheit gekleidete Dienerschaft fällt um so mehr auf, als in Amerika Dienstboten kaum zu bezahlen sind. Selbst leidlich gut situierte Familien pflegen sich in der Stadt zu behelfen mit einer Aufwartefrau, die nur auf kurze Zeit erscheint, um die gröbsten Arbeiten zu besorgen. Kellner, Hausknechte, Liftjungen, Stiefelputzer, Köche sind fast durchweg Schwarze. Für persönliche Dienstleistungen ist auch der arme Amerikaner im allgemeinen nicht zu haben, wenigstens nicht gegen die anderwärts übliche Bezahlung. In den Hotels muß man sich, wenn man keinen eigenen Diener mitgebracht hat, die Kleider selber bürsten. Und für reinigen und blank machen der Stiefel gibt es in den unterirdischen Geschossen einen Raum, wo dies Geschäft für etwa fünfzig Pfennige besorgt wird. Wer nicht im Hotel wohnt und sich seine Stiefel nicht selber wichsen will, der findet fast an jeder Straßenecke einen etwas erhöhten Stand, etwa wie an Kranzlers Ecke, wo er auf die Vorübergehenden herabsehen kann, während seine Fußbekleidung einen frischen Glanz erhält.

Wer, wie in Saratoga, eine zahlreiche weiße Dienerschaft hält, der muß dafür nach unsern Begriffen ein Vermögen ausgeben.

Der Aufenthalt auf dem Lande mit seiner beschaulichen Ruhe, mit dem Zauber einer friedevollen Umgebung führt die Menschen in kurzer Zeit näher zusammen als das hastige Treiben der großen Stadt. Und so war es mir beschieden, hier zu finden, was mir in New York nicht begegnet war: Menschen von höchster, edelster Lebensauffassung, von vollem Verständnis für die echten Lebenswerte; Menschen, denen aller Schmuck und Glanz ihres äußeren Daseins nur der reiche Rahmen ist, dem ernste Selbstzucht und warme Menschenliebe

einen unendlich wertvolleren Inhalt geben soll. Hier habe ich in unvergeßlichen Gesprächen nicht Worte, sondern Gedanken und Empfindungen ausgetauscht, die mich einen tiefen Einblick tun ließen in das Gemütsleben amerikanischer Frauen — einen Einblick, der wesentlich dazu beigetragen hat, mir ein eigenes, von dem allgemein verbreiteten etwas abweichendes Urteil über diese Frauen zu bilden. Ich werde in anderm Zusammenhange auf die Frauenfrage in den Vereinigten Staaten näher eingehen müssen, und breche deswegen hier ab, will aber die wenigen Bemerkungen über den herrlichen Landsitz bei Saratoga Springs nicht schließen, ohne ein Wort über die amerikanische Gastfreundschaft im allgemeinen zu sagen. Und da muß ich es unumwunden aussprechen: nirgends, soweit ich die Welt kenne, wird man so aufgenommen wie in Amerika. Hier herrscht eine Gastfreundschaft wie in den Tagen des Homer; der Fremde wird empfangen wie ein lang erwarteter, ersehnter Freund, mit warmer Herzlichkeit, mit lauter Äußerung der Freude. Die zarteste, aufmerksamste Sorge umgibt ihn von früh bis spät, sie folgt ihm — auch ganz nach antikem Muster — auf seinem Reisewege bis zum Hause des nächsten Gastfreundes. Selbst das zu Homers Zeiten übliche Gastgeschenk wird manchmal beim Abschied mitgegeben.

Um die Unbequemlichkeiten der Eisenbahnfahrt zu verringern, stellen reiche Leute ihre mit behaglichem Luxus eingerichteten Privatwagen zur Verfügung, die meist aus mehreren Salons bestehen, darunter Speisezimmer, geräumiges Schlafzimmer und Balkon. Oft gibt der Besitzer des Wagens eine Strecke weit das Geleit. Verläßt er uns, so sorgt sein zurückgelassener Diener für die Erfüllung jeden Wunsches. Lunch und Diner werden tadellos serviert, und selbst Blumen schmücken den Wagen in Hülle und Fülle. Auf Zwischenstationen erscheinen Freunde unsres Gastfreundes, die ein Automobil zur Verfügung stellen, um eine oder zwei Viertelstunden des Wartens abzukürzen, und so wird man auf Schritt und Tritt von gütiger Fürsorge geleitet. Ich verkenne nicht, daß die Betätigung der Gastlichkeit in solcher Form sehr erleichtert wird, wenn sehr große Geldmittel zur Verfügung stehen, aber es ist wahrlich nicht das Geld allein. Nein, es ist eine unmittelbare, zu Herzen gehende Liebenswürdigkeit dabei, die — wenn ich so sagen soll — etwas kindlich Ursprüngliches hat. Dieselben Amerikaner, die im Geschäft von einer geriebenen Hinterhaltigkeit sind, sind im geselligen Verkehr von einer gewinnend vertraulichen Offenheit. Vieles haben die Bürger der Vereinigten Staaten von den Engländern bewahrt oder angenommen, aber nicht deren Zugeknöpftheit. Reserviert ist der Amerikaner nur im Geschäft, nicht in der Gesellschaft. Man kann sogar manchmal einen auffallenden und für unsre Gewohnheit nicht sympathischen Mangel an Reserve bemerken. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Amerikaner die denkbar liebenswürdigsten Wirte sind, und das gilt ausdrücklich nicht nur für Privatpersonen, sondern auch da, wo die Behörden, die Regierungen für die Wohlfahrt und die Unterhaltung der Gäste sorgen. Wer wirklich wohltuende Gastfreundschaft genießen will, der muß nach den Vereinigten Staaten gehen.

X.

Keine Frage ist nach meiner Rückkehr aus Amerika so oft an mich gerichtet worden wie diese: „Haben Sie den Präsidenten gesehen? Welchen Eindruck hat Roosevelt auf sie gemacht?“ Man beschäftigt sich in Deutschland viel mit der Persönlichkeit dieses interessanten Mannes, und ich kann nicht leugnen, daß ich gespannt war, ihn kennen zu lernen. Zum erstenmal sah ich den Präsidenten bei der Ausstellungsfeier in Jamestown.

Man hatte dort, unmittelbar am Meere, an der Mündung des Potomac, eine Ausstellung gebaut, die eine rückblickende Übersicht geben sollte über alle Fortschritte und Errungenschaften von der Gründung der Virginischen Kolonie bis auf den heutigen Tag.

Für die Eröffnungsfeierlichkeit war eine Tribüne errichtet, nach Art der auf unsern Rennplätzen üblichen. Auf dieser Tribüne saß eine geladene Gesellschaft, in der unteren, vorderen Reihe war eine Loge für den Präsidenten freigehalten. Ein Raum von etwa zehn Schritt Breite war vor der Tribüne mit Stricken abgesperrt, jenseits des Strickes war eine weite Grasfläche dem Publikum freigegeben. Unter dem Volk waren wohl die Hälfte Frauen und Kinder.

Der Präsident fuhr an in dem freigelassenen Raum vor der Tribüne. Voraus zwei Offiziere zu Pferde, dann eine zweispännige Viktoria, einfach und geschmackvoll, hinterher noch mehrere Wagen mit Damen und Offizieren, dann wieder einige Reiter.

Der Präsident wird empfangen mit einer Kundgebung, die überall in Europa als Zeichen des Mißfallens aufgefaßt werden würde: Wildes Johlen und Gröhlen, dazwischen gellendes Pfeifen, die reine Katzenmusik. Roosevelt erhebt sich im Wagen und grüßt das Volk; der häßliche Lärm verstärkt sich so, daß man in Europa erwarten würde, jeden Augenblick Steine aus der Menge fliegen zu sehen. Es soll aber Beifall sein.

Die Feier beginnt — wie immer in Amerika — mit einem langen Gebet. Es folgt eine noch längere Rede des Ausstellungs-Präsidenten.

Nun kommt Roosevelt. Mit jugendlich rascher Bewegung steigt er — nein springt er auf einen Tisch, begrüßt von einem wahren Indianergeheul. Er wartet, bis Ruhe eingetreten ist, dann beginnt er. Er spricht langsam, sehr deutlich, die Anfangssilben der Worte eigentümlich dehnend, mit auffallend scharfem rhetorischen Accent auf der Tonsilbe. Das Wort delicious klingt wie: de—e—e—licious. Er spricht an der Hand von Notizblättern, doch wirkt seine Rede wie improvisiert durch den lebhaften, von Kopf- und Handbewegungen unterstützten Vortrag und durch die zahlreichen Einfälle, die ihm offenbar während des Sprechens in den vorher überlegten Text hineinkommen.

Roosevelt ist der geborene Demagoge. Er kennt seine Leute ersichtlich ganz genau und weiß sie zu nehmen. Zuerst spricht er zum Volk: „Meine Freunde . . . .“ Er bittet sie, die Frauen und die Kinder nicht zu drücken und nach rückwärts Platz zu machen. Während er dann eine staatsmännische Programmrede vielfach an die Tribüne richtet, wendet er sich doch immer wieder zurück an die versammelte Menge. Ein General hat einige Reiter vorsichtig

in das Publikum reiten lassen, um das Gedränge zu entwirren; der Präsident unterbricht seine Rede, um die Reiter wieder fortzuschicken: Das Volk würde am besten und sichersten sich selbst in Ordnung halten. Mit aufmerksamen Augen sieht er alles, was rings herum vorgeht und nutzt es sofort aus, um Stimmung zu machen. Einen älteren Herrn bittet er, den Hut aufzusetzen: „Sie kennen die virginische Sonne nicht so wie ich."

Seine Rede wird mit spärlichem Beifall begleitet; sie kann unter freiem Himmel nur von wenigen verstanden werden. Um mich herum wird Form und Inhalt der Rede in leise geführter Unterhaltung kritisiert und besprochen. Einige Herren bewundern sehr diese gewissermaßen antike Form, in der das Staatsoberhaupt so unmittelbar zu einem freien Volke spricht. Für unser Empfinden hat es etwas Peinliches, einen großen Mann zu sehen, der durch den Zwang politischer Verhältnisse dahin gebracht wird, persönlich um die Gunst der urteilslosen Massen zu werben. Unwillkürlich taucht die Erinnerung auf an Shakespeares Volksszenen aus Julius Cäsar und Coriolan; wir verstehen den Ekel, mit dem diese Herrenmenschen ihre politische Rolle spielen, knirschend vor innerem Grimm. Wir verstehen auch, wie bei impulsiven Naturen von Zeit zu Zeit der Augenblick eintritt, in dem sie sich nicht mehr beherrschen können, in dem das alles herausbricht, was sie Tag für Tag in sich hineinwürgen.

Roosevelt ist im höchsten Grade Stimmungsmensch, und er hat nicht die lange Schule gehabt, in der europäische Fürsten und Staatsmänner die unendlich schwere Kunst der Selbstbeherrschung lernen. Überdies ist er durch seine Stellung nicht so geschützt wie jene Männer. Er muß jedem Rede stehen, dem es beliebt, ihn sprechen zu wollen, selbst jedem Reporter. So spricht er manchmal viele, viele Menschen an einem Tage; je nach der Stimmung des Augenblicks entschlüpft ihm dieses und jenes Wort und, wie so oft Menschen von lebhafter Phantasie, hat er ein schlechtes Gedächtnis für das, was er gesagt hat. So widerspricht er sich öfter als gut ist, muß widerrufen, wird gereizt und ungeduldig und schlägt dann gelegentlich einen Ton an, den der Amerikaner nicht gewöhnt ist und den er übel nimmt. Dazu kommt die tiefe, geradezu haßerfüllte Erbitterung gewisser Geldkreise, deren Treiben der Präsident empfindlich gestört hat. Wie weit diese Erbitterung der Wallstreet-Leute auch im übrigen Amerika vorhanden ist, darüber habe ich nichts Zuverlässiges erfahren können.

Eins nur ist gewiß: sachlicher Gegensatz und selbst persönlicher Haß sind nicht die gefährlichsten Gegner eines amerikanischen Staatsmannes. Der schlimmste, weil völlig unfaßbare Feind ist der kindische Instinkt der sich souverän fühlenden Massen; das amerikanische Volk ist als solches noch im Werden, es ist auf der Entwicklungsstufe, die bei dem heranwachsenden Knaben als Flegeljahre bezeichnet wird, und zeigt alle Eigenheiten dieser wenig anmutenden Periode. Ganz charakteristisch für diese Altersstufe ist das Streben, sich von der Autorität frei zu machen. Das Kind fügt sich ihr willig; der reife Mann läßt sie wieder gelten; der noch unreife sucht ihr zu entfliehen.

Dazu kommt nun hier das widerliche Treiben der politischen Presse, die an Schamlosigkeit alles hinter sich läßt, was wir in der Alten Welt kennen. So fehlt denn den Amerikanern zurzeit noch vollständig das Gefühl der Achtung vor bedeutenden Männern und ihren Leistungen; sie haben vor nichts Respekt. Besonders scharf kennzeichnet sich das in einer geflissentlichen Nichtachtung symbolischer Abzeichen. So ist die militärische Uniform der großen Masse nur ein joke. Charakteristisch für den Mangel an Pietät ist auch folgender Fall: eine erst vor zwölf Jahren gebaute Kirche mitten in New York hat man in diesem Jahre niedergerissen, um an ihre Stelle ein großes Hotel zu setzen. Man kann sagen, daß diesem Volke geradezu der Begriff der Ehrfurcht fehlt, und so fehlt denn auch den Allermeisten das Verständnis für eine so bedeutende Persönlichkeit wie Präsident Roosevelt. Die Amerikaner sehen nichts als eitle Anmaßung in dem leidenschaftlichen Streben dieses außerordentlichen Menschen, der durch seine Erfahrungen zu der Überzeugung gekommen ist, daß eine Regierung nur dann etwas leisten kann, wenn sie gefürchtet wird. Sie sehen nicht, daß ihre eigene eitle Anmaßung unendlich viel größer ist, indem sie wagen, dem Ungewöhnlichen die Wege vorschreiben zu wollen. Es soll niemand stehen über dem souveränen Volk, auch der Bedeutendste nicht; er muß herunter auf das Niveau allgemeiner Mittelmäßigkeit. Und so zerren sie an ihm — nicht aus Einsicht oder aus persönlichem Haß, sondern in kindischem Eigensinn, Dünkel und Übermut. Hinterher wird es ihnen vielleicht leid tun. Vielleicht auch nicht; denn Kinder haben kurzes Gedächtnis.

Trotzdem läßt sich nicht verkennen, daß weite Kreise einsichtiger Menschen tief ergriffen sind von dem ehrlichen Streben des Präsidenten, der dem ganzen Volke ein leuchtendes Beispiel ist an persönlicher Ehrenhaftigkeit und Lauterkeit. Es ist, als wolle in dem Volk eine Ahnung erwachen, daß Roosevelt der vom Schicksal gesandte Mann sein könne, der berufen ist, die Pest einer geradezu schauerlichen Korruption zu heilen. Dringt diese Auffassung in weiteren Kreisen durch, dann kann es wohl sein, daß der nächste Präsident ein ausgesprochener Roosevelt-man ist. Sogar eine neue Wahl Roosevelts wird von unterrichteten Männern für möglich gehalten und gewünscht. Aber freilich kann es auch sein, daß ein völliger Systemwechsel eintritt. Diese Dinge sind in den Vereinigten Staaten deshalb so unberechenbar, weil so viele anständige Menschen sich von dem politischen Leben zurückziehen, weil die Politik zum großen Teil von bezahlten Subjekten gemacht wird, die keinerlei Bedenken kennen, die vor keiner Gemeinheit zurückschrecken. Und daß die Wallstreet-Leute ihre ungeheure Macht rücksichtslos einsetzen werden, um den verhaßten Mann zu beseitigen, darüber kann nicht der geringste Zweifel bestehen.

In Washington hatte ich später Gelegenheit, noch eine zweite große Rede Roosevelts zu hören, bei der Enthüllung der Mac Clellan-Statue. Bewundernswert war die Geschicklichkeit, mit der er zu den Veteranen aus dem Bürgerkriege sprach, alle Töne anschlagend und genau abwägend, die auf die Masse wirken; dabei so sicher des Wortes, daß seine wohl durchdachte Rede klang wie die Eingebung des Augenblicks. So sprach Marcus Antonius zu den Veteranen Cäsars.

Im persönlichen Verkehr braucht der Präsident denselben schweren Tonfall wie in öffentlicher Rede. Er spricht etwas stockend; es ist, als ob er die Worte erst einfangen müßte hinter dem Zaun seiner starken weißen Zähne. Hat er sie, dann stößt er sie mit einer gewissen Vehemenz hervor. Die kleinen, tief liegenden Augen sind fast verborgen durch ein schief sitzendes Augenglas. Die offenbare Kurzsichtigkeit beeinträchtigt seinen Blick. Es macht fast den Eindruck, als ob er an dem Menschen vorbeisieht, mit dem er spricht. Während einer allerdings nur kurzen Unterhaltung im Weißen Hause ist es mir nicht gelungen, einen vollen Blick seiner Augen aufzufassen.

XI.

Washington macht einen ganz andern Eindruck als New York und Pittsburgh. Es sieht mit seinen breiten Avenuen, den vornehmen und geschmackvollen Häusern, den baumreichen Plätzen beinahe aus wie eine europäische Stadt. Nur der Zustand des Fahrdamms ist auch in den belebtesten Straßen ebenso erbärmlich als anderwärts. In Washington hat auch die Gesellschaft einen mehr europäischen Anstrich, indem durch die zahlreichen Mitglieder der verschiedenen Botschaften und Gesandtschaften eine in Amerika sonst ganz unbekannte Gliederung der Gesellschaft eintritt, in der Rangstellung und Geburt neben dem Geld eine gewisse Rolle spielen.

Der Präsident und seine Familie ziehen sich sehr zurück. Roosevelt sieht nur die Botschafter jährlich zum Diner bei sich, im übrigen finden von Zeit zu Zeit Empfänge statt, die immer nach demselben Programm verlaufen. An der Tür des Empfangsraumes wird der Eintretende vom Präsidenten begrüßt, der die Honneurs seines Hauses macht wie ein Privatmann. An der nächstfolgenden Tür empfängt Mrs. Roosevelt die Gäste. Ihr, wie ihrem Gemahl steht ein Adjutant zur Seite, der die Namen der Eintretenden nennt.

Das Weiße Haus, in einem parkartigen Garten gelegen, entspricht recht gut seiner Bestimmung als Wohnsitz für den höchsten Repräsentanten eines demokratischen Gemeinwesens. Es ist ein Mittelding zwischen großem Privathaus und Palais. Die Vorderfront ist gegliedert durch einen im Halbrund angeordneten Vorbau von Säulen, die durch beide Stockwerke bis zum Dach hinaufreichen. An die Rückseite schließen sich niedrigere Vorräume an, die in einer von dorischen Säulen getragenen Vorfahrt endigen. Das flache Dach dieser Vorräume ist zu einem Garten eingerichtet, in dem man auf bequemen Ruheplätzen den Tönen der Musik lauscht, die leise aus den Sälen herüberklingen. Ein eigenartig hübsches Bild, die im Schein des elektrischen Lichtes unter einem südlich warmen Nachthimmel plaudernd und lachend dahinwandelnden Paare, die Damen in ihren glitzernden Balltoiletten, und die Herren ausnahmsweise in Uniform, denn das Fest galt der Begrüßung der fremden Seeoffiziere, die zur Flottenparade nach Jamestown gekommen waren. Die Bewirtung ist die denkbar einfachste. In einem mäßig großen Raum stehen auf einem Tische Schalen mit Teegebäck, zu dem die Diener Tee und Limonade reichen. Störend für unsern Geschmack ist es, daß es im ganzen Weißen Hause nur schwarze Dienerschaft gibt, wie denn Washington über-

haupt sehr viel mehr schwarze Bewohner aufweist als New York. An den Anblick schwarzer Diener gewöhnt man sich bald, obgleich ich persönlich ein gewisses körperliches Unbehagen nicht habe überwinden können. Störender noch sind die Schwarzen, wenn sie unerwartet in andrer Umgebung auftauchen. Wenn man in dem landschaftlich wunderschönen Rock Creek-Park herumwandert, an dem Hang eines Tales inmitten blühender Büsche eine altersbraune Blockhütte liegen sieht, dann erschrickt man ordentlich, wenn aus der Türöffnung ein unförmig dickes altes Negerweib hervortritt. Je weiter man nach Süden kommt, desto stärker ist die Zahl der schwarzen Bevölkerung. In den sogenannten schwarzen Staaten überwiegen sogar die Neger; während in den nördlichen Staaten die weniger zahlreichen Farbigen ganz frei und ungehindert inmitten der weißen Bevölkerung verkehren, ist in den Südstaaten die Abneigung der Weißen so unüberwindlich, daß beispielsweise auf den Eisenbahnen und Straßenbahnen besondere Wagen für die Schwarzen eingestellt sind, die diese ausschließlich benutzen müssen. Die Negerfrage wird einmal große Schwierigkeiten verursachen. Die Zahl der Schwarzen innerhalb der Gesamtbevölkerung beträgt etwa zehn Prozent; da aber in der weißen Bevölkerung die Zahl der Geburten gering ist und stetig zurückgeht, während die Neger sich ungeheuer vermehren, so verschiebt sich das Verhältnis dauernd zugunsten der Schwarzen. Die Aufhebung der Sklaverei hat auf die Neger durchaus nicht so gewirkt, wie eine urteilslose und weichherzige Philanthropie von vornherein angenommen hatte. Unter strenger Aufsicht ist der Neger für viele untergeordnete Stellungen recht gut zu gebrauchen. Aber sich selbst überlassen, versagt er mit wenigen Ausnahmen. Die äußere Form der Sklaverei ist der Neger losgeworden, nicht aber die Sklaveninstinkte in seiner eigenen Brust.

Von den öffentlichen Gebäuden Washingtons ist das bedeutendste die National-Bibliothek, ein riesiger Granitbau im Renaissancestil. Unvergleichlich ist der Eindruck der kolossalen, von einer vergoldeten Kuppel überragten Mittelrotunde, die den Lesesaal bildet.

Das Leben in den Straßen erhält eine besondere heitere Note durch die vielen kleinen, von Damen gelenkten Automobile. Das sind zweisitzige, elektrisch bewegte Fahrzeuge, nicht sehr schnell, auch zu weiteren Fahrten über Land nicht geeignet, aber äußerst bequem und praktisch in der Stadt zu den täglichen Besorgungen und Besuchen. Wenn man aussteigt, zieht man einfach den Schlüssel ab und nimmt ihn mit; dann kann kein Fremder den Wagen benutzen, der ohne weitere Aufsicht stehen bleibt. Abends holt ein Angestellter der Fabrik das kleine Automobil von der Haustür ab, es wird im Schuppen der Fabrik eingestellt, nachgesehen und neu geladen, und am Morgen findet man es wieder gebrauchsfertig vor der Tür, als ob die Heinzelmännchen es hingezaubert hätten. Die Sache ist gar nicht einmal so teuer, und ich wundere mich, daß wir in Deutschland nichts derartiges haben.

Da ich hier beim Straßenverkehr bin: es ist lohnend, die Straßenbahn bei besonderen Anlässen, Festlichkeiten und dergleichen zu beobachten. So etwas von Überfüllung der Wagen kennt selbst die Station Grunewald zu Pfingsten nicht. Die Menschen stehen nicht nur im Gang, auf Plattformen

und Trittbrettern, sondern sie sitzen auf dem Dach, sie reiten auf den Puffern, sie hängen wie die Traube eines schwärmenden Bienenvolkes, einer fest an den andern geklammert, an jedem Vorsprung, der den geringsten Halt bietet. Hier kommt der liebenswürdige Zug im National-Charakter zum schönsten Ausdruck. Jeder ist sofort bereit, Unbequemlichkeiten zu erleiden, um einem andern gefällig zu sein. Das mürrische, unfreundliche „Besetzt!" das bei uns fast regelmäßig dem überzähligen Fahrgast von den Reisenden entgegengerufen wird — das gibt's drüben nicht. Im Gegenteil. Jeder hilft nach Leibeskräften, und so fährt man manchmal ein Stück weit, fast getragen von den Armen freundlicher Mitmenschen, bis man endlich wenigstens mit einem Fuß irgendwo fest aufsteht.

In Washington sah ich solche Bilder vielfach am Tage, als die Statue Mac Clellans enthüllt wurde. Die Sache verlief ähnlich wie die Eröffnungsfeier in Jamestown mit Gebet, Reden und Parade. Das Standbild war in andrer Weise verhüllt, als das bei uns üblich ist. Wir sind gewöhnt, rings herum an Stangen eine graue Leinewand zu spannen, die im gegebenen Moment zu Boden fällt. Die Statue Mac Clellans war den Augen verborgen durch zwei riesige Nationalflaggen, die oben über dem Haupt wie ein Dach zusammenschlossen und an den Seiten bis zum Boden herniederfielen. Als das Zeichen gegeben war, wurden die Flaggen langsam nach rückwärts gezogen, so daß die Reiterfigur gleichsam aus einem Zelt hervorzureiten schien. Sobald aber die Statue frei stand, gingen die Fahnen auseinander und stiegen hoch empor in die blaue Luft, wo sie die Sterne und Streifen über dem Helden des Bürgerkrieges im Winde flattern ließen. Ein sehr geschickt gemachtes Spiel von Drähten und Schnüren. Der Eindruck war unvergleichlich schöner als bei unsern Enthüllungen.

Am selben Tage hatte ich Gelegenheit, ein exhibition-drill im nahe gelegenen Fort Myer zu sehen. Ich muß den englischen Ausdruck gebrauchen, da uns der entsprechende Begriff fehlt. Die Sache ist nämlich so. Die reguläre Armee ist nicht sehr beliebt, der Amerikaner interessiert sich wenig dafür, seit dem Bürgerkriege sind nur die Indianerfehden gewesen und der schnell und leicht beendete spanische Feldzug. Gerade die wohlfeilen Lorbeeren dieses eigentümlichen Krieges haben in Amerika ganz falsche Vorstellungen entstehen lassen, der Wert der Milizen wird grenzenlos überschätzt, man glaubt die Cadres sehr schwach halten zu können, und ist nicht geneigt, viel Geld für die „regulairs" auszugeben. Der Staatssekretär des Krieges muß tatsächlich um jeden Pfennig betteln gehen. Es heißt also, Stimmung machen für die Armee, und zwar geschieht das durch die sogenannten exhibition-drills.

An der kurzen Seite einer großen gedeckten Reitbahn ist eine Tribüne errichtet, auf der das Publikum Platz nimmt — darunter möglichst immer einige Abgeordnete. Vorgeführt wird eine Kavallerie- und eine Artillerieabteilung. Zuerst reitet die Kavallerie, dann fährt die Artillerie eine Quadrille, hübsch und korrekt und sehr schneidig. Dann folgen Übungen der Kavalleristen an ungesattelten Pferden. Die Reiter sitzen leicht und doch fest im Sattel, bewundernswürdig ist die elastische Losgelassenheit des ganzen

Körpers; auch bei den schwierigsten Übungen fällt keiner dem Pferde schwer auf den Rücken. Zum Schluß werden drei Gruppen auf je drei Pferden gebildet. Die Pferde galoppieren nebeneinander, auf ihnen bilden fünf Reiter die aus dem Zirkus bekannte Pyramide, indem die oberen auf den Schultern der unteren stehen, und dann geht die ganze Gruppe im langen Sprung über eine etwa meterhohe Bretterwand. Eine tadellose Leistung, der stürmischer Beifall folgt. Der Kommandant des Forts klagte darüber, daß die dauernde Arbeit für diese Vorstellungen — alle 14 Tage ist eine — ihm überhaupt keine Zeit ließe, seine Leute kriegsmäßig auszubilden. Traurig eine Armee, die sich solcher Mittel bedienen muß.

Washington liegt anmutig im Tale des Potomac. Wenn man es von den Höhen von Arlington überschaut, so wird man fast an Florenz erinnert. Auf diesen Höhen dehnt sich der weite Nationalkirchhof aus, ein wundervoller Park, der in sanften Wellen über die Höhen und über deren Hänge bis gegen den Potomac hin sich ausdehnt. Er sieht nicht aus wie unsre Kirchhöfe, auf denen die geschichteten Grabhügel in regelmäßigen Reihen nebeneinander liegen. In Amerika unterbricht kein künstlicher Hügel die schönen, von alten Bäumen und malerischen Buschgruppen bestandenen Rasenflächen. Ganz unregelmäßig, bald auf dem freien Grasplatz, bald am Rande des Gebüsches, auf einem kleinen Hügel, in einer malerischen Talsenkung, am Fuß einer mächtigen Eiche, erheben sich die einfachen Denksteine, auf denen die Namen der Schläfer verzeichnet sind, die dort unten ruhen. Jeder amerikanische Soldat, der vor dem Feinde gefallen, an seinen Wunden gestorben oder sonst den Anstrengungen des Krieges erlegen ist, wird auf diesem Nationalfriedhof begraben, und von Kuba, aus China, von den Philippinen, von den entferntesten Punkten der Erde werden die Leichen der Krieger in die Heimat zurückgeführt, um dort ihre letzte Ruhe zu finden. Zwanzigtausend liegen schon hier, und man hat mir gesagt, daß noch für Hunderttausend der Platz ausreichen werde. Es ist merkwürdig, in dem sonst so unpoetischen Amerika einen so poesievollen Gedanken und einen so romantischen Ort zu finden. Oben auf der Höhe steht noch das einfache Haus, in dem einst Robert Lee gewohnt hat, der schlichte, heldenmütige, vornehme, nie verzagende Führer der Südstaaten, der vergötterte Feldherr seines ruhmvollen Heeres; wenige Schritte entfernt ruht in seinem Grabe der Mann, der durch seinen Zug über den Appomatox Lee zur Kapitulation zwang: Philipp Henry Sheridan, der Sieger am Opequan und am Shenandoah. Am Südhang der Hügel ein großes schlichtes Kreuz; es bezeichnet das Massengrab von 2111 namenlosen Soldaten, und dicht daneben die Ruhestätte der Matrosen, die bei dem Untergang der Maine ihr Leben verloren haben. Ihr Tod war das Signal zum spanischen Kriege und damit zu der ganzen Entwicklung der amerikanischen äußeren Politik, die wir heute mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen.

Ein unsagbarer, stiller Friede liegt über diesem paradiesischen Flecken Erde, warmer Nachmittagssonnenschein leuchtet über dem frischen Frühlingsgrün, am jenseitigen Ufer hebt sich die Kuppel des Kapitols neben dem ge-

waltigen Obelisk, der zum Andenken an George Washington in den Himmel ragt, zu den Füßen der stillen Hügel rauscht der Potomac, der einst Lees und Sheridans Heldentaten sah, und in den Fliederbüschen singt die Nachtigall.

XII.

In wenigen Wochen habe ich einen winzig schmalen Streifen des östlichen Amerika gesehen, und in diesem Streifen auch nicht nur spezifisch Amerikanisches. Denn die Bundeshauptstadt Washington und die großen Industrie- und Verkehrszentren New York und Pittsburgh haben natürlich etwas Internationales. Auch haben es die Verhältnisse mit sich gebracht, daß ich mich vielfach in der sogenannten Gesellschaft bewegte. Die gesammelten Eindrücke können daher nicht für Amerika gelten, sondern nur für einen ganz kleinen Ausschnitt amerikanischen Lebens. Dazu kommt, daß bei der flüchtigen Beobachtung sicher vieles ungenau, manches falsch gesehen oder mißverstanden wurde, so daß ein längerer Aufenthalt gewiß manches Urteil korrigieren würde.

Über die so reich ausgebildeten und erstaunlichen technischen Errungenschaften kann ich überhaupt nicht urteilen, da es mir an Fachbildung fehlt. Ich glaube aber allerdings auch, daß diese Errungenschaften an dem heutigen Amerika nicht einmal das Interessanteste sind. Sie wurzeln schließlich so tief in den wirtschaftlichen und geographischen Zuständen, daß eine unmittelbare Übertragung auf europäische Verhältnisse meist gar nicht angängig ist. Auch kommt dem Menschen wohl nirgends so eindringlich wie in Amerika die alte Wahrheit zum Bewußtsein, daß Technik und Barbarei sich nicht ausschließen. Ich hörte einmal, wie ein Europäer diesen Eindruck in die lapidaren Worte zusammenfaßte: „Die Amerikaner sind Wilde." In einem gewissen Sinne hatte er recht. In Speise und Trank, in der Art ihrer Vergnügungen, in der Freude an rohem Lärm[1]), an krassen Kontrasten und grellen Übertreibungen könnten die heutigen Amerikaner wirklich manchmal an Wilde erinnern. Aber bezeichnender ist doch wohl das früher von mir gebrauchte Bild von dem halb erwachsenen, ungeschlachten Jungen, der so unnatürlich schnell gewachsen ist, daß seine inneren Organe mit der Ausbildung der Gliedmaßen nicht Schritt halten konnten. Der Junge ist unmanierlich, er beleidigt häufig jedes feinere Gefühl, er ist manchmal geradezu unausstehlich, aber ein aufmerksames Auge sieht, daß diese Unmanier nur der Ausdruck ist einer vorderhand noch unzähmbaren, unbändigen Kraft.

Für die Amerikaner spitzt sich das Problem ihrer ferneren Entwicklung zu in der Frage, wie bald es ihnen gelingen wird, die inneren Organe des Gesellschaftskörpers entsprechend auszubilden, d. h. eine eigenartige nationale Kultur von innen heraus zu schaffen. Nur ein gesunder Volkskörper bildet solche Kultur. Wer die amerikanischen Zustände von außen her betrachtet, kann zu der Vorstellung kommen, daß die Nation an der völligen Verderbtheit ihrer politischen Zustände zugrunde gehen muß. Die lebendige Anschauung dieser Menschen, ihres Lebens und Arbeitens gibt eine ganz andre Vorstellung.

[1]) In einer einzigen Militärkapelle zählte ich vier große Pauken!

Gewiß, es ist vieles krank und faul, aber das sind Kinderkrankheiten; sie schütteln den jungen Körper in Fieberschauern, aber die ungeheure Lebenskraft, die in dem Körper steckt, wird zuversichtlich siegen und den Krankheitsstoff ausscheiden. Der Osten, besonders die großen Städte, sind naturgemäß die schlimmsten Krankheitsherde, aber selbst hier drängt sich die unerschütterliche Überzeugung auf: das Volk ist in seinem tiefsten Kern gesund, es geht sicher und zielbewußt einer großen Zukunft entgegen.

Welche Kraft der Rassenbildung hat es unter ungünstigsten Umständen schon bewiesen! Trotz einer Einwanderung, so zahlreich und verschiedenartig, wie sie nur je ein Volk erduldet, hat es bereits einen deutlich erkennbaren, treu vererbten Typus geschaffen — den allbekannten Uncle Sam. Wenn erst das Land dichter bevölkert ist, wenn die übermäßig große Einwanderung aufhört, dann wird diese Rasse in Reinheit gezüchtet werden und zuverlässig eine glänzende Entwicklung nehmen.

Vorderhand freilich sind in dieser Beziehung noch ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden. Die wertvollere deutsche und englische Einwanderung hat fast ganz aufgehört, es strömen Italiener, Slawen und Tschechen herein, von tiefster Bildungsstufe und bettelarm.

Ein Vorgang, der sich vor kurzem an Bord eines deutschen Dampfers abspielte, ist bezeichnend. Ein italienisches Weib warf ihr einjähriges Kind aus einer Fensterluke des Zwischendecks ins Wasser und wollte selbst durch die Luke hinterher kriechen. Sie wurde zurückgezogen, und mitleidige Passagiere sammelten Geld für sie, die durch Nahrungssorgen zu ihrer Tat getrieben worden war. Der Kapitän bat, von solcher Sammlung absehen zu wollen; er kannte diese Art Zwischendecker und behauptete, eine Geldspende für das elende Weib würde sicher zur Folge haben, daß noch mehrere Mütter ihre Kinder ins Wasser würfen, um Mitleid zu erregen. Das Herz wird einem eng und kalt bei dem Gedanken an solche Tiefe menschlichen Elends. Das sind die künftigen freien Bürger Amerikas.

Aber man muß die Amerikaner in ihrem eignen Lande, man muß sie bei ihrer Arbeit sehen, um fest zu glauben, sie werden auch damit fertig werden. Die Aufsaugungskraft dieser Nation ist geradezu wunderbar. Sie ändert sich nicht durch die massenhafte Einwanderung, sondern sie prägt den neu Hereinkommenden in kürzester Zeit den amerikanischen Stempel auf. Von ganz besondrer Wirksamkeit ist hierbei die Volksschule. Jedes Jahr treten Tausende von kleinen Deutschen, Iren, Engländern, Franzosen, Slawen in die Schule ein — wenn sie die Schule verlassen, sind sie umgestempelt zu american citizens. Die Blutmischung durch Heirat vollendet dann, was die Schule begonnen hat.

Und, abgesehen von dem Proletariat der Städte — welche kraftvolle, zähe Rasse! In der virginischen Miliz und unter den Kadetten von Westpoint habe ich auffallend viele junge Männer gesehen, die durchaus nicht die flachbrüstigen, eckigen Umrisse des karikierten Uncle Sam zeigten, sondern einen schön gebauten elastischen Körper, stahlhart und schlank wie eine Gerte.

Diesen Menschen ist das ewige Hasten und Ringen nicht nur ein Mittel zum Gelderwerb; es liegt zugleich für sie der Reiz eines wilden Wagens darin. Wie im Mittelalter die jungen Deutschen sich in unabsehbare Fehden stürzten, wie noch in unsern Tagen Kraftnaturen wie Brandt und Goeben aus der Enge friedlichen Lebens hinausgetrieben wurden in ein unstetes Abenteurerleben, so lockt es den jungen Amerikaner, im wirtschaftlichen Kampfe die eigene Kraft zu erproben.

Man stellt so oft den Amerikaner hin als einen Menschen, der nur materielle Güter kennt, der in stumpfer Geldgier und Erwerbssucht alle idealen Ziele völlig aus den Augen verloren hat. Für einen großen Teil der Bevölkerung trifft das leider zu, und ich selbst habe zugeben müssen, daß das Leben in New York, soweit es flüchtiger Beobachtung erkennbar ist, allerdings diesen Eindruck macht. Aber vielleicht tut man dem Amerikaner doch unrecht mit solchem immer gefährlichen Massenurteil.

Der Wunsch nach reichem, äußerem Besitz ist ein Zug, der unserm ganzen Zeitalter eigentümlich ist; vielleicht eine unvermeidliche Begleiterscheinung der in nie geahntem Tempo vorwärts eilenden Technik und Industrie. In Amerika kommt nur diese Erscheinung besonders grell zum Ausdruck, weil hier, wie ich schon früher andeutete, das Gegengewicht fehlt, das wir Europäer in unsrer alten Tradition, in unsrer Geschichte, in unsrer echten, wurzelständigen, selbst und schwer errungenen Kultur besitzen.

Aber der Amerikaner hat doch, wenigstens in breiten Volksschichten, die Gemütstiefe, die die unerläßliche Vorbedingung ist für das Schaffen einer eigenen Kultur. Unter manchmal rauher Außenseite kann er gütig und zart sein. Man muß nur aus dem wüsten Treiben von New York ein Stückchen weiter hinaus sehen, und man hat manchmal seine Freude an der schlichten anspruchslosen Form, in der reinste Menschenliebe für Frauen und Kinder und vor allem für Volksbildung sorgt und dafür nach europäischen Begriffen ungeheure Summen ausgibt.

Noch hat dies Volk keine Ruhe gehabt, um sein Empfinden in klassischen Dichtungen niederzulegen. Aber wer wollte Washington Irwings „Sketch Book“ und Bret Hartes kalifornischen Erzählungen die Gemütstiefe absprechen, und wo ist ein feineres, zarteres Empfinden, eine edlere Menschenliebe als in den Schriften von Hawthoven, von Thoreau, Trine und Emerson? Und „My old Kentucky Home“ reicht zwar an den musikalischen Gehalt unsrer Volkslieder nicht entfernt heran, aber aus seiner sentimentalen Melodie spricht doch vernehmlich der Herzenston einer naiv und kräftig fühlenden Volksseele.

Vor allem bezeichnend aber für den Kulturzustand des Amerikaners ist sein Verhalten gegen die Frauen. Wenn früher gesagt wurde, daß er vor nichts Respekt hat, so muß das hier berichtigt werden: Vor den Frauen hat er Respekt. Niemals, von keinem Manne, habe ich das freche, begehrliche Anstarren eines Weibes gesehen, das man in Europa so oft, selbst in der Gesellschaft bemerken kann; in keinem Witzblatt, auf keiner Bühne macht sich die gemeine Anschauung breit, die das in den Staub tritt, was dem Manne das Heiligste sein sollte — die Liebe der Frau. Die Achtung vor den Frauen,

insofern sie zu einem streng beachteten gesellschaftlichen Gesetz geworden ist, nimmt sogar gelegentlich Formen an, die fast komisch sind, und die Frauen werden in einer Weise verwöhnt und verzogen, die ihnen nicht immer gut bekommt. —

Doch ist auch die amerikanische Frau vielleicht tiefer geartet, als man in Europa glaubt. Das Urteil über diese Frau steht bei uns so ziemlich fest: Sie ist pikant, chik, vergnügungssüchtig und gänzlich oberflächlich, ohne allen echten Gehalt. Es fragt sich, ob hier nicht viel nach dem Einbanddeckel geurteilt wird, ohne den Inhalt zu würdigen oder auch nur zu kennen.

Zunächst würde das oben skizzierte Bild doch nur auf die große Dame passen. Aber auch da ist es kaum zutreffend. Wäre die Frau so, wie sie von Europäern vielfach gesehen wird, dann wären auch die Männer anders, sie würden niemals eine unwandelbare ritterliche Achtung hegen vor einem so hohlen minderwertigen Geschöpf.

Die Frage nach dem innern Wert der amerikanischen Frau ist aber unendlich viel mehr als ein interessantes psychologisches Problem; sie ist schlechthin eine Lebensfrage, denn ohne Mitwirkung der Frauen ist das Schaffen echter Kulturwerte undenkbar. Die Frau ist nicht nur in gewissem Sinne das Geschöpf, sondern auch der Schaffensquell des Mannes. Die größten Männer aller Zeiten haben es freudig bekannt, daß sie das Beste, was in ihnen lebte, einer Frau verdankten.

Die amerikanische einfache Frau aus dem Volke macht durchaus den Eindruck, daß sie fähig und wert ist, die Trägerin, die Erschafferin einer Kultur zu sein. Man muß die unzähligen Frauen und Mädchen sehen, die von früh bis spät unermüdlich ihrem Beruf nachgehen: Ein stilles, ernstes, etwas blasses Gesicht, ein ruhiger, entschlossener Blick; nichts von Müdigkeit, nichts von Trostlosigkeit, aber auch nichts krampfhaft Hastendes, sondern festes, zielbewußtes Anfassen einer getrost übernommenen Pflicht. Dabei immer mit zierlicher Reinlichkeit gekleidet; selbst die Tausende von Arbeiterinnen in den Fabrikbetrieben der Mehrheit nach in sauberen weißen Blusen. Und in ihrer Haltung gegen Männer anständig. In den äußeren Verkehrsformen freier als in Europa, aber niemals gemein, nie trifft uns der freche Blick des schamlosen Lasters.

Man sagt, daß die beste amerikanische Frau nicht in den Städten wohnt, sondern auf den weiten Flächen des Mississippibeckens, in den Häusern der einsamen Farmen. Und von dort her, aus dem Schoß der ländlichen Familie, aus dem tiefsten Kern eines gesunden Volkes wird die autochthone amerikanische Kultur ihren Ursprung nehmen, nicht aus den noch so erstaunlichen Fortschritten der Technik und Industrie in den Riesenstädten; und auf diesem Wege sicherlich wird eines Tages Amerika eingreifen in die Geschicke des Erdballs als eine in sich festgeschlossene, in Denken und Empfinden durchaus eigenartige, mit jugendlicher Kraft nach Betätigkeit drängende Nation.

In welcher Zeit, in welchen Formen dieses Eingreifen stattfinden, wie es zurückwirken wird auf die alte europäische Kultur — wer möchte wagen, darüber etwas zu vermuten? Aber die Dinge reifen schnell in diesem wunder-

baren Lande, und es gilt, mit aufmerksamen Augen der Entwicklung zu folgen. Noch einmal möchte ich hervorheben: nicht vorwiegend der technischen, industriellen Entwicklung, sondern vor allem der Entwicklung der amerikanischen Volksseele. Die Menschen müssen wir zu erkennen suchen in ihrem rein menschlichen Dasein, in ihrem Lieben, Hassen und Leiden, in Glauben und Hoffen, in Haus und Familie, in der Kirche, in ihren Vergnügungen, in Sprache, Literatur und Kunst. Wer das mit Teilnahme und Verständnis verfolgt, der wird nicht überrascht werden von den plötzlichen Wendungen, die hier unvermeidlich und in nicht allzu langer Zeit eintreten müssen. Wer sich überraschen läßt, über den wird der eherne Gang eines neuen Zeitalters hinwegschreiten.

Vielleicht ist das deutsche Volk wie kein andres berufen, in die Entwicklung der amerikanischen Kultur ausschlaggebend einzugreifen. Hierzu ist es schon von vornherein bestimmt durch seine ganz ungewöhnliche Fähigkeit, fremde Eigenart zu verstehen und sich anzueignen. Kraft dieser ihm eigentümlichen Begabung ist das deutsche Volk seit Jahrhunderten der Vermittler von Ideen innerhalb der gesamten Menschheit.

Hier wird diese Aufgabe nun noch wesentlich erleichtert durch die deutlich erkennbare Sympathie der Amerikaner für manche Züge des deutschen Volkscharakters. Sie fühlen selbst ganz deutlich, was ihnen noch fehlt, sie fühlen, daß sie viele Kulturwerte mittelbar oder unmittelbar von uns entlehnen können, und sie sind dankbar für alle Anregung, die ihnen nach dieser Richtung hin geboten wird.

Andrerseits läßt sich nicht verkennen, daß Amerika mindestens soviel zu geben vermag, als es von Europa empfängt. Wer das nie ermüdende Streben, die unbesiegbare Zuversicht, die Hoffnungsfreudigkeit, das ganze von Jugend und Kraft glühende Leben drüben gesehen hat — diese jungen Menschen mit den stählernen Fäusten, mit der Stirn und den Augen eines Siegers —, der erkennt in unsrer europäischen Jugend deutlicher als vorher einen gewissen müden hippokratischen Zug. Was uns am meisten fehlt, das ist Begeisterung. Und ungelogene Begeisterung ist doch die tiefste Lebenspoesie, die unmittelbarste, echteste Glückseligkeit, die es gibt.

Hier können wir sie wieder lernen. Selbst eine lahme, matte Seele muß fortgerissen werden von dem Sturmwind des Lebens, der, alles Morsche und Faule niederwerfend und zerbrechend, über diesen jungen Erdteil dahinbraust.

Der Beginn eines Austausches von Kulturwerten ist bereits gemacht; ein tiefes, inniges Verständnis der so nahe verwandten Völker ist angebahnt. Hier ist ein Weg beschritten, der zu großen Zielen führen wird.

Für Amerika ist dieser Weg von vornherein ungefährlich. Die Nation hat es bereits bewiesen, daß sie stark genug ist, um von fremder Eigenart nur das anzunehmen, was ihrer Entwicklung zuträglich ist. Nicht so unbedenklich ist der Weg für Deutschland. Wir haben, wie alle Volksindividualitäten, die Fehler unsrer Tugenden. Unser Verständnis für fremdes Volkstum verführt uns leicht dazu, blind und urteilslos nachzuahmen, über der Bewunderung des Neuen das Alte zu vergessen.

Hier liegt eine große Gefahr. Verlieren wir den festen Zusammenhang mit unsrer Vergangenheit, verleugnen wir die Entwicklungsgeschichte unsrer Volksseele, dann verlieren wir den Boden unter den Füßen und schwanken haltlos zwischen Himmel und Erde. Schon hat es Radikale in Deutschland gegeben, die nur in den exakten Wissenschaften das Heil der Menschheit sehen und die humanistische Bildung als alten Plunder in die Rumpelkammer werfen wollen.

Gewiß läßt sich eine hohe Kultur denken ohne Kenntnis des griechischen und römischen Altertums — aber diese Kultur wäre nicht die unsre. Für uns gilt noch immer das Wort Jean Pauls: „Die Menschheit müßte unermeßlich tief sinken, wenn die Jugend nicht durch den stillen Tempel der alten großen Zeiten und Menschen den Zugang nähme zu dem späteren Jahrmarkt des Lebens."

Freilich wäre es falsch, an der alten humanistischen Bildung in ihrer Ausschließlichkeit, in ihrer alleinigen Berechtigung auf Bildungsanspruch festzuhalten. Leben ist vorwärtsschreiten, und so müssen auch Erziehungsideale mit der Zeit sich wandeln. Unsre Jugend muß hinaus in die weite Welt, muß sehen und vergleichen lernen, muß wieder leben und schaffen lernen; nicht in zahmer Mittelmäßigkeit, sondern mit stürmischer Inbrunst. Einsichtige Erfahrung wird darüber wachen müssen, daß über diesem neuen Leben ein alter kostbarer Besitz nicht verloren geht. Dies ist vielleicht die schönste und lohnendste Aufgabe der deutschen Staatsmänner des 20. Jahrhunderts.

Wilhelm Bölsche.

Von

Theodor Kappstein.

Wilhelm Bölsche ist eine der anziehendsten Erscheinungen unter den gegenwärtig in Deutschland schaffenden Schriftstellern. Wer nichts weiter von ihm weiß, hat doch gehört, daß er der Popularisator Ernst Haeckels ist. In der Tat konnte sich Haeckel zu allem Glück seines Lebens keine bessere Krönung wünschen als diesen begeisterten Herold. So tiefgreifend die Forschungen des Jenenser Zoologen seit einem halben Jahrhundert sind, so spröde ist die Darstellungsgabe in den zahlreichen gelehrten und volkstümlichen Werken des Mannes. Bölsche hat ihn wunderbar ergänzt. Kein streng wissenschaftliches Buch ist aus seiner Feder geflossen; er ist ein reichbegabter Freund der Naturwissenschaften, nicht aber ein gelehrter Spezialist mit akademischem Ruf und Rang auf einem ihrer Sondergebiete. Er geht lernend, mit selbständiger Beobachtung durch die Werke der Forscher und durch die Natur hindurch, und alles, was er liest und schaut, nimmt er auf die Schwingen einer unbegrenzten Phantasie und einer eminenten dichterischen Sprachkunst, ein eigenes Kunstwerk, einen seelenvollen Organismus daraus gestaltend. Bölsche ist Rheinländer (geboren 1861), sein Wesen ist gestimmt auf einen unverwüstlichen Optimismus. Eine versonnene künstlerische Heiterkeit, die man als gemütvoll bezeichnen kann, liegt auf diesem Menschen mit den strahlend hellen Augen und der unbesorgten Behaglichkeit.

Das „Liebesleben in der Natur" hat Bölsche in einem dreibändigen Werke behandelt[1]), das ganz im Du-Stil gehalten ist. Eine Entwicklungsgeschichte der Liebe für reife Menschen wollte Bölsche schreiben, und man muß sagen, daß dies seltsame Buch einen Zauber und eine Fülle von Geist und Anmut ausstreut in allen seinen Teilen. Die Darstellungskraft feiert wahre Triumphe; die hoch entwickelte Fähigkeit Bölsches, die entlegensten Gedankengrenzen blitzschnell zu verknüpfen und in blühenden Farben uns als

[1]) Bölsches zahlreiche Schriften sind bei Eugen Diederichs (Jena), Carl Reißner (Dresden) und Georg Bondi (Berlin) erschienen; mehrere Bändchen brachte die Stuttgarter Gesellschaft der Naturfreunde „Kosmos".

Bild, als Panorama vors geistige Auge zu stellen, ist immer wieder erstaunlich. Bölsche ist vielleicht in der naturwissenschaftlichen Populärsprache mit der Feder, was Ernst Haeckel in seinen tausend Aquarellen und Kunstblättern aus der Natur mit Stift und Pinsel ist. Die ernstesten Studien liegen natürlich hinter diesem großen Werke. Die Fülle der Tatsachen aus Naturgeschichte und eigener Beobachtung, die mehr oder weniger alle um das Liebesproblem herumliegen, ist groß. Die Unerschrockenheit, mit der Bölsche auch die heikelsten Dinge des tierischen und menschlichen Lebens ausspricht, wird ergänzt und vielfach legitimiert durch die lautere Poesie des bildlichen Ausdrucks, in die er sie kleidet. Zwei Einwände aber bleiben dennoch bestehen: man wird beim Lesen des ewigen Duzens müde, mit dem der Verfasser uns immerwährend wie eine Gouvernante die Kinder bei der Hand hält aus Furcht, wir könnten unbeaufsichtigt in eine Pfütze treten. Wohl ist richtig, was jener alte süddeutsche Gottesmann einst zur Verteidigung seiner etwas deutlichen Predigtweise geltend machte: „Was nicht per du geht, ist perdu.“ Wir sind jedoch bei der Lektüre eines Buches, das denn doch ein rechtes derbes Weltkind ist, nicht in der Kirche, und lassen uns gern auch in der Anrede als Erwachsene behandeln. Der ewige „liebe Leser“ und die „freundliche Leserin“ gehören in die Vergangenheit der „Gartenlaube“. Und sodann: dies Hineinführen in die Geheimnisse der Natur sollte nicht jede Grenze mißachten. Wer mit solcher Virtuosität des Plauderns die Entstehung des Lebens auf allen Naturstationen abschreitet, kann den Eindruck erwecken (die eine wissenschaftliche Aussprache mit gelehrter Terminologie immer vermeiden wird), als sei nun alles sonnenklar und wasserhell, die Natur sei bis auf den Grund enträtselt. Das ist nicht Bölsches Meinung; doch die allzu große Deutlichkeit kann zu der Meinung verführen. Vielleicht hätte der Verfasser sich auch sonst hier und da eine Reserve auferlegen dürfen. Natur und Kultur haben doch wohl recht, wenn sie in dem Schamgefühl und in der gesellschaftlichen Sitte Schleier breiten und Schranken aufrichten. In Bölsches Buch gibt es keine Schleier und keine Schranken. Darum empfinden wir manches in seiner breiten Ausführlichkeit doch, bei aller Schönheit des Stils, als peinlich, ja zuweilen sogar als widerwärtig. Eine gewisse Neigung zu künstlerischem Zynismus mit Weinlaub im Haar, eine Animiertheit der Stimmung, die etwas Lockeres hat, ein leichter spottender Unterton über natürliche Vorgänge, die vielen noch in ihrer halben Fremdheit verwunderlich und schreckhaft sind, bilden nach meiner Empfindung Abstriche an dem Wert dieses Buches, das ich im allgemeinen als Bölsches größten Wurf bewundere.

Nicht von ungefähr hat Bölsche, der nicht müde wird, die Eroberung des Menschen zu rühmen, an Goethe seine Liebe gehängt. Die Gelegenheitsrede über „Goethe im zwanzigsten Jahrhundert“, die sich zu einer eigenen Schrift auswuchs, zeigt den Charakteristiker auf der Höhe. Wir suchen uns selbst in Goethe, er bedeutet ein Stück Sich-besinnen der Menschheit, unsre nächste Station in diesem Prozeß. Als Humboldt starb, hat ihn Kaulbach gemalt,

wie er dem Atlas die Weltkugel wiedergibt, die er ein Menschenalter allein getragen. Goethe ist der letzte neueste Riese, der vor hundert Jahren die ungeheure Weltkugel der Gedankenmenschheit auf die Schulter genommen hat und sie bis heute sichtbar vor unsern Augen trägt. „In der Nähe von Weimar," so führt Bölsche aus, „fand man Reste der Urkultur der Eskimos; die Ilm bildete in einer Zwischenpause der großen Eiszeit dort einen kleinen See, an dessen Ufer Menschen mit steinernen Waffen den Elefanten, das Rhinozeros, den Bisonstier jagten. Der Seegrund hat die Reste ihrer Jagden und Mahlzeiten in dem Kalkschlamm der einmündenden Bäche uns erhalten. Goethe hat über die Herkunft der alten Knochen schon gegrübelt" — und im Fluge trägt die leicht erregbare Phantasie unsres Künstlers ihn von Goethe zurück in die ferne Eiszeit. In wenig Strichen ist eine Kulturgeschichte entworfen, die in Goethe einmündet. Von der Weimarer Eiszeit über Indien zu den Griechen und nach Rom, zu Christentum und Renaissance. Und nun schließt er den kühnen Ring:

„Es ist eine Nachtstunde — und eine Nacht der Gnaden ist es. Auf einem Turm zu Padua steht ein einsamer Mann: Galilei mit dem ersten Fernrohr. Er sieht Berge, die zackige Schatten werfen, auf dem Mond. Er sieht die Milchstraße aufgelöst in ein Sternenmeer. Er sieht helle Pünktchen, die als Monde den Jupiter umkreisen. Und dieser Mann ist die Menschheit selbst, die eine neue Stufe erringt. Welt an Welt dort oben. Milchstraßen und Nebelflecke auf uns niederregnend, wie Tau der Nacht. Und alles eine unermeßliche Harmonie. Das Menschenauge wandernd Billionen von Meilen, mit dem Lichtstrahl fliegend von Stern zu Stern. Eine neue Weltentiefe des philosophischen Denkens tut sich auf. Die Erde ein Pünktlein nur. Was ist der Mensch! Aber dieser gleiche Blick erfaßt auch die Gesetzmäßigkeit der Welt, er sinkt durch Sonnen und Sterne tief bis auf den ehernen Reifen hinab, der alles trägt und bewegt: das Naturgesetz. Die Naturforschung in dem Sinne, wie wir sie fassen, wie Goethe sie gefaßt hat, sie steigt nieder von jenem Turm. Sie wird zu Nebelflecken wandeln, gegen die die ganze Menschheit nur ein Atom ist — um endlich in einer höchsten Stunde zu begreifen, daß es der Mensch ist, in dem alle diese Sterne und Nebelflecken sind — daß auch der Blick durch das Glas Galileis nur ein Blick war in die unfaßbare Weite im Menschen selbst, in der in Wahrheit alle diese Welten erstrahlen. In dich siehst du, wenn du in die Sterne siehst . . . Hier, in der Tiefe des Innenmenschen, gab es aber noch ein andres Gebiet als Naturgesetz und Sternenmeer, das zu erobern war. Und wieder, noch einmal, wandert das Lichtfeld im Gesamtbewußtsein der Menschheit. Zu den äußeren Himmelssternen tritt eine stille, schöne Herzenssternenwelt. In den großen Kelch des Menschheitslebens fällt der edle Tropfen des deutschen Gemüts. Aus den Tiefen deutscher Malerei, deutschen Träumens und Fabulierens, deutscher Romantik, deutsch-träumenden Philosophierens steigt es heran. Jenseits des engen Meerkanals wächst es sich aus zur Höhe Shakespeareſcher Dramengestalten, sich einigend mit Renaissancekraft. Aber daheim, an der alten Stätte, wahrt es sich vor allem den wunderbaren Wohllaut der Lyrik, der den Trotz des Prometheus, die wilde Sternengröße des Moses in unschuldigen Kinderstimmen mit süßer Glockenreinheit meistert. Nach der Sternenwallfahrt die Menschheit abermals ein Kind — aber ein Weltenkind, dessen naive Kinderrede jetzt die abgrundtiefe Weisheit allwissender Zwerge ist. Goethe, eine Offenbarung der Menschheit, umgreift alle diese Jahresringe der Kultur mit einem letzten äußersten Ring. Er löst den alten Schuldgedanken ab durch den höheren Begriff der Entwicklung und lehrt das Ideal erfassen als eine Stufe der sich vorwärts entwickelnden Wirklichkeit."

Goethes Optimismus ist ihm verbunden mit seinem dichterischen Sinn für das Geheimnis.

Von Goethe führt bei Bölsche eine gerade Linie zu Haeckel. Die Geschichte der menschlichen Sehnsucht ist der innerste Kern aller Geschichte. Als feinfühlender Freund versteht Bölsche die Sehnsuchtshand, die Haeckel bei seinen naturphilosophischen Betrachtungen — die vielmehr Bekenntnisse sind — nach Goethe ausstreckt; Haeckels Monismus ist im letzten Grunde nichts andres als Goethes Gottwelt. Wie Haeckel Natur und Geist verknüpft, ist weniger wichtig, als daß er sie verknüpft hat. Goethe ist der geistige Vater der natürlichen Schöpfungsgeschichte, die Haeckel volkstümlich gemacht hat; Goethe hat den Begriff der natürlichen stufenweisen Umwandlung auch in den Bereich der organischen Wesen, in das Belebte der Pflanze und des Tieres übertragen. Haeckel geht in Goethes Leitgedanken seinen Weg. Wie der Gelehrte und der Künstler, der Forscher mit dem sorgsamen Mikroskop und der Dichter mit der Schwungkraft der Phantasie in Haeckel vereinigt sind, das hat Bölsche gezeigt in der Monographie über seinen Lehrer und Freund, die seine Arbeit über Darwin in der Kraft der Charakterisierung noch überbietet. Wenn man sich Haeckel vergegenwärtigt (so malt ihn Bölsche) in dem großen hellen Arbeitszimmer seines Instituts zu Jena mit dem Blick auf den Hausberg, wie er, über seine Mikroskope gebeugt, aus den Proben von Tiefseeschlamm, den die Challengerexpedition heimgebracht, die viertausend einzelnen Kunstformen seiner Radiolarien entziffert, so erscheint wie ein lichter Plan, auf den die Sonne lacht, die ganze eine Seite seiner Persönlichkeit. Es erscheint die brennende Sehnsucht, die große Liebe des Künstlers, der seine Natur schauen wollte in ihrer äußersten Herrlichkeit. Als Maler zieht er durch drei Erdteile: an alle Küsten des Mittelmeeres, in die afrikanische Wüste, die russische Steppe, die blühenden Palmenhaine von Ceylon, an die Vulkanessen von Lanzarote, die Korallengärten von Tur und in die Urwälder von Java und Sumatra. Er schwelgt in der Erhabenheit der großen Landschaft vom Gipfel des Piks von Teneriffa, des Ätna, des Adamspiks auf Ceylon, und er bringt dann mit seinem Mikroskop ein in den Bau winziger glashelle pelagischer Tiere; er malt und beschreibt unnachahmlich die ungeheure Pflanzenansammlung im Urwald, wo ein Wald auf dem Walde sich türmt, und er verweilt mit derselben Inbrunst bei dem mikroskopischen orangeroten Sternchen eines Urtiers auf der am Strande angeschwemmten Sepiaplatte eines Tintenfischs. Die Qualle, einer unwissenden Ästhetik das Sinnbild des widerlich Zerfließenden, gallertig Formlosen, reizt ihn zu einer zweiten großen Monographie, weil er als Künstler ihre blumenhafte Schöne, wie sie sich fern vom Lande als freies Seekind vom blauen Kristallmeer dahintragen läßt, in ihrem ganzen Zauber erlebt. Eine leidenschaftliche Natur, geschaffen, sich selbst in ihrem Ungestüm zu verzehren, wird er doch auf seinen unablässigen Wanderungen wie verklärt von dem großen Frieden der Natur, sobald er sich diesem reinen Schauen hingeben kann. In dieser Stimmung gelingen ihm selbst Blätter von hinreißender Schönheit, Reiseskizzen, die weit über die Grenzen wissenschaftlichen Beobachtungsreferats hinausgehen in das Gebiet jener Naturwanderer vom Schlage

Rousseaus, die von der Menschenwelt abgestoßen, ihr Herz zur Natur als einer idealen Heimat retteten [1]). In solchen Momenten erlebt man mit Haeckel das Höchste, was der Begriff Gott-Natur seinem Anhänger geben kann: das stille Gefühl friedevollen Aufgehens in einer Macht, die nicht Herrin, sondern Heimat ist — mehr hat auch der strengste Glaube seinen Anhängern nicht gewähren können. Aber eng beieinander wohnen im Menschengeist die Gegensätze. Indem dieser Mann noch einmal seinen Blick auf das Ganze der Natur heftet, scheint sie ihm in all ihrer strahlenden Schöne, mit ihrer tiefinnerlichen Durchgeistigung unten und ihrer prangenden Menschenblüte oben doch nicht dem zu entsprechen, was wir eine sittliche Weltordnung nennen müßten. Er sieht im Sinne Darwins den furchtbaren Kampf, der alle Erfolge begleitet. Sein weiches Herz lehnt sich auf gegen die unaufhörlichen Qualen der Entwicklung. Seine Lehre tritt hinzu von dem notwendigen Untergang aller höheren Individualitäten. Es mischt sich ein, was ein an Aufregungen, Schicksalsstürmen und Resignationen überreiches eigenes Leben als stiller Chor zu allem spricht. So kommt er zu dem Schluß, daß die Natur keinen Glückssinn kennt. Und damit fällt im großen ihr „Sinn" für ihn überhaupt. Es ist keine Frage, daß sich über diesen äußerlichen Ausblick streiten läßt. Es steckt Temperament darin. Es läßt sich auf der gleichen Tatsachenbasis ganz gewiß auch eine mildere Ansicht verfechten. Doch Ernst Haeckel, den jüngst die ehrwürdige schwedische Universität Upsala bei ihrem Linnéjubiläum als Zoologen zum Ehrendoktor kreierte und dem sein Landesfürst die Würde der „Exzellenz" zulegte, dieser geniale Forscher und jugendfrohe Polemiker muß den Schutz jener alten Regel genießen dürfen, die auf alle außerordentlichen Menschen zutrefft: Sit, ut est, aut non sit. Sein Biograph, der in Weltanschauungsfragen zumeist nicht mit ihm übereinstimmt, so wenig wie der Verfasser dieser Zeilen, hat allenthalben für die Verständigen mit zartem Wink die Grenze kenntlich gemacht, an der die Gefolgschaft Haeckels endet.

Denn Wilhelm Bölsche ist in bezug auf die Weltanschauung und die religiöse Frage spiritueller als sein großer Lehrer Haeckel. Er hat zwar gleichfalls seinen persönlichen Standort außerhalb aller kirchlich gefaßten Religion genommen, um sich, wie er vor kurzem erklärte, die Religion zu erhalten. „Ob ich das tiefste in mir Gott nenne oder Genius, ob Jehova oder Zeus, oder bloß das tiefere Ich, ob ich die Gotteskindschaft in mir selber an das Wort Christus knüpfe oder an das heilige Weizenkorn von Eleusis oder an den Königssohn Buddha, der in sich ging und sich erneuerte — das ist zuletzt wirklich eine Wortsache." Doch diese Religion selbst, deren Namen, Mittler und Bekenntnisweisen er preisgibt, pflegt er als Naturmystik. Die helldunklen, in ihrer Knappheit inhaltschweren Zwei- und Vierzeiler von Angelus Silesius, dem „Cherubinischen Wandersmann", hat der Freund der exakten Naturbeobachtung liebevoll ediert und gründlich eingeleitet. Ihm sind diese kühnen, frommen Sprüche mit ihrem prägnanten Tiefsinn eine Faustsche Dichtung der

[1]) Wir erinnern an Haeckels in dieser Zeitschrift zuerst erschienene „Indische Reisebriefe" 1882), „Algerische Erinnerungen" (1890) und „Aus Insulinde" (1901).

Menschenseele, die einsam und verklärt in ihnen über dem Staube der Jahrtausende schwebe. Seine neuere Studie: „Die Schöpfungstage" hat die alte Streitfrage: Moses oder Darwin?, die von den Fanatikern in beiden Lagern so oft mit unerfreulichem Lärm beantwortet wird, auf die reine Höhe geklärter Zusammenschau und einer inneren Einheit gehoben, die diese Betrachtungen zu weltfreudigen Andachten macht. Man fühlt sich beglückt, wenn man sich in sie vertieft; es ist Sonntag um den Leser her. Er hört die geheime Stimme warnend wie im Traum: „Du sollst nicht vergewaltigen in deinem Geiste." Die Stimme des Religiösen wirkt am wenigsten in den sogenannten religiösen Fragen der Gegenwart. Das religiöse Ringen unsers Kulturgeistes hat für Bölsche zwei feste Voraussetzungen: die Religion darf in der Praxis nicht befreien von den einfachsten ethischen Forderungen der geläuterten Menschheit, und sie darf in der Theorie nicht ausschalten, was philosophisches, geschichtliches, naturwissenschaftliches, logisches Denken und Forschen an Errungenschaften hinzugebracht hat im Gedankenschatz der Menschheit von dem Tage, da Kopernikus der Bibel zum Trotz die Erde sich bewegen ließ, bis auf den andern, da die Schale der größeren Wahrscheinlichkeit nach der Seite eines tierischen Ursprungs und einer allmählichen natürlichen Entwicklung des Menschen auf dieser Erde sich senkte. Erst jenseits dieser Höhengrenze anerkennt er ein religiöses Problem. Als Grundwesen des Religiösen sieht er ein Sehnsuchtsmoment wirksam, das nicht zerstört werden kann durch eine Wissenstatsache, weil diese Sehnsucht eine Naturmacht ist aus sich heraus. Zwar scheint die Sehnsucht an der Erkenntnis zu sterben; aber sie lebt dennoch und bricht immer wieder durch, zum mindesten im Traumleben und in der Welt der Phantasie. Hat die starre Naturanschauung den lebendigen Kosmos mechanisiert, so erfindet sich die Sehnsucht ein Gespenst, sie horcht auf die Klopflaute eines Tisches und endet im groben Spiritismus. Die starken Geister haben im Zeitalter des Naturwissens die religiösen Fragen als unmännlich verworfen und sie oft als poetische Unklarheit zu erledigen gemeint. Bölsche will sich dabei nicht beruhigen. Wenn David Friedrich Strauß in seinem letzten Buche, das Nietzsches Zorn so sehr erregte: „Der alte und der neue Glaube", für den Verlust religiöser Empfindung die Entschädigung vorschlug in dem Genuß unsrer großen Dichter und Musiker, so führt ihn der Protest gegen die Resignation von Strauß tief ins religiöse Problem ein.

Will man religiös zur Wahrheit kommen, so muß man nach Bölsches Auffassung, in der viel Wahrheit steckt, Stellung nehmen zum Dichterischen und Ästhetischen. Der Inhalt des Religiösen muß zum größten Teil als Dichtung erkannt werden; doch die Frage muß sich unmittelbar daran heften: ist er nur wertloses Kinderspiel und schädliche Illusion, oder ist nicht vielmehr jetzt erst die eigentliche Weihe des heiligen Geistes in der Menschheit darüber ausgegossen und sein Anschluß gefunden an das ganze Große, Unvergängliche, Höchste unsrer Welt? Bölsche bestätigt die Resultate der modernen Theologie, die in dem bisher gegebenen religiösen Stoff bis in seine feinsten Äußerungen hinein eine Fülle dichterischen Materials festgestellt haben. Aber er wirft die These auf: eben in der dichterischen Kunst sind wir am tiefsten

und sichtbarsten im Schaffenden der Welt verankert. Die Kunst ist nicht Ergebnis unsrer Reflexion, sondern ein Quell aus einer wirkenden Tiefe in uns, die diese Reflexion weder vorher faßt noch beherrscht; nicht ein fremdes Wunder, das von außen zu uns tritt, sondern von dem wir zugleich fühlen, daß wir es selbst sind, und das doch über alles hinausgreift, was wir zum Alltagsgebrauch oben bereit liegen haben. Dies innere Wunder des künstlerischen Schaffens, diese reine Offenbarung des Unbewußten in uns, leitet ins Herz der Religion und bringt doch nicht in Konflikt mit den Erlebnissen unsrer Sinnesorgane. Der vom inneren Künstlerleben erfüllte und beschwingte Geist benutzt die Dichtung, das Gemälde, die Symphonie und die Statue zum Ausdruck seines seelischen Erlebens. In dem leiblichen Zeugungsprozeß ist das Gegenbild gegeben zu der dichterischen Empfängnis und der Geburt des Kunstwerks. Unter der ganzen Menschheit flutet der Urgrund des Geheimnisses, das Eduard von Hartmann „das Unbewußte" genannt hat. Der ganze Mensch steht für unsre moderne Anschauung in der Natur, sein Geist und sein Leib. Auch der geheimnisvolle Kunstprozeß gehört ohne Rest zur Natur, diese innere Harmonienwelt ist ein Stück Natur. Geist und Körper sind keine absoluten Gegensätze. Unsre Ideale aus dichterischem Urgrund sind gesteigerte Bilder, die in der Perspektive unsers äußeren Lebens liegen. Alle unsre Kultur ist eine Kette erfüllter Sehnsucht, unsre Technik hat die Götter unsrer Ideale, die auf unerreichbaren Wolken thronten, in unser Menschenwesen hineingezwungen. Und der soziale Gemeingeist der christlichen Humanität ist erfüllte Sehnsucht, wie der Leib des griechischen Götterbildes ein verklärter, gesteigerter Menschenleib war, wie Beethovens Symphonien Idealbilder eines geläuterten Weltprozesses sind. „Die sich steigernde Natur redet zu uns aus der Tiefe unsres Geistes." So ist Goethes Faust nicht bloß das typische Bild für das vergangene Ringen der Menschheit, sondern ebenso sehr das Ideal, in das wir hineinleben sollen. Wir finden einen Weltanschluß in unserm Innern und zugleich den Anschluß an eine Welt, deren Wirken wir fortgesetzt erleben und der auf höhere Harmonie und reineres Schauen uns hinleitet. Hier ist der Wurzelpunkt der Religion von Bölsche tief und fein erfaßt. Es ist im Wesen Goethes Gott-Natur. Es ist darum nicht eine religiöse Vernichtung, wenn ein religiöser Inhalt sich allmählich verschiebt aus einer irrtümlichen Wirklichkeit zu einer „Dichtung". Gott soll in jedem Augenblick neu in uns erlebt, Christus in jedem alle Tage neu geboren werden. Hier begegnet sich der moderne Naturforscher mit dem Mystiker des Mittelalters. Haben wir Achtung und ein vertieftes Verständnis vor dem, was wirklich Dichtung ist, so gibt uns die religiöse Dichtung in verklärter Gestalt zurück, was der unglückliche „Wahrheitsstreit" uns zerschlagen hatte: die schlichten und rührenden, aus dem Innersten zum Ideal aufrüttelnden Erzählungen der Bibel, das unsterbliche wahre Evangelium vom Menschen, durch den das schaffende Weltprinzip sich zu einer höheren Stufe der Reinheit und Harmonie steigern will.

Eine schalkhafte Geschichte Bölsches: „Der Zauber des Königs Arpus" ist eine gelungene Parodie auf Georg Ebers, den Ägyptologen, der unter die Romanschreiber sich verlor und von dem er das muntere Urteil prägt:

„Mochte schon das deutsche Mädchen einer bestimmten Gesellschaftsschicht des 19. Jahrhunderts, mochte die deutsche Familienmutter von heute ein seltsam verschlagener Robinson sein in den Tagen der Ramses und Hadrian: unendlich seltsamer wurden die Dinge, als der Dichter die Hand ausstreckte nach Ramses und Hadrian in Person — als er seine weichen Novellen mit der romantisch zarten Gemütstiefe auf die Throne der Gewaltigen des ungeheuren Wahrheitsepos der Geschichte selber setzte. Hier wurde sein Prinzip sein Verhängnis; er hatte es rein und in gutem Glauben aufgenommen und mit einem nicht zu unterschätzenden Aufwande dichterischer Fähigkeiten durchgeführt — jetzt kam es beim Grotesken zum Stillstand. Er war ein ganzer Mann und ein goldechter Mensch, der ein falsches Prinzip vertreten hat; es mußte wohl einmal durchgeritten werden."

Auch im Roman hat sich Bölsche einmal bisher versucht: „Die Mittagsgöttin" (1891 und 1905) ist eine dichterisch eingekleidete kritische Auseinandersetzung mit dem Spiritismus. Mit Recht bewundert werden in dem zweibändigen Werk viele malerische Schilderungen des Spreewaldes, den Bölsche intim kennt. Der Mangel der Dichtung ist ihre Breite, der Mittelpunkt fehlt.

Bölsche hat zu vielen Kunst- und Kulturfragen in gehaltreichen Aufsätzen je und je das Wort genommen; er hat über Schule und Hochschule, über Musik und Theater, über den Vers im Drama und über die Flucht hinter die Großstadt, über die Entstehung der deutschen Landschaft und die Rätsel der freien Liebe, über Fechner und Fontane, über Herman Grimm, Paul Heyse, Marie von Ebner-Eschenbach und seine Freunde Hauptmann und Hart immer anregend, oft sprühend witzig, zuweilen ergreifend persönlich sich ausgesprochen. Bölsche spart die Tinte nicht; er sagt seine Meinung gern gleich über das ganze Jahrhundert, das um den Stoff herumliegt und legt etliche Jahrbillionen nach vorn und hinten freigebig als Damenspende dazu — aber man geht jedesmal beschenkt mit einer neuen Einsicht oder zum mindesten mit einer Handvoll entzückender Bilder und Vergleiche von dannen. Er hat brauchbare, fleißige Einleitungen verfaßt zu den Schriften von Wieland und Novalis, zu dessen romantisch Schellingscher Naturmystik er sich hingezogen fühlt. Auch um Heine und Hauff, Humboldt und Uhland hat er sich mit Erfolg bemüht. Doch er kehrt von solchen Spaziergängen in allgemein-geistige Gebiete immer wieder zurück zu seinem eigentlichen Arbeitskreis, der Entwicklung des organischen Lebens auf der Erde, der Abstammung des Menschen und des Stammbaums der Tiere, dem zoologischen, botanischen und biologischen „Feuilletonismus", der seine Stärke und Liebe ist. Ein unzünftiger Naturforscher hat sich in ihm einem geborenen Dichter verbunden: die Ehe ist sehr glücklich und fruchtbar; die Kinder haben scharfen Verstand, aber Märchenaugen, langes, weiches, seidiges Haar, einen knappen, malerischen Lendenschurz und nackte Füße. Sie schauen blühend drein, haben immer einen hohen Sinn und einen heimlichen Schalk im Nacken, ein Herz voll Lust an den Menschen und zu allen Erscheinungen, und sie sagen, sie wollten nicht eher rasten, als bis sie Erde und Meer durchforscht und auf allen Sternen sich heimisch gemacht hätten. So sehe ich Wilhelm Bölsche und seine Musenkinder.

Pasquina und Pif.

Aus dem Italienischen des Luciano Zuccoli.

I.

Pasquina war sechzehn Jahre alt, aber wenn sie ihr Gesicht in Falten zog, eine schmollende Mine machte und die Hände tief in die Taschen ihres Kleides steckte, schien sie sich in ein Kind von vier oder fünf Jahren zu verwandeln. Ihr schönes Antlitz ward ein andres, der Mund verzog sich zu einer Grimasse, die Augen wurden größer, starrer, mit einem Ausdruck halb des Staunens, halb der Neugierde; sie bewegte sich steif, mit großen Schritten, als ob sie fliehen oder überraschen wollte; und wenn sie die Hände aus den Taschen zog, hielt sie sie längs des Körpers, alle Finger gespreizt, wie durch ihre Kleidung behindert.

So erschien Pasquina zuweilen vor ihrem Onkel Marco Marchino, um ihm die unglaublichsten Dinge mit kindlichem Stottern zu erzählen, da sie wohl wußte, daß sie durch diese Art Verzeihung für jeden Streich erhielt.

Sie kam mit langsamen, gleichmäßigen Schritten in das Zimmer, in dem Marco zwischen Büchern und Papieren arbeitete, und sah ihn schweigend mit ihrem drohenden Gesichtchen an.

Er fuhr fort zu schreiben, d. h. angeblich zu schreiben, denn wenn er ihren Blick auf sich fühlte und den Schatten der kleinen Person auf dem Fußboden wahrnahm, entschwand jeder ernste Gedanke, und Marco zog Linien und nichts als Linien auf dem Papier.

Nach einem Augenblick des Schweigens kam die Anrede: „Pif!“

Marco war Pif, was Onkel bedeuten sollte — eine Wortbildung, deren Genesis kein Sprachgelehrter herausgefunden hätte.

Und Pif umarmte seine Pasquina, die so schön war und ihm das Leben so sehr versüßte, das harte Leben eines Schreibers und Zeichners, dessen schlecht verhehlte Mühsal schwer auf ihm lastete.

Auch Pasquina arbeitete seit einiger Zeit; mit vieler Geduld verfertigte sie Stickereien für die Kirchen; gebeugten Hauptes, schweigend setzte sie sich in die Nähe des Fensters, um besser zu sehen, und manchmal vergaß sie dabei ihr böses Kindergesicht zu machen.

Dann erschien Marco, und die Tür halb öffnend, rief er mit tiefer Stimme: — „Pif!"

Das Mädchen sprang auf, wie bei einem Zeichen der Freude und des Ausruhens, lief zum Onkel, schlang ihm die Arme um den Hals, und er hob sie empor und küßte ihr Gesicht und Haare.

Dies geschah meistens gegen Abend kurz vor dem Essen. Beide, Pasquina und Marco, hatten sich ihren Tag verdient; sie bürsteten die Kleider, machten sich die Haare zurecht und gingen aus.

Sie speisten im Wirtshaus „Zum Weißen Roß", in einer Ecke des Saales, die möglichst weit entfernt von den andern Tischen war; aber wenn dieses Paar, der große starke Mann mit dem roten Gesicht und dem grauen Bart und das zierliche Geschöpf mit den großen grauen Augen, der zarten Hautfarbe und der schlanken, anmutvollen Gestalt, eintrat, wandten alle Blicke sich ihm zu, und für einen Moment stockte die Unterhaltung der übrigen Gäste.

Pif und Pasquina aßen hastig und machten dann einen kurzen Spaziergang.

Die Stadt im Lichte der elektrischen Bogenlampen gefiel Pasquina sehr; sie sagte, daß Mailand am Abend ganz wie von Gold schiene, und sie blieb vor den Läden, die gleichfalls glänzend erleuchtet waren, stehen, um sich die neuen Moden anzusehen. Auch Marco, die Nichte an der Hand haltend, blieb stehen, ging sanft auf jedes ihrer Worte ein und gab ihr in allem recht. Von Moden hatte er keinen Begriff, und Pasquina, die mit dem sichern weiblichen Instinkt darüber urteilte, kam ihm wie ein Wunder von Scharfsinn vor; ihr Geschmack war der seinige, kein andrer wäre ihm möglich erschienen, so daß er immer ja oder nein zu dem Ja oder Nein seiner kleinen Begleiterin sagte. Der Lärm der Wagen und Straßenbahnen, das Schnauben einiger Automobile mit den großen, bunten Laternen, das Stimmengewirr der Menge, die Lichter der Läden, die Musik, die aus irgendeinem Café chantant oder aus einem offnen Fenster auf die Straße drang, alles erfüllte sie mit Freude, befriedigte sie, als ob das, was sie kaum gesehen, ihr Eigentum wäre, als ob sie alles genossen hätten. Glücklich kehrten sie nach Hause zurück, während die andern Armen mit Neid und Verlangen im Herzen heimgingen.

Marco hatte die Gewohnheit beibehalten, Pasquina zu Bett zu bringen, obwohl sie jetzt ein junges Mädchen war; aber er sah sie mit einem so keuschen Blick an und dachte an sie mit einem so reinen Gedanken, daß er sie entkleidete und schlafen legte wie vor zehn, wie vor zwölf Jahren, mit der liebevollen Sorgfalt eines Vaters.

Dann begab er sich selbst im Nebenzimmer zur Ruhe, und im Schatten der Nacht lag er lange noch mit offenen Augen.

Er überlegte, ob er nicht einen Sparpfennig besäße, der hinreichend sei, um seiner Pasquina irgendein Geschenk zu machen; er besann sich, daß sie Schuhe, Strümpfe und ein neues Kleidchen brauche; man mußte für alles sorgen, Geld verdienen, arbeiten, arbeiten . . .

Und zuweilen stand er auf, steckte das Licht wieder an, nahm die Arbeit wieder auf, mit tausend Vorsichtsmaßregeln, damit Pasquina ihn nicht höre;

sie aber hörte es fast immer, kam im Hemde, jagte dem Onkel einen Schreck ein, indem sie dicht hinter ihn trat und leise fragte:

„Pif, was machst du da?"

„Nichts, nichts," erwiderte Marco mit barscher Stimme. „Ich sah eine Korrektur durch. Muß man dem Fräulein denn alles sagen?"

„Leg dich, Pif!" gebot Pasquina. „Du mußt ausruhen."

Murrend gehorchte Marco und er schlief ein, ohne zu merken, daß Pasquina hinter der Tür stehen geblieben war, um durch die Spalte darauf zu achten, daß der Onkel sie nicht täusche.

II.

Natale Stadera hatte Marco Marchini vor vielen Jahren gekannt, und eines Abends im Wirtshaus „Zum Weißen Roß" hatte der hochgewachsene, kräftige Mann, der mit dem anmutigen jungen Mädchen eintrat, seine Aufmerksamkeit erregt.

Er erkundigte sich beim Wirt, erfuhr den Namen, und als Marco seine Zeche bezahlt hatte und sich mit Pasquina zum Gehen anschickte, stellte sich Natale vor und gab sich zu erkennen.

Marco fiel ihm um den Hals.

„Du hier? Welches Glück nach so vielen Jahren! Wie elegant bist du geworden! Wie merkt man, daß du reich bist!"

Natale hielt sich gerade und ließ sich bewundern. Er war mittelgroß, von bleicher Gesichtsfarbe, hatte schwarze Augen und trug einen hübschen, dunkeln Anzug; eine dicke goldne Kette hing ihm vom obersten Knopfloch der Weste in die Tasche und am kleinen Finger der linken Hand glänzte ein Ring mit einem prachtvoll funkelnden Brillanten.

„Dies ist meine Pasquina," fuhr Marco fort, indem er auf das Mädchen wies, das schweigend den Mann ansah, mit heimlichem Groll, daß er ihr einige Augenblicke des gewohnten Spaziergangs raubte. „Sie ist die Tochter meiner armen verstorbenen Schwester und lebt bei mir."

Natale verneigte sich höflich und berührte den Rand seines Hutes, Pasquina deutete ein Lächeln an, warf aber dem Manne einen wenig wohlwollenden Blick zu. Dann gingen alle drei hinaus: das Mädchen voran, die beiden Freunde folgten ihr in lebhaftem Gespräch; und Pasquina war traurig, weil der Onkel sie nicht bei der Hand hielt und nicht vor den schönen Läden stehen blieb; sie sah kaum hin, bemerkte hie und da irgendeinen neuen Gegenstand, konnte ihre Gedanken jedoch nicht äußern, denn die beiden hinter ihr redeten eifrig miteinander und schienen der fliehenden Stunde nicht zu achten, ganz benommen und erregt, wie sie waren von ihren gemeinsamen Erinnerungen. Eine Flut rauschender Musik ergoß sich aus der Tür eines Café chantant, und Pasquina sah sich nach ihrem Onkel um; der aber hatte nichts gehört und verstand diesen Blick nicht, der ihn zu den lieben Gewohnheiten der bisherigen Abende zurückrufen sollte.

Endlich verabschiedete sich Natale Stadera, und Marco, mit dem Mädchen zurückgehend, begann zu erzählen: „Sollte man es denken!" rief er aus,

Natale hatte sich in der Tat eine beneidenswerte Stellung geschaffen, er war „Intendant" einer Zirkusgesellschaft, die am folgenden Tage ihre Vorstellungen beginnen würde. Intendant einer Zirkusgesellschaft — welch eine Position! Er entwarf ihren Reiseplan, setzte die Kontrakte mit den Theaterdirektionen und Lieferanten auf, besorgte die Korrespondenz und hatte eine Einnahme von zwanzig bis dreißig Lire täglich.

„Du hast noch niemals einen Zirkus gesehen," fragte Marco seine Nichte.

„Niemals," antwortete Pasquina. „Ist es schön zu sehen?"

„Wunderbar! Da sind viele Pferde und die Bajazzi, über die man lacht, und die Frauen in Atlas gekleidet, die Mieder mit glitzernden, funkelnden Perlchen bedeckt; es ist sehr schön, wirklich sehr schön und prächtig . . ."

„Sieh doch," unterbrach ihn das Mädchen, vor einem Laden stehen bleibend; „siehst du das Hütchen, wie hübsch es ist?"

Marco blickte zerstreut hin und ging dann weiter.

„Es ist wahrhaft herrlich," sagte er, wie in einen Traum versunken. „So viel Licht und Musik und die prachtvollen Kostüme . . ."

„Wovon sprichst du denn?" fragte das Mädchen erstaunt.

„Vom Zirkus."

„Ich meinte, du sprächest von dem Hute, den ich dir zeigte," murmelte Pasquina in vorwurfsvollem Tone.

„Nein, wir werden eines Abends hingehen; Natale versprach mir, uns zwei Sitze zu geben, und es wird dir gefallen. Welch ein verwünschter Kerl, dieser Natale! Brillanten, goldene Kette, einen Anzug, der seine achtzig Lire kosten mag! Und den Titel eines Intendanten! Er hat ihn auf seine Visitenkarte gesetzt und mir gezeigt; und auf französisch, weil das mehr Effekt macht . . . Ja, er war immer gewandt, auch als er mit mir als Soldat diente; er tat nie etwas und schien der eifrigste von allen."

Pasquina hörte gesenkten Hauptes zu, erstaunt über die Beredsamkeit ihres Pif und die Bewunderung, die er für den Mann hatte, der ihr so widerwärtig schien. Die Läden zogen an ihnen vorüber, einer nach dem andern, ohne daß Marco daran dachte, ein Weilchen stehen zu bleiben, um ihr Vergnügen zu bereiten. Im Gegenteil, er schritt eilender als sonst fürbaß und schüttelte ihre Hand, wie um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Sie erreichten ihr Haus, noch bevor er mit seinem Geplauder zu Ende, und als sie oben waren, kroch Pasquina in eine Ecke und fing an ohne Ursache zu weinen, so verzweifelt zu weinen, daß Marco sich mehrere Tage lang darüber grämte.

III.

An einem Abend, der auf den buntfarbigen Zetteln als „Soirée hors ligne" bezeichnet war, begaben sie sich zum Zirkus und erhielten ihre Plätze auf zwei Fauteuils dicht bei der Reitbahn.

Das Mädchen, sehr bescheiden gekleidet, entging nicht den Blicken einiger eleganter junger Herren, die von verschiedenen Seiten des Theaters das Opernglas auf sie richteten; aber sie achtete nicht darauf.

Mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen betrachtete sie die Theaterdiener in roten Röcken, weißen Lederhosen, hohen Reiterstiefeln; und jetzt kamen die Bajazzi, einer hinter dem andern her, kreischend, sich im Sande wälzend, Ohrfeigen und Fußtritte nach rechts und links austauschend, und Purzelbäume schlagend mit einer Beweglichkeit, die Pasquina in Staunen setzte. Sie trugen schöne Atlasanzüge mit seltsamen Mustern bestickt und hatten rote, gelbe, blaue Perücken, das Gesicht war weiß von Mehl und die Nasenspitze pfauenfarben. Einer von ihnen gebärdete sich wie vom Teufel besessen und teilte eine solche Menge schallender Ohrfeigen aus, daß das Publikum vor Lachen bersten wollte; dann schlug er Purzelbäume, die sich in der Luft wie ein Rad ausnahmen, und wenn alle meinten, er könne nicht mehr, siehe, da war er wieder, lief und sprang den Kameraden auf den Rücken, denen er so wohlgezielte Fußtritte versetzte, daß sie kopfüber ihm in den Weg purzelten. Zum Beschluß machte er einen Luftsprung und fiel mitten in die Zuschauer hinein zu den Füßen Pasquinas, die ihm unwillkürlich die Hand reichte, um ihm wiederaufzuhelfen.

Er aber, alsbald wieder auf den Beinen, sah das Mädchen an, lächelte, sagte „danke", sprang über die Schranken zurück, setzte abermals über die Köpfe der andern fort, die mit lautem Geschrei zu Boden stürzten, bis zuletzt, nach einem wahren Hagel von Sprüngen, Kapriolen, Purzelbäumen, Ohrfeigen und Fußtritten die Bajazzi sich entfernten.

„Wie heißt er?" fragte Pasquina den Onkel, der so gelacht hatte, daß ihm die Tränen in den Augen standen.

„Er heißt Bob!" erwiderte Marco. „Famos ist er! Gefällt es dir?"

„Ja, es gefällt mir."

Nun kamen die Pferde an die Reihe; prächtige Pferde: Füchse, Braune, Graue, Rappen mit glänzendem Fell, schlankem Halse, langem Schweife. Pasquina war sprachlos. Jedes Pferd kannte seinen Namen und auch die Nummer, die ihm mittels eines Stäbchens auf dem Rücken befestigt war. So stellte sich Nummer zwei dicht neben Nummer eins und die Drei nach der Zwei, die Vier nach der Drei; und wenn sich der Zug auflöste, so lief ein jedes Pferd gleich wieder auf seinen Posten; sie gingen in einem großen und einem kleinen Kreise rundum, gingen schräg, auf den Hinterbeinen, verbeugten sich, schritten nach dem Takte der Musik. Pasquina mußte in die Hände klatschen, sie meinte zu träumen, so wunderbar schien es ihr, daß diese Tiere so klug waren.

Aber schon erdröhnte der Saal aufs neue von Jubelgeschrei und Gelächter. Die Bajazzi, Bob an der Spitze, traten wieder ein, warfen sich, unter Sprüngen und Kapriolen die ärgsten Schimpfworte an den Kopf, und dazwischen, an der Hand geführt, kam ein Pferd, ein glänzender Rappe mit einem breiten Sattel auf dem Rücken und hinterher eine Tänzerin in flimmerndem Mieder aus rosaseidenem Trikot.

Zu Pferd und Galopp! — Die Bajazzi standen in der Mitte, der Stallmeister klatschte mit der Peitsche, die Tänzerin stand auf dem Rücken des schnaubenden Rosses. Ein Beifallssturm erhob sich, ein Augenblick der Ruhe

folgte, währenddessen Pasquina Zeit hatte, die Ballerina zu betrachten, die den in der Menge da und dort zerstreuten Bekannten zulächelte. Sie war jung und frisch, hatte schöne Arme und schöne Beine; ihr Busen atmete heftig. Und immer weiter im Galopp bis zur nächsten Pause, in der die Bajazzi die mit Papier bespannten Reifen herbeiholten und verteilten, durch die die Reiterin springen sollte. Aber Bob, der es erst selbst einmal versuchen wollte, stieß mit dem Kopf fünf oder sechs Reifen ein, bis ein andrer Bajazzo kam, ihm eine Ohrfeige gab und dann mit Fußtritten ihn über die ganze Reitbahn rollen ließ.

Pasquina, nun ganz im Banne des Schauspiels, achtete auf nichts andres mehr, ergötzte sich an den Sprüngen der Reiterin, dem Auftreten der musikalischen Clowns und den Kunststücken am Trapez.

Mehr als alles jedoch amüsierten sie die Grimassen der unermüdlichen Bajazzi, die immer etwas Neues erdachten und ausführten. Ein Teppich sollte von der Bahn fortgenommen werden, und die Bedienten kamen, um ihn aufzurollen; gleich war Bob mit seinen Kameraden wieder da und wollte helfen. Er renkte sich fast die Arme aus, hob die Beine, um die andern stolpern zu machen; und immer wieder zog der Eine an dieser, der Andre an jener Seite, bis sie mit den Köpfen gegeneinanderschlugen und sämtlich zu Boden stürzten. Die Sache endete damit, daß Bob, als er sah, man wolle nun wirklich den Teppich fortbringen, sich darauf ausstreckte, und während die übrigen einander drängten, stießen, schlugen und die Diener bei den Rockschößen festhielten, sich in feierlichem Triumphzug unter dem Beifallklatschen des Publikums hinaustragen ließ.

Marco hielt es kaum noch aus; er hatte gelacht, daß ihm die Augen glänzten und die Tränen über die Backen liefen. Pasquina zwar äußerlich zurückhaltender, hatte sich dennoch sehr amüsiert und wünschte, das Schauspiel möchte niemals enden.

Während des Zwischenakts von zehn Minuten erschien Natale Stadera in neuem Überzieher und mit weißen Handschuhen. Er bot Marco und Pasquina an, ihnen die Stallungen zu zeigen, und schien stolz darauf, das junge Mädchen, das trotz ihres bescheidenen Anzuges den Blick des Kenners auf sich zog, zu begleiten und ihr Kavalier zu sein.

Ein riesenhafter Hund, weiß mit schwarzen Flecken, sprang an dem Mädchen empor und leckte ihr die Hände; in einer Ecke, dicht am Zuschauerraum machte ein blondes Mädchen in knappem fleischfarbenem Trikot ihre Übungen, schwang die Beine hoch, sprang in die Luft und brachte bei jedem Sprung den Fuß über den Kopf.

Pasquina blieb stehen und sah verdutzt zu. Das Mädchen schien nackt zu sein; und wie wagte sie, so dazustehen zwischen den Leuten, zwischen den Bajazzi und den Dienern?

Das Mädchen sah zuerst sie, dann Natale an und fragte diesen, ohne sich in ihren Sprüngen zu unterbrechen:

„Ist sie eine Elevin?"

„Nein, nein, Miß," erwiderte Natale lächelnd. Dann sagte er zu Pasquina:

„Dies ist Miß Nelly, eine Berühmtheit, erst zwanzig Jahre alt."

Ein Bajazzo, der auf der Erde saß, bestrich ein Paar Schuhe mit Kreide während ein andrer den Staub von einer Pumphose aus schwarzem Atlas abbürstete; ein dritter, den Spiegel in der Hand, färbte sich die Nasenspitze und die Backenknochen rot.

Ein zweiter Hund flog, rasch wie der Blitz, hinter einem Balle her, den ihm jemand zugeworfen hatte, stolperte, nahm den Lauf wieder auf und bellte vor Freude, als es ihm gelungen war, den Ball zu greifen.

Natale blieb vor einem Herrn von athletischer Gestalt, in schwarzem Anzug und mit schneeweißem Vorhemd, stehen.

„Herr Direktor, erlauben Sie, daß ich Ihnen einen lieben Freund vorstelle, den Professor Marco Marchini. Dies ist seine Nichte, ein Juwel . . ."

Der Direktor drückte Marco die Hand und lächelte Pasquina zu.

„Wahrhaftig ein Juwel," sagte er, das Mädchen mit geübtem Blick betrachtend.

„Keine dreißig Kilos! Foudroyant würde sie spielend tragen . . ."

Hierauf verbeugte sich der Herr und entfernte sich, um einige Befehle zu erteilen.

„Foudroyant ist Miß Nellys Pferd," erklärte Natale; „das schönste, das wir haben. Ich werde es euch zeigen."

„Aber warum hast du mich Professor genannt?" fragte Marco, noch ganz überwältigt und stolz, die Bekanntschaft des Zirkusdirektors gemacht zu haben.

„Hat nichts zu bedeuten," versetzte Natale; „Professor, das macht sich gut, hier sind wir alle Professoren. Seht, da kommt Foudroyant."

Ein Fuchs mit feurigen Augen wurde aus dem Stalle geführt; die Ohren spitzend, die rosigen Nüstern weitend, blickte er sich um, als er den Geruch der nahen Arena witterte.

Ein Stallknecht schnallte ihm den Bauchgurt um.

„Ist er schön?" sagte Natale, den Kopf und den blonden Schopf des Pferdes streichelnd. „Dies Tier hat es hinter den Ohren."

Mit einer gewissen Scheu, aber unwiderstehlich dazu gedrängt, wagte auch Pasquina mit ihrer kleinen Hand die Stirne und die rosige Schnauze von Foudroyant zu streicheln, der darauf ein frohes Gewieher hören ließ.

„Ja, er ist schön," erklärte Pasquina mit dem Ernst eines Pferdezüchters. „Ich möchte ihn für mich haben!"

Marco und Natale brachen in ein Gelächter aus; aber in diesem Augenblick ertönte eine elektrische Klingel, und ein allgemeines Hin und Her begann.

Bob lief vorbei, ein Wägelchen vor sich herschiebend, auf dem feierlich und unbeweglich ein kleiner Hund saß, ein Foxterrier, der zugleich mit dem berühmten Bajazzo auftreten sollte. Vorüber schritt Nelly, die Peitsche unter dem Arm, die langen weißen Handschuhe zuknöpfend; es folgten dann Bajazzi, einer gelb, einer rot, ein dritter grün, dann ein Durcheinander von Befehlen und Flüchen, eine plötzliche Stille, ein Beifallssturm, der fern aus dem Zirkus widerhallte.

Marco und Pasquina eilten auf ihre Plätze, sahen Nelly wieder, die, am Eingang der Reitbahn mit Ruhe den Augenblick ihres Auftretens erwartend, eine Zigarette rauchte. Das Pferd stand wenige Schritte von ihr entfernt, gleichfalls in Erwartung, stampfend und schnaubend.

Neues Klatschen, ein wahrer Sturm von Beifall.

Bob erntete mit seinem kleinen Foxterrier und dem Wägelchen Lorbeeren.

Als Pasquina vorbeiging, wandte Nelly den Kopf und sagte zu einem Bajazzo, der neben ihr stand:

„Schön, nicht wahr? Sie muß wie eine Statue geformt sein!"

„Sie sind wohl ein bißchen eifersüchtig?" bemerkte der Clown.

„Warum? Es ist Platz für alle da! Ich würde sie auf Foudroyant setzen."

Pasquina hörte das Gespräch, errötete bis zu den Haarwurzeln, und ein Zucken von Furcht und Freude durchfuhr sie.

IV.

Die Rückkehr zum Alltagsleben nach jenem denkwürdigen Abend war für Marco und Pasquina sehr schmerzlich.

Das Mädchen hatte immer noch die Farben von Sammet und Seide vor den Augen, das Bild des ungeduldigen Pferdes, des Purzelbaum schlagenden Bobs; sie spürte noch in der Nase den Geruch des Staubes und Sandes, der Reitbahn und der Stallungen. Tausend Träume durchwogten ihren Sinn, im Ohre klang ihr noch das freche Lob Nellys: — „Sie muß wie eine Statue geformt sein!"

Marco grämte sich nur, daß er nicht reich genug sei, um seiner Kleinen jeden Abend das Schauspiel zu bereiten, das ihr so sehr gefallen hatte. Aber gerade in diesen Tagen hinderte ein rheumatischer Schmerz ihn, den rechten Arm zu gebrauchen, und der tägliche Verdienst blieb aus; man mußte zum Sparpfennig greifen, um die Schuhe und das neue Kleid für Pasquina zu bezahlen; man mußte zu Hause mit Käse, Salami, Obst und etwas Brot vorliebnehmen, da man nicht ins Wirtshaus gehen konnte.

Das Mädchen arbeitete, arbeitete, vermochte aber unmöglich allein allem zu genügen. Sie bemühte sich, ihre Traurigkeit zu verbergen und ihren „Pif" zu erheitern; dieser aber lächelte nur gezwungen, er fühlte sich gedemütigt und begriff mit einem Male das Elend, in dem er und Pasquina lebten. Pasquina, das unschuldige, sechzehnjährige Geschöpf, was würde ohne ihn aus ihr werden? Sie war schön und arbeitete, arbeitete und verdiente nicht genug; sie opferte ihre Gesundheit, und es gelang ihr nicht, so viel zusammenzubringen, um zu essen und sich zu kleiden . . . Konnte es so weitergehen?

Den ganzen Tag saß Marco in seinem verblichenen Lehnstuhl und sprach kein Wort. Aber von Zeit zu Zeit stand er auf, küßte das Mädchen und blickte ihr lange fragend in die Augen. Sie lachte, ohne die Traurigkeit jener Blicke zu verstehen, die um Verzeihung zu bitten schienen; und die Arbeit hinwerfend,

spielte sie den kleinen Hanswurst mit so drolligen, anmutigen Gebärden, daß auch Marco wirklich lachen mußte. Eines Tages sagte er plötzlich:

„Wie, zum Teufel, hieß doch das Pferd?"

„Welches Pferd?" fragte Pasquina, die wohl verstanden hatte, aber nicht zugestehen wollte, daß auch sie immer an das Pferd dachte.

„Jener Fuchs, den du für dich haben wolltest? Fou — Fou . . . ?"

„Foudroyant!" sagte das Mädchen.

„Welch schönes Pferd!" rief Marco aus.

„Sehr schön!" bestätigte Pasquina. Sie sagte kein Wort mehr, ließ aber nicht ab, an Bob, an Miß Nelly, an die Bajazzi und den kleinen Foxterrier zu denken.

Nach einer Woche war der Onkel wieder gesund, und am letzten Tage, als er schon angefangen, die Feder wieder zu führen und sich vorgenommen hatte, von vierundzwanzig Stunden zwanzig der Arbeit zu widmen, um die verlorene Zeit einzubringen, wer sollte da auf einmal bei ihm erscheinen? Natale Stadera war es, keuchend von den zweihundert Stufen, die er hatte emporklimmen müssen.

„Corpo di Bacco!" rief er eintretend und Marco und Pasquina grüßend. „Hier oben habt ihr euch verkrochen? Ich bin jeden Abend ins „Weiße Roß" gegangen, um ein wenig zu plaudern, und muß nun fürchten, daß euch etwas zugestoßen sei."

Marco war verlegen. Der Freund, gut angezogen, frisch rasiert, ein Veilchensträußchen im Knopfloch, machte ihn befangen. Er hätte die Armut seiner beiden Stübchen verbergen mögen; die Ellbogen seines Hausrocks waren notdürftig geflickt; Pasquina trug ein Kleid, das vor Alter durchsichtig war.

Der Onkel schielte nach ihr hin; da er sie aber so heiter sah, als ob ihr Kleid aus Brokat wäre, atmete er auf.

„Ja," sagte er, „ich hatte einen rheumatischen Schmerz an der Schulter, der mir heute erst Ruhe läßt. Aber setz dich doch, mach keine Umstände."

Ehe Natale der Einladung Marcos Folge leistete, nahm er die Veilchen aus dem Knopfloch und reichte sie Pasquina mit den Worten:

„Es ist zwar richtig, daß eine Blume keine Blume trägt; aber ich biete sie Ihnen als Huldigung eines alten Freundes an."

Pasquina nahm die Veilchen und steckte sie in den Gürtel; nach jenem Abend im Zirkus war ihr Natale sympathisch geworden.

„Ich sehe, daß Sie sticken, mein Fräulein," fuhr er fort, „und welch schöne Stickereien!"

Er setzte sich auf den verblichenen Lehnstuhl, blickte rings um sich und wandte sich dann wieder an Marco.

„Also die Geschäfte gehen schlecht? Es tut mir sehr leid. Wieviel verdienst du?"

„Zwei bis drei Lire den Tag," erwiderte Marco, „je nachdem."

„Und das Fräulein?"

„Eine Lira," versetzte Pasquina mit einem gewissen Stolz.

„Und sie verdirbt sich die Augen und die Gesundheit," bemerkte Natale. „Die schönen Augen!"

Es entstand ein Moment des Schweigens. Natale saß mit dem Hut auf dem Schoß und warf verstohlene Blicke nach dem Mädchen. Marco verdroß es ein wenig, die Arbeit nicht wieder aufnehmen zu können; aber Pasquina stickte weiter, ohne auf den Freund ihres Onkels zu achten.

„Unsre Geschäfte hingegen," begann Natale plötzlich wieder, „fahren mit vollen Segeln. Apropos, weißt du, daß das Fräulein einen großartigen Eindruck gemacht hat?"

Pasquina fühlte ihr Gesicht erglühen, hob den Kopf aber nicht von der Arbeit.

„Einen riesigen Eindruck, sag' ich dir; Miß Nelly und der Direktor haben mir schon zwanzigmal davon gesprochen. ‚Ein wundervolles Mädchen!' sagte mir der Direktor. ‚Sie wiegt keine dreißig Kilo; das ist ein fürstliches Spielzeug! Was treibt sie? Wie alt ist sie? Ist sie reich, ist sie arm, ist sie gut, ist sie launisch?' Und alle Tage dasselbe Lied."

„Welch ein Narr!" sagte Marco.

„Ei, kein solcher Narr, wie es den Anschein hat!" entgegnete Natale, mit den Augen zwinkernd. „Der versteht sich auf Weiber und Pferde; er braucht sie nur zu sehen . . ."

Pasquina warf die Stickerei hin, erhob sich und ging auf Natale zu. Ihr Gesicht war purpurrot, und die Augen funkelten.

„Und Foudroyant?" fragte sie. „Wie geht es meinem Pferdchen?" Natale lachte.

„Ach, es gefällt Ihnen? Es ist ein Wunder von einem Pferd; es geht ihm ausgezeichnet. Es ist so viel Gold wert, wie es wiegt!"

Er stand auf und fuhr fort:

„Aber ich will euch nicht länger stören, denn ihr habt zu tun."

„Wir sind dir für deinen Besuch sehr dankbar," sagte Marco in aller Aufrichtigkeit.

„Laßt euch nur bald im Wirtshaus sehen," empfahl sich Natale, „und an einem der nächsten Abende verabreden wir wieder einen Besuch im Zirkus . . ."

„O ja! ja!" rief Pasquina, in die Hände klatschend, „recht bald, Herr Natale!"

„Bald," versprach der Freund, „und du," zu Marco gewendet, „begleitest du mich? — Mein Fräulein . . . ich wünsche vergnügte Arbeit."

Er ergriff Pasquinas Rechte, drückte sie und entfernte sich mit Marco. Auf dem Treppenabsatz angekommen, hielt er ihn fest und sprach:

„Bemühe dich nicht weiter, ich wollte dir nur ein Wort im Vertrauen sagen. Dies euer Leben scheint mir miserabel zu sein."

„Was fällt dir ein!" rief Marco ganz überrascht; „ich versichere dich . . ."

„Nun, nicht so sehr für dich als für dein Nichtchen, dem das verwünschte Sticken die Gesundheit kosten kann . . ."

„Freilich, aber was ist da zu tun?" stammelte Marco, der auf einmal von einer tiefen Traurigkeit ergriffen ward.

„Das Fräulein wird doch nicht ewig sticken wollen."

„Was willst du damit sagen?"

„Was ich sagen will? Könnte zum Beispiel der Direktor nicht eine Kunstreiterin aus ihr machen, eine Berühmtheit, die Millionen verdient und zu guter Letzt einen Prinzen heiratet?"

Marco öffnete die Augen weit. „Pasquina eine Kunstreiterin?" wiederholte er nachdenklich. „Man hat mir aber doch gesagt, daß die Frauen vom Zirkus nicht anständig sind, daß es ein ehrloses Gewerbe ist."

Natale zuckte die Schultern. „Ehrlos ist nur das Gewerbe des Diebes; und was die Anständigkeit betrifft, so gibt es Anständige und Unanständige im Zirkus wie überall in der Welt. Nun, wir sprechen noch davon. Es ist nur so ein Einfall; wenn er dir, wenn er dem Mädchen nicht gefällt, so liegt nichts daran, dann könnt ihr ruhig weiter arbeiten, wie bisher. Auf Wiedersehen, Marco, im Wirtshaus!"

Natale war schon die Treppe hinunter, als Marco noch immer wie zerschmettert dastand. Noch nie war seine Seele auf eine so harte Probe gestellt worden.

V.

Fast ganz mühelos war es der kleinen Pasquina geglückt, in dem Programm des Zirkus eine „Nummer" zu bekommen.

Durch die Lobeserhebungen berauscht, die ihr zuteil wurden, ermuntert durch die Freundschaft Miß Nellys und väterlich patronisiert vom Direktor, war es Pasquina nach und nach zur Gewohnheit geworden, alle Tage und jeden Abend in den Zirkus zu gehen. Sie lebte unter den Bajazzi, den Pferden, den Tänzerinnen, den Hunden, half Miß Nelly beim An- und Auskleiden und lernte dabei das Kauderwelsch sprechen, das bei dieser Art von Leuten gebräuchlich ist. In zwei Wochen war Pasquina wie umgewandelt und konnte es in allem mit Bob aufnehmen. Miß Nelly, die einzige, die auf sie hätte eifersüchtig sein können, hatte allmählich eine fast leidenschaftliche Zuneigung zu der Kleinen gefaßt und aus Furcht, daß man sie ihr nehmen werde, war sie auf den Gedanken gekommen, sie für den Zirkus nützlich zu machen. Sie fand für sie ein Hanswurstkleidchen aus grauem Atlas und weite Hosen, setzte ihr eine ziegelrote Perücke auf und nach einer einzigen Probe brachte sie sie an einem Galaabend in die Arena.

Miß Nelly führte ihre Kunststücke auf dem Foudroyant aus, und Pasquina, mit den Händen auf dem Rücken, sah verschüchtert zu. Die Habitués waren voll Bewunderung für die beiden Mädchen: Nelly ganz blau in hellem Trikot, auf dem Fuchs, schien wie von Gold, und Pasquina mit ihren großen grauen Augen und der dunkeln Gesichtsfarbe, die durch die grellrote Perücke noch dunkler ward, glich einer halb komischen, halb graziösen drolligen Statuette.

Während einer der Pausen war es, daß Pasquina, die auf den Programmen Miß Little hieß, verdrießlich über die vielen Blicke, die Hände in die Hosentaschen steckte, aus dem Stegreif die Rolle des unschuldigen schmollenden Kindes annahm, als ob sie zu Hause wäre bei ihrem Pif, und so auf

einmal zum Clown wurde, dem sie einen zarten, kindlichen Ausdruck gab, anmutig und frech zugleich.

Miß Little, die also nun eine Rolle hatte, erschien im Tableau, das den Schluß des Abends bildete, in einer neuen Verwandlung, als Japanerin in das sogenannte „Kimono" gehüllt, ein safrangelbes Gewand mit großen violetten Blumen. In die Spitze ihres hohen Kopfputzes hatte Nelly zwei kleine Pfeile gesteckt und die Schatten ihrer schönen grauen Augen mit einem weichen Bleistift vertieft. So lag sie, die Zügel in den Händen, hingestreckt in einem Wägelchen, das von zwei munteren Ponies blitzschnell im Kreise herumgewirbelt ward, und gefolgt von andern leichten Wagen, die von andern Mädchen gelenkt wurden. Bei dem betäubenden Lärm rauschender Musik, dem Gebell der losgekoppelten, zur Seite der Pferde springenden Hunde und dem Jubel Bobs, der mit seiner ganzen Schar mitten in der Bahn stand, wußte und begriff Miß Little nichts mehr.

Der scharfe Staubgeruch, das Licht, der Beifall, das Gelächter, die Musik, bei der sie durch einen erträumten Zauberwald zu jagen wähnte; das Schauspiel, das ihr Arbeit und Genuß war, das ihr keine Wirklichkeit schien, sie vielmehr die Wirklichkeit vergessen ließ, das ihrem weiblichen, kindischen Stolz schmeichelte, das allabendlich die Menge erregte, so viel Mühe und Geld kostete, so viel Geheimnisse barg, seine Gesetze, Gefahren und Tragödien hatte; das Schauspiel, das neue körperliche Erregungen bei ihr weckte und in ihrem Hirn eine Flut unbestimmter Gedanken entfesselte, das ihr einen Scheinluxus bot, ein seltsames Aussehen gab, einen unnatürlichen Geschmack und eine wilde Tatkraft verlieh, ihr tausend verwirrende Gedanken vorgaukelte, — das Schauspiel hatte sie gepackt, hielt sie fest, verwandelte sie, machte sie trunken und erfüllte ihre Seele mit dem einzigen Begehren nach lautem, nach beständigem Beifall.

Die Musik war im Verklingen, die Reitbahn wurde geöffnet, die Pferde, von den Stallknechten geführt, schritten zum Ausgang. Miß Little stieg taumelnd aus ihrem Wagen und fiel in Nellys Arme. Um sie herum standen der Direktor und Natale Stadera, die der Kleinen gratulierten, und diese, auf die Freundin gelehnt, hörte noch die Musik und fühlte noch die Fahrt durch den geträumten Zauberwald. Sie erblickte einige Herren im Smoking, häufige Besucher der Stallungen, die sich ihr näherten, um sie zu begrüßen, und nahm einen großen Veilchenstrauß in die Hand, den ihr Graf Serragli höflich darbot; ein andrer, Doktor Azio, von Schulden und Lastern erdrückt, sagte ihr:

„Sie haben zwar nichts getan, und doch war es hübsch".

Miß Nelly entzog sie diesen Herren und führte sie in ihr Kämmerlein.

„Sie machen dir den Hof," sagte sie, als sie allein waren, „aber du mußt sie abweisen. Nimm ihre Geschenke und jage sie dann zum Teufel".

„Er sagte, ich hätte nichts getan," murmelte Pasquina beschämt.

„Du hast deine Sache gut, vielleicht zu gut gemacht", widersprach Nelly. „Nächsten Monat in Rom mußt du eine prachtvolle ‚Nummer' bekommen; aber man muß arbeiten und Mut haben."

Sie schwieg einen Augenblick, betrachtete die kleine, nachdenkliche Japanerin und brach in ein wildes Gelächter aus.

„Du bist so schön, so jung," sagte sie. „Das einfachste Spiel wird bei dir wunderbar sein und du besitzest den Geist der Kunst. Man wird dich anbeten."

Sie schüttelte den Kopf, warf das Trikot weit von sich und fügte hinzu: „Zieh dich aus! Zieh dich aus, Little! Eil dich, mein Herz!"

VI.

Marco saß in der stillen tiefen Nacht neben dem Bette, auf dem Pasquina ruhte.

Nelly hatte sie ihm mit der Nachricht nach Hause gebracht, daß sie nunmehr zum Zirkus gehöre; sie habe mit Glück „debutiert", und man könne auf solch eine reizende Eroberung nicht verzichten.

Marco war vor dem schönen Mädchen in schwarzem Kleide, großem, schwarzem Hut mit weißen Federn wie betäubt stehen geblieben.

„Und was sagst denn du dazu?" hatte er Pasquina gefragt, nur um zu fragen, war aber sogleich verstummt, als er ihr ins Gesicht sah, das sonst blaß, jetzt von Aufregung, Begierde und Stolz glühte.

„Ich?" hatte sie geantwortet. „Ich werde weiter gehen! Ach, es ist schön, es ist schön, so zu arbeiten!"

„Aber," hatte Marco mit unsicherer Stimme bemerkt, „du wirst weit weg müssen, reisen, ohne mich leben . . ."

„Ich bin da," hatte Nelly ihn rasch unterbrochen, „und Pasquina wird keine Gefahr laufen, denn ich werde sie zu verteidigen wissen."

Und bei diesen Worten hatte das Mädchen einen Arm um Pasquinas Hals geschlungen, sie an ihre Brust gedrückt und den Blick fest auf sie geheftet. Es lag in dieser Gebärde der Ausdruck eines so eifersüchtigen, sorgsamen Schutzes, daß Marco nicht zu widersprechen wagte.

Und als, nachdem Miß Nelly gegangen war, Pasquina sich niedergelegt hatte, lauschte Marco in der stillen tiefen Nacht der Stimme der Kleinen, die in ihrer jugendlichen Rücksichtslosigkeit unbefangen ihre ganze Seele offenbarte.

„Es gefällt mir," sagte sie mit zögernder Stimme. „Alles gefällt mir in diesem Leben, und ich fürchte mich vor nichts. Ich werde schöne goldne Kleider mit kleinen Sternen haben und die Musik hören, die mein Spiel begleitet. Ich kann an Miß Nelly nicht denken, ohne jene Musik zu hören und viel Licht zu sehen. Musik, Licht, Reichtum umgibt sie während des Schauspiels; und die Männer erschauern, wenn sie sie ansehen, als ob Miß Nelly nicht zu dieser Welt gehörte! So wird es auch mir ergehen; auch ich werde wie eine Fee zu Pferde aussehen, werde die Musik haben, die mein Erscheinen ankündigt, und ein Freudenschauer wird durch die Menge gehen . . . Verstehst du mich, Pif? . . . Wohl werde ich in fernen Gegenden reisen müssen, aber ich werde immer mein schönes Leben führen, überall, und ich werde Geld verdienen, man wird mir Geschenke machen, und ich werde sie dir schicken, und

dann werde ich dich besuchen, und du wirst mich nicht wiederkennen, so schön und reich werde ich sein."

„Und wenn du vom Pferd fällst?" unterbrach Marco. „Und wenn du dir weh tust?"

Pasquina lachte laut auf.

„Nein, nein, vom Pferd werde ich nicht fallen!" erwiderte sie. „Ich kenne sie alle, die Zirkuspferde; sie lieben uns und sind brav, denn sie arbeiten mit uns, verstehen die Musik und wissen, was sie zu tun haben. Ich werde ein Pferd haben, pechschwarz, aber glänzend; es heißt Darling und frißt Zucker aus der Hand. Ich fühle seine weiche Schnauze, wenn sie mich leise anstößt, um zu verlangen, und sobald ich ihm den Zucker gegeben, leckt mir Darling die Hand . . . Und du glaubst, daß Darling mich abwerfen könnte? Er und ich werden ein Wesen sein und zusammen galoppieren. Die Menschen werden sagen müssen: Miß Little und Darling, wie man sagt, Donner und Blitz! . . . Verstehst du mich, Pif?"

„Warum aber, wenn alles so schön ist, gibt es so wenige Mädchen, die dieses Gewerbe treiben?" bemerkte Marco in einem Tone, als ob es auf diese Schlußfolgerung keine Antwort gebe. Die Antwort indes war ein abermaliges Lachen Pasquinas.

„Weil die Mädchen Angst haben," rief sie.

„Angst, Angst!" erwiderte er. „Sie haben recht, Angst zu haben . . Ach, es sind Dinge, die du noch nicht verstehst! . . ." Und er betrachtete ihre weiße Stirn. „Du kannst sie nicht verstehen," fuhr er fort. „Es gibt böse Männer, die dir weh tun wollen, und du weißt es nicht und kannst dich nicht verteidigen."

„Und sind sie denn nicht außerhalb des Zirkus auch?" entgegnete Pasquina. „Sind nur diejenigen böse, die des Abends dahin kommen? Auch Miß Nelly hat mir gesagt, daß sie mir den Hof machen werden, und daß ich sie zurückweisen muß. Und weißt du, was ich tun werde?"

„Was wirst du tun?" fragte Marco.

„Ich nehme die Geschenke und jage die Geber fort."

Ein langes Schweigen folgte, während dessen Marco gedankenvoll den Kopf auf die Hand beugte; er hatte das Empfinden, daß das Kind sich ihm entfremdet habe, daß es aus der Ferne zu ihm spreche, aus einem Lande der Täuschungen, der Freuden und Schmerzen, die er nicht kannte.

VII.

Es war ein Tag, an dem ein eisiger Nordost wehte, als Marco Marchini mit einer blauen, abgerissenen Handtasche frierend nach Rom kam. Während seiner langen Fahrt von Mailand aus in dritter Klasse hatte er wenig genossen und kaum ein Wort mit einem vierschrötigen, störrischen Reisenden gewechselt, der neben ihm schmauchte, sang, spuckte, schlief, aß und fluchte.

Marco hatte seinen Platz nicht vertauscht, weil es ihn eigentümlich berührte, daß, während er nach Rom ging, um seine Nichte zu besuchen, sein lästiger Reisebegleiter nach Rom ging, um eine Tante zu besuchen.

Nach der Ankunft entledigte sich Marco seiner in guter Manier, indem er es ablehnte, mit ihm in dieselbe Herberge zu gehen und die wenigen Tage das Zimmer mit ihm zu teilen.

Rom schien ihm eine Stadt wie Mailand: groß, geräuschvoll, reich, voller Brunnen und Kirchen. Er fand Unterkunft in einem Wirtshaus der Via delle Coppelle, wo er den ganzen Tag in heftiger Erregung zubrachte. Am Abend, mit Hilfe einiger Weisungen, die ihm der Portier gegeben hatte und die Vorübergehenden ergänzten, gelang es ihm, das Theater Adriano zu erreichen, eine ganze Stunde, ehe die Vorstellung begann. Am Eingang des Theaters sah er die Zettel, auf denen groß gedruckt die Namen von Bob, von Miß Nelly und der Truppe Robbescu standen, und unten ganz klein der von Miß Little. Der Geruch der Ställe und Sägespäne erinnerte ihn an jenen Abend in Mailand, an dem er mit Pasquina über Bobs Kapriolen und Tollheiten gelacht hatte. Die Kleine hatte dem schönen Schauspiel nicht widerstehen können, sie hatte daran teilnehmen wollen und Recht getan; denn nach vier Monaten hatte sie, wie sie ihm schrieb, einen großen „succès“ gehabt.

Und Marco sprach im Geiste dies Wort mit Mailänder Accent aus und witterte hinter ihm Triumphe, Millionen, eine Heirat, einen Ring mit Brillanten. Und mit einem succès nach dem andern war sie nun wirklich in Rom.

In der Menschenmenge, die das Parkett allmählich gefüllt hatte, war Marco still und geduldig ohne Augenzwinkern der Vorstellung bis zu Ende gefolgt; er hörte die Musik, die Pasquina so wohl gefallen hatte, sah Bob und Miß Nelly wieder und vernahm rings um sich her die rohen Bemerkungen, die den Künstlerinnen, Reiterinnen und Seiltänzerinnen galten.

Die Vorstellung kam ihm lang vor, und auch das Publikum ward unruhig; ein Wort des Unmuts traf Pifs Ohr, als einer der Zuschauer auf dem Programm, das er in der Hand hielt, Miß Littles Namen las.

„Gott, diese Einfältige!“ rief einer.

„Wer ist sie denn?“ fragte ein andrer.

„Ein Hanswurst von fünfzehn Jahren, die sich ziert und Grimassen macht und nicht auf dem Pferde zu stehen weiß. Ich gehe fort,“ erklärte der Kenner.

Marco schauerte zusammen, als ob eine eisige Hand sich ihm auf die Stirn gelegt hätte. Ein Hanswurst, eine Einfältige, seine Pasquina!

Bei den schwachen Klängen einer Musik, die einem leisen Gekicher glich, erschien in diesem Augenblick Miß Little, grüßte und sprang auf Darling.

Pif hätte sich auf die Bühne stürzen und vor Freude aufjauchzen mögen; er tat sich aber Zwang an, blieb unbeweglich und durchforschte mit den Augen das Gesicht der Kleinen. Sie konnte ihn nicht sehen. Sie sah blaß aus in ihrem gewohnten grauen Atlaskleid; sie war magerer geworden, und wären es nicht ihre weiblichen Züge gewesen, man hätte sie für einen Knaben nehmen können.

Es schien Pif in der Tat, daß sie nicht fest auf dem Pferde zu stehen vermochte, das zu traben begann; und in der Angst um sie litt Pif entsetzlich,

jeden Takt zählend und von Takt zu Takt fürchtend, sie aus dem Sattel fallen und blutig zu seinen Füßen liegen zu sehen. Nein, er konnte es nicht ertragen, so kurz auch die Nummer von Miß Little war; der Beifall war karg wie ein Almosen. Das Publikum fand keinen Geschmack an den Späßen oder hatte kein Verständnis für das Spiel, das die Parodie einer Kunstreiterin vorstellen sollte. Nur eine Gruppe eleganter junger Männer in einer Loge klatschte und jubelte: „Bravo! Gut! Schön! Reizend!“

Und so oft Darling unter jener Loge vorbeikam, sah Miß Little hinauf, lächelte, und die jungen Herren flüsterten ihr noch andres zu; das Mädchen schien sie alle zu kennen.

Nein, für Marco war dies alles zu aufregend; er mußte den Plan aufgeben, gleich nach der Vorstellung zu Miß Little zu eilen, um sie in seine Arme zu schließen.

So verließ er das Theater, wanderte durch die Nacht, sah sich am breiten, schlammigen Tiber, verirrte sich, ging zurück und fand durch Zufall endlich sein Wirtshaus.

Er hatte Mailand, seine Arbeit, sein Brot verlassen, um Pasquina zu sehen; und nun war alles Lüge gewesen, auch Pasquina hatte gelogen! Wo waren die Millionen, die Heirat, die Triumphe, der Brillantring? Elend und Erniedrigung umgaben seine Kleine. Gleichgültigkeit und Nachsicht einer Menge, die ganz andres gesehen hatte. Nur die Männer, die Leichtfertigen, die Wüstlinge hatten Gefallen an dem Kinde.

VIII.

Pasquina wohnte in einem möblierten Zimmer in der Via della Vite, und Marco begab sich am folgenden Morgen gegen zehn Uhr dahin.

Die Wirtin, ein dickes Weib mit ziegelrotem Haar, gleich der Perücke von Miß Little, fragte, als sie den großen, kräftigen, graubärtigen Mann vor sich sah: „Sie wollen die Miß sprechen? Treten Sie nur näher.“

Dann ging sie ihm voran durch einen dunklen Gang bis zu einer grünen Tür, öffnete diese, ohne anzuklopfen, und schloß sie wieder hinter dem Besucher.

Eine große Unordnung herrschte im Zimmer: auf dem Boden und auf den Stühlen lagen Kleider und Wäsche durcheinander, auf der Kommode umgeworfene Schachteln und Bürsten, in einer Ecke ein Paar Atlasschuhe und Lederstiefel neben dem Waschtisch. Eine Kerze, die in einem Messingleuchter steckte, diente einem Samthütchen als Ständer, und zu Füßen des Bettes war ein grauer Regenmantel wie ein Teppich ausgebreitet.

In einem kleinen eisernen Bett lag Miß Little und schlief; das aufgelöste Haar auf dem Kopfkissen, ein Arm aus der Decke herabhängend, der Mund geöffnet, der Atem kurz und schwer.

Marco, unfähig, sich über die Beklemmung Rechenschaft zu geben, die ihn erfaßt hatte, beugte sich traurig und zärtlich über die kleine Nichte und berührte ihre Stirn mit den Lippen.

„Pif ist da!“ flüsterte er mehrmals. „Pif ist angekommen!“

Das Mädchen reckte sich, bewegte sich, öffnete die Augen, sah Marco an und schien verwundert. Sie setzte sich im Bett auf und sagte: „Du hier, Onkel? Wann bist du denn gekommen? Ich erwartete dich nicht."

„Gib mir einen Kuß, mein Liebling," bat Marco. „Freust du dich, mich zu sehen? . . . Aber warum hat mich diese Dame eintreten lassen, während du schliefst, ohne mich nur zu fragen, wer ich sei?"

Miß Little lachte.

„Die dumme Gans!" erwiderte sie. „Immer macht sie es so, der Rotkopf. Ich habe gestern abend vergessen, die Tür zu verschließen; ich war so müde."

„Das glaube ich, du armes Ding! Wie fühlst du dich jetzt?"

„Vortrefflich, Onkel, es geht mir sehr gut, ich bin sehr zufrieden. Habe ich dir nicht geschrieben, daß ich glücklich bin, daß ich reich sein werde, und daß alles so geht, wie ich es wünsche?"

Pif antwortete nicht und sah sie aufmerksam an; ihr Gesicht zeigte noch Spuren von Schminke und Bleiweiß, aber der Schatten unter den Augen, der sanfte Schatten der Müdigkeit war natürlich.

„Wie traurig du aussiehst," bemerkte das Mädchen. „Es scheint, daß du nicht an das glaubst, was ich dir sage. Warum glaubst du nicht?"

„Weil . . . weil," sagte Marco, indem er seinen alten schwarzen Hut zwischen den Händen drehte, „weil diese Stube noch ärger ist als die, die wir in Mailand hatten."

„Es ist eben ein Zimmer, verstehst du; ich kann nicht einen Palast haben," erwiderte Miß Little mit einem plötzlichen Ausdruck von Zorn in der Stimme. — „Übrigens halte ich mich sehr wenig darin auf. Und du bist gerade an einem Tage großer Unordnung gekommen, da ich gestern abend sehr spät heimgekehrt bin."

„Du hattest mir gesagt, daß du mit Miß Nelly zusammen wohntest," sagte Pif.

„Sie besucht mich jeden Tag und das ist doch dasselbe," antwortete das Mädchen kurz. „Was nützt mir Miß Nelly auch? Sie ist langweilig, will immer befehlen und tadeln, während sich auf sie sehr viel sagen ließe. O," fügte sie lachend hinzu, „was ließe sich da nicht alles sagen!"

Marco war entmutigt; er fühlte sich lästig und unbequem; er begriff, daß Pasquinas Leben sich außerhalb des seinigen abspielte, daß er vieles daraus nie erfahren würde, daß Pasquina sich nicht mehr für Pif interessierte und Pif nicht mehr ihr Leben teilen, ihr nicht mehr von Stunde zu Stunde folgen konnte, wie früher; und das machte ihn unendlich traurig.

„Jetzt gehst du wohl fort, Onkel?" nahm Miß Little wieder das Wort. „Ich will aufstehen, denn schlafen könnte ich doch nicht mehr."

„Ich habe dich gestört?" sagte Pif leise.

„Durchaus nicht," antwortete das Mädchen mit höflicher Gleichgültigkeit. „Ich werde nachmittags schlafen, und du wirst mich abends um sechs besuchen. Wo wohnst du?"

„In der Via delle Coppelle.. Aber ich hatte gehofft, den Tag mit dir zu verbringen. Ich hätte dir so vieles zu sagen . . ."

Miß Little unterdrückte mühsam ein Zeichen der Ungeduld.

„Ganz unmöglich, Onkel; ich bin nicht mehr frei; ich speise im Café Roma und muß Leute sehen, die mir einen Kontrakt vorgeschlagen haben; um zwei bin ich im Theater Adriano . . . Und was hättest du mir zu sagen?“

„Nichts Besonderes,“ murmelte Marco. „Was man sich sagt, wenn man sich nach langer Zeit wiedersieht, und ich glaubte, auch du würdest mir vieles zu sagen haben. Wir würden von unsern schönen Tagen in Mailand, von unsern Abendgängen, vom Wirtshaus ‚Zum weißen Roß‘ gesprochen haben . . .“

„Ich danke!“ rief Miß Little lachend. „Du bist doch nicht hergekommen, um mich zu holen?“

Und bei diesem plötzlichen Gedanken des Mädchens bemerkte Marco, daß ihre Stimme vor Schreck zitterte.

„Nein,“ sagte er, „ich bin gekommen, um dich zu sehen, zu sprechen und zu umarmen.“

„Du Lieber,“ rief Pasquina beruhigt. „Aber es wird nicht möglich sein, daß wir den ganzen Tag zusammen bleiben.“

„Ich bestehe nicht darauf,“ versetzte Marco gedemütigt; „ich bestehe nicht darauf.“

Aber um den traurigen Genuß des Zwiegesprächs zu verlängern, fuhr er fort:

„Du fühlst also keine Reue! Es gefällt dir alles?“

„Ja doch, wie oft soll ich es dir sagen? Ich habe eine glänzende Laufbahn vor mir.“

„Verzeihe mir, ich will dich mit meinen Worten nicht kränken; aber als ich dich gestern abend zu Pferde sah . . .“

Pasquina ließ ihn nicht weiterreden; der Zorn sprühte ihr aus den Augen, und die Stirn zog sich in finstere Falten.

„Gestern abend? Du bist gestern abend im Theater gewesen und hast es mich nicht wissen lassen? War es nötig, mich zu überraschen, nur um mich auf etwas zu ertappen? Und was hast du zu sehen gemeint? Daß ich nicht zufrieden sei, daß ich meine Sache nicht gut machte, daß ich nicht gut zu Pferde säße? Ich hatte das graue Kleid an, wie in Mailand, das ist wahr, aber ich wollte kein andres, weil es ein flauer Abend war. Und hast du das Klatschen gehört? Sag mir: du scheinst nicht recht überzeugt zu sein. Was verlangst du denn mehr?“

Sie war empört. Mit weiblichem Instinkt einen nahen Sturm voraussehend, ergriff sie einen weiß und rot gestreiften Frisiermantel, den Marco für eine Bettdecke gehalten hatte, hüllte sich darein, sprang aus dem Bett, schlüpfte in die Pantoffeln und setzte sich. Ein herber Duft verbreitete sich in der Luft, als ob Pasquina von Kopf bis Fuß davon durchtränkt wäre; und mit dem aufgelösten Haar über den Schultern, blaß und übernächtig, unruhig und argwöhnisch, glich sie in der Tat weit mehr der Kunstreiterin, die unter Pferden und Bajazzi, zwischen der Arena und der möblierten Stube, dem Wüstling und der Megäre lebt, als der armen, unwissenden Nichte des schüchternen Pif.

„Ich verlange gar nichts," erwiderte er, „weil ich nichts von deinem Gewerbe verstehe. Aber es gefällt mir nicht; unser Leben in Mailand war traurig für dich, aber das Leben hier scheint mir noch trauriger. Und die Männer, die Männer? Ich habe gesehen, wie du die Männer, die in einer Loge saßen, grüßtest und anlächeltest, und alle sagten dir etwas und schienen dich zu begünstigen. Wer sind diese Männer? Warum haben sie dich gern? Wie hast du sie kennen gelernt?"

Ein flammendes Rot überzog das Gesicht des Mädchens.

„Die Männer, die Männer, die Männer!" wiederholte sie mit einer heftigen Bewegung. „Ich habe sie nicht aufgesucht, die Männer. Aber sie sind reich, sie sind die reichsten in Rom, und sie können uns helfen . . . Soll ich es dir sagen? Ich bin freundlich gegen sie, weil sie mir ein Kleid schenken sollen für ‚die Königin der Rosen', ein Ballett, das wir nächsten Monat aufführen. Nelly wird in schwarzen Atlas gekleidet sein, weil sie die böse Fee ist; ich werde die gute Fee sein und soll ein mondscheinfarbenes Kleid mit Purpurrosen haben und auf dem Kopf eine silberne Krone aus echtem Silber. Soll ich da nicht freundlich sein, wenn ich doch das Kleid und die Krone haben will? Und dann sind sie so gutmütig; sie machen mich lachen, nehmen mich zum Frühstück mit und haben jede Rücksicht . . . Ist dabei etwas Schlimmes?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Marco; „warum aber schenken sie dir ein Kleid und laden dich zum Frühstück ein, als wären sie deine Verwandten? Sie werden wohl glauben, eine Liebschaft mit dir einfädeln zu können."

Pasquina brach in ein Gelächter aus, erhob sich und ging im Zimmer auf und ab, in den Morgenschuhen schlurrend und umflattert von dem rot- und weißgestreiften Mantel.

„Gewiß glauben sie das," rief sie. „Und braucht man das mit einer so traurigen Miene zu sagen? Ich lasse sie bei dem Glauben, weil ich mir einstweilen die Kleider und Geschenke erschwindle. Übrigens sind sie nicht alle gleich; einer hat versprochen, mich zu heiraten; der Herzog . . . der Herzog . . . ja, wie heißt er doch? Er hat einen so schwer auszusprechenden Namen . . . Ich halte sie hin, und dann wird der Zirkus fortgehen, und ich werde fortgehen und lasse sie mit einer langen Nase sitzen."

Marco schüttelte den Kopf. „Alles das ist nicht schön!" sagte er mit bebender Stimme. „Man darf nicht betrügen."

Das Mädchen blieb stehen und stampfte mit den Füßen.

„Aber du machst mich wütend," rief sie. „Soll ich also Liebschaften haben, um, wie du sagst, nicht zu betrügen? O, wie unüberlegt du sprichst! Ich brauche Kleider fürs Theater, fürs Haus und zum Ausgehen; ich muß elegant sein, und es sind die Männer, die für all das sorgen, wenn wir sie gut zu behandeln wissen . . . Wer würde mir das Feenkleid machen? Du etwa mit deiner Arbeit und deinen Ersparnissen?"

Marco erbleichte. „Ich?" entgegnete er, ihr scharf ins Auge blickend, „ich habe dir niemals gesagt, einen Herzog um Almosen anzubetteln. Ich habe dich arbeiten gelehrt und in Ehren leben und bin dir mit gutem Beispiel

vorangegangen. Du bist schlecht geworden, weil du zu hoch hinaus willst, ich kann dich aber auf diesem Wege nicht weitergehen lassen."

„Was willst du damit sagen?" fragte Pasquina angstvoll, ihn am Rockschoß fassend. „Willst du, daß ich mit dir nach Mailand zurückkehre?"

„Ja, das will ich; wir werden arbeiten, und alles wird vergessen sein. Ich werde viel, sehr viel arbeiten, Tag und Nacht, und dir die Kleider geben, nicht Kleider mit Rosen, nicht Kronen von Silber, das sind Possen für ein armes Mädchen; aber hübsche Kleider, unsrem Stande angemessen, sollst du haben, und wir werden leben, wie wir gelebt haben, als ehrliche Leute."

„Nur das nicht," schrie Pasquina, immer blasser werdend, „nur das nicht! Ich laufe davon, und wenn du mich wieder holst, werde ich abermals davonlaufen und so oft, bis du es müde wirst. In Mailand sticken, Brod und Käse essen, in den Schaufenstern die schönen Sachen sehen und niemanden haben, der sie mir kauft? Nur das nicht, nein, nein und abermals nein! Lieber gleich sterben."

Pasquina und Pif blickten einander wieder in die Augen, traurig und ärgerlich, zitternd vor Zorn und Angst.

„Ich bin jetzt gewohnt, bei Nacht zu leben, mit vielen Menschen," fuhr das Mädchen fort, trotzdem sie fühlte, daß sie sich nicht recht ausdrücken konnte, „und das gefällt mir, und wenn du mich nach Mailand zurückbringst, mich in den zwei Stuben vergräbst und mich den ganzen Tag an die Arbeit festnagelst, werde ich gar nicht so weit kommen, davonzulaufen, denn ich werde nach kurzer Zeit an der Auszehrung sterben."

„Ich beschwöre dich," flehte Marco, „übertreibe nicht. Ich werde gut gegen dich sein; werde mehr als früher verdienen, und du wirst nicht arbeiten ..."

„Ich werde dennoch an Herzeleid sterben."

„Was willst du also?" brauste Pif jetzt auf. „Ich kann nicht mehr als für zwei arbeiten. Aber du hast gelogen, hast mich betrogen; deinen Briefen nach glaubte ich, daß es dir gut gehe, daß du ehrbar arbeitest und nicht mit den Männern tändelst. Ich komme an, finde dich in dieser Stube und erfahre, daß du dich um ein Kleid erniedrigen mußt, daß die Männer sich an dich hängen, daß du dir ihre Gunst und ihr Mitleid gefallen läßt ... Wo sind deine Triumphe, wo ist der Ruhm, von dem du mir geschrieben hast? Dachtest du, ich würde ewig in Mailand bleiben und nichts wissen?"

„Geh, geh," unterbrach ihn Pasquina zornig. „Es lohnt sich nicht, mit dir zu reden; aber sei sicher, Onkel, daß, wenn du mich fortbringst, ich davonlaufe, immer und immer wieder!"

Marco versuchte nur noch ein letztes, das ihr das Herz rühren mußte.

„Hör mich an, Pasquina," sagte er mit zärtlicher, beruhigter Stimme, „dein armer Pif, der diese Reise gemacht hat, um dich zu sehen, ist er dir nichts mehr? Hast du deinen armen Pif gar nicht mehr lieb?"

Das Mädchen war jetzt aber zu erbittert; es wendete sich um und kam so dicht an ihn heran, daß sein Bart ihre Stirne berührte.

„Auf dich pfeife ich!" rief sie. „Ich habe an andres zu denken als an das Elend, ich will für mich leben und nicht für ..."

Als er sie so ganz in der Nähe betrachtete, das Gesicht noch mit der weißen Schminke befleckt, als er den Duft einatmete, der aus allen Poren ihrer kindlichen Gestalt drang, da ward Marco wie von einem Schwindel ergriffen und ließ sie nicht zu Ende kommen. Er packte sie beim Saum ihres Mantels, schüttelte und warf sie auf das Bett, das unter dem Stoß wankte, und begann sie zu prügeln, versetzte ihr die Schläge blindlings auf das Gesicht, auf den Kopf, auf die Brust und zerrte sie an den Haaren.

Zusammengekauert und wütend unter diesem Hagel, ohne einen Schrei von sich zu geben, versuchte Miß Little zu beißen, während ihre Augen Haß sprühten; und der wilde Auftritt in dem elenden Stübchen endete mit einem drückenden Schweigen.

IX.

Miß Nelly und Natale Stadera, die plaudernd die Tür geöffnet hatten, blieben beim Anblick dieser Szene verwundert auf der Schwelle stehen; das erste Staunen jedoch überwunden, hatten sie noch nicht einen Schritt vorwärts getan, als Marco mit irrem Blick umherschauend sich aufrichtete und Pasquina, gedrückt und weinend, auf ihrem Bettchen niederkauerte.

„Marco!" rief Natale, den Freund erkennend, „bist du verrückt geworden? Das Kind so zu mißhandeln! Woher kommst du denn?"

Marco, der auf einen Schemel gesunken war, antwortete nicht; er fühlte Scham und Verzweiflung, als Natales Blick ihn traf und Nelly zu Pasquina geeilt war, sie in die Arme schloß, liebkoste und ihr wie einem Kinde zärtliche Worte zuflüsterte.

„Weil," sagte Marco endlich, „weil sie schlecht geworden ist, habe ich sie geschlagen . . . Was habt ihr aus ihr gemacht? Ihr habt sie mir in wenigen Monaten ganz verdorben!"

„Wir!" rief Miß Nelly, „wir haben sie verdorben? Ihr seid wohl betrunken und wißt nicht, was Ihr tut und redet."

„Einen Schwächern schlagen, ist stets eine Feigheit!" urteilte Natale Stadera.

Marco sah jetzt ein, daß diese drei seine Feinde geworden seien. Pasquina lehnte den Kopf auf Nellys Schulter; ihr Haar vermengte sich mit den schwarzen Federn der Boa, die die Freundin trug. Natale Stadera mit seinem steifen Hut erschien größer durch den nußfarbenen Überrock, der ihm bis zu den Hacken ging: gerade und feierlich, wie ein Richter, stand er neben dem Bett, bereit, Pasquina vor jeder weiteren Gewalttat zu schützen.

Pif fühlte, daß alles unwiederbringlich verloren sei, daß eine neue, seltsame Familie sich um das Mädchen gebildet; er war schlimmer als ein Fremder geworden. Es genügte, den liebevollen Blick zu beobachten, mit dem Pasquina in die Augen Miß Nellys sah, und das ruhige Lächeln, mit dem sie Stadera für seinen Schutz dankte; kein Wort hätte besser die Empfindungen derjenigen wiedergegeben, die einst Pasquina gewesen war, der kleinen Stickerin mit der unschuldigen, schmollenden Kindermiene. —

Marco sah seinen Hut zertreten und bestaubt auf dem Boden liegen, bückte sich, um ihn aufzunehmen, und drückte ihn sich auf den Kopf. Er wußte wirklich nicht, was er tat, und erinnerte sich kaum, daß er in Rom sei.

„Es ist der Zirkus gewesen, der sie mir verdorben hat," murmelte er.

„Der Zirkus?" rief Natale zornig. „Der Zirkus verdirbt niemanden. Merke dir das. Es gibt solche, die einen Fehltritt begehen, ihre Pflichten vergessen — aber es ist nicht die Schuld des Zirkus."

Er dachte einen Augenblick nach, und stolz, ein tönendes Wort gefunden zu haben, schloß er: „Es ist nicht der Zirkus, es ist die Psyche!"

Marco sah ihn wie versteinert an, stand auf, ging zur Tür und sagte: „Auf Wiedersehen!"

„Es ist nicht der Zirkus, es ist die Psyche," wiederholte Natale Stadera, indem er einen Blick auf den Freund warf, der die Tür öffnete, die Schwelle überschritt und wirklich davon ging.

Ein kurzes Schweigen folgte. Pasquina entwand sich den Armen Miß Nellys, ließ sich aus dem Bett gleiten und lief zum Fenster. Von oben überblickte man die Straße, auf der das herabgefallene Stroh der hin und her fahrenden Karren lag, hörte man das Stimmengewirr der Fußgänger, die der kalte Wind zu ungewohnter Eile trieb.

Das Mädchen sah Pif zur Türe herauskommen, stehen bleiben und um sich blicken.

Vielleicht weinte er, denn die Vorübergehenden sahen ihn befremdet an und wandten sich immer wieder nach ihm um; er aber stierte bald nach dem Fenster, bald nach der Haustür, wie im Zweifel, ob er sich entfernen oder zurückkehren solle.

Endlich kam er zum Entschluß, setzte seinen Weg fort, und an der Ecke der Via del Gambero drehte er sich um, suchte noch einmal mit den Augen das Fenster, bog dann ein und verschwand.

Da überkam es Pasquina, als ob sie auf die Straße laufen und ihn zurückrufen müsse — es war Pif, der gute Pif, ihr Pif . . . Aber Natale Stadera rief ihr zu: „Und dürfen wir nun erfahren, was geschehen ist?"

Pasquina trat vom Fenster zurück.

„Was geschehen ist?" erwiderte sie. „Nichts. Er wollte mich nach Mailand zurückholen, und ich habe mich widersetzt."

„Du wirst ihm eine Menge Dummheiten gesagt haben — du bist groß darin, einen um die Geduld zu bringen . . ."

„Man wird ihn beruhigen müssen," bemerkte Miß Nelly vorsichtig; „er könnte dir sonst unangenehm werden. Du wirst ihn durch deine phantastischen Erzählungen erschreckt haben."

„Ja," sagte Pasquina; „ich werde ihn heute besuchen. Er sagte mir, daß er in der Via delle Coppelle wohnt, und ich werde dorthin gehen."

„Wo bist du denn heute zum Frühstück?" fragte Natale Stadera.

Aber ohne darauf zu antworten, fuhr Pasquina fort: „Ich werde sogar zu ihm ziehen, armer Mann! Er wird sich überzeugen, daß nichts Schlimmes dabei ist, wenn man sich die Kleider schenken läßt."

Natale Stadera schob seinen Hut über das rechte Auge, und zu Miß Nelly gewandt, meinte er höhnisch: „Man muß die Frauenzimmer prügeln, damit sie einen gern haben!“

Pasquina schüttelte den Kopf.

„Ich habe ihn immer gern gehabt, meinen Pif,“ antwortete sie. „Aber geht, ich muß mich anziehen.“

„Wo frühstückst du?“ forschte Natale Stadera, „ich habe dich schon einmal gefragt!“

„Im ‚Café Roma‘ mit dem Herzog . . .“

„Ob es ein echter Herzog ist?“ sagte Natale. „Ich habe ihn niemals in Gesellschaft der römischen Edelleute gesehen. Aber einerlei, ich werde zum Schluß erscheinen, um ein Gläschen Kognak zu nehmen. Wir sind gut Freund mit deinem Herzog . . .“

Und den Hut wieder in die richtige Position bringend, bot er Miß Nelly den Arm, und lachend entfernten sich beide.

Pasquina kleidete sich eilig an, verließ das Haus, traf den Herzog, ging mit ihm ins „Café Roma“ und war sehr lieb; und während sie dem reifen Lebemann die Ankunft des Onkels in Mailand mitteilte, trieb die Leiche eines großen, starken, graubärtigen Mannes im Nebel unter dem Ponte Sisto den Tiber hinab.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Friedlich, wie das Jahr 1907 geendet, hat das neue Jahr begonnen. Die Kriegs- und Revolutionsprophezeiungen sind verstummt, und das Leitmotiv der gesamten Presse auf Erden war am Jahresanfang Friedfertigkeit. Diese Friedenssehnsucht wird durch den wirtschaftlichen Niedergang unterstützt, der mit der langwierigen Finanzkrisis in den Vereinigten Staaten seit dem Ausgang des Oktobers 1907 eingetreten ist. Nach einer dreijährigen, sich immer steigernden Tätigkeit der Industrie und des Handels macht sich ein Abflauen des günstigen Windes bemerklich; der Zustrom des Kapitals für die industriellen Unternehmungen fängt zu versiegen an, die hohen Preise für die notwendigen Lebensbedürfnisse schränken die Kauffkraft und Kauflust der Volksmassen für alle andern Waren ein und schlechte Ernten in der ganzen Welt verbreiten Sorge und Unruhe. In Rußland hat die Regierung einen Notstandskredit von fünfzehn Millionen Rubel für die von Mißwachs heimgesuchten Provinzen von der Duma gefordert und erhalten, und die Nachrichten aus Indien lassen eine Hungersnot in weiten Bezirken befürchten, schlimmer als sie seit Jahrzehnten in diesem Lande gewesen, das Armut und Hunger, Pest und Cholera unausgesetzt seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts heimsuchen. Erst in den letzten Tagen sind reichlichere Regengüsse in Nord-Indien niedergegangen und erwecken günstigere Aussichten. Unter diesen Umständen ist die Erhaltung des Friedens für alle Völker ein dringendes Bedürfnis, das kriegerische Gelüste und ehrgeizige Pläne zur Zeit verbietet. So schallen denn auch der amerikanischen Flotte, die am 16. Dezember von Hampton Roads unter dem Kontreadmiral Evans nach dem Stillen Ozean aufgebrochen ist, aus Japan Friedensschalmeien entgegen. „Wir hegen für die amerikanischen Teerjacken die nur freundlichsten Gesinnungen," erklärte der Admiral Togo, der Sieger von Tsushima. „Wenn die Flotte unsre Gestade berührt, werden wir die Offiziere und Mannschaften als Freunde begrüßen und willkommen heißen," und der Generalresident von Korea, einer der hervorragendsten Politiker Japans, Fürst Ito, sprach sich dahin aus, daß die Vereinigten Staaten stets ein hilfreicher Freund Japans gewesen seien, und in Japan niemand an einen Krieg mit ihnen dächte, die Haltung des japanischen Volkes gegen die Flotte würde die Aufrichtigkeit der gegenseitigen Freundschaft beweisen. Ehe der Stille Ozean wirklich die große Welthandelsstraße wird, welche die bewegliche Phantasie der Amerikaner wie der Japaner in ihm sieht, werden noch viele Wellen in ihm auf- und niedergehen und manche Kämpfe sich auf ihm abspielen. Zunächst gefallen sich Yankees und Japaner darin, sich als die berufenen einzigen Herren dieses Ozeans zu betrachten; aber wer weiß, wie lange China, dessen langgestreckte Küste das Meer gerade so einrahmt wie auf der andern Seite Amerika, die passive Rolle ertragen wird, zu der es in allen Zukunftskombinationen Japans und der Vereinigten Staaten verurteilt wird? Die Anzeichen mehren sich, daß eine durchgreifende Erneuerung aller Verwaltungs- und Bildungsformen sich im Reiche der Mitte vorbereitet. Sogar von der Einführung einer Verfassung wird in den Edikten der Kaiserin-Witwe, die jetzt seit vierzig Jahren die Bürde der Regentschaft trägt, gesprochen. So leicht und rasch wie auf dem Papier wird sich die Reform der

uralten und nun erstarrten Kultur Chinas, ihre Durchdringung mit den Gedanken, Methoden und Errungenschaften europäischer Wissenschaft und Technik in Wirklichkeit freilich nicht durchführen lassen, aber an der Tatsache, daß der Stein endlich ins Rollen gekommen, ist nicht mehr zu zweifeln. Die Gefahr einer Aufteilung Chinas in europäische Machtsphären und Protektorate, die nach den Boxerunruhen im Jahre 1900, der Besetzung Pekings durch die Truppen der Großmächte und dem Vorgehen Rußlands in der Mandschurei so nahe gerückt schien, ist durch den Sieg der Japaner über die Russen vielleicht für immer abgewandt, dagegen hat die friedliche Eroberung Chinas durch die europäische Zivilisation in allen Schichten der Bevölkerung gewaltige Fortschritte gemacht. Die Schulen und Zeitungen nach japanisch-europäischem Muster finden eine immer weitere Verbreitung, schon wird im Rate der Kaiserin davon gesprochen, junge Chinesinnen nach Europa zu ihrer Ausbildung zu schicken, damit sie nach ihrer Heimkehr in den chinesischen Mädchenschulen Unterricht in den europäischen Sprachen erteilen können.

Auch in Westasien dringt der europäische Einfluß siegreich vor. Die Bewässerung der Koniahebene, welche die Gesellschaft der anatolischen Eisenbahn unternommen hat, und der rüstige Fortgang des Baues der Bagdadbahn erfüllen Kleinasien und Syrien mit neuem Leben. Ein Erwachen der orientalischen Völkerschaften aus langer Erschlaffung und Untätigkeit kündigt sich an. In Persien setzt sich trotz aller Unruhen und Widerstände das konstitutionelle System durch. Ein Staatsstreich, den der neue Schah Mohamed Ali am 15. Dezember versuchte, hatte keinen Erfolg. Nur mit innerem Widerstreben hatte er die Aufrechterhaltung der Verfassung, die sein Vater Muzaffer-ed-Din kurz vor seinem Tode bestätigt, bei seinem Regierungsantritt gelobt. Leicht gab er darum den Einflüsterungen der Hofbeamten und der höheren Geistlichkeit nach, deren Einkünfte und Pensionen das Parlament stark verkürzt hatte, durch einen Gewaltakt sich des unbequemen Parlaments zu entledigen. Ein Zufall schien ihm dabei zu Hilfe zu kommen. Zwischen den Soldaten und den Bürgern von Teheran hatte es eine blutige Rauferei gegeben, zwei Ladenbesitzer waren getötet worden. Ihre Verwandten forderten die Bestrafung der Mörder, und als diese verweigert wurde, rüsteten sich beide Parteien zum Straßenkampfe. Auf dem großen Platze hielten Priester heftige Ansprachen gegen das Parlament, und der Schah ließ den Vorsitzenden des Ministerrats, den Minister des Innern und den Gouverneur von Schiras, die dem Parlamente günstig gesinnt waren, verhaften. Daraufhin wurden die Bazare in der Stadt geschlossen, alle Zugänge zum Parlament mit Barrikaden geschlossen und von bewaffneten Volksmassen verteidigt. Aus der Umgebung machten sich die Bauern bereit, dem Parlament zu Hilfe zu ziehen, aus den entfernteren Städten wurden Beistand und Zustimmung angekündigt. Den Ratschlägen des russischen und des englischen Gesandten gelang es, zwischen dem Schah, dem die Absetzung drohte, und dem Parlament eine Einigung und Versöhnung herbeizuführen. Am 21. Dezember gab er eine feierliche Erklärung auf den Koran ab, die Verfassung halten zu wollen, willigte in die Verbannung Saad-ed-Daulehs, der für den eigentlichen Anstifter des Staatsstreiches galt, und der mitverschworenen Priester sowie in die Bestrafung der Personen, welche die Unruhen hervorgerufen hatten. Dem Parlamente wird eine Leibwache von zweihundert Soldaten gegeben, und die Kosakenbrigade, die bisher ein unabhängiges Kommando unter russischen Offizieren bildete, dem Kriegsminister unterstellt. Diese Truppe war der Kern und Schutz für alle reaktionären Unternehmungen. Den russischen Offizieren wurde der Befehl darüber genommen und ihnen fortan nur die militärische Erziehung der Leute überlassen. Auf der andern Seite willigte das Parlament ein, die Civilliste des Schahs um 300 000 Rubel zu erhöhen und die Zeitungen zu unterdrücken, die den Herrscher persönlich beleidigt hatten. Seitdem ist die Ruhe in Teheran wieder eingekehrt. Hoffentlich für eine längere Dauer. Denn Persien wie allen mohamedanischen Ländern tut vor allem eine wirtschaftliche Erneuerung, eine Abstellung der Mißbräuche in der Verwaltung und eine Wiederbelebung der Volksenergie not. Durch den Islam

ist diese Erneuerung nicht möglich, und der aufgeklärte Despotismus, der für Asiaten nach den Lehren der Geschichte noch immer die passendste und wohltätigste Regierungsform gewesen ist, findet weder in der Türkei noch in Persien, weder in Arabien noch in Marokko seit Jahrzehnten die entsprechenden Persönlichkeiten. Das Material dafür ist in der Entartung der Herrscherfamilien verloren gegangen, und zugleich der Ansturm europäischer Ideen und Forderungen, auf deren Bekämpfung der orientalische Despotismus beruhte, zu mächtig geworden. Für die wirtschaftliche Entwicklung Persiens macht sich seit Jahren nicht nur in England und Rußland, sondern auch in Belgien und Deutschland ein lebhaftes Interesse geltend. Der neu ernannte deutsche Gesandte in Teheran, Graf von Quadt-Wyckradt-Isny, der den in das auswärtige Amt nach Berlin berufenen Geheimen Legationsrat Stemrich ersetzt hat, war längere Zeit Generalkonsul in Kalkutta und wird als Fachmann unsre Handelsinteressen in jeder Beziehung auf das beste vertreten können. Der außerordentliche, fast märchenhafte Aufschwung, den Ägypten in fünfundzwanzig Jahren unter englischer Herrschaft genommen hat, verführt die europäische Phantasie zu dem Glauben, daß sich dasselbe Wunder in Syrien, Mesopotamien und Persien wiederholen müsse. Sie übersieht nur, daß die Europäer dort nicht die Herren sind, der Boden unter einer viel längeren Vernachlässigung gelitten hat und die Verödung des Landes eine ungleich größere ist, als sie es 1882 in Ägypten war.

Auch in Indien will die nationale Bewegung trotz der Unterdrückungsmaßregeln von seiten der Engländer nicht zur Ruhe kommen. In Surat, einer Hafenstadt an der Westküste, hat im Dezember eine Versammlung indischer Delegierter stattgefunden, die sich mit den Möglichkeiten einer Selbstverwaltung Indiens durch die Inder beschäftigte. Die Versammlung spaltete sich nach den ersten Sitzungen: zwischen den Gemäßigten und Radikalen war keine Einigung zu erzielen. Die Gemäßigten, die zwei Drittel der Mitglieder umfassen, hoffen nach der Ausschaltung der Radikalen ein Programm aufstellen zu können, das die Billigung der Regierung erhält. Auch die Mohamedaner sollen aufgefordert merden, sich der Bewegung anzuschließen. So lange zwischen den heidnischen Indern und den mohamedanischen Stämmen der alte religiöse und politische Gegensatz noch nicht überwunden ist, brauchen die Engländer um ihre Machtstellung nicht zu sorgen. Viel größere Schwierigkeiten als aus der indischen Bewegung drohen ihnen aus der Abneigung der australischen und afrikanischen Kolonien gegen die Asiaten zu erwachsen. Nicht nur Chinesen und Japaner, auch Inder wehrt man dort ab und verbietet ihnen die Niederlassung. Transvaal hat sogar alle indischen Händler verbannt. Es ist natürlich, daß in solcher Lage Inder und Japaner gemeinsame Sache machen. Der japanische Graf Okuma tritt eifrig für die „unterdrückten" Inder ein, und diese empfinden ihre Ausschließung aus den Teilen des britischen Reiches, die sie mit Vorliebe aufsuchen, als Ungerechtigkeit und Kränkung. Zu ihren mancherlei Beschwerden gegen die englische Regierung gesellt sich diese Unterbindung ihrer Freizügigkeit als die schwerste Klage, die schleunigst Abhilfe fordert, da sie die Inder in ihrem Erwerb und Wohlstand auf das härteste schädigt.

Zwischen der Pforte und den Großmächten ist plötzlich ein diplomatischer Streit ausgebrochen, der sich schon seit Wochen hinzieht und immer gereizter wird. Im Oktober 1903 erhielten Österreich-Ungarn und Rußland von Europa die Mission, in Mazedonien durch die Einführung von Reformen in der Verwaltung, der Steuererhebung und der Rechtsprechung die Ruhe wieder herzustellen. Das Eintreten der Schutzmächte erschien als das einzige Mittel, die aufständischen Bewohner zu beruhigen und der Türkei die Provinz zu erhalten. Trotzdem sträubte sich die Pforte gegen die Aktion der Mächte und mußte durch sanftere und kräftigere Zwangsmittel zu ihrer Zustimmung in jedem besonderen Falle genötigt werden. Schließlich unterwarf sie sich, eine internationale Polizei mit starkem christlichen Einschlag, unter dem Oberbefehl eines italienischen Offiziers, wurde gebildet, europäische Delegierte zur Regelung der Finanzen wurden berufen, die österreichisch-ungarischen und russischen Konsuln in

Monastir und Saloniki mit einer gewissen Gerichtsbarkeit in den Streitigkeiten der verschiedenen Volksstämme untereinander betraut. Der Erfolg der Reformtätigkeit in den verflossenen vier Jahren ist freilich nur ein geringer gewesen, eine Unterdrückung des Bandenwesens ist nicht gelungen, aber der Ausbruch eines allgemeinen Brandes auf der Balkanhalbinsel und die Losreißung Mazedoniens von dem türkischen Reiche ist doch verhindert worden. Jetzt, wo die Erneuerung der Vollmachten der Zivilagenten und der Finanzdelegierten bei der Jahreswende bevorsteht, tritt die Pforte mit dem Anspruch auf, diese Beamten fortan in türkische Dienste nehmen zu wollen. Eine solche Lösung entspräche der Souveränität der Pforte, die zu wahren die Mächte stets erklärt hätten, und sichere überdies den normalen Gang der Geschäfte. Mit Rücksicht auf die türkischen Elemente, die in Mazedonien die Mehrheit ausmachten und den Anordnungen der Behörden immer gehorcht hätten, sei diese Betonung der türkischen Souveränität durchaus geboten. Ihrerseits haben die Botschafter der Großmächte Tewfik Pascha am 30. Dezember eine Note zugehen lassen, in der sie den Vorschlag der Pforte ablehnen; sie erwarten im Gegenteil, daß die Pforte umgehend Weisungen nach Mazedonien sendet, damit die Finanzkommission ihre Tätigkeit, die sie eingestellt hat, wieder aufnehmen könne. Welche Gründe die Pforte zu ihrem herausfordernden Schritte bestimmt haben, ist nicht abzusehen. Verspricht sie sich von der Ermordung des Boris Sarafow den endgültigen Niedergang der bulgarischen Bewegung und will sie den günstigen Augenblick benutzen, sich wieder als Herrn des Hauses zu zeigen? Daß sie ihren Anspruch durchsetzen könnte, ist ausgeschlossen, die Schutzmächte müßten denn ihre Mission in Mazedonien aufgeben wollen. Die Wiederherstellung der türkischen Herrschaft in den alten Formen in Mazedonien aber würde den Aufstand von neuem in hellen Flammen ausbrechen lassen.

In Marokko haben die Wirren und Kämpfe noch immer nicht aufgehört, sondern sich weiter verbreitet. An der algerischen Grenze hat das rasche Vorgehen der französischen Truppen unter Branlière und Felineau die Bergstämme eingeschüchtert, die Beni Snassen haben Strafgelder gezahlt und Gewehre ausgeliefert. Am 1. Januar erreichte die Abteilung Branlières die Spitze des Ras Fughal, eines beherrschenden Gipfels von 1420 Metern, hißte die französische Flagge und grub eine Inschrift zum Gedächtnis in die Felswand. Und wie in den Bergen im Nordosten Marokkos sind die Franzosen auch im Westen an der Küste des Ozeans im Weichbilde von Casablanca den Aufständischen gegenüber im Vorteil geblieben. Sie haben die Kasbah der Mediunas besetzt und die Stämme der Ulad-Zeyan und der Ulad-Hariz zur Unterwerfung gezwungen. An Stelle des Generals Drude, der aus Gesundheitsrücksichten das Kommando niedergelegt und einen Urlaub erhalten hat — er leidet an Sumpffieber — ist der General d'Amade getreten und am 4. Januar in Casablanca eingetroffen. d'Amade befehligte bisher die 69. Infanteriebrigade in La Rochelle. Er hat den Burenkrieg auf seiten der Engländer als französischer Berichterstatter mitgemacht, und seine ausgezeichneten, sachkundigen und anschaulichen Schilderungen haben ihm in der französischen Armee rasch eine hervorragende Stellung und Geltung verschafft. Die Bildung der internationalen Polizei in Rabat, Tetuan und Larache, die man so lange verschoben hatte, wird jetzt von den Spaniern und Franzosen mit dankenswertem Eifer beschleunigt. Aber diese günstigen Berichte haben durch die Nachricht von der Absetzung des Sultans Abdul Asis und die Ausrufung Muley Hafids zu seinem Nachfolger in Fez einen starken Dämpfer erhalten. Durch den Abzug des Sultans Abdul Asis nach Rabat war Fez von allen Truppen entblößt worden. Diesen Umstand benutzten seine Gegner zu ihrem Staatsstreich. Sie versammelten sich, angeblich 4000 Bewaffnete, in der Hauptmoschee und erklärten Abdul Asis, der die Wehrkraft des Landes den Franzosen überliefert habe, des Thrones unwürdig und verlustig und riefen „den frommen, der Überlieferung der Väter getreuen" Muley Hafid zum Herrscher aus. Zugleich forderten sie die Ablehnung der Konferenzakte von Algesiras und den Aufruf des Volkes zum heiligen Krieg. Die unmittelbare Veranlassung zu diesem Aufstande am Freitag, den 10. Januar, soll das

Gerücht gegeben haben: Sultan Abdul Asis habe in einem Vertrage mit Frankreich die städtischen Abgaben in Marokko auf zehn Jahre der französischen Verwaltung unterstellt. Die Furcht vor französischer Steuerkontrolle habe die Bürger von Fez zur Empörung getrieben. Bis heute hat indessen die Bewegung auf die Küstenstädte nicht die geringste Wirkung ausgeübt. Aus allen melden die Depeschen vollkommene Ruhe. Und auch an der algerischen Grenze fahren die Stämme fort, mit den französischen Heerführern ihren Frieden zu schließen. Den Marokkanern fehlen zur Führung des heiligen Krieges drei notwendige Dinge: Einigkeit, Geld und Waffen. Ob Muley Hafid, der sich seit Wochen wegen der Feindseligkeit der umwohnenden Stämme nicht aus den Mauern von Marrakesch traute, jetzt den Marsch nach Fez antreten wird, steht dahin. Daß sich kein europäischer Staat in den Streit der beiden Brüder mischen wird, ist ebenso gewiß wie die Aufrechthaltung der Konferenzakte durch Europa. Frankreich und Spanien sind entschlossen, zunächst in der Defensive und gelassene Zuschauer der Begebenheiten zu bleiben, die sich vor ihnen abspielen werden. Inzwischen weilte der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Pichon, um den Besuch des spanischen Ministers Allen de Salazar in Paris im vergangenen Herbst zu erwidern und mit ihm und dem Ministerpräsidenten Maura die gemeinsame Aktion Frankreichs und Spaniens in Marokko zu regeln, in Madrid. Hier hat ihn die Nachricht von der Absetzung des Sultans Abdul Asis wie seine spanischen Kollegen überrascht. Sie wird ihre Einigkeit und ihren Entschluß, fest auf dem Boden der Algesiras-Akte zu beharren, verstärkt haben. Im Besitz eines europäischen Mandats sind sie schließlich Herren der Lage. Schon wegen der Uneinigkeit und der Schwäche der Marokkaner. Während im Lande die Fanatiker und die Führer der Stämme, denen durch die internationale Polizei das einträgliche Räuberhandwerk gegen Fremde und Eingeborene für immer gelegt werden soll, den heiligen Krieg predigen, betteln die Abgesandten beider Prätendenten in Paris um das Geld zur Führung ihres Krieges gegeneinander. Wie wäre solche Ohnmacht imstande, die Stellung der Franzosen in Udjida und Casablanca ernstlich zu gefährden!

Die europäischen Staaten haben die Weihnachtsruhe ohne Störung genossen. Alle Parlamente sind in die Ferien gegangen, und der Niedergang der Geschäfte hat auch die Streiklust unruhiger Arbeitermassen gedämpft. Selbst aus Rußland werden weniger Raubanfälle und Mordtaten gemeldet. In dem ehemaligen Königreich Polen wurde der allgemeine polnische Schulverein von dem Generalgouverneur aufgelöst, ohne daß sich eine Hand dagegen gerührt hätte. Den schweren Schlag, der damit ihre nationalen Bestrebungen trifft, haben sich die Polen allein zuzuschreiben. Solange die Gemäßigten im Verein die Oberhand hatten, kamen ihnen die russischen Behörden mit Wohlwollen entgegen. Allmählich aber erlangten die Radikalen, die Mitglieder aus Posen und Galizien die Herrschaft und erweckten durch ihre Vorschläge und Maßregeln das Mißtrauen der Russen. Die polnische Propaganda wurde auf Gebiete übertragen, die von Ruthenen und Orthodoxen bewohnt werden, und führte seitdem zu Anstößen und Klagen. Da Warnungen nichts halfen und der nationale Kampfcharakter des Vereins sich durch den Gegensatz nur immer schärfer ausprägte, erfolgte die Auflösung. Es ist immer die alte Geschichte, die Polen bleiben unbelehrbar. Jede Organisation, die ihnen, sei es in Rußland oder in Preußen, gestattet wird, suchen sie zu einem Kampfmittel für die Wiederherstellung Polens auszubilden und reizen die Regierungen durch Herausforderungen und Angriffe, bis als Antwort die Unterdrückung eintreten muß. In Petersburg ist ein Prozeß gegen die Mitglieder der ersten Duma vom 27. bis zum 31. Dezember geführt worden, die im Juli 1906 den Wiborger Aufruf unterschrieben hatten, in dem die Nation, nach der Auflösung der Duma, zur Steuerverweigerung und Nichtstellung der Rekruten aufgefordert wurde. Anwesend waren 169 Angeklagte, 11 waren nicht erschienen, zwei inzwischen gestorben. Die Tatsachen, welche die Anklage anführte, gaben alle zu, aber sie erklärten, daß sie nur ihre Pflicht getan und das Volksrecht ver-

teidigt hätten. Verteidiger und Angeklagte ergingen sich in leidenschaftlichen Reden gegen Gericht und Regierung und riefen das Urteil der Geschichte an, das sie freisprechen würde. Mit Ausnahme von zweien, die frei ausgingen, wurden die andern zu je drei Monaten Gefängnis verurteilt. Die öffentliche Meinung erwartet jedoch ihre Begnadigung. Um so mehr, da die überwiegende Mehrzahl den Aufruf wohl unterschrieben, aber nicht verbreitet hatte!

In Österreich-Ungarn ist der wirtschaftliche Ausgleich bis zum Jahre 1917 am 31. Dezember amtlich verkündigt worden. Mit überraschend großer Mehrheit, mit 173 Stimmen gegen 30, hat das ungarische Abgeordnetenhaus die Quotenvorlage angenommen, die den Beitrag Ungarns zu den gemeinsamen Ausgaben des Gesamtstaates um zwei Prozent erhöht. In Österreich-Ungarn ist der Ausgleich nur dadurch zustande gekommen, daß die stärkste Partei des Reichstags, die christlich-soziale, der sich die andern deutschen Gruppen anschlossen, energisch für ihn eintrat. Zwei ihrer Leute, Ebenhoch und Geßmann, wurden dafür in das Ministerium aufgenommen. Die zwei Reichshälften genießen nun für ein Jahrzehnt des wirtschaftlichen Friedens und gewöhnen sich vielleicht durch die Wohltaten, die er ihnen bringt, an den Gedanken eines dauernden, den Bestrebungen zum Trotz, die diesseits und jenseits der Leitha aus mißverstandenem nationalen Ehrgeiz an der Trennung des Reichs arbeiten.

In der zweiten Hälfte des Dezember erlebten wir in Deutschland die zweite Phase des Harden-Prozesses. Nach der Freisprechung des Angeklagten durch das Schöffengericht am 23. Oktober hatte die Staatsanwaltschaft das weitere Vorgehen des Privatklägers, des Grafen Kuno Moltke, nicht abgewartet, sondern im öffentlichen Interesse die Anklage gegen Maximilian Harden erhoben. Im Vergleich zu den geräuschvollen Vorgängen des ersten Prozesses verlief der zweite in Ruhe und Würde, zum Teil hinter verschlossenen Türen. Durch das Vorgehen des Staatsanwalts Isenbiel wurden Harden und seine Verteidiger in die Defensive gedrängt, während sie im ersten Prozeß die Angreifer gespielt hatten. In aller Schärfe und Deutlichkeit wurde erwiesen, wie leichtsinnig Harden seine Beschuldigungen gegen den Fürsten Eulenburg und den Grafen Moltke wegen homosexueller Neigungen erhoben hatte. Seine einzigen Beweismittel waren die Aussagen der Frau von Elbe, der geschiedenen Gräfin Moltke, und die in ihrer Bedeutung nicht mehr festzustellenden Äußerungen Bismarcks über den Fürsten Eulenburg, den er seit seiner Entlassung mit grimmem Hasse verfolgte. Frau von Elbe schränkte ihre vor dem Schöffengericht so bestimmt und sicher abgegebenen Aussagen diesmal sehr ein, da auf Grund der Akten des Ehescheidungsprozesses ihre teilweise Unzurechnungsfähigkeit infolge einer schweren hysterischen Erkrankung festgestellt wurde. Gegenüber dem Eide, den der Fürst Eulenburg leistete, daß er sich frei von homosexuellen Verirrungen und Schmutzereien fühle, verloren die Äußerungen Bismarcks ihre Beweiskraft. Den Grafen Moltke traf überhaupt kein leisester Schatten des Verdachts mehr. Alle Sachverständigen einigten sich in dem Urteil, ihn von jeder anormalen Neigung freizusprechen. So kam das Gericht unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Lehmann am 3. Januar zu dem Schlusse, den Angeklagten Maximilian Harden wegen Beleidigung des Grafen Moltke, „dessen Ehrenschild rein und fleckenlos dasteht", zu einer Gefängnisstrafe von vier Monaten und Tragung der Kosten zu verurteilen. Der Prozeß hat damit freilich noch nicht sein Ende erreicht, denn Harden wird gegen das Urteil Revision bei dem Reichsgericht einlegen, aber er hat für weite Kreise des deutschen Volkes befreiend gewirkt, und die Strenge des Urteils wird hoffentlich auf viele, die nur zu geneigt sind, die Ehre anderer mit leichtfertigen Anschuldigungen zu besudeln und in der Umwertung aller Werte die Preßfreiheit in Preßfrechheit zu verwandeln, ihren ernüchternden und abschreckenden Einfluß ausüben.

Literarische Rundschau.

Aus Rumäniens Vergangenheit.

Der Haiduck. Roman von Bucura Dumbrava. Regensburg, W. Wunderlings Hofbuchhandlung. 1908.

Die Überraschung ist vollkommen geglückt: vor uns sehen wir Bojaren, sie erheben sich vom Diwan, der Leibzigeuner reicht ihnen den zobelverbrämten Kaftan, auf dem glatt geschorenen Haupt tragen sie den riesenförmigen, kuppelartigen Bojarenischlik, er ist mit Daunen gefüttert, hat oben einen bunten Tuchflicken, an dem man den Rang des Herrn erkennt. Auf Türkenart begrüßen sie sich, die Zigeuner knien vor ihnen mit weichen Pantoffeln, dann sitzen sie mit gekreuzten Beinen auf dem Diwan, Wasserpfeifen rauchend, zwischen den Fingern den Rosenkranz von Achat.

Man sagt sich, der Roman spielt wohl im 17. Jahrhundert — dann aber wird Napoleons Rückzug aus Rußland erwähnt! Es wird einem klar, daß man die Enkel, die leibhaftigen Enkel dieser Orientalen, kennt. Ja, man gedenkt eines vornehmen, nicht nur hochgebildeten, sondern gelehrten alten Herrn; er hat in Bonn studiert, er hat die geschliffenen und doch einfachen Formen eines Franzosen der alten Schule — und doch ging wohl sein Vater noch mit dem Kuppelgebilde des Ischliks auf glattrasiertem Haupt, saß mit gekreuzten Beinen auf dem Diwan, mit kunstvollem Schwung berührte er Lippen und Stirn im türkischen Gruß.

Der Gegensatz verblüfft.

Es entrollt sich ein überaus pittoreskes, morgenländisches Bild. Hospodar der Moldau und Walachei zu werden, ist das Bestreben aller ehrgeizigen Griechen aus dem Fanar, dem Griechenviertel von Konstantinopel. Dem Fürsten Karadja ist es gelungen, dank den achttausend Beuteln mit Goldstücken, die dem Großvezier zugingen, herrscht er in Bukarest. In dem kostbaren persischen Tuch, das ihn umgürtet, steckt das Zeichen der Gewalt, ein mit Diamanten besetzter Dolch. Auch hat er einen Zepter, mit diesem prügelt er höchstselbst die ihm mißliebigen Bojaren, bei gewöhnlichen Untertanen benutzt er einen mit rotem Samt überzogenen Stock. Natürlich hat er rabenschwarzes Haar, nur dieses gilt für vornehm; blondes oder braunes wird gefärbt. Seine Tafel bedient eine Schar von Tschukodaren in goldgestickten Gewändern; sie reichen zehnmal mehr Speisen als verzehrt werden könnten, ist es doch die Tafel des hochmächtigen Herrn. Wenn der Fürst öffentlich erscheint, stützen ihn von beiden Seiten zwei Großbojaren, entheben ihn der Mühe des Gehens. Die Edelleute verneigen sich bis zum Boden, küssen ihm den Saum seines Gewandes. Aber dieser orientalische Despot hat die Lustspiele von Goldoni übersetzt, korrespondiert mit dem Ritter von Genz, gewährt ihm eine beträchtliche Subvention.

Als Unterströmung dieses türkischen Vasallenstaates gibt es eine spätbyzantinische, verknöcherte Afterkultur. Ein gebildeter Herr schreibt nie schlankweg vor sich hin; sorgsam verteilt er kunstgerechte Schnörkel, bald über, bald unter den Zeilen, wie es die Schriftregeln der „vielen Stockwerke" verlangen. In den besseren Kreisen redet man bei geeigneter Gelegenheit im rhetorischen Lehrrhythmus der griechischen Schulen und skandiert die Perioden mit erhobenem Finger. Bojarinnen, denen eine Erziehung im Fanar zuteil wurde, wissen, daß ein gewisser kreischender Tonfall zur Eleganz gehört, auch erstreben sie die türkische Grandezza der Bewegungen und Gesten. Priester, die auf sich halten, näseln und meckern beim Lesen der Messe, drücken ihre Stimmbänder, um eindrucksvolle Fisteltöne zu erzielen. Ihre bewunderte Glanzleistung ist die Kunst virtuos hervorgebrachter gräßlicher Flüche. Mit diesen werden alle Stiftungsurkunden erhärtet; denn es schwankt das Recht bedenklich zwischen den vergilbten byzantinischen Codices und den Erlassen der verschiedenen Hospodaren. Die Lautari improvisieren zu ihren uralten Melodien auf fremdartigen Instrumenten Preislieder auf die Gäste. Der vornehme Reisende wird im Wagen, ehe das halsbrecherische Dahinsausen beginnt, angebunden; von seinem Lenkpferd aus ruft der Postillon bei jedem Loch, bei jedem Graben die traditionelle Warnung: „Halt fest, Bojar!"

Dies ist die Umgebung. Vielleicht werden einige meinen, wozu die Schnörkelverzierungen eines Romans, warum nicht historische Bilder aus dieser exotischen, den meisten so völlig unbekannten Welt? Andre wiederum ziehen die künstlerische Belebung vor, und vermutlich teilen Verleger den letzteren Geschmack. Auch beruht diese Erzählung auf gewissenhaften geschichtlichen Studien der Verfasserin, einer in Rumänien lebenden Dame österreichischen Ursprunges.

Ein stattlicher, junger Bojarensohn, kühn und hochherzig, geht unter die Räuber, um den verabscheuungswürdigen griechischen Aussaugern zu schaden, um das Selbstbewußtsein seines Volkes zu heben. (In Wirklichkeit fiel möglicherweise nicht alles Licht auf die Eingeborenen, nicht jeglicher Schatten auf die Fanarioten. Wenn ich mich recht erinnere, war späterhin der griechische Adel mit in erster Reihe an dem erstaunlichen Aufschwung Rumäniens beteiligt.) Die Abenteuer des jungen Bojaren werden lebhaft und spannend erzählt, es ist der historische Roman guten, alten Stils. Die ausgeglichene Feinheit, die Ursprünglichkeit von Frau v. Handel-Mazzettis „Jesse und Maria" darf man nicht erwarten; doch ist die Erzählung niemals langweilig, obwohl lang. Am besten ist das Epische gelungen; hier trifft Bucura Dumbrava den Ton erstaunlich gut. Vorzüglich auch die einfache Selbstverständlichkeit, mit der sie die Grausamkeiten und Greuel der zuchtlosen Willkür schildert. Ohne sentimentale Verschleierung, ohne im Peinlichen zu wühlen. Sonderbar ist bei ihr, der Dame, das Abflauen in den Gesprächen junger Mädchen wie in den gesellschaftlichen Szenen. Ein Vorwort hätte die historische Grundlage der Erzählung betonen sollen. Wer würde den „Rabensteinerin"-Schluß für geschichtlich halten? Wer würde glauben, daß die Sultana Galaschesku tatsächlich den Janku vom Galgen weg zum Gatten erkor?

Bucura Dumbrava hat einen ungewöhnlich fesselnden Stoff mit kräftiger Hand gepackt; gern vernähme man späterhin mehr aus dieser seltsamen Welt der Fanarioten und Bojaren.

Marie von Bunsen.

$q\lambda$. **Leuthen.** Blätter der Erinnerung an den großen König und das Jahr 1757. Von Theodor Rehtwisch. Mit 60 Abbildungen und einem Schlachtenplan. Leipzig, Georg Wigand. 1907.

Als Gegenstück zu der Fülle der Schriften, die das Jahr 1906 über Preußens Zusammenbruch brachte, hat Verfasser sein Buch geschrieben; er will uns erzählen von „Preußens Siegen, von Preußens Männern, von Preußens großem König, von jenen Tagen vor 150 Jahren, da Friedrich der Einzige allein stand gegen eine Welt in Waffen". Aber doch mehr als eben nur die Schilderung der Schlacht bei Leuthen wird uns gegeben. Das ganze Jahr 1757 mit seinen wechselvollen Schicksalen zieht in ausführlicher Darstellung an unsern Augen vorüber, bis der Tag von Leuthen den König „zum Helden Europas und einer Welt" macht. Gleich wie Perlen auf einer Schnur, so reiht sich Ereignis an Ereignis in fortlaufendem chronologischen Bericht, der durch den unvermittelt aufeinanderfolgenden Wechsel der Schauplätze bisweilen etwas sprunghaftes erhält, uns aber doch durch den warmen patriotischen Ton, der das ganze Buch durchzieht, wiederum entschädigt. Freund und Feind läßt der Verfasser in gleicher Weise zu Worte kommen, mit redlichem Bemühen, auch den Gegnern gerecht zu werden. Im Chorus der Stimmen vermissen wir lediglich die herzhaften Soldatenlieder, in denen Geist und Stimmung der Truppen sich auf das lebendigste widerspiegelt. Neben dem König werden seine Generäle und die feindlichen Heerführer mit kurzen treffenden Charakteristiken uns plastisch vor Augen geführt; nur das Porträt des Prinzen August Wilhelm, seines unglücklichen ältesten Bruders und des Stammvaters unsres heutigen Herrscherhauses, ist nicht geraten. Aber, von diesen kleinen Einwendungen abgesehen, dürfen wir dem Verfasser das Zeugnis fleißigen Studiums der Quellen, der Korrespondenzen, Tagebücher und zeitgenössischen Darstellungen wie auch der auf ihnen sich aufbauenden maßgebenden wissenschaftlichen Werke ausstellen und sein Buch weiteren Kreisen warm empfehlen. Besondere Erwähnung verdienen endlich die beigegebenen Terrainstudien, die auf dem auch heute noch kaum unveränderten Schlachtfelde von Leuthen, und zwar im Schnee aufgenommen sind und die so die Schilderung des Kampfes anschaulich illustrieren.

ϱ. **Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1901—1905.** Mit Abbildungen, Plänen und graphischen Darstellungen. Erster Teil. Berlin, Carl Heymann. 1907.

Diesen ersten Band des Verwaltungsberichts, der in der ganzen Reihe der neunte ist und diesmal ein Lustrum umfaßt, schmückt das Bildnis des in dieser Verwaltungsperiode (5. September 1902) verstorbenen Rudolf Virchows, des großen Forschers, der sich um das Wohl Berlins nicht weniger verdient gemacht hat als um die Wissenschaft, und dessen würdigstes Monument das nach ihm benannte Krankenhaus ist. Dem eigentlichen Bericht voran geht eine kurzgefaßte Chronik der wichtigsten Ereignisse in Staat und Stadt während der Berichtszeit — eine sehr willkommene Zugabe, der alsdann die Personalien über Ehrenbürger, Magistrat und Stadtverordneten folgen. Daß Berlin den alten Ruhm, „die Stadt der Intelligenz" zu sein, auch unter den so sehr veränderten Verhältnissen sich wahren will, zeigen die dem Märkischen Provinzialmuseum, der Stadtbibliothek, den Volksbibliotheken und Lesehallen gewidmeten Seiten; wir ersehen daraus mit besonderer Befriedigung, wie mit der Vermehrung der aufgewandten Mittel stetig auch die Zahl derer wächst, die geistigen Gewinn daraus ziehen; denn wenn es etwas gibt, was der Verwilderung des Geschmacks und der Sitten entgegenzuwirken vermag, so sind es gute Bücher. Wenn hierauf das Stadtgebiet und Straßennetz vor uns entrollt und ausgeführt wird, was in gemeinnütziger, sanitärer und ästhetischer Hinsicht dafür geschieht, dann dürfen wir sagen, daß die Gemeindeverwaltung Berlins ihrer großen Aufgabe vollkommen gewachsen ist. Die Redaktion dieser gehaltreichen, für die Geschichte der Stadt Berlin so wichtigen Publikation hätte keinem Berufeneren anvertraut werden können als dem Geh. Regierungs- und Stadtrat Ernst Friedel.

γ. **Die Entwicklung des deutschen Städtewesens.** Von Hugo Preuß. Erster Band. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Der Hauptgesichtspunkt dieses gedankenreichen und ausgezeichnet geschriebenen Werkes ist, daß zwischen dem städtischen Verfassungsprinzip der freien Genossenschaft und dem agrarischen Organisationsprinzip des herrschaftlichen Verbandes ein Gegensatz besteht, der die Jahrhunderte unsrer Geschichte durchzieht. Die Städte haben im Mittelalter eine Zeit der Blüte und Macht erlebt und eine einheitliche städtische Verwaltungs- und Wirtschaftspolitik entwickelt, vermöge deren die mittelalterliche Stadt die Keimzelle des modernen Staates geworden ist. Aber die Städte sind in dem großen Kampf mit den feudalen Mächten des Fürstentums und Adels unterlegen, und die Entfaltung des absoluten Fürstenstaates hat die Niederlage des städtischen Elements besiegelt; es sinkt in diesem Staat zu tiefster Ohnmacht herab. Das friderizianische Regierungssystem zeigt diese Entwicklung am reinsten; Friedrich der Große war so weit entfernt, die höhere Kultur der rheinischen und westfälischen Städte seines Staats als Mittel zur Hebung der rückständigen Teile zu verwerten, daß er wiederholt bereit war, diese vom Hauptkörper des Staats fernliegenden Gebiete zu verkaufen oder zu vertauschen, selbst an England oder Frankreich! Der Sturz des friderizianischen Systems 1806—1807 erzwang die Wiedergeburt Preußens, die mit der Erneuerung der städtischen Selbstverwaltung durch Stein anhebt. Allmählich ist dann im 19. Jahrhundert das deutsche Bürgertum in die Aufgaben der Selbstverwaltung hineingewachsen. Ein zweiter Band soll die städtische Verwaltung und Verfassung darstellen. Das Werk ist vielleicht in seinem Grundgedanken zu einseitig und

schroff, gewährt aber doch Historikern und Politikern die reichste Anregung und Belehrung.

γ. **Island in Vergangenheit und Gegenwart.** Reiseerinnerungen von Paul Herrmann. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1907.

Das vorliegende Werk umfaßt zwei stattliche Bände, von denen der erste über Land und Leute, der zweite über die Reise des Verfassers handelt; dem ersten sind 60 Abbildungen im Text und ein Titelbild, dem zweiten 56 Abbildungen, ein farbiges Titelbild und eine Übersichtskarte der Reise beigegeben. Die Ausstattung ist gut, das Papier von der heilloseften Sorte des Glanzpapiers, gegen die alle Leser, die auf ihr Augenlicht etwas halten, schließlich durch Nichtkaufen solcher Bücher Front machen müssen und ohne Zweifel auch Front machen werden. Das sagen wir mit Bedauern; denn das Werk selbst ist ganz vorzüglich, auf eigene Wahrnehmung und Studium gegründet, reichhaltig und auch sehr gut geschrieben. Der Verfasser hat ohne Zweifel mit seiner Ansicht recht, daß Dänemark heute das Unrecht früherer Zeiten, als es die Insel aussog, ritterlich gut zu machen bestrebt ist; daß es statt Nutzen aus der Insel zu ziehen, vielmehr viel Geld auf sie verwendet (isländische Studenten erhalten z. B. reiche Unterstützung, damit sie in Kopenhagen leben können); und daß, seit die Insel ihre eigene Verwaltung mit Parlament und eignem Minister hat, seit 1874, sie auch die notwendige freie Bewegung besitzt. Die Trennung von Dänemark, die eine radikale Partei erstrebt, würde der Insel nur Schaden, ja möglicherweise schwere Gefahren bringen: für die splendid isolation ist Islands Bevölkerung zu klein. Die Insel braucht fremdes Kapital und fremde Arbeitskräfte, um ihre natürlichen Hilfsquellen selbst auszubeuten; noch heute betreiben vornehmlich Norweger den Fang des isländischen Herings (der so groß und fett ist, daß früher das Stück, solange es seltene Ware war, in Dänemark mit 3 Mark bezahlt wurde!). Die Isländer sind nicht imstande, die feinmaschigen Netze, die für ein Fangschiff leicht 100 000 Kronen kosten, und die übrige Ausrüstung aufzubringen.

γ. **Von indischen Tagen und Nächten.** Von Hans Ebhardt. Berlin, Fontane. 1907.

Ein deutscher Kaufmann, der längere Zeit in Singapur gelebt hat, entwirft hier sehr natürlich und anschaulich gehaltene Bilder des dortigen Lebens (ein Stückchen Deutschland = die dortige deutsche Kolonie; Beethoven in Indien; der Diamantenbaron; Buitenzorg usw.). Da auch dort alles dem Wechsel unterworfen ist, so kann das Büchlein wohl noch einmal als Zeuge über die englische Herrschaft in Hinterindien um 1900 dienen.

γγ. **The Jātaka, or stories of the Buddha's former births.** Translated by various hands under the editorship of Prof. E. B. Cowell. Sechs Bände. Cambridge 1895 bis 1907.

Für eine wichtige Arbeit hat die deutsche orientalistische Wissenschaft der englischen den Vortritt lassen müssen und darf ihr nun zur Vollendung des Werks warme Glückwünsche bringen. Die etwa 550 Nummern umfassende altbuddhistische Erzählungssammlung „Jātaka", von der Dr. J. Dutoit vor kurzem eine deutsche Übersetzung begonnen hat, liegt jetzt in sechs stattlichen Bänden in englischer Übersetzung fertig vor. Indien ist ja das Land der unerschöpflichen Erzählerlust, der unabsehbaren Märchen-, Fabel-, Novellensammlungen. Von diesen Sammlungen die älteste der Weltliteratur und mindestens in Indien die wichtigste ist von der Buddhistengemeinde geschaffen und überliefert worden. Da stehen neben allverbreiteten, in Orient und Okzident gleichbekannten Geschichten, wie das vom Salomonischen Urteil, oder Fabeln, die in Griechenland zu den äsopischen gezählt wurden, auch große Mengen speziell indischer, von der Luft des Gangeslandes durchwehter Erzählungen, die in unvergleichlicher Lebendigkeit alle Seiten des indischen Lebens in Stadt und Dorf, alle Regungen indischer Seelen dem Leser enthüllen. — Ein Kreis meist der Universität Cambridge angehöriger Indologen vereinigte sich vor mehr als einem Jahrzehnt zu dem weitaussehenden, stellenweise recht schwierigen Werk der Übersetzung. Der ehrwürdige Leiter des Unternehmens, Cowell, ist darüber hingegangen. Ihm und seinen Mitarbeitern aber werden nicht nur Indologen und Folkloristen dankbar sein, sondern der große Kreis derer, die an den Schätzen dieser documents humains Freude finden werden.

γ. **Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft.** Fünfzehnter Jahrgang. Berlin, Weidmann. 1907.

Das vorliegende Heft dieser Sammlung enthält eine Studie des Geheimen Archivrats Ludwig Keller über den Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, den Zeitgenossen und Freund Friedrichs des Großen, der 1762 die englisch-portugiesische Armee gegen die Spanier mit großem Ruhm befehligte, das spanische Heer zurückwarf und den ehrenvollen Frieden vom 20. Februar 1763 erkämpfte. Der Graf war auch, wie aus Herders Leben bekannt ist, ein aufgeklärter Mann und Freund der Volksbildung; als solcher bewährte er sich auch in Portugal, wo er als Oberhaupt der Militärverwaltung einen großen Einfluß auf die gesamte innere Staatsverwaltung hatte. Er versuchte durch die von ihm ins Leben gerufene „portugiesische Sozietät" die besten ausländischen Werke ins Portugiesische übersetzen zu lassen und eine nationale, von der Kirche unabhängige Literatur zu schaffen, rief aber dadurch den fanatischen Haß der Priester und der von ihnen beherrschten Massen gegen sich hervor und mußte seine Stelle Ende 1763 räumen. Keller ist der Ansicht, daß Graf Wilhelm durch Herders Berufung nach Bückeburg das Beispiel gegeben hat, das dann in Weimar nachgeahmt wurde, die Förderung der Literatur durch einen Hof; der Graf hat sogar mehrere Gedichte Herders ins Französische übertragen. Daß er auch Scharnhorst durch die Aufnahme in die Bückeburger Kriegsakademie auf den Weg der Größe gewiesen hat, obwohl dieser nur ein Bauernsohn war,

und unter den Münchhausen, Bothmer, Lenthe sich zunächst seltsam ausnahm, ist ein weiteres großes Verdienst des tüchtigen Mannes, der in meist kleinen Verhältnissen stets das Beste geleistet hat.

ρ. **Allgemeine Geschichte des Zeitungswesens.** Von Dr. Ludwig Salomon (Sammlung Göschen). Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1907.

Der Verfasser der auch in dieser Zeitschrift nach Verdienst gewürdigten, dreibändigen „Geschichte des deutschen Zeitungswesens" war wohl wie kein andrer berufen, für die populär gehaltene, alle Zweige des Wissenswerten umfassende „Sammlung Göschen" in gedrängter Darstellung, ihn aber universell erweiternd, diesen Gegenstand zu behandeln. Das Zeitungswesen sämtlicher Kulturnationen, von den „Acta diurna publica populi Romani" bis auf die tausend und abertausend Blätter der Gegenwart auf 184 Seiten kleinen Formats klar und übersichtlich vor Augen zu führen, war in der Tat eine Leistung, die nur der eindringenden Kenntnis und Beherrschung des ungeheueren Stoffes, wie hier, gelingen konnte. Dazu kommt, daß das Büchlein noch mehr gibt, als der Titel verspricht, denn nicht nur die Tageszeitungen — die „Journale" (das Wort ist aus den „diurnalia" gebildet) —, auch die Zeitschriften sind berücksichtigt; auf keinem der beiden Gebiete dürften Erscheinungen von einiger Wichtigkeit vermißt werden. Es versteht sich, daß die Geschichte der deutschen mit Einschluß der österreichischen Presse den breitesten Raum einnimmt; aber wenn auch minder ausführlich, lassen doch die dem Auslande gewidmeten Seiten an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig. Dieses kleine Buch ist ein wahres Repertorium: in dem Abschnitt über die Presse des Orients werden wir sogar über die persische, arabische und indische unterrichtet! Denen, die sich professionell mit der Tagesliteratur zu beschäftigen haben, wird es ein willkommenes Hilfsmittel sein; aber da es sich sehr gut liest, darf es auch dem größeren Publikum bestens empfohlen werden.

γ. **Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog.** Herausgegeben von Anton Bettelheim. Zehnter Band (vom 1. Januar bis 31. Dezember 1905). Berlin, Georg Reimer. 1907.

Der vorliegende Band enthält unter andren die Lebensbeschreibungen des Optikers Abbé, des Agrarpolitikers v. d. Goltz, des Assyriologen Oppert, des Afrikaforschers v. Wissmann, des Malers v. Menzel, des Großindustriellen Siegle von Stuttgart, des Theologen Reischle, des Anatomen Kölliker, des Mathematikers Hauck, des Historikers und Literarhistorikers Hüffer, des klassischen Philologen und Archäologen Wachsmuth usw.; alle Namen aufzuzählen ist ja hier nicht möglich. An die Artikel über die 1905 Gestorbenen schließen sich nachträgliche Nekrologe von Franzos, Hansemann, Wilhelm Hertz, Wilhelm Jordan, Zangemeister und v. Keudell. Die Artikel sind natürlich von verschiedener Größe und verschiedenem Wert: einzelne sind Meisterwerke des biographischen Essays; das Ganze ist ein vorzügliches Hilfsmittel zur zeitgenössischen Geschichte.

βλ. **L'Emigré.** Par Paul Bourget. Paris, Plon. 1907.

Alljährlich fast erscheint ein Roman von Paul Bourget. Nach dem letzten in der langen Reihe, dem in sieben Monaten vollendeten Band, „L'Emigré" zu schließen, hat der Autor die in einigen seiner Romane fühlbare Klippe der Überproduktion diesmal glücklich umschifft. Die Sprache ist bei allem Reichtum einer aus der Tiefe ihres Schatzes schöpfenden Prosa viel leichter und flüssiger als gewöhnlich, der Aufbau der Erzählung künstlerisch durchdacht und ihren Zwecken anbequemt; die Frage, was Frankreich durch die gewaltsame Ausscheidung der einst herrschenden Klasse verloren habe, mit maßvoller Objektivität gelöst. Es gilt, nicht zu vergessen, daß Paul Bourget, wie Renan, wie Taine, wie Brunetière, von denen nicht einer Klasseninteressen vertreten hat oder vertritt, an der Zukunft ihres Landes unter seiner gegenwärtigen Führung verzweifelt. Das Gefühl, daß die Verneinung der historischen Vergangenheit Frankreichs, der Bruch mit seinen Überlieferungen zur Lockerung der Disziplin in Heer und Flotte, zur Verwirrung der Begriffe dessen, was der einzelne seinem Vaterland schuldet, zur Verachtung der idealen Güter geführt habe, die jedem Gemeinwesen unentbehrlich sind, beherrscht auch dieses Buch, wie es Bourgets „Un Divorce" beherrscht hat. Der „Emigré" ist der Typus des Edelmannes, den das herrschende Regime zur Untätigkeit verurteilt und dem es keinen andren Daseinszweck läßt, als entweder in fruchtloser Opposition oder seinem Vergnügen zu leben. Das Verständnis für das Wesen der Aristokratie ist dem französischen gegenwärtigen Geschlecht übrigens so fern gerückt, daß wir es auch bei Bourget nur karikiert wiederfinden, und das ist der Anteil der Kritik an seinem Werk. Sein vornehmer Repräsentant der noblesse d'ancien régime widerstrebt für den Sohn einer bürgerlichen Ehe und dadurch entsteht der Konflikt. Er wäre denkbar in Deutschland, wo der Adel an der Ebenbürtigkeit der Frau noch festzuhalten versucht. Er ist falsch in Frankreich, wo das Klassenvorurteil auch in den Tagen monarchischer Größe niemals bestand und bereits unter Ludwig XIV. die alten Wappenschilde anstandslos mit bürgerlichem Metall vergoldet wurden. Auch sonst fehlen Züge, die das Wesen dessen erklären, was eine Aristokratie rechtfertigt. Der Held Bourgets ist denn doch nur ein eleganter Lebemann, und wenn sich kein besseres Vorbild fand, so erklärt sich das pessimistische Ende des „Emigré", das vorbildlich für den Untergang des Standes gedacht ist, den er vertritt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Acton. — Historical essays and studies by John E. E. Dalberg-Acton. London, Macmillan & Co. 1907.

Acton. — History of Freedom and other essays by John E. E. Dalberg-Acton. London, Macmillan & Co. 1907.

Alten. — Die Bedeutung der mechanischen Zugkraft auf der Landstraße für die Heeresführung. Von Generalleutnant z. D. von Alten. Berlin, Verlag Kontinent. O. J.

Baentsch. — David und sein Zeitalter. Von Prof. Dr. B. Baentsch. — Wissenschaft und Bildung. 16. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. O. J.

Bertling. — Geschichte der alten Philosophie als Weg der Erforschung der Kausalität. Für Studenten, Gymnasiasten und Lehrer. Von Prof. Dr. O. Bertling. Leipzig, Werner Klinkhardt. 1907.

Burgherr. — Unter dem Giebel. Schlichte Geschichten aus der Mansarde. Von Karl Albert Burgherr. Schkeuditz bei Leipzig, W. Schäfer. 1908.

Danton. — The nature sense in the writings of Ludwig Tieck. By George H. Danton, Ph. D. New York, the Columbia University Press. 1907.

Davidsohn. — Geschichte von Florenz. Von Robert Davidsohn. Zweiter Band: Guelfen und Ghibellinen. Erster Teil: Staufische Kämpfe. Berlin, E. Mittler & Sohn. 1908.

Davidsohn. — Forschungen zur Geschichte von Florenz. Von Robert Davidsohn. Vierter Teil: 13. und 14. Jahrhundert. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Deutsche Gedenkhalle. — Bilder aus der Vaterländischen Geschichte. Schriftleitung: Prof. Dr. v. Pflugk-Harttung. Leitung des illustrativen Teiles: Prof. Dr. Hugo v. Tschudi. Allerhöchster Protektor Seine Majestät Wilhelm II., deutscher Kaiser und König von Preußen. Veranstaltet von Max Herzig. Buchschmuck von Heinrich Lefler, Joseph Ueben, Joh. Jos. Taubenhayn, Rud. v. Larisch, Ludw. Huber. Berlin, Leipzig, Verlagsanstalt Vaterland G. m. b. H. O. J.

Dreyer. — Ohm Peter. Von Max Dreyer. Erstes bis drittes Tausend. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1908.

Duncker. — Leiden. Der Roman eines Knaben. Von Dora Duncker. Berlin, Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt. O. J.

Elisabeth Charlotte. — Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. In Auswahl herausgegeben durch Hans F. Helmolt. Zwei Bände. Leipzig, Inselverlag. 1908.

Eucken. — Der Sinn und Wert des Lebens. Von Rudolf Eucken. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. 1908.

Frey. — Michelangelo Buonarotti. Sein Leben und seine Werke. Dargestellt von Karl Frey. Erster Band: Michelangelos Jugendjahre. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Frey. — Michelangelo Buonarotti. Quellen und Forschungen zu seiner Geschichte und Kunst. Dargestellt von Karl Frey. Erster Band: Michelangelos Jugendjahre. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Friedjung. — Österreich von 1848—1850. Von Heinrich Friedjung. In zwei Bänden. Erster Band. Stuttgart und Berlin, C. G. Cotta Nachf. 1908.

Gerland. — Die englische Gerichtsverfassung in ihrer gegenwärtigen Entwicklung und die deutsche Gerichtsreform. Von Heinrich Gerland. Berlin, Karl Curtius. 1908.

Golberg. — La Morale des Ligues avec des reproductions de dessins de Rouveyre et un portrait par A. de la Gandara. Paris, Librairie Léon Vanier. 1908.

Hasse. — Weltpolitik, Imperialismus und Kolonialpolitik. Von Ernst Hasse. München, J. F. Lehmann. 1908.

Haun. — Literatur und Bildungsarbeit. Von Fritz Haun. Essen-Ruhr, Verlag von G. D. Baedeker. 1908.

Haussmann. — „Im Tau der Orchideen" und andere chinesische Lieder aus drei Jahrtausenden in deutsche Strophen gebracht. Von Conrad Haussmann. München, Albert Langen. O. J.

Hirster. — Die Philosophie des Gleichnisses. Von Franz Hirster. Beiträge zu einer exakten Philosophie. Leipzig, Max Spohr. O. J.

Hitzeroth. — Johann Heermann (1585—1647). Ein Beitrag zur Geschichte der geistlichen Lyrik im 17. Jahrhundert. Von Oberlehrer Dr. Carl Hitzeroth. — Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Professor Dr. Ernst Elster. Nr. 2. Marburg, Elwert's Verlag. 1907.

Hofmann. — Flatuner. Tragödie in sechs Aufzügen. Von Lenz Hofmann. Traunstein, Verlag des Verfassers. 1908.

Hoff. — Drei Jahre im Weiber-Zuchthaus. Erlebnisse und Erfahrungen von Marie Hoff. Drittes Tausend. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Horneffer. — Wege zum Leben. Der höchste Wert, Gott und Mensch. Die Ehe. Der Tod. Vorträge von Ernst Horneffer. Leipzig, Werner Klinkhardt. 1908.

Horsten. — Ikarusflug. Die Geschichte eines Offiziers. Von Hans Horsten. Berlin, Hermann Walther. 1908.

Huch. — Die Geschichten von Garibaldi. Von Ricarda Huch. II. Der Kampf um Rom. Vierte Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1908.

Huch. — Gedichte von Ricarda Huch. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Haessel Verlag. 1908.

Hügli. — Untergang. Von Emil Hügli. Schkeuditz bei Leipzig, W. Schäfer. 1903.

Hügli. — Gedichte von Emil Hügli. Zweite Auflage. Schkeuditz bei Leipzig, W. Schäfer. 1908.

van Hulzen. — Vagabunden. Von Gerard van Hulzen. Einzig berechtigte Übersetzung nach der dritten Originalauflage. Von E. Charlet. Leipzig und Amsterdam, Maas und van Suchtelen. 1907.

Ippen. — Skutari und die nordalbanische Küstenebene. Von Theodor A. Ippen, Generalkonsul. 5. Heft: Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Herausgegeben von Dr. Carl Patsch. Sarajevo, D. A. Kajon. 1907.

Janke. — Vom Kern des Lebens. Gedichte von Erich Janke. Zweite, veränderte Auflage. Berlin, Otto Janke. 1907.

Kaufmann. — Das sexuelle Leben des Kaisers Nero. Eine Studie von Max Kaufmann. Leipzig, Max Spohr. O. J.

Kirchhoff. — Zick-Zack. Erzählungen von Paul Kirchhoff. Zürich-Selnau, Kommissionsverlag von Gebr. Leemann & Co. 1907.

Kißling-Balantin. — Das Leben ist unser. Entwicklungsroman. Von E. Kißling-Balantin. Dresden, E. Pierson. O. J.

Kupffer. — An Edens Pforten — aus Edens Reich. Sufische Gedichte mit zwei Bildern, Kompositionen und Erläuterungen. Von Elisar von Kupffer. Dresden, E. Pierson. O. J.

De Lacroix. — Un voyage d'état-major de corps d'armée. Par De Lacroix. Compte rendu détaillé par E. Buat. Paris, Librairie militaire R. Chapelot & Cie. 1908.

De Lauzac de Laborie. — Paris sous Napoléon. La religion. Par L. de Lauzac de Laborie. Paris, Librairie Plon. 1907.

Levy. — Die dritte Dimension. Eine philosophische Erörterung. Von A. Levy. Bern, Scheitlin, Spring & Cie. 1908.

Literatur. — Literatur, ein Jahresbericht. Separatabdruck aus Liliencrons „Literarischem Jahresbericht, Weihnachtskatalog und Almanach für 1908". Berlin, Verlag von „Nord und Süd", Schottlaender. 1907.

Lordat. — Un page de Louis XV. Lettres de Marie-Joseph de Lordat à son oncle Louis, comte de Lordat, baron de Bram, publiées par le Marquis de Lordat et le Chanoine Charpentier. Paris, Librairie Plon. 1908.

Lorenz. — Septuor. Sieben Sachen. Von Lorenz (L. O. Renz). Zweite Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag. 1905.

Lühmann. — Johann Balthasar Schupp. Von Dr. Johann Lühmann. — Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster. Nr. 4. Marburg, Elwert's Verlag. 1907.

Maack. — Anleitung zum Raumschach (Dreidimensionales Schachspiel). Von Ferdinand Maack. Hamburg. Selbstverlag. Marktstr. 23. 1908.

Mannhardt. — Aus dem englischen und schottischen Rechtsleben. Material zur Beurteilung der deutschen Strafprozeßreform. Von W. Mannhardt. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Matter. — Bismarck et son temps. Par Paul

Matter. III. Triomphe, splendeur et déclin 1870 jusqu'à 1898. Paris, Felix Alcan. 1908.

Martin. — Die höhere Mädchenbildung. Vorträge, gehalten von Helene Lange, Paula Schlodtmann, Lina Hilger, Lydia Stöcker, Julie v. Kästner, Marianne Weber, Dr. Gertrud Bäumer, Marie Martin. Sonderabdruck von: Marie Martin-Berlin, Die Eingliederung der höheren Mädchenschule in das gesamte Unterrichtswesen.

Matthes. — Lebenssehnsucht. Gedichte von Margarete Matthes. Zweite, aus dem Nachlaß vervollständigte Ausgabe, unter Mitwirkung der Mutter der Verfasserin herausgegeben von Alfons Matthes. Mit dem farbigen Porträt, einem Kinderbildnis, einem Handschriftenfaksimile und einer Komposition der Verfasserin. Berlin, Buchverlag Humanitas. 1907.

Massow. — Junge Sehnsucht. Gedichte von M. v. Massow. Zweite Auflage. Hanau, Clauß & Feddersen. O. J.

Mayrhofer. — Gustav Freytag und das junge Deutschland. Von Dr. Otto Mayrhofer. — Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Prof Dr. Ernst Elster. No. 1. Marburg, Elwerts Verlag. 1907.

Maydolf. — Mephistos Wiederkehr. Dramatische Weihnachtsdichtung in drei Aufzügen. Von Eduard Maydolf. Berlin, Verlag von Hermann Walther O. J.

Mayer. — Aus den Papieren eines Wiener Verlegers. 1858—1897. Persönliches, Literarisches, Theatralisches. Herausgegeben von Friedrich Arnold Mayer. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller. 1908.

Mercier. — Tableau de Paris. Par Louis-Sébastien Mercier. Édition agrégée. Paris, Louis Michaud. S. a.

Meyer. — Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Band 3. Siebente Auflage. Galizyn bis Kiel. Leipzig, Bibliographisches Institut. O. J.

Müller. — Das Problem des Menschen. Von Dr. Johannes Müller. Bausteine für persönliche Kultur. Erstes Stück. München, Verlag von C. H. Beck. O. J.

Müller. — Persönliches Leben. Von Dr. Johannes Müller. Bausteine für persönliche Kultur. Zweites Stück. München, Verlag von C. H. Beck. O. J.

Müller. — Das Ziel. Zur Verständigung für die Suchenden von heute. Von Dr. Johannes Müller. Bausteine für persönliche Kultur. Drittes Stück. München, Verlag von C. H. Beck. O. J.

Müller. — Dornenkronen der Liebe. Ein Schwarzwaldroman. Von Gustav Adolf Müller. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. O. J.

Niemann. — Das Klavierbuch. Kurze Geschichte der Klaviermusik und ihrer Meister, des Klavierbaues und der Klavierliteratur. Von Dr. Walter Niemann. München, Verlag von C. H. W. Callwey. 1907.

Pädagogische Abhandlungen. — Neue Folge. Zwölfter Band, Heft 10. Der deutsche Schulmann im Spiegel der vaterländischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Von Adolf Schultz. — Heft 12. Bedeutung der Frauenarbeit in der Fürsorge und Waisenpflege. Von Chr. Backes. 13. Band, Heft 1. Die Lehrfreiheit des Volksschullehrers. Weckrufe und Betrachtungen. Von K. O. Leipacher-Grabowen. Bielefeld, Verlag von A. Helmichs. O. J.

Petermann. — Wien im Zeitalter Kaiser Franz Josephs I. Schilderungen von Reinhard E. Petermann. Wien, K. Lechner (Wilh. Müller). 1908.

Von der Pfordten. — Beethoven. Von Professor Dr. H. v. d. Pfordten. Wissenschaft und Bildung. 17. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. O. J.

Réja. — L'Art chez les Fous. Le Dessin, la Prose, la Poésie. Par Mariel Réja. Paris, Société du Mercure de France. 1908.

Roetteken. Heinrich von Kleist. Von Prof. Dr. Hubert Roetteken. Wissenschaft und Bildung. 22 Leipzig, Quelle & Meyer. O. J.

Rühe. — Ein weltgeschichtliches Ereignis. Von Robert Rühe. Berlin, Hermann Walter, Verlagsbuchhandlung. 1908.

Savornin-Lohmann. — Fragensmüde. Von Anna de Savornin-Lohmann. Einzig autorisierte Übertragung aus dem Holländischen von Else Otten. Leipzig, Amsterdam, Maas und van Suchtelen.

Schlesinger. — Rußland im XX. Jahrhundert. Von Dr. Martin Ludwig Schlesinger. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1908.

Schmidt. — Der deutsche Monistenbund im Preußischen Herrenhaus (Reinke contra Haeckel). Eine aktenmäßige Darstellung mit Einleitung und Anmerkungen. Herausgegeben von Heinrich Schmidt. Brackwede i. W., W. Breitenbach, Kommissionsverlag 1907.

Schmidt-Oberlößnitz. Otto Ludwig. Studien von Dr. Wilhelm Schmidt-Oberlößnitz. Band I: Die Makkabäer. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung. 1908.

Schmitt. — Moderne Jugendlektüre und ihr Einfluß auf das religiös-sittliche Kindesleben. Von N. W. Schmitt. Essen-Ruhr, G. D. Baedeker. 1908.

Schmitt. — Der moderne Roman. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte von Carl Schmitt. Mit 63 Textillustrationen. Osnabrück, G. Pillmeyer. 1908.

Schussen. — Meine Steinauer. Eine Heimatgeschichte von Wilhelm Schussen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Scudéry. — Madeleine de Scudéry. De la Poésie française jusqu'à Henry IV. Édition par G. Michaut. à Paris, chez Sausot. 1907.

Seidl. — Kornelia Fieramonti. Von Johann Gabriel Seidl. Schatzgräbers Taschenbücher. Berlin, Georg König. O. J.

Sick. — Ein Blumenstrauß. Novellen von Ingeborg Maria Sick. Autorisierte Übersetzung von Hulda Preyn. Leipzig, H. Haessel. 1907.

Siebert. — Die seruelle Frage und der Sinn des Lebens. Von F. Siebert. Brackwede i. W., Monistischer Verlag von W. Breitenbach. 1907.

Siemes. — Wenn die Saiten klingen. Gedichte von Tilly Siemes. Dortmund, Robert Kessler. 1908.

Slovak. — La bataille d'Austerlitz. Documents inédits sur la Campagne de 1805 avec un plan de la Bataille. Par Alois Slovak. Traduction de L. Leroy. Paris, H. Daragon.

Stunden mit Goethe. — Herausgeber: Wilhelm Bode. Vierter Band, zweites Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

van Suchtelen. — Quia absurdum. Roman von Nico van Suchtelen. In einzig berechtigter Übersetzung aus dem Holländischen von Emile Charlet. Mit Buchschmuck von G. Brender und Brandis. Leipzig, Amsterdam, Maas & van Suchtelen. 1907.

Taschenbuch für Südwestafrika 1908. Herausgegeben von Dr. Philalethes Kuhn und Kurd Schwabe. Leipzig, Wilhelm Weicher.

Treu. — Theoderich der Große. Ein Gotensang. Von Walter Treu. Dresden, E. Pierson. O. J.

Tschersig. — Das Gasel in der deutschen Dichtung und das Gasel bei Platen. Von Dr. Hubert Tschersig. — Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. 11. Leipzig, Quelle & Meyer. 1907.

Ulrich. — Gustav Freytags Romantechnik. Von Dr. Paul Ulrich. — Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster. Nr. 3. Marburg, Elwert's Verlag. 1907.

Voß. — Die Liebe Daria Lautes. Ein römischer Roman von Richard Voß. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1908.

Ward. — Milly and Olly or a holiday among the mountains. By Mrs. Humphry Ward. Leipzig, London, Paris, T. Fischer-Unwin. 1907.

Weber. — „Nur nicht heiraten." Satiren von A. O. Weber. Illustriert von Hanns Anker. 1. bis 5. Tausend. Berlin, Gustav Riecke's Nachfolger.

Weber. — Allvater (Wotan) oder Jehovah? Von einem Verfluchten. (J. Weber.) Berlin, Hermann Walther. 1906.

Wildenbruch. — Das Hohelied von Weimar. Festspiel in vier Bildern. Von Ernst von Wildenbruch. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1908.

Wolff's Poetischer Hausschatz des Deutschen Volkes. Völlig erneut durch Dr. Heinrich Fränkel. Mit Geleitwort von Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Münch. Einunddreißigste Auflage (255. bis 260. Tausend). Erweiterte Ausgabe. Leipzig, Otto Wiegand. 1907.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Arme Leute.

Von

Georg Hirschfeld.

Es war am ersten Weihnachtstage. Valentin und Dorette schritten die beschneite Landstraße entlang, die aus dem Marktflecken in das nächste Dorf führte. Verwehte Pappeln säumten sie ein, mit Schneekissen bedeckt, und zu beiden Seiten erstreckte sich in blauem Schimmer die Ebene. Es war zur Dämmerstunde, der Schnee lag fest und körnig — groteske Schatten warfen die Wandernden darauf.

„Wie lang die Straße, wie kalt der Tag —
Heiß bleibt nur unsrer Herzen Schlag."

sagte Valentin, der aus Wien stammte, mit seiner weichen, accentuierenden Stimme. Diese Verse waren der Anfang eines neuen Gedichtes, das Dorette noch nicht kannte. Es war auch noch nicht fertig, entstand soeben, und der Dichter warf ihr einen Seitenblick zu, daß sie ihrer Verpflichtung, ihn anzuregen, nachkäme. Dorette aber, die aus Berlin stammte, fror zu sehr, und sie wickelte sich, ihren Mantel zusammenraffend, gleichsam in sich selbst ein. „Na, weißt du," sagte sie dumpf, mit geröteter Nase, „nächstens bleibt auch das Herz nicht heiß. Es ist 'ne schauderhafte Kälte."

Valentin schwieg erst, denn ihn störte der Anblick ihrer unförmigen Filzstiefel, die jetzt ganz zum Vorschein kamen, als sie den Mantel emporgerafft hatte. Er war von der letzten Empfindlichkeit in diesen Dingen. Niemals durfte seine Geliebte ihre „Linie" entstellen, ihre edle Botticellilinie, die ihr die Natur gegeben. Freilich nur in einem geheizten Zimmer — draußen im Frost des Weihnachtstages wurde die Natur sehr rücksichtslos. Da waren solche Stiefelkolosse nötig, da wurde das zarteste Donatelloprofil von einer roten Nasenspitze entstellt, und über die Ohren zog Dorette ihre weiße Flanellmütze. Freilich, man lebte ja auf dem Lande. Seine Empfindlichkeit rührte wohl von der eigenen Körperbeschaffenheit her. Denn er war schwerfällig, kurz und sehr korpulent. Er glich seinem Vater daheim in der Leopoldstadt. Hätten seine Augen nicht so scharf und sehnsüchtig durch das Pincenez geblickt, man hätte nie den Poeten in ihm vermuten können.

Du schlankes, du blondes, germanisches Kind —
Wie Ranken an dir meine Wünsche sind.

Auch diese Verse, soeben entstanden, gingen Valentin durch den Kopf — aber er sprach sie nicht aus, er strafte Dorette und sagte nur trocken: „Du hättest zu Hause einen Kognak trinken sollen. Aber wir können ja auch umkehren."

„Nein, lieber Freund, wir müssen heute mal bis Burghausen kommen. Schütze keine Müdigkeit vor. Ich habe den Rabls versprochen, daß wir uns ihre Töpfe ansehen."

„Töpfe! Ich habe dem Mann schon zweimal etwas abgekauft."

„Die Leute sind schrecklich arm. Haben ein Dutzend Kinder. Der Mann macht wunderhübsche Sachen. Valentin, warum bist du so verstimmt? Du hast doch eben noch so schöne Verse gesprochen?"

„Fällt dir das jetzt auf?"

„Entschuldige, mir war zu kalt! Ach, sage sie jetzt noch einmal!"

„Ich habe sie wohl vergessen . . ."

„Keine Spur! Ach, nachher — da sagst du sie schon!"

Sie ließ seinen Arm los und lief mit lustigem Lachen voraus. Sie tollte sich warm wie ein vergnügtes kleines Mädel. Rurik, ihr struppiger Pinscher, war von dieser Wendung der Dinge entzückt und sprang der Herrin, bellend und kleine Schneewolken aufwirbelnd, nach. Valentin betrachtete sinnend die Geliebte. Dieser Spieltrieb, kindlich und unbelauscht, versöhnte ihn wieder, denn er stand ihr. Es war eine Offenbarung, ihre freilich etwas groteske Gestalt in der Abendsonne herumspringen zu sehen. Wie liebte sie den Hund!

Sie war eine geistige Persönlichkeit. Dorette studierte in München Philosophie und war doch nur die Tochter eines Seifenfabrikanten. Ebenso lässig, groß und entzückend frei, wie die seine, war ihre Lebensanschauung. Das viele Geld, das sie aus Berlin bekam, vermischte sie, als ob es Spielzeug wäre, mit dem kargen Monatswechsel, den Valentin aus Wien bezog. Wie er, der bedeutende Sohn, beherrschte sie, die bedeutende Tochter, ihre bürgerlichen Angehörigen. In wahrhaft freier Liebe war sie ihm zugetan. Wie linderte sie oft die herbe Verzweiflung seiner Weltmüdigkeit. Wie stärkten ihre Küsse, ihr Lachen seine zarte, aristokratische Dekadenz. Und doch, sie war kein Kind mehr. Reif war sie, über dreißig Jahre alt. Sie hatte schon mancherlei erlebt in München.

Jetzt warf sie einen Schneeball nach ihm. Er säuberte seinen grauen Radmantel mit gütigem Lächeln und nickte ihr zu. „Dickchen, schmeiß doch wieder!" rief Dorette.

„Du sollst mich nicht immer Dickchen nennen."

Sie eilte zu ihm hin und hängte sich an seinen Arm. „Ach was!" rief sie lachend. „Ich kann doch nicht immer an deine Gedichte denken!"

„Das brauchst du auch nicht. Aber macht dich denn diese sogenannte Weihnachtsstimmung nicht traurig?"

„Traurig?"

„Mir geht es wenigstens immer so. Wenn ich gestern beim Punsch nicht in einer so übermütig skeptischen Laune gewesen wäre, die du wahrscheinlich übersehen oder mißverstanden hast — ich hätte den Abend kaum überstanden."

„Aber Valentin! Hast du denn an deine Leute zu Hause gedacht?“

„Nein, nein — über diese Sentimentalitäten bin ich hinaus! Man legt bei mir zu Hause auch nicht übergroßen Wert auf Weihnachten.“

„Ich mußte gestern nachmittag, als ich die Bescherung bei unsern Wirtsleuten sah, viel an zu Hause denken. Aber nur kurze Zeit — dann war mir's Wurscht.“

„Gewiß — solche Gefühle kommen für uns nicht mehr in Betracht. Wir sind frei, nicht wahr — jedenfalls jenseits vom bürgerlichen Christentum. Nein, was mich traurig machte, war etwas ganz andres. Faß mich unter, Dorette. Der Schnee ist glatt, ich habe keine Nagelstiefel an, und meine Kurzsichtigkeit hindert mich sehr. Du weißt, daß ich mich jetzt viel mit sozialen Problemen beschäftige. Der Weltflucht meiner ersten Periode folgt jetzt ganz einfach die Rückkehr zur Realität, die ich nun gleichsam mit freierem Blick durchdringe. Hopsa — da wäre ich beinahe gefallen.“

„Halt dich nur fest an mich, Dick — äh, Valentin.“

„Du bist eine freie, wild gewachsene Persönlichkeit — dir kann ich all diese Wirrnisse anvertrauen. Du bist das Weib, einen großen Gedanken in nuce zu erfassen und, bis er gereift ist, aufzubewahren. Es ängstigt und erschüttert mich nämlich über alle Maßen, wie redensartlich die großen Resultate des menschlichen Geistes in unsrer Zeit geworden sind.“

„Redensartlich?“

„Ja, Dorette! Besonders die Ethik des Christentums. Sieh dich doch um. Was findest du da in unsrer sogenannten Kulturwelt? In den Kirchen wird es gesungen und gepredigt, in den Zeitungen steht es gedruckt, auf Straßen und Märkten wird davon geschwatzt — Liebe! Liebe auf Erden! Es gibt ein paar staatlich bestimmte Feiertage im Jahr, wo man mit diesen Süßigkeiten so gefüttert wird, daß man daran erstickt! Weihnachten! Da ist alles in Ordnung! Da umarmt sich alles! Da kriegt man den großen Versöhnungsablaß für neue Sünden! Man braucht sich aber nicht in ein ordinäres, sozialistisches Parteigetriebe zu stürzen, um zu erkennen, wie wenig der größte Teil der Menschheit an solche Verkündigung glaubt! Wer ist der größte Teil der Menschheit? Die Armen im Geiste, nicht wahr — nicht die mit Geld und Büchern Aufgepäppelten! Die Armen vermindern sich nicht auf ein Kommando hin — die mehren sich jahraus, jahrein, die überschwemmen Land und Leute, denke an London, ja sieh nur in unsre Dörfer hinein — immer gräßlicher wird das Elend, immer dumpfer und tierischer die Intelligenzen! Sie sind keine Menschen mehr, aber einmal im Jahre da fordert man es von ihnen! Da sollen sie sich gefälligst hinaufschwingen, wo die Satten und Gerechten jeden Tag sitzen! Und sie machen es mit, du siehst ja, sie tun es immer wieder! Friede auf Erden! Gern! Verdummt nur, tut das Maul nicht auf zu eurer gerechten Forderung, jetzt, wo ihr es tun müßtet! Gern! Die große Phrase benebelt sie alle! Stumpf und frierend kauern sie mit ihren hungernden Kindern in schmutzigen Hütten und verlieren höchstens ein paar Tage Arbeitslohn! Es geschieht nichts für sie! Sie bleiben im Tierzustand! Aber die Glocken in der Kirche die läuten: Liebe! Liebe!“

Er hatte sich warm geredet. Das tat ihm wohl. Sein Gesicht war gerötet, der Kneifer von der Nase gefallen. Kurzatmig zuckte der stämmige Körper des Dichters. Dorette sah ihn mit großen Augen an.

„Das sind ja kolossale Gedanken, du!“ flüsterte sie. „Die müßtest du aufschreiben!“

„Hab ich schon,“ erwiderte er, indem er mit einer raschen Handbewegung seinen Mantel zum Wehen brachte.

„Willst du dich jetzt ernstlich vom Individualismus lossagen?“

Er schüttelte unzufrieden den Kopf. „Was heißt das. Das werde ich doch nie, Dorette. Erst komme ich, nicht wahr, dann kommt die Menschheit. Das ist die Reihenfolge der geistigen Fürsorge. Aber ich denke, mich rein künstlerisch von diesen inneren Drängen zu befreien. Wie immer, Dorette. Ich plane ein soziales Drama großen Stils. Ins Ideenreich erhobene Typen, verstehst du.“

„Wo spielt es?“

„Überall kann es spielen. Belle nicht soviel, Rurik.“

„Da mußt du gewiß viel Studien machen.“

„Studien? Wie man's nimmt. Ich hasse den Notizenkram.“

„In unsrer Gegend gibt es aber genug zu sehen. Die Rabls zum Beispiel — das sind ausgezeichnete Modelle.“

„Meinst du? Ich stehe nicht auf diesem Standpunkt, Dorette. Den überlasse ich unsern Malerfreunden. ‚Nach der Natur‘ — mein Gott! Man muß die ‚Natur‘ eben in sich tragen! Wenn ich hier diese endlose, traurige Straße entlang gehe, überall nur Tod und Schnee, verkrüppelte, kahle Bäume, krächzende Raben — dann kommt schon die wirkliche Stimmung für mein Werk über mich. Diese zerfallenden Hütten da mit ihren blinden, kleinen Fenstern — was können sie andres bergen als vertierte Stumpfheit, als das Elend, von dem ich vorhin gesprochen habe? Eine wie die andre! Eine Familie wie die andre! Das braucht nur die eine große, graue, unentrinnbare Farbe des Schmerzes, jenes höchsten Schmerzes, der nicht in den geistig Armen lebt, sondern in ihrem aristokratischen Erlöser, der als neuer Christus am Weihnachtstage die Dorfstraße entlang geht. So denke ich es mir.“

„Uhde —“

„Ach was, Uhde! Meine Idee.“

„Ich wollte sagen — Uhde hat diese Stimmungen sehr schön dargestellt, aber mit kolossal viel Studium. Ich kenne ja deine Abneigung dagegen, Valentin. Intuition für das große Ganze ist ja auch sicher die Hauptsache. Du scheust dich eben immer vor den Menschen. Du bist, glaub ich, noch nie in solchem Häuschen drin gewesen. Mir sind sie ganz vertraut.“

„Ja, dir! Das ist doch ein Unterschied! Du machst dir nichts daraus, dich stundenlang mit Herrn und Frau Rabl zu unterhalten. Du kennst wahrscheinlich ihre ganzen Familienverhältnisse. Mir ist schon die Luft da drin zu schlecht.“

„Mir auch — erlaube. Aber es sind wirklich sehr nette Leute unter dem Volk hier und sehr verschiedenartige. Mit einer großen, grauen Farbe des Schmerzes kann man ihnen nicht beikommen.“

„Mokierst du dich vielleicht über meine Höhendichtung?"

„Sei doch nicht so furchtbar empfindlich, Valentin. Wie werde ich denn das. Ich möchte doch nur, daß du heute die gute Gelegenheit wahrnimmst und zu den Rabls mit hineinkommst."

„Wie ein Spion? Nein, pfui! Ich warte draußen auf dich."

„Wie du willst. Jetzt sind wir schon da. Siehst du, beim Plaudern sind wir ganz warm geworden und haben kaum was von dem langen Weg gespürt."

Dorette schritt nach diesen Worten durch das kahle Vorgärtchen eines besonders winzigen Hauses, dessen Dach noch die uralte Strohbedeckung trug. Über dem niedrigen Eingang war ein kleines Schild mit der ungelenken Aufschrift angebracht: Josef Rabl, Kunsttöpfer. Es dunkelte schon. Der Schnee leuchtete scharf und bläulich. Hinter der geschlossenen Haustür keifte ein wütendes Hündchen, und Kindergeschrei wurde laut.

„Kunsttöpfer?" sagte Valentin lächelnd. „Das ist ja großartig. Das hat der Mann wohl den Kunstmalern abgelauscht?"

„Wahrscheinlich," erwiderte Dorette und klopfte kräftig an. „Halte nur den Rurik fest — die Rabls haben einen bösen Köter."

„Um Gotteswillen!"

Eben erwischte Valentin noch seinen kampfbereiten Pinsch. Dann ging schon die Tür auf, und das Haus entlud sich gleichsam. „Foxl, wirst hergehn, Foxl, wirst hergehn!" schrie ein halbwüchsiges Mädchen, das den losschießenden Kläffer beim Halsband packte. Hinter ihm erschienen vier oder fünf sehr schmutzige Göhren, Orgelpfeifen, aber durchaus nicht so harmonisch, sondern schreiend und lachend, rothaarig alle, in Flickzeug gekleidet und bleich, aber ganz kräftig entwickelt. Besonders die Stimmen. Valentin war halb betäubt, er konnte kaum den Hund festhalten. Aber der Lärm dauerte nicht lange, denn ein sehr großer, hagerer und hohläugiger Mann erschien, von dem die Sprößlinge wohl das feuerrote Haar geerbt hatten. Er fuhr dazwischen: „Geht's hinein, Kinder! Teufelszeug! Elendiges! Laßt's die Herrschaften durch!"

„Grüß Gott, Herr Rabl!" rief Dorette.

„Ah, das Fräulein Päschke! Grüß Gott, Fräulein Päschke!"

„Heute bring ich Ihnen den Herrn Doktor auch."

„Sehr angenehm . . . Treten's nur näher, Herr Doktor! . . . Geht's hinein, Kinder! Wird's? Soll ich die Hundspeitsche holen?"

Kreischend und lachend zerstoben die Kinder. Es waren aus vier oder fünf inzwischen neun geworden. Valentin zählte ihre Häupter mit staunenden Augen. Dann folgte er Dorette. Draußen bleiben wäre jetzt unhöflich und auch auf die Dauer zu kalt gewesen. Dorette schien hier gut Bescheid zu wissen. Sie zog den unschlüssigen Dichter in die kleine Wohnstube der Familie, und Valentin bemerkte mit Rührung, daß der lange Hausherr sich in seinen Räumen beständig bücken mußte. Er konnte noch niemals aufrecht darin gestanden haben. Aber der Armeleutegeruch! Na, man gewöhnte sich vielleicht daran.

Josef Rabl machte einen genierten Eindruck. Seine Höflichkeit dem überraschenden Besuch gegenüber war zwar durchaus willig, aber auch demütig. Er ließ ihn gleichsam über sich ergehen.

„Möchten die Herrschaften sich setzen," sagte er halblaut, ohne die beiden anzusehen. Er brachte überhaupt seine seltsamen Augen kaum vom Boden auf. Das war Valentin ganz lieb, denn so konnte er ihn ungestört in Augenschein nehmen. Dieser Handwerker hatte für seine Betrachtungsart etwas von den menschlichen Lasttieren Meuniers. Ebenso ausgemergelt die Riesengestalt, nur Muskeln und Knochen — die Arbeitshände übergroß an den mageren Armen, eine energische Hakennase zwischen den hohlen Wangen, und auch die Augen hatten in ihrer tiefen Unbestimmbarkeit etwas von Meunierscher Bronze. Gern hätte Valentin seiner Freundin den Namen des belgischen Meisters als erste Beobachtung zugeflüstert, aber Dorette war jetzt nicht zu haben. Neugierig und angeregt musterte sie den ärmlichen Hausrat und blieb vor einem winzigen Weihnachtsbäumchen stehen, das vor dem Fenster auf einem Tisch stand. Es war ganz nett geputzt. Mit Kerzen und billigem Zuckerkram. Sogar ein verstaubtes Wachsengelchen baumelte an der Spitze.

„Sie haben ja einen feinen Christbaum, Herr Rabl!" rief Dorette. „Aber die Lichte haben ja noch gar nicht gebrannt? Haben Sie vielleicht noch keine Bescherung gehabt, Herr Rabl?"

„Noch nicht," erwiderte der Kunsttöpfer und wischte den Stuhl, auf den die Dame sich setzen sollte, mit dem Rockärmel ab.

„Ach, dann bescheren Sie wohl erst heute, am ersten Feiertag?"

„Wahrscheinlich."

Valentin und Dorette wechselten einen Blick. Hier mußte etwas nicht in Ordnung sein. Die Studentin brach ab und näherte sich, ihr Reformkleid aufraffend, einer offenen Kammertür.

„Aber geschlachtet haben Sie zu Weihnachten! Das ist recht! Was denn? Ein Kalb?"

Herr Rabl lächelte. „Nein. Unser Schwein, Fräulein."

„Ihr einziges?"

„Freilich."

Valentin spürte ein Frösteln in den Gliedern. Daher also dieser besondere, höchst fatale Geruch im ganzen Hause. Nun erkannte er auch den Inhalt der Kammer. Das, was ihn schon lange mit seinem dunkelroten Schimmer beunruhigt hatte. Da drüben waren die Teile des frisch geschlachteten Schweines an den Wänden aufgehängt.

„Schauen's nur näher, Herr Doktor," sagte Rabl mit einem gewissen Stolz.

Valentin machte schnell eine protestierende Handbewegung. „Nein, danke! Ach, machen Sie, bitte, die Tür zu, Herr Rabl!"

„Ja, richtig!" rief Dorette. „Du kannst ja kein Blut sehen! Schnell, schnell, Herr Rabl!"

Der Kunsttöpfer machte ein etwas erstauntes Gesicht. Wieder kam das sonderbare Lächeln auf seine faltigen Züge. Es hatte absolut keine Heiterkeit

— es zog nur die große, bartlose Oberlippe von den gelben Zähnen fort. Sonst blieb das Antlitz ernst und dunkel, wie früher.

„Es scheint dem Herrn Doktor so zu gehen wie meinen Kindern. Ein paar von ihnen haben geweint, wie ich die Sau geschlachtet hab. Dabei wissen sie doch, was für gute Würste die gibt. Blutwürste sind schon gut, Herr Doktor. Wenn sie mit Salz gekocht sind und ein fettes Kraut dazu ..."

Er fand keine Gegenliebe und schloß enttäuscht die Tür. Valentin fiel ein, daß sein Vater in Wien immer mit einer ähnlichen, sorgsamen Bewegung die schwere Pforte seines Geldschrankes geschlossen hatte. Inzwischen hatten sich die Kinder wieder eingefunden. Sie blieben aber dicht aneinander gedrängt, wie eine Schafherde, an der Flurtür stehen. Die Augen ließen sie nicht von den Fremden. „So sieht der Reichtum aus" — das war ungefähr die Empfindung, mit der sie den Herrn und die Dame musterten.

„Wo steckt denn Ihre Frau, Herr Rabl?" fragte Dorette, indem sie Valentin ihr parfümiertes Taschentuch hinüberwarf.

Der Kunsttöpfer zuckte leicht zusammen. Sie täuschte sich nicht. „Krank," erwiderte er dann leise.

„Ach Gott! ... Was fehlt ihr denn?"

„Haben Sie's ihr neulich nicht angesehen, Fräulein? Sie kriegt wieder was Kleines. Nummer dreizehn."

Wieder kam das Lächeln, das kein Lächeln war, auf seine schweren Züge. Er ließ dabei einen schnellen, unheimlichen Blick über die an der Tür zusammengedrängte Kinderschar gleiten.

„Steht es ganz nahe bevor? Oder sind Komplikationen entstanden? Schwierigkeiten, mein ich?"

„Schwierigkeiten ... Ja ..."

„Also darum bescheren Sie erst heute," sagte Valentin jetzt teilnehmend.

Dieser sein erster Eingriff in das Gespräch hatte eine überraschende Wirkung. Ein seltsam gleichzeitiger, stöhnender Laut, wie ein wehes Schluchzen, ging plötzlich durch die Kinder an der Tür. Dann stoben sie alle, dem finsteren Blick des Vaters entweichend, in den Flur hinaus. Valentin glaubte anfangs, daß sie über ihn gelacht hätten. Dann aber spürte er doch, daß es etwas andres gewesen war.

„Lieber Gott," sagte Dorette, deren Herzensgüte Tränen in die Augen bekam, „die Kinder scheinen es ja kaum erwarten zu können. Nun ist ihnen der heilige Abend verdorben worden — wahrscheinlich fürchten sie, daß auch heute aus der Bescherung nichts wird. Das weiß ich noch von zu Hause her, ohne Sie etwa kränken zu wollen, Herr Rabl. Ohne Mutter ist die Bescherung nichts."

„Da haben Sie recht, Fräulein ... Aber Sie wünschen wohl meine Sachen zu sehen? ... Darf ich was herzeigen für den Herrn Doktor?"

„Ich bitte darum," erwiderte Valentin eifrig. „Zeigen Sie mir Ihre neuesten Arbeiten, Herr Rabl! Ich interessiere mich sehr dafür!"

Rabl errötete. Dann nickte er, zog behutsam seine schweren Holzschuhe aus und betrat in Strümpfen die Kammer seiner Frau. —

Es wurde ganz still in der dämmerigen Stube. Nur die bunte Bauernuhr tickte. Draußen begann es wieder zu schneien.

„Armut," flüsterte Valentin mit verschränkten Armen und senkte einen tiefen Blick in Dorettes Züge.

„Und dabei wirst du staunen, was der Mann für ein Talent hat."

„Das setzt mich durchaus nicht in Erstaunen, Dorette," erwiderte der Dichter düster. „Ich zweifle nicht, daß jährlich über tausend echte Talente im deutschen Proletariat zugrunde gehen."

„Nun, zugrunde gehen kann man bei Rabl nicht sagen. Ich glaube sogar, sein Beruf ist seine ganze Freude.'

„Wirklich? Willst du dem Hungerleider so etwas ansehen? Er arbeitet doch nur aus einem dumpfen Instinkt heraus, vollkommen unbewußt? Das Hausgerät, das er macht, elende Kochtöpfe, die werden ihm abgekauft — aber wer kümmert sich um Josef Rabls künstlerische Versuche?"

„Bis jetzt nur die Maler, ganz richtig, und die haben kein Geld. Aber er kann auch leicht mal entdeckt werden. Es kann ein findiger Mann aus München kommen, der den armen Schlucker ‚macht'. Heutzutage, wo die Heimatskunst so beliebt ist? Ich fürchte beinahe, daß aus dem mal so ne Art Schlierseer Bauernkomödiant der Kunsttöpferei wird."

„Das ist sehr unwahrscheinlich, Dorette. Hier sieht es aus, als ob es kein Entrinnen gebe. Dreizehn Kinder! Unglaublich! Wovon leben die Leute? Von Kartoffeln und Brot! Ab und zu wird ein Schwein geschlachtet."

„Aber sehr ab und zu. Was glaubst du denn? Das Schwein hab ich gekannt — das hieß Gretl — das hatten sie lange. Das zu schlachten muß ein kolossaler Entschluß gewesen sein. Etwa so, als ob mein Vater in Berlin seine Fabrik verkaufen wollte."

„Da machst du eine sehr feine Bemerkung, Dorette. Ich glaube, man kann überhaupt tausend Vergleiche zwischen dem Leben dieser Leute und unserm Leben ziehen. In Wahrheit ist der Abstand gar nicht so groß. Die materiellen Sorgen sind hier und dort dieselben. Materielle Sorgen! Und die psychischen Kämpfe? Bin ich nicht auch, wenn ich von der Bagatelle absehe, die mir mein Vater monatlich schickt, ein armer Mensch? Ein sehr armer Mensch, Dorette? Besteht nicht auch mein wirkliches Glück vielleicht darin, daß ich jetzt noch als Unerkannter, nur meinem Drange folgend, im Dunkeln schaffe? Muß ich mich nicht auch vor dem Tage fürchten, der mich ans Licht zieht, wo meine Bücher in allen Händen sein, wo meine Stücke überall gespielt werden? Und dann, wenn ich an mein Elternhaus in Wien denke! Mein Vater und meine Mutter haben miteinander gelebt, ich kann es dir ja sagen, wie zwei Fremde. Äußerliche Lebensgier, pekuniäre Kalamitäten haben sie zusammengekettet, nichts Seelisches. Trotzdem gab er ihr sieben Kinder — der fremde Mann seiner fremden Frau. Sinnlos, ohne Verantwortung, denn wir tragen ja alle den Stempel des Niederganges. Meine Schwestern und meine Brüder — jeder hat ein abseitiges Schicksal. Stumme Vorwürfe, verschüchtert standen auch wir dabei, wie diese zerlumpten Kinder vorhin, wenn unsre Eltern sich um unbezahlte Rechnungen zankten, wenn ent-

schieden wurde, ob die Mama ein neues Ballkleid bekam oder nicht. Ja, es war genau dasselbe, der Glanz in Wien und das Elend hier. Wir sind Menschen, Dorette. Alle, alle arme, hungernde Menschen."

„Rege dich nicht so auf, Valentin. Du kriegst wieder Asthma. Willst du damit sagen, daß deine sozialen Anschauungen jetzt zu einem neuen Resultat gekommen sind? Bereust du, daß ich dich zu diesem speziellen Studium veranlaßt habe?"

„Das nicht, Dorette. Dazu bin ich zu sehr Künstler. Ich bin dir sogar dankbar, daß du mir diesen unerbittlichen Einblick verschafft hast. Nein, es ist nicht Reue, was mich erfüllt — nur eine tiefe, tiefe Traurigkeit. Ein halb qualvolles, halb wohltuendes Verwandtschaftsgefühl mit diesen armen Leuten. Ich möchte hier am liebsten unerkannt zuhören, ausruhen, mich versenken. Ein Enterbter bei Enterbten."

„Valentin!"

„Still! Da kommt er zurück. Mein Kollege. Der Kunsttöpfer will dem Kunstschreiber seine Arbeiten zeigen. Er soll nur kommen."

Jetzt trat die hohe, gebückte Gestalt Josef Rabls wieder ein und schloß mit zarter Behutsamkeit die Kammertür. Im rechten Arm trug er aufgetürmt seine tönernen Werke.

„Entschuldigen, es hat ein bißl lang gedauert. Ich mußte erst nach meiner Frau schauen."

„Wie geht es ihr?" fragte Dorette.

„Besser."

„Kann ich mal nachher zu ihr hineingehen?"

„Ich dank schön, Fräulein ... Aber lieber nicht ... sie hat Fieber gehabt — und wenn sie sich aufregt, kann's wiederkommen."

„Ich schicke ihr morgen eine Flasche guten Wein."

„Ich dank schön, Fräulein ..."

Eine Pause entstand. Rabl stand schweigend da, seine Last im Arm, und rührte sich nicht. Die Stimme des Mannes hatte ihre trockene Festigkeit verloren. Ein seltsames, tiefes und weiches Tönen war hineingekommen. Seine Augen senkten sich jetzt ganz zu Boden, als suchten sie irgendein Geheimnis, das die arme Behausung barg, ein für allemal zu verhüllen. Die hohe, gebückte Gestalt des Kunsttöpfers war voll Unruhe. Dorette schüttelte langsam den Kopf und sah ihn an. Jetzt erhob sich Valentin, dem die Füße froren, und sagte wohlwollend: „Nun, genieren Sie sich nicht, Meister Rabl. Was haben Sie Schönes? Ich suche ein paar Vasen und kleine Teller."

„Vasen," flüsterte Rabl, wie erwachend, „kleine Teller ... Hier, Herr Doktor ... Hier sind welche ... Warten's einen Augenblick — ich stell den Kram da auf den Tisch."

Valentin fiel der Ton auf, in dem er ‚Kram' gesagt hatte. Es lag weder Gleichgültigkeit noch Verachtung darin. Nur ruhige und sichere Objektivität. Er ließ seine Arbeit als etwas Gutes gelten, hatte aber offenbar noch besseren Lebensbesitz. Vorsichtig wickelten die schwerfälligen, geschwärzten Finger Teller für Teller aus. „Hier sind neue Sachen, Herr Doktor," bemerkte er schüchtern.

„Der Teller mit dem Frosch ist neu. Und der hier mit den Gänsen. Der ist nicht so recht geworden, wie ich gewollt hab. Die Reliefsachen sind halt zu schwierig. Ich kann nicht zeichnen; am besten treff ich's immer mit der ganzen Figur."

„Der Frosch ist ja famos, Herr Rabl!" rief Dorette. „Wie er dasitzt! Und die kleinen Warzen am Rücken! Aber das liegt wohl im Material? Nein, so was Natürliches!"

Valentin senkte seine kurzsichtigen Augen wie ein verantwortungsvoller Kunstkritiker auf die Töpferware herab. „Ausgezeichnet, ausgezeichnet!" rief er. „Sie sind ja ein brillanter Keramiker!"

Josef Rabl wußte natürlich nicht, was dieses Wort bedeutete, aber er spürte ein warmes Lob darin, und merkwürdig zarte Röte überzog sein faltiges Antlitz. Ein Lächeln, das er nicht bezwingen konnte, zuckte um die vergrämten Mundwinkel. „Der Frosch," flüsterte er. Dann beugte er sich aus Verlegenheit ebenfalls auf seine Arbeit nieder, als ob er neugierig daran entdecken wollte, was der fremde Herr so schön fand. Lautlos hatten sich inzwischen vom Flur her die Kinder wieder eingefunden. Von der Kälte gerötet, mit Schneeflocken bedeckt, in Flickzeug, die kleinen, ärmlichen Gestalten. Diesmal schienen sie aber ausharren zu wollen und wagten sich näher heran. Sie hörten begierig zu, welches Zeugnis da dem heimlich bewunderten Vater ausgestellt wurde. Das ging sie alle an. Das kleinste Mädchen nahm sich sogar die Freiheit, ihre Ärmchen um des Vaters Arm zu hängen. Er spürte sie und die andern auch — er verjagte sie nicht. Es schien ihm sogar eine gewisse Sicherheit zu geben — die Gegenwart seiner Kinder in diesem Augenblick.

„Den nehm ich," sagte Valentin jetzt entschlossen. „Den Froschteller. Der mit den Gänsen ist allerdings nicht so gut."

„Teufelszeug!" flüsterte Rabl und zerdrückte die mißratene Arbeit fast in seinen großen Händen, indem er sie so leidenschaftlich anstarrte, als wollte er sofort etwas Besseres daraus machen. Erstaunt sah der Dichter den heiligen Kunsteiferer von der Seite an.

„Sieh nur die Vasen!" rief Dorette jetzt entzückt. „Hier ist die Eulenvase, von der ich dir soviel erzählt habe! Gefällt sie dir?"

Sie reichte ihm ein primitives, aber eigenartiges Ding. Die tönerne Vase war aus vier Eulenkörpern, die Schulter an Schulter im Viereck hockten, gebildet. Von feinster Naturwahrheit war die Färbung, die der Töpfer den Vögeln gegeben. Er mußte ein besonderes Verfahren haben, die Glasur auf die großen, gelben Augensterne zu konzentrieren. Wie Topase leuchteten die mit mystischem Ernst von allen vier Seiten des Kunstwerkes herab. Ja, ein Kunstwerk war diese Vase. Etwas andres als Blumen, eine zauberhafte Flamme vielleicht, mußte ihr tiefer Kelch bergen. Oder doch eine einzige, kostbare Märchenblume, die sonst kein passendes Gefäß fand.

„Ist die Idee von Ihnen?" fragte Valentin.

„Was meinen's damit, Herr Doktor?"

„Ich meine, ob Sie darauf gekommen sind, diese Eulenkörper ohne jedes Bindemittel als Form zu verwenden? Sie ganz allein, Herr Rabl?"

„Natürlich. Wer denn sonst? Ich arbeit ja allein. Mein Ältester ist mir doch davongelaufen — der, was früher bei mir war, in der Lehr, mein ich." Die Stimme des Töpfers war erregt geworden. Er betrachtete aber unausgesetzt, als ob sie etwas Neues geworden, seine vertraute Arbeit.

„Ihr Kaspar ist davongelaufen?" fragte Dorette. „Ich denke, den haben Sie selber nach England geschickt, Herr Rabl? Damit er in der Kunstschule zeichnen lernt?"

„Sie haben einen Sohn in England?" bemerkte Valentin, Konversation machend.

„Ja, ja, mein Ältester — aber geschickt hab ich ihn nicht. Dazu hab ich kein Geld. Im Gegenteil. Ich wollt ihn festhalten, aber es hat ihm hier nimmer gefallen, und da ist er bei Nacht davongelaufen, hat sich durchgeschlagen, bis er nach England gekommen ist. Nun haben sie ihn da in Oxford, oder wie es heißt, in die Schul aufgenommen. Er kann also was. Da lernt jetzt der Haderlump, was mir abgeht. Wozu ich nie kommen werd im Leben. Zeichnen — wissen's? Modellieren! Und warum alles so ist, die Körper — was ich mir erst mühsam suchen muß! Und ich weiß doch nimmer, ob ich mich nicht irr! Dann ist nachher, wenn's erst im Ofen steckt, die ganze Geschicht hin! Das hab ich schlau gemacht, sehr schlau! Der einzige von meinen fünf Buben, der mir hätt helfen können, der sitzt jetzt in England! Schreibt Ansichtskarten! Kann er sich schenken! Geld schickt er keins! Na ja — du kleiner Fratz, du — Franzl — brauchst mich nicht so vorwurfsvoll anzuschauen! Vielleicht wird was aus dir! Was Bessers als der Kaspar! Der da, dem ein Aug fehlt, der hat nämlich auch Talent, Herr Doktor. Das ist der brave Franzl. Der hockt immer am Brennofen — da hat's ihm mal ein Aug verbrannt. Aber er läßt's nicht. Ist erst zehn Jahr alt. Werd ihn vielleicht in die Lehr nehmen auf Ostern."

Der kleine Rotkopf, dem die letzten Worte gegolten, war auf den Vater zugestürzt und umklammerte ihn. Es war eine große, aber lautlose Freude.

„Darf ich noch den Has bringen?" fragte er schüchtern.

Jetzt lachte der Vater zum ersten Male. „Den Has! Wenn dich das glücklich macht! Dann bring nur den Has!"

Kopfschüttelnd sah er dem Davonhastenden nach, während die andern Kinder in ein helles Gelächter ausbrachen. Franzl schien für sie die komische Person der Familie zu sein. Jetzt schleppte der Kleine voll Wichtigkeit mehrere Arbeiten des Vaters herbei.

„Der Hase ist sehr nett," sagte Valentin.

„Ja, ja — nix wert. Das freut nur die Kinder," brummte der Töpfer.

„Aber was ist denn das?" Valentin griff nach einem Gegenstand, den Franzl noch im Arm barg. Das Kind war ganz aufgeregt — scheu sah sein eines, kluges Auge zum Vater auf. Der Dichter löste die Papierhülle und erkannte nun, was er in Händen hielt — es war eine Jungfrau Maria, klein und fein gebildet, aber ohne Christuskind.

„Hab ich dir nicht gesagt, du sollst nur den Has bringen?“ fuhr Rabl zornig auf. „Ist das ein Has?“

„Von Ihnen?“ fragten Valentin und Dorette gleichzeitig. Dann betrachteten sie schweigend auch diese Arbeit des Handwerkers. Unbeholfen war sie und voll rührender Fehler — aber ein bezwingender Ernst ging von ihr aus. Aus einsamster Stunde geboren. Gottesdienst eines wahrhaft Frommen.

Franzl hatte sich scheu hinter den andern Kindern versteckt. Er schien aber keine Angst mehr vor dem Vater zu haben. Er kannte ihn soweit, um zu wissen, daß er jetzt abgelenkt war. Es interessierte den Kunsttöpfer in diesem Augenblick nicht, seinen vorwitzigen Buben zu bestrafen, sondern zu erfahren, was die vornehmen Kenner von dieser Arbeit, die ihm die liebste von allen war, hielten.

„Warum fehlt das Kind?“ fragte Dorette.

Rabl errötete wieder und kratzte sich langsam den Kopf.

„Ja,“ meinte er halblaut, „das ist nicht so leicht zu sagen, Fräulein. Sie erwartet das Kind, die Mutter Gottes, das sehn Sie wohl. Das heißt — nicht so eigentlich, wissen's, sondern natürlich mehr vom heiligen Geist. Das wollt ich hineinbringen. Wenn das Kind erst da ist — das ist so oft schon gemacht worden. Aber vorher ... Ich hab's an meiner Frau so oft erlebt ... Wenn's Kind erst da ist — lieber Gott — da fängt schon bald das gewöhnliche Leben wieder an. Aber in dieser Lage, wissen's — das ist doch am schönsten. Darum hab ich's so gemacht. Aber ich weiß nimmer, ob ich's nicht lieber zerschmeißen soll.“

„Wehe Ihnen,“ rief Dorette unmittelbar.

Valentin ging schweigend mit großen Schritten in der Stube umher. Die seltsamen Augen des Töpfers folgten ihm fragend. Jetzt blieb der Dichter vor ihm stehen. „Herr Rabl,“ sagte er feierlich, „ich muß mal ein ernstes Wort mit Ihnen reden.“

„Es gefallt Ihnen nicht,“ flüsterte Rabl demütig.

„Doch. Es gefällt mir. Sehr sogar. Aber ich habe den Eindruck, daß Sie sich jetzt entscheiden müssen. Zwischen der Kunst und dem Handwerk. Verstehen Sie mich?“

„Nicht so ganz, Herr Doktor.“

„Na, Sie machen doch sicher lieber eine Mutter Gottes als Blumentöpfe und Suppenteller?“

„Das schon ... Aber wissen's, das da, das mach ich nur so zum Vergnügen. Davon kann man nicht leben.“

„Das beurteilen Sie wohl nicht richtig, Herr Rabl. Sie haben ein entschiedenes Talent. Wenn das in die richtigen Hände kommt, dann können Sie sehr wohl davon leben.“

„Schauen Sie, Herr Doktor, das haben mir die andern Herren auch schon gesagt. Die Herren Kunstmaler mein ich.“

„Sehen Sie!“

„Der Herr Wolfheim hat mir sogar geraten, es wie mein ältester Bub zu machen, die hier sitzen zu lassen und mich in München auf der Akademie

zu melden. Und der Herr Panzer wollt mit einem Kunsthändler in München sprechen, daß er eine Ausstellung von meinen Sachen macht."

„Na also! Da bietet sich ja schon die erwünschte Gelegenheit. Warum greifen Sie denn nicht zu, Mensch? Warum folgen Sie denn nicht diesen ausgezeichneten Ratschlägen?"

Rabls Ton veränderte sich jetzt. Er wurde merklich wärmer und zutraulicher. Es rührte ihn offenbar, bei diesem überlegenen, vornehmen Herrn soviel Teilnahme zu finden. „Schaun's, Herr Doktor — das hat zwei Seiten, die Geschicht: ich mag nimmer nach München."

„Warum nicht?"

„Jetzt ist's zu spät. Jetzt muß ich schon hier in Burghausen bleiben."

„Das versteh ich nicht."

„Ich kann doch nicht von meine Leut weg."

„Aber Sie versetzen sich ja selbst und damit auch Ihre Angehörigen in eine ganz andre Lage! Wenn Sie in München Erfolg haben! Wenn Sie dort ausgebildet werden, einen Mäcen, einen Gönner finden! Das müssen Sie doch bedenken! Dann kommt Burghausen nicht mehr in Frage!"

Rabl sah ihn mit seinen tiefen Augen nachdenklich an. „Hm . . .", machte er dann leise, während ein geheimnisvoller Ernst, der in Wehmut überging, auf sein durchfurchtes Gesicht kam. „Daraus mach ich mir aber nicht viel."

„Sie machen sich nicht —"

„Nein, nein, ich mein halt, ich bin hier ganz zufrieden . . ."

„Ja, dann! Was sagst du dazu, Dorette!"

„Verstehn's mich nicht falsch, Herr Doktor! München ist schon schön — ich kenn ja München. War ja Soldat dort. Beim Leibregiment. Und lernen tät ich auch gern. Aber das ist alles nicht so wichtig . . ."

„Nicht so wichtig? Wie was denn? Was kann denn wichtiger sein?"

„Aber das werden's sich doch von selber sagen, Herr Doktor: fürs Ungewisse gibt man doch nicht das Gewisse her."

„Mit dem Gewissen meinen Sie — —"

„Ich weiß doch nimmer, ob mir's in München glückt. Und wenn mir's fehl geht, sind die hier ganz verloren. Mein Weib und meine Kinder mein ich. Ich glaub nämlich — wenn ich so was tät — das ging mir fehl . . ." Die letzten Worte sagte Rabl nicht düster, sondern in einem harten, skeptischen Fatalismus. Valentin und Dorette sahen ihn schweigend an. Sie wußten noch keine Antwort. Der Kunsttöpfer strich mit seiner harten Hand mehrmals langsam über die Stirn — er schien mit dieser Bewegung einen gefährlichen Traum, den der Besuch in ihm angeregt, endgültig verwischen zu wollen. Dann blickte er die Fremden wieder an, viel klarer und ruhiger als früher. „Nein, nein," sagte er freundlich, „das ist nichts für mich. Das ist auch nicht so wichtig. Schaun Sie, mein Leben ist halt anders — die Ware, die ich mach, die verkauf ich. Ich hab meine Bauernkundschaft. Da kommen wir, wenn ich gesund bleib, aus. Und abends — na — was soll ich denn abends machen? Andre Leut die lesen die Zeitung oder hocken im Wirtshaus. Ich mag das nicht.

Ich mag nicht unter die Leut gehen. Sonntags in der Kirche — das ist mir grad genug. Ich will nur die Meinigen um mich haben. Gesund sollen's sein und lustig. Und abends mach ich halt was Extras — was mir Freud macht. So ein Figürl oder ein Tier oder sonst was. Warum soll ich denn dazu nach München gehen? Verkaufen tät ich's. Aber hier. Nein, nein — das kommt schon, Herr Doktor. Ich bin zufrieden, so wie's jetzt ist — wenn's auch hart ist. Dreizehn Kinder, Herr Doktor. Zwölf ohne den Kaspar. Ja, ich war zufrieden ... Wenn mir — wenn mir das Weib nicht einen Streich gespielt hätt! ..."

Die letzten Worte Rabls waren ein überraschender, heftiger Ausbruch. Erschrocken sahen ihn die beiden an. Was war das? Enthüllte er jetzt sein Geheimnis? Was hatte ihn plötzlich dazu gebracht? Die Teilnahme der Fremden? Das große Thema seines Lebens, das sie angeschlagen, die Frage nach Zukunft, Hoffnung? Er schien nicht zu bereuen, daß es ihn hingerissen hatte. Nicht Verlegenheit oder Bemäntelung war ihm anzumerken — sein mächtiger Körper zitterte nur leise, und plötzlich richteten sich diese traurigen Augen, in die beide noch niemals recht hineingesehen, aus tiefster Tiefe, flehend auf sie. Ein Schweigen folgte. Doch bevor Valentin das Wort ergreifen konnte, näherte Dorette sich aus gutem Instinkt dem Erregten, ergriff seine Hand und sagte: „Herr Rabl, wollen Sie uns etwas anvertrauen? Ist Ihnen was geschehen? Wir meinen es gut mit Ihnen, Herr Rabl."

Die große Hand, die in der ihren blieb, war glühend heiß und weicher, als sie gedacht hatte.

Statt zu antworten, wandte der Kunsttöpfer sich langsam zu seinen Kindern und befahl: „Geht's hinaus! Bleibt's draußen, bis ich euch rufe!"

Die Kinder zögerten mit großen, ängstlichen Augen. Franzl aber, der kleine Kerl, machte diesem Zögern in plötzlicher Eingebung ein Ende, indem er die ganze Gesellschaft resolut in den Hausflur drängte und die Tür schloß.

Rabl ging, die Hände am Kreuz, auf und ab. Dann blieb er vor Valentin und Dorette, die erwartungsvoll sitzen geblieben, stehen. „Ich bitt Sie," begann er gequält, mit eindringlicher Vertraulichkeit, „was soll man wohl zu so einem Weibe sagen! ... Sie kennen sie nicht, Herr Doktor ... Aber das Fräulein, das kennt sie ..."

„Gewiß. Ich habe Ihre Frau sehr gern, Herr Rabl."

„Nicht wahr! Aber da geht so ein Teufelsweib hin und — — ach — ich mag's Ihnen gar nicht sagen ..."

Valentin glaubte aufmunternde und verständnisvolle Augen zu machen, aber in Wahrheit blickte er dumm und ratlos. Seine Vermutung war nämlich, daß der Kunsttöpfer sein Weib bei einer Untreue ertappt hatte. Aber das konnte doch kaum der Fall sein. Der Ausdruck des Mannes hatte so gar nichts von Entfremdung und Eifersucht. Vom schmerzlichsten, liebevollsten Mitleid war er gesättigt und dabei von einer Entrüstung, die einen viel höheren Ursprung haben mußte als Eifersucht.

„Schaun Sie," fuhr Rabl jetzt, die Hände ineinander gepreßt, fort, „ich hab's Ihnen vorher schon gesagt: ich war zufrieden. So schlecht es uns auch

ging. Ich bin doch gesund, mein Gott, ich kann doch arbeiten! Aber wenn nun ein gesunder Mann, so arm er auch ist, den Kopf droben behält und sagt: ich will halt — na — was ist denn da die Folge? Sagen's selbst, Herr Doktor! Was braucht so ein Mann! Der laßt doch sein Weib nicht in der Ecke liegen wie einen alten Besen! Der muß doch was haben, was es ihm auszahlt, ich mein, seine Müh halt, wie er sich geplagt hat, und seine Kraft, ja mein Gott, schaun Sie sich die Herden an, das weiß doch jeder Bauer, seine Kraft die kann kein Wesen nicht behalten, die muß es doch hergeben, da braucht man sein Weib, und dann will unser Herrgott auch, daß Kinder kommen! Lebendige und gesunde Kinder! Nichts Totes und nichts Schlechtes! Wo was Ganzes gesät wird, da, mein ich, wird auch was Ganzes geerntet! Und wer das weiß und wer sich fürchtet vor der Ernte, der ist doch wahrhaftig ein elender Tropf, ein Narr, wenn er nichts Schlimmeres ist!"

Valentin nickte, um sein Verständnis zu zeigen, und sah aufgeregt in das qualvolle Gesicht des Beichtenden. Dabei zuckte es ihm leise in den Händen, sein Notizbuch hervorzuziehen und die Worte Rabls, frisches Herzblut, hineinzuleiten. Aber das wagte er nicht. Er nickte nur und sah wie die Teilnahme selbst aus. Dorette hatte Tränen in den Augen.

„Der Pfarrer," fuhr Rabl fort, indem er plötzlich, die Stirn in die Hand gepreßt, sehnsüchtig zum Fenster sah, „Hochwürden hat mir befohlen, Schluß zu machen! Er ist sehr unzufrieden mit mir. Glaubt, daß das Beste, was man hat, von ihm abhängt. Von solchem guten, alten Herrn. Ah was — davon versteht er nichts! Meine Kinder sind meine Sach. Ich hab gezeigt, daß ich zwölf ernähren kann. Muß denn Nummer dreizehn die Unglücksnummer sein? Ich sag's Ihnen, Fräulein — und Ihnen, Herr Doktor — der Pfaff ist schuld! Sie ist zuviel beim Pfaff gewesen! Und da hat sie ihr bißl Verstand verloren! Da hat sie ihre erste Todsünde begangen, das Weib!"

„Um Gottes willen!" rief Dorette erbleichend. „Was hat denn Ihre Frau getan, Herr Rabl?"

Die große, dunkle Gestalt trat plötzlich auf sie zu, so daß sie entsetzt zusammenfuhr. „Leis'! Leis'!" befahl er mit ächzender Stimme, indem er angstvoll zur Schlafkammer hinübersah. „Sonst ist sie hin! Es darf ihr nimmer wieder einfallen! Sie hat gedacht, daß sie mein Unglück ist, das saudumme Frauenzimmer! Daß ich's nicht leisten kann! Und wie sie gewußt hat, daß das Dreizehnte kommt, da wollt sie mich — befreien!" Rabls Stimme ging jetzt in ein leises, furchtbar gramvolles Lachen über. „Befreien! Das hat sie gut gemacht! Baut mir die Brücke, verstehen's, und reißt's mir selber unter den Füßen weg! Am Abend vor Weihnachten, nachdem sie alles schön gerichtet hat, das ganze Haus, den Christbaum, das Essen, die Kinder — plötzlich — ist sie nimmer da — verschwunden! — — Wo ist die Mutter, frag ich — Franzl ist der Gescheiteste — an den halt ich mich — wo ist die Mutter! Da rennt der Bub hinaus — als ob er eine Ahnung hätt — ich nach — die Kinder alle hinter mir her — wir suchen — ‚Mutter!' schreien

wir alle. Es ist ganz dunkel — man findet nichts. Da plötzlich bellt der Hund — ein Klatsch ins Wasser — hinten am Wehr — wir haben es alle gehört — da, wo der Strudel ist! Ich hin! Ich seh sie noch — und gleich bin ich unten — wie Eis — mein Gott — ich faß' sie aber — ich hab Händ, Herr Doktor — was ich fasse! Ich zerr sie ans Land! Sie war schon ohnmächtig. Dann trugen wir sie heim. Im Bett bekam sie Fieber. Ich hatt schon Angst: sie lebt, aber das unschuldige Kind wird hin sein! Der Doktor hat mich dann beruhigt. Hat mir auch versprochen, daß er's im Dorf zu niemandem sagt, was das Weib getan hat. Das schlechte Weib. Und ich bitt Sie jetzt auch, Herr Doktor — und Sie, Fräulein Päschke — sagen's zu niemandem was davon! Ich bitt Sie! Zu niemandem . . ."

Er setzte sich und stützte den Kopf in beide Hände. Draußen war es dunkel geworden. Seine Gestalt war jetzt so in Schatten getaucht, daß die beiden nur aus dem leisen Zucken der mächtigen Schultern seine Gemütsbewegung erraten konnten. Valentin und Dorette hatten sich unwillkürlich bei den Händen ergriffen und starrten wortlos den armen Mann an. Ein langes Schweigen folgte. Dann begann Dorette behutsam: „Herr Rabl, von uns soll niemand etwas erfahren. Aber es ist doch noch ein großes Glück, Herr Rabl — daß Sie sie retten konnten . . ."

Er antwortete nicht. Er nickte nur.

„Und sehen Sie, Herr Rabl," fuhr Dorette fort — „allmählich werden Sie die Tat Ihrer Frau auch ruhiger ansehen. Jetzt begreifen wir ja Ihren Zorn und Ihren Schmerz. Sie sind ein stolzer, ehrlicher Mann, Herr Rabl. Sie nehmen es mit dem Leben auf. Aber eine Frau, die ist von vornherein viel schwächer, nicht wahr. Bei der kippt es plötzlich um. So ist der unselige Entschluß zu erklären. Nur so, Herr Rabl. Sie hat es eigentlich aus Liebe für Sie getan. Und in Verwirrung. Wenn Sie sich das sagen, Herr Rabl — dann wird es Ihnen bald so leid tun, wie — wie die arme Frau es verdient."

Dorette schwieg. Valentin lauschte ihr selbstvergessen, mit feuchten Augen — er hatte sie noch nie so lieb gehabt wie jetzt. Er war stolz auf sie. Jenseits von aller Literatur geriet er unbewußt in eine feierliche Weihnachtsstimmung. Dankbar und bescheiden — ein Mensch seines Alters. Rabl rührte sich nicht. Dann sahen sie plötzlich, daß seine Riesengestalt sich ohne Antwort langsam erhob. Er trat zum Fenster. Im bläulichen Schneelicht, das ihn jetzt beschien, erkannten sie, wie sein hartes, leidenschaftliches Gesicht sich in diesen Minuten verändert hatte. Weich, edel, nachdenklich war es geworden. Er sagte: „Sie haben recht, Fräulein. Glauben Sie mir nur, ich bitt Sie — ich sag mir heute schon dasselbe. Ich werf ihr nichts mehr vor. Ich bin nur froh, daß es gut ausgegangen ist. Die Reue wird sie schon allein haben. Aber ich will ihr's leicht machen. Auch das noch. Sie soll begreifen, was das Leben ist. Was ein Kind ist. Und wissen Sie, was ich jetzt glaub? Das dreizehnte Kind — das unterwegs ist — das wird uns später einmal das liebste sein."

Dorette erhob sich. „Sie sind ein famoser Mensch, Herr Rabl. Geben Sie mir die Hand. So. Darf ich Ihnen jetzt einen Rat geben?"

„Bitt schön, Fräulein . . .“

„Wir werden nach Hause gehen, wir beide, und Sie bescheren Ihren Kindern.“

„Daran hab ich auch schon gedacht . . . Weil sie kein Fieber mehr hat, da wird's schon gehen . . . Denn Resi muß dabei sein . . . Ich hab ja alles schon hergerichtet . . .“

„O weh, und wir, wir haben Sie wohl darin gestört?“

„Beileibe nicht! Ich freu mich ja so, daß Sie gekommen sind, und der Herr Doktor! Aber schaun's, Fräulein — ich konnt mich nur nicht entschließen, weil ich unser Schwein geschlachtet hab. Wenn das die Resi erfährt, gibt's einen neuen Jammer. Sie wollt es bis Ostern mästen. Aber ich hab mir gedacht: da mußt schon das Beste hergeben! Wozu ist es denn da! Die Frau wird gesund — Schweinerl, dann mußt du sterben!“

Sie lachten alle leise vor sich hin. Dann gab Dorette Valentin ein Zeichen. Sie hüllten sich in ihre Mäntel ein und sagten dem Kunsttöpfer Lebewohl.

„Grüßen Sie Ihre Frau,“ sagte Dorette.

„Vergessen Sie nicht, mir die Sachen zu schicken, die ich gekauft habe,“ fügte Valentin hinzu.

Rabl, dessen Gesicht jetzt von einem eigentümlichen, zuckenden Leuchten umspielt war, sah ihn erst zerstreut und ohne Verständnis an. Dann schlug er lächelnd mit der Hand an die Stirn. „Ach so! Die Sachen! Ja entschuldigen's, Herr Doktor! Natürlich! Die bringt Ihnen der Jakob morgen hinaus!“

„Mit der quittierten Rechnung, bitte.“

Vorsichtig tappte sich Valentin durch den dunklen Hausflur auf die Straße. Dorette stand schon im Schnee draußen. Der Mond war aufgegangen. Er hüllte die einsame Landschaft in sein feierliches Licht.

„Gute Nacht, Herr Rabl.“

„Gute Nacht. Beehren's mich wieder. Und vielen Dank.“

Immer wieder grüßend und nickend gingen die beiden in ihrer guten Erregung in falscher Richtung fort, zum Dorf hinunter. Rabl glaubte, daß sie noch einen kleinen Spaziergang machen wollten, und verhinderte ihren Irrtum nicht. Er kehrte in sein Haus zurück.

„Ein ganzer Mann,“ sagte Valentin, an Dorettes Arm durch den Schnee stapfend. „Und da behaupten die Pfaffen, das Volk hätte keine Religion mehr! . . . Übrigens, über seine künstlerische Zukunft spreche ich noch mit ihm. In einer ruhigeren Stunde.“

„Dickchen, wir gehen ja ganz falsch!“ rief Dorette plötzlich auflachend. „Umgekehrt wird 'n Schuh draus! Komm! Wir müssen noch mal an Rabls Haus vorüber!“

„Ach! Ach so! Entschuldige! Ich war so angeregt und zerstreut, da habe ich gar nicht auf den Weg geachtet . . . Weißt du, Dorettchen, mein Liebling — ich habe wirklich viel von diesem Besuch gehabt. Ich danke dir dafür. Wundre dich nicht über den schnellen Wechsel — es ist nichts Oberflächliches in meiner

Denkweise — aber ich bin jetzt nochmals zu einer andern sozialen Anschauung gelangt"

„So? Zu welcher denn? Huh, ist das kalt! . . . Rurik!"

„Zu einer — wie soll ich gleich sagen — zu einer mehr individualistischen . . . Wenn dir kalt ist, mein Herzchen, drück dich nur fest an mich."

„Still!"

Dorette blieb stehen. Sie standen wieder vor Rabls Haus. Die Stube, in der sie mit dem Kunsttöpfer gesessen hatten, war jetzt von einer Lampe erleuchtet. Auch der Christbaum brannte. Deutlich erkannten sie in dem Lehnstuhl eine bleiche, friedlich lächelnde Frauengestalt.

„Das ist sie," flüsterte Dorette. „Sie ist aufgestanden."

Rabl sahen sie in diesem Augenblick auf seine Frau zutreten und sie zögernd auf die Stirn küssen. Die Kinder standen abgewandt und spielten mit ihren Geschenken. Einige Minuten gönnten Valentin und Dorette sich dieses Bild. Dann nahmen sie endgültig Abschied und gingen Arm in Arm durch die sternklare Nacht nach Hause.

Die gelbe Gefahr im Licht der Geschichte.

Von

C. Freiherrn v. d. Goltz.

Die Bedeutung welthistorischer Ereignisse wird von den Mitlebenden unstreitig niemals so deutlich empfunden werden als von den nachfolgenden Geschlechtern. Es geht damit wie mit dem Anschauen eines großen Baudenkmals. Der dicht daneben Stehende empfängt davon nicht den vollen Eindruck, weil sein Blick an Einzelheiten haften bleibt. Erst aus weiterer Entfernung vermag er das Ganze vollkommen zu würdigen. Bei der großen Wandlung in der Weltgeschichte, die man vom mandschurischen Kriege ab rechnen wird, befinden wir uns in solcher Lage. Unsre Nachkommen erst werden sie in ihrer Wichtigkeit für die Entwicklung des Menschengeschlechtes ganz begreifen und uns vielleicht darum beneiden, daß wir in einer so großartig bewegten Zeit gelebt haben.

Wir müssen uns erinnern, daß Japan für die allgemeine Vorstellung des Abendlandes noch vor kurzem in unerreichbarer Ferne zu liegen schien — ein halb märchenhaftes Inselreich, das in seiner Abgeschlossenheit ein friedliches Dasein führte. Wer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vorausgesagt hätte, daß dieses Land schon nach fünfzig Jahren mit voller Berechtigung in den Wettbewerb der großen Handels- und Seemächte des Westens eintreten würde, wäre sicher gewesen, für einen absonderlichen Phantasten zu gelten. Es gab damals nur sehr wenig Leute, deren Blick weit genug war, das seitdem Geschehene in ungefähren Umrissen zu erfassen. Ich entsinne mich aus jungen Jahren, daß der in Thorn lebende Philosoph und Humorist Bogumil Goltz bereits über das Nahen der gelben Gefahr sprach, aber man hielt dies für eine von den mancherlei Schrullen des alten geistsprühenden Herrn. Nie hätte man geglaubt, daß das japanische Volk gar imstande sein werde, schon nach so wenigen Jahrzehnten einen ernsten Krieg gegen eine der europäischen Großmächte siegreich durchzuführen. Selbst als er in unsern Tagen kam, hat er alle Welt noch durch die großen Dimensionen völlig überrascht, die er in seinem Verlaufe annahm.

Es wird gut sein, sich den Entwicklungsgang, den die neueren politischen Beziehungen der ostasiatischen Reiche mit den Großmächten der weißen Rasse durchlaufen haben, in aller Kürze zu vergegenwärtigen.

Als im Beginne des vorigen Jahrhunderts der russische Weltumsegler Krusenstjern Japan für einige Monate berührte, war das Land noch streng abgeschlossen. Selbst die Versuche Englands, es dem Verkehr zu erschließen, blieben erfolglos, und erst der bekannte Gewaltstreich des amerikanischen Kommodore Perry erreichte dies im Jahre 1854. An der Spitze von nur acht Schiffen erzwang er den Vertrag von Kanagawa zwischen Japan und Nordamerika, der den Amerikanern die ersten Häfen öffnete. Nun kamen in schneller Folge hinterdrein die Engländer mit Nagasaki, die Russen, Franzosen usw., und schließlich alle Mächte, auch die ohne Kriegsflotte, wie Preußen und die Schweiz. Dem Anscheine nach ging Japan dem Schicksale Indiens oder der malayischen Inseln entgegen, nämlich, von den weißen Seemächten aufgeteilt und kolonisiert zu werden. Im Jahre 1863 trat eine Reaktion ein, und die schon freigegebenen Häfen wurden für kurze Zeit den Fremden wieder verschlossen. Ein englisches Geschwader unter Admiral Kuper griff an, wollte in den Hafen von Kogoshima gewaltsam eindringen, wurde indessen zur allgemeinen Überraschung der Welt durch die japanischen Strandbatterien abgewiesen und erlitt nicht unbedeutende Havarien. Wer dies schon mit Verständnis für solche Ereignisse erlebt hat, wird sich des großen Eindrucks entsinnen, den der an sich nicht bedeutende Vorgang in ganz Europa machte. Solche Kraft und Energie hatte man dem friedfertigen Inselvolke gar nicht zugetraut. Aber dieser Eindruck wurde schnell verwischt, da schon im September 1864 ein verbündetes englisch-französisch-holländisches und nordamerikanisches Geschwader nach Shimonoseki einlief und einen neuen Vertrag erzwang, dem sich die Regierung des Shogun fügte, und den auch der Kaiser bestätigte.

Die Erbitterung über die militärische Ohnmacht der Regierung gab jedoch den Anstoß für eine völlige innere Umwandlung. Es folgte die große Reform Japans, die um 1868 der Hauptsache nach abschloß, die aber in Europa mehr mit Neugier als mit Besorgnis beobachtet wurde. Noch zu Beginn des letzten großen Krieges mit Rußland regte sich vielfach ein Gefühl des Bedauerns und Mitleids mit Japan, das sich nach so vielversprechenden Anfängen unbesonnen in eine große Gefahr stürzte und möglicherweise dem Untergange entgegenging. Der chinesische Krieg hatte ja freilich für Japan glücklich geendet, aber der in demselben besiegte Gegner konnte keinerlei Vergleich mit der russischen Macht aushalten und diese erste Kraftprobe daher nicht als Maßstab für das Kommende dienen.

Selbstredend wird man von eingeweihten Kreisen der Diplomatie, die aus geheimen Berichten ihrer Kanzleien schöpften, hierbei absehen müssen. Sie waren wohl besser unterrichtet; indessen ist auch dort dem Anscheine nach mancher gar nicht geringfügige Irrtum untergelaufen. —

Mit China ist es ähnlich gegangen. Noch 1857 konnten wenige Tausend Europäer die Großstadt Kanton erobern; 1858 geschah das gleiche mit Tientsin.

Das englisch-französische Heer, das 1860 die Hauptstadt Peking einnahm, zählte beim Aufbruche von der Küste überhaupt nur 11 000 Mann, und diejenige Kolonne, die bei Pa-li-kiau den Ausschlag gab, nur etwa 6000. Noch sind es nicht voll zehn Jahre her, daß man in Europa viel von einer „Aufteilung" Chinas sprach. Geschah es auch meist in negativem Sinne, so zweifelte doch eigentlich niemand daran, daß sie, an sich genommen, den europäischen Mächten ein leichtes sein werde.

Heute verfügt Japan über eine Armee, die etwa der des ehemaligen Norddeutschen Bundes gleichkommt, und über eine starke Flotte, die als erste eine große moderne Seeschlacht zwischen Panzergeschwadern geschlagen und gewonnen hat. China ist mit der Aufstellung eines Heeres beschäftigt, das nach den augenblicklich vorliegenden Plänen in seinem Gesamtumfange hinter dem deutschen im Friedensstande nur wenig zurückbleiben würde. Von einer „Aufteilung" ist es still geworden. China möchte sie sich auch ernstlich verbitten.

Ein geschichtlicher Rückblick läßt dies in so kurzer Zeit eingetretene Erwachen und Erstarken des fernen Orients nicht so seltsam und unvermittelt erscheinen, als es uns zunächst anmutet. Freilich werden die großen mongolischen Eroberungskriege des Mittelalters in unsern historischen Werken meist nur kurz abgehandelt. Sie sind darum auch bis auf den heutigen Tag wenig beachtet worden. Die Mongolenschlacht bei Liegnitz steht unserm geschichtlichen Bewußtsein noch am nächsten, und wir verbinden, da die dort erschienenen Scharen gelber Krieger aus der sarmatischen Tiefebene kamen, damit fälschlich die Vorstellung von regellosen Zügen nomadisierender Horden durch wenig bevölkerte und schlecht behütete Landstriche. Wir vergessen, daß es sich in jener Schlacht nur um eine äußerste gegen Westen gerichtete Ausstrahlung der mongolischen Macht und Kraft handelte, die vorher bereits reiche Kulturstaaten mit starker kriegerischer Verfassung und gewaltigen, festen Plätzen unterworfen hatte [1]).

Asien besaß zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein System von Großmächten, die in materieller und vielfach auch in kultureller Beziehung die Staatengebilde des Abendlandes weit überragten. Den Osten nahmen die beiden uralten Reiche von Nord- und Südchina ein. Gegen Westen schloß sich daran das große Tungusenreich mit einer kriegerischen und freiheitliebenden Bevölkerung. Es folgte Karakitai in Zentralasien, später als Djagatai bezeichnet, und dann, bis zum Kaspischen Meere sich ausdehnend, die gewaltige Macht von Khuaresm, die sich über ganz West-Turkistan, Afghanistan, Beludschistan und den größten Teil von Persien erstreckte, beinahe den Indus und völlig das Arabische Meer erreichte.

[1]) In der nun folgenden Darstellung der mongolischen Eroberungskriege ist das kürzlich erschienene Buch: „Die gelbe Gefahr im Licht der Geschichte". Von Fritz Freiherrn v. d. Goltz (Leipzig, Friedrich Engelmann) zugrunde gelegt. Zum Zurechtfinden genügt jeder gute Handatlas.

In diese Staatenwelt brachen von Norden her, aus der Gegend des Baikalsees, die Mongolen hinein, ein Hirtenvolk gleich den alten Skythen, und eine der größten Umwälzungen in der Geschichte nahm ihren Anfang. Im Jahre 1212 wurde Nordchina und innerhalb der nächsten vier Jahre alles Land bis zum Hoangho sowie Korea von den Angreifern erobert. Ihr Führer war Temudschin, ursprünglich ein Bandenchef, der, von kleinen Anfängen ausgehend, den größten Teil seines Mannesalters gebraucht hatte, um zur unbestrittenen Macht über sein eigenes Volk zu gelangen, und der nun in alten Tagen an die Verwirklichung der gewaltigen Pläne ging, die er längst in seinem Geiste bewegt hatte. Die Geschichte kennt ihn unter dem Namen Djinghis-Chan[1]) als einen der gewaltigsten, vielleicht als den gewaltigsten von allen Kriegern.

Im Jahre 1217 zog ein Mongolenheer bereits gegen Karakitai und führte einen höchst merkwürdigen Marsch aus, dem sich kein Marsch irgendeines europäischen Heeres aus neuerer Zeit vergleichen kann. Er begann am oberen Amur, dem Kerulon jener Zeit, und ging bis Kaschgar, an der Grenze des heutigen West- und Ost-Turkistan, 3000 km weit. Zum Vergleich diene Napoleons Zug vom Njemen nach Moskau, der eine Strecke von 900 km, also weniger als den dritten Teil der Entfernung und dabei angebautes Tiefland durchquerte. Die Mongolen waren durch Wüsten gekommen und hatten auch hohe Gebirge zu überwinden gehabt. Von Kaschgar aus wurde noch das Plateau von Pamir erstiegen, dessen Hochtäler schon 3500 m über dem Meere liegen. Dann ging es weiter in die Berge von Badakschan hinein.

Bereits im Jahre darauf, also 1818, begann der Kampf gegen Khuaresm, die stärkste der asiatischen Großmächte, beherrscht vom Sultan Mohammed, dem Rivalen der Kalifen von Bagdad. Djinghis-Chan begehrte anfänglich von ihm nur einen Handelsvertrag. Als dieser aber zurückgewiesen wurde, war der Krieg entschieden. Er begann mit einem wohlüberlegten, systematisch durchgeführten Angriff der Mongolen. Zwei Vorhutheere, von Söhnen Djinghis Chans befehligt, brachen zunächst in das Reich ein, um Verwirrung zu verbreiten und des Gegners Kräfte zu zersplittern. Dann folgte Djinghis-Chan selbst mit dem Hauptheere. Bei Usch, am Fuße des Terek-Passes, in der Landschaft Ferghana, kam es zur furchtbaren Entscheidungsschlacht, in der angeblich 160000 Khuaresmier gefallen sein sollen. Mohammed mied von nun ab das offene Feld, verteilte sein Heer auf die festen Plätze und zog sich nach Samarkand zurück. Aber eine Festung nach der andern fiel, und die Belagerungen beweisen, daß die Mongolen weit mehr als lediglich wilde kriegerische Nomaden waren. Als sich der tapfere Verteidiger von Chodjent am Syr-Darja von einer Insel aus mit den Seinen auf Schiffen zu retten versuchte und bis Jend, nahe am Aralsee, gekommen war, hatten sie dort eine Kette über den großen Strom gezogen und auf Flößen und Booten schwimmende Batterien errichtet, deren Wurfmaschinen ihn nötigten, an das Land zu flüchten. Buchara ergab sich nach nur kurzem

[1]) Das „Dj" wird weich, fast wie „Dsch" ausgesprochen.

Widerstande. Vor Samarkand, der Hauptstadt, zog Djinghis-Chan sämtliche Streitkräfte zusammen, und der gewaltige Platz, eine der reichsten Handelsstädte der damaligen Welt, fiel trotz einer Besatzung von 110 000 Mann gleichfalls nach einer nicht lange währenden Belagerung. Aus dieser weiß die Geschichte zu erzählen, daß Djinghis-Chan den Kundschaftern, die ihm von den tiefen Gräben vor den Mauern berichteten, im Scherze erwiderte, er werde sie mit den Peitschenstielen seiner Reiter ausfüllen lassen.

Nach dem Falle von Samarkand überschwemmten die sich zur Verfolgung wieder teilenden Heere das ganze Stromgebiet des Amu-Darja von Badakschan bis zum Aralsee. Monate lang dauerte die Belagerung stark befestigter Städte; Wurfmaschinen, chinesische Stinktöpfe und Feuerkörper fanden dabei ihre Anwendung. Die Gewalt schloß den Gebrauch der Intelligenz nicht aus.

Auch Afghanistan und Persien fielen in des Eroberers Gewalt, und der fliehende Schah Mohammed wurde bis zu einer Insel im Kaspischen Meere hin verfolgt, auf die er sich rettete, doch nur, um dort kurz danach verlassen und ruhmlos zu sterben.

Djinghis-Chan verkündete seine Weltherrschaft: „Wer sich unterwirft, soll geschont werden, wer Widerstand leistet, wird mit Weib und Kind und all seinen Schutzbefohlenen erschlagen." Das war keine leere Drohung. Die eroberten Städte, die sich zur Wehr gesetzt hatten, verwandelte das Mongolenheer jedesmal in leichenbedeckte Trümmerfelder.

Um 1221 vereinigten sich fast alle Mongolenheere an der Nordseite des Hindukusch, und der Eroberer zog von dort nach Südosten, wo Djelaleddin, ein Sohn Mohammeds, den Rest des khuaresmischen Reiches im nordwestlichen Indien heldenhaft verteidigte. Von der Hauptmasse des Heeres wurden hierbei die 5000 m hohen Bamian-Pässe überschritten — eine der wunderbarsten Unternehmungen aller Kriege. Am Indus kam es zur Entscheidung. Djelaleddins Heer ward in blutiger Schlacht vernichtet; er selbst rettete sich zu Pferde schwimmend über den Indus. Nun wurde das volkreiche Multan belagert; die Aufklärer meldeten, daß in der Umgebung der Stadt die Steine fehlten, die man als Wurfgeschosse brauchte, und Djinghis-Chan ließ sie von weit her auf Flößen heranschaffen. Wie immer bereitete er die Belagerung sorgfältig vor, aber Multan behauptete sich, und die furchtbare Hitze des Industales zwang endlich die Mongolen, sich nordwärts nach Samarkand und Buchara zu wenden. Eine Horde umging dabei das Kaspische Meer auf der Südseite, verwüstete Georgien auf das fürchterlichste und richtete auch in jenen Ländern die Mongolenherrschaft auf. Ein beabsichtigter Vorstoß gegen Bagdad und die Herrschaft des Kalifen mußte wegen der Unwegsamkeit der westiranischen Grenzgebirge aufgegeben werden. Dafür gelang die Überschreitung des Kaukasus, und noch 1222 erfolgte der erste Einbruch nach Rußland, der die Eroberer zunächst bis zum Dnjepr führte. Vor den dort unter dem russischen Lokalfürsten Mistislaf von Halitsch vereinigten Streitkräften traten sie einen scheinbaren Rückzug an. Sie taten es jedoch nur, um an der Kalka die Verfolger überraschend anzugreifen und gänzlich zu vernichten. Uneinigkeit unter den russischen Fürsten hatte diese Niederlage ver-

schuldet und sollte deren noch mehrere herbeiführen. Ganz Südrußland, selbst die Krim, wurde verwüstet; die harte Zeit der Fremdherrschaft begann für das Land.

Die Eroberer wendeten sich nordöstlich gegen die Wolgabulgaren in die Gegend von Kasan. Dort erst fand ihr Vorstoß an tapferem Widerstande und infolge von Befehlen Djinghis-Chans, der das Heer nach Turkestan zurückrief, ein Ende. 10000 km waren diese kühnen Eroberer geritten, hatten, sogar im Winter, die höchsten Gebirge überschritten, breite Ströme durchschwommen und sich weder durch Wälder und Sümpfe noch durch Hungersteppen aufhalten lassen. Dabei bestanden sie unaufhörliche Kämpfe. Wahrscheinlich ist ihr Zug der bedeutendste „raid", den die Weltgeschichte verzeichnet.

Inzwischen waren Nordchina und Korea, die sich zeitweilig befreit hatten, wieder zurückgewonnen worden. Mit dem Plane der Eroberung des ganzen China eifrig beschäftigt, starb Djinghis-Chan am 18. August 1227, ein Dreiundsiebzigjähriger, in Schansi am mittleren Hoangho. Feierlich ward seine Leiche in die mongolische Heimat überführt, wo das Volk dem Toten göttliche Ehren erwies.

Ohne Frage war Djinghis-Chan der größte Eroberer aller Zeiten, und sein Wirken, das die Welt erschütterte, ist um so erstaunlicher, als es sich auf einen Zeitraum von nur sechzehn Jahren beschränkt. Hätte das Glück ihm die einheitliche Macht über sein Volk in jüngeren Jahren beschieden, so würde er seinen Traum der Unterwerfung der ganzen damals bekannten Welt verwirklicht haben. Weder vor ihm noch nach ihm haben sich die Waffentaten eines Feldherrn über einen gleich großen Teil des Erdballs erstreckt. Selbst Alexanders Wirken spielte sich auf weit engerem Raume ab. Die Herrschaft der Römer beschränkte sich auf die Länder des Mittelmeerbeckens, und das Reich Karls des Großen erscheint erst recht winzig im Vergleich zu demjenigen Temudschins. Auch die Züge der Kreuzfahrer verschwinden in ihrer Bedeutung neben denen der Mongolenheere, und ein gleiches muß man von Napoleons Kriegsfahrten sagen. Nur Timur, der nächste große Welteroberer der gelben Rasse, ist Djinghis-Chan nahe gekommen, dessen Schwert im Laufe seiner Feldzüge an fünf Millionen Menschen zum Opfer gefallen sein sollen. Er erscheint fürwahr als eine Gottesgeißel im historischen Sinne, und dennoch ist er weit mehr als ein roher Gewaltmensch gewesen, nämlich ein genialer Feldherr von unbeugsamer Willenskraft, ein großer Gesetzgeber und Organisator, der Verwaltung und Heerwesen gleich straff und zweckmäßig geordnet hat. Völlig geregelt war beispielsweise die Mobilmachung seiner Heere, für die ein Netz von Relaisposten und Brieftaubenstationen die Befehle über das ungeheure Gebiet verbreiteten.

In seiner persönlichen Führung finden wir ähnliche Eigenschaften, wie sie von Napoleon bekannt sind. Er vereinigte Vorsicht und Kühnheit, erkundete genau seine Gegner, ehe er einen Feldzug gegen sie begann, suchte sie durch Aufstände auf ihrem eigenen Boden zu schwächen, nahm Mißvergnügte in seine Dienste, begann oft mit Verhandlungen, um durch sie zum Ziele zu gelangen, ehe er Gewalt brauchte. Nie ließ er es an wohlüberlegten Vor-

bereitungen fehlen. Mit peinlicher Sorgfalt wurde die Ausrüstung seiner Krieger überwacht; pünktlich ließ er handhaben, was wir heute als „innern Dienst" bezeichnen würden.

Sogar in der Kriegstechnik überflügelte Djinghis-Chan seine Gegner, die europäischen nicht ausgenommen. Ihre Niederlage von Liegnitz schrieben die Ritter der geschickten Anwendung von Brandgeschossen zu, welche die Mongolen zu handhaben gelernt hatten. Wurfmaschinen, systematische Angriffsarbeiten künstlicher Art waren ihren Heeren geläufig. Staunenswert ist die Leichtigkeit, mit der sie die größten Ströme der Alten Welt überschritten. Ebenso verstand Djinghis-Chan es, diese als rückwärtige Verbindungslinien auszunutzen.

Die Truppen waren des Führers würdig an Mut, Tapferkeit, Ausdauer, Selbstvertrauen und Gehorsam, dabei genügsam und rastlos, wie es von den alten Assyrern berichtet wird: „Und siehe, eilend und schnell kommen sie daher. Und ist keiner unter ihnen müde oder schwach, keiner schlummert noch schläft; keinem geht der Gürtel auf von seinen Lenden und keinem zerreißt ein Schuhriemen. Ihre Pfeile sind scharf, und alle ihre Bogen sind gespannet. Ihrer Rosse Huf sind wie Felsen geachtet, und ihre Wagenräder wie ein Sturmwind."

Für Djinghis-Chans Weisheit und Herrschertalent spricht, daß sein Reich nach seinem Tode nicht zerfiel, wie das Reich Alexanders, sondern sich im Gegenteil noch weiter ausdehnte. Zwar hatte er es unter seine Söhne geteilt, aber Ogtai, der dritte, den er für den fähigsten hielt, wurde mit der Oberhoheit bekleidet und erhielt die Stammlande: Mongolei, Mandschurei und China als Besitz. Allen seinen Söhnen aber hinterließ Temudschin das Vermächtnis, „die Welt zu erobern".

Zunächst galt es, Persien zurückzugewinnen, dessen sich der am Indus geschlagene Djelaleddin noch einmal bemächtigt hatte. Als dies geschehen war, wurde das bis dahin noch unberührte Kleinasien unterworfen. Nun wagten die Mongolen auch das glänzende und starke Bagdad mit dem Kalifenthrone anzugreifen. Auch hier blieb ihnen der Sieg. Hulagu, ein Enkel Djinghis-Chans, eroberte nach heißen Kämpfen die Großstadt, die der Sage nach schon zwei Millionen Einwohner gezählt haben soll, zerstörte sie und ließ den gefangenen Kalifen mit allen seinen Großen hinrichten. Nur inneren Zerwürfnissen und einem Bündnis, das der Sultan von Ägypten mit dem zum Islam übergetretenen Chan von Kiptschak, dem mongolischen Beherrscher von Rußland, schloß ist es zuzuschreiben, daß nicht auch Ägypten in die Gewalt der gelben Krieger fiel, sondern diese allmählich bis zum Euphrat zurückgedrängt wurden.

Daß die Mongolen-Chane der damaligen abendländischen Kulturwelt keineswegs nur als rohe Naturmenschen und wilde Barbaren galten und von ihnen gesellschaftlich mißachtet wurden, erhellt aus dem Umstande, daß Kaiser Michael der Paläologe, sich entschloß, Hulagu-Chan die eigene Tochter als Gemahlin zuzusprechen. Dieser starb freilich, ehe sich die Prinzessin mit ihm vereinigt hatte; sie ward aber seinem Nachfolger Akaba vermählt.

Der Papst, der deutsche Kaiser, alle mächtigen Herrscher des Abendlandes tauschten Gesandtschaften und Geschenke mit den Mongolen-Chanen aus.

Das eigentliche Europa kam in Gefahr durch Batu, einen andren Enkel Djinghis-Chans, der das Reich Kiptschak übernahm, es aber noch einmal erobern mußte, weil er jahrelang dem Kriege in China beigewohnt hatte und fast ganz Rußland inzwischen verloren ging. Im Frühjahr 1236 überschritt er mit angeblich 300 000 Reitern den Ural und unterwarf, begünstigt durch die schon das erste Mal hervorgetretene Uneinigkeit der verschiedenen russischen Großfürsten, das ganze Land vom Nordfuß des Kaukasus bis zu den Quellen der Wolga hin. Dann rüstete er gegen das Abendland und brach zu dessen Eroberung im Beginn des Jahres 1240 gegen Kiew hin auf. Eine halbe Million Krieger soll auf diesem Zuge mit ihm gewesen sein. Er scheint es schon verstanden zu haben, die Teilung der Massen mit der Möglichkeit rechtzeitiger Vereinigung glücklich zu verbinden, brach selbst über die Karpathen vor, ließ aber kleinere Heere den Umweg durch Polen und durch die unteren Donauländer nehmen. Sein Ziel war Wien; vor dem Angriff jedoch sollten sich alle drei Heere bei Budapest einfinden.

Das nördliche Heer, vom Prinzen Paidar befehligt, brach von Polen aus mit reißender Schnelligkeit in Schlesien ein. Es marschierte in acht Tagen von Krakau bis Liegnitz, hat also in dieser Zeit täglich an 40 km zurückgelegt. Bei Liegnitz traten ihm am 9. April 1241 Herzog Heinrich II. und der Hochmeister der Deutschritter mit zusammen 30 000 Bewaffneten entgegen. Zwar blieb der Sieg auch diesmal den Mongolen treu, und die beiden feindlichen Führer fielen, aber die Verluste waren doch so groß, daß ihnen die Neigung, noch tiefer in das Land der „eisernen Männer" einzudringen, verloren ging. Deutschland war gerettet.

Budapest widerstand gleichfalls mit Glück. Aber die Mongolen lockten den Ungarnkönig Bela dadurch aus seinen festen Werken heraus, daß sie sich sengend und mordend über das Land ringsumher verbreiteten. Als er ihnen folgte, schlugen sie ihn völlig auf der Heide von Mohi. Dann fiel auch Budapest und bald danach die stolze Etzelburg Gran an der Donau. Der fliehende König wurde bis Spalato in Dalmatien gehetzt. Mongolische Reiter erschienen vor den Toren von Wien, wagten aber keinen Angriff.

Batus Ehrgeiz soll es gewesen sein, sich mit den Franzosen zu messen, die er für das in der Kriegskunst am weitesten fortgeschrittene Volk des Abendlandes hielt. Schwerlich hätte er auf dem Wege nach Westen unüberwindliche Hindernisse gefunden; doch der Zufall bewahrte die blühenden Fluren davor, in rauchende Trümmerstätten verwandelt zu werden, wie eben noch die Donauländer, Ungarn und Polen. Der Tod des zweiten Großchans Ogtai rief Batu zur Wahl des Nachfolgers nach Asien zurück. Später gründete er für sich an der Achtuba im unteren Wolgagebiete eine glänzende Hauptstadt, Serai, und beherrschte von dort aus unumschränkt sein Reich, welches sich vom Weißen bis zum Schwarzen Meere, von Polen bis über den Aralsee hin aus-

dehnte. Zwei und ein halbes Jahrhundert bestand es, bis es sich endlich in inneren Wirren wieder auflöste.

Zu derselben Zeit, als sich diese Dinge in Osteuropa vollzogen, wurde von großen mongolischen Heeren auch im fernsten Osten gekämpft. Die dort sich entwickelnden Feldzüge waren sogar nach Zahl der Streiter, Heftigkeit und Wucht der Entscheidungen noch gewaltiger; denn sie wurden in hoch kultivierten und dicht bevölkerten Ländern geführt. Djinghis-Chan hatte seinem Nachfolger Ogtai die Eroberung des ganzen Nordchina zur besonderen Pflicht gemacht, und dieser eröffnete alsbald mit starken und wohl ausgerüsteten Heeren den Angriff. Die Uneinigkeit der beiden chinesischen Reiche erleichterte sein Werk. Den Einzelheiten seiner Eroberungskriege vermögen wir nicht zu folgen; dazu würde der Raum fehlen. Auch ist nicht allzuviel mit Sicherheit darüber bekannt. Es kann indessen gesagt werden, daß Ogtai wohl durchdachten, strategischen Plänen folgte, daß er Täuschungen des Gegners, Umgehungen allzu fester Stellungen und gleichzeitiges Vordringen verschiedener Heere zu gemeinsamem Handeln, also Mittel der modernen Kriegskunst im großen, anwendete. Einmal überschritten mehrere von seinen Armeen den Hoangho in einer Breite von nicht weniger als 1000 km, also in einem Landstrich, wie er sich zwischen Königsberg i. Pr. und Köln a. Rh. ausdehnt, und dennoch wirkten diese Heere in voller Übereinstimmung gegen den Feind.

Als Nin-kia-su, der Kaiser von Nordchina, nach heldenhaftem Widerstande erkannte, daß für ihn kein Entrinnen mehr möglich sei, gab er sich selbst mit 500 Getreuen den Tod, um der Schmach der Gefangenschaft zu entgehen. Nach seinem tragischen Ende kam die Reihe an Südchina. Bis zum Yangtsekiang drangen die Mongolen siegreich vor. Da rief Meng-kong, der südchinesische Nationalheld, sein Volk zu einer letzten verzweifelten Anstrengung auf, griff sie an und warf sie im Verlaufe eines zweijährigen blutigen Kampfes wieder zum Hoangho zurück. Die Annahme, daß die Chinesen ein unkriegerisches Volk seien und immer gewesen wären, ist jedenfalls unrichtig. Gegen die damals von ihnen bestandenen Kämpfe nehmen sich die Händel der europäischen Völker wie ein Sturm im Wasserglase aus.

Im Osten wurde Korea, das sich nach der ersten Unterwerfung wieder losgerissen hatte, zurückerobert und im Westen Kaschmir neu gewonnen, sogar ein Einfall nach Indien ausgeführt.

Unter Ogtais Nachfolgern kamen die Hochgebirge von Jünan und sogar Tongking an die Reihe. Dann wandten sich die Sieger gegen den immer noch unüberwundenen Südosten von China zwischen dem unteren Hoangho und dem Golf von Tongking, wo die alte Sung-Dynastie sich noch behauptete. Ihr Groß-Chan Mangu verbot bei diesem Kriege das Plündern und Morden und ließ Zuwiderhandelnde hinrichten. Auf seinem Marsche erreichte ihn die Meldung Hulagu-Chans, dessen Geschicke wir bereits verfolgt haben, über die vollendete Eroberung Westpersiens und den bevorstehenden Zug gegen Bagdad — ein Beweis von der weltumspannenden Macht des mongolischen Oberherrn. Während eines wohlgeleiteten konzentrischen Vormarsches aller Mongolenheere gegen die südchinesische Zentralstadt Wutschang starb Mangu, und Kubilai

erbte die Gewalt. Er führte sich durch eine Proklamation ein, die vollkommen modern klingt. Sie beginnt damit, daß sein vornehmstes Bemühen gewesen sei, seinen Untertanen die Wohltaten des Friedens zu verschaffen, daß aber die Kühnheit und Kriegslust der Sung-Dynastie ihn daran hindere. Diese klagte er an, daß sie die Feindseligkeiten fortsetze und keinen Frieden wolle. „Generale meiner Armeen," heißt es darauf, „versammelt eure Truppen, schärft eure Säbel und Lanzen, bereitet Bogen und Pfeile, füttert eure Pferde und haltet euch bereit, im nächsten Sommer gegen die Chinesen zu marschieren, die ich bestrafen will, indem ich sie zu Lande und zu Wasser angreife. Die Billigkeit meiner Absichten und die Gerechtigkeit meiner Sache sichern mir den Sieg."

Zunächst aber war auch Kubilai-Chan gezwungen, sich in achtjährigen Kämpfen die Anerkennung im ganzen Reiche zu erzwingen, das jetzt vom Yangtsekiang bis zum Don reichte. Dann erst schritt er zu dem beabsichtigten Feldzuge nach Südostchina. In fünfjähriger Belagerung wurden die Städte Hsiang-jang und Fan-tschöng bezwungen. Es kam dabei zur Errichtung von Zirkumvallationslinien und dem Gebrauch mancher andrer künstlicher Mittel des Festungskrieges. Auch im Kampfe zu Wasser übten die Mongolen sich und erbauten eine eigene Bootflottille. Die Chinesen wieder bedienten sich einer Art von Maschine, die vermittelst eines Sprengstoffes Steine und Massen von glühenden Kohlen auf die feindlichen Fahrzeuge schleuderte. Ein großes Entsatzheer wurde geschlagen. Zuerst fiel Fan-tschöng, und die chinesischen Verteidiger zündeten selbst die verlorene Stadt an; ihr Befehlshaber aber stürzte sich mit den letzten Streitern, die er noch um sich versammelt hatte, in das Flammenmeer. Ein Jahr darauf war auch Hsiang-jang bezwungen. Nun bemächtigten sich Kubilais Heere des ganzen Yangtsekiang-Laufes, um ihn als starke Basis für die weiteren Unternehmungen in Südchina zu brauchen. Diesmal fiel das so lange mit Glück verteidigte Land nach neuen heißen Kämpfen in die Gewalt der Mongolen. Um 1278 wurde Kanton im äußersten Süden erobert. Der Rest der chinesischen Krieger zog sich auf die Flotte zurück; allein die Mongolen wagten selbst den Kampf auf dem Meere, und am 31. Januar 1279 kam es zu einer großen mörderischen Seeschlacht, durch die das alte Reich der Sung sein Ende fand. Als alles verloren war, sprang der Großadmiral mit dem jungen Kaiser auf den Schultern über Bord, und beide fanden den Tod in den Wellen. Nach einem halben Jahrhundert furchtbaren Ringens war Djinghis-Chans letztes Gebot, China zu erobern, erfüllt.

Die Eroberung Japans scheint an einem furchtbaren Sturme in der Straße von Tsuschima, derselben, in der die entscheidende Seeschlacht zwischen Rußland und Japan stattfand, gescheitert zu sein. Die mongolische Flotte und ein Heer von 100000 Mann, das sich darauf eingeschifft hatte, gingen fast gänzlich zugrunde. Hinterindien und Teile von Vorderindien wurden dagegen erobert und sogar Sumatra tributpflichtig gemacht. Damit erreichte das Mongolenreich seine größte Ausdehnung. Es umfaßte das ganze asiatische Festland, soweit darauf Menschen wohnten, mit alleiniger Ausnahme Klein-

asiens, der arabischen Halbinsel und der südlichen Hälfte von Vorderindien. In Europa standen seine Vorposten am Dnjepr, im äußersten Südosten auf Sumatra.

Kubilai, der Gründer Pekings, das er an Stelle des alten Karakorum zu seiner Hauptstadt machte, war nicht nur ein großer Heerführer, sondern zugleich Kulturträger und Gesetzgeber. Er war in der Ideenwelt der chinesischen Wissenschaft aufgewachsen, die ihm große Achtung einflößte, und die er in seinem Volke verbreitete, um es zu einer höheren Kulturstufe hinüberzuführen. Für die Verwaltung tat er viel, unterdrückte die Willkürherrschaft der Statthalter und erließ eine Fülle weiser Gesetze. Wie fast alle Mongolenherrscher war er frei von religiösem Fanatismus. Zwar hatte er sich in den Buddhismus vertieft, aber er gestattete auch allen andern Religionen ungehinderte Entfaltung. Unter ihm kamen die ersten christlichen Missionare ins Land.

Sein Heer ordnete er auf der Grundlage einer sechsjährigen Dienstverpflichtung aller seiner Untertanen, die während dieser Zeit regelrecht besoldet wurden und nicht mehr auf das Beutemachen angewiesen waren. So verschwanden auch aus Kubilais Kriegen die Wildheit und Grausamkeit, die die früheren so furchtbar gestaltet hatten. In der Heerführung wird Kubilai-Chan wohl von Djinghis-Chan und Timur-lenk überstrahlt, in mancher andern Herrschereigenschaft aber stand er höher als sie.

Wie es sich noch immer in der Geschichte gezeigt hat, so stellten sich auch hier mit der Annahme milderer Sitten die ersten Zeichen nahenden Verfalls ein, der mit Kubilais Tode beginnt. Die Zentralgewalt wurde von da ab schwächer, die Lehren des Buddhismus verfehlten ihren Eindruck nicht; die kriegerische Energie schwand schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Allmählich wurden die Mongolen aus Indien und China verdrängt. Um 1368 vertrieb der nationale Kaiser Tschun-juan-tschang den mongolischen Großchan aus Peking, und dieser zog sich nach Karakorum zurück. Die völlige Auflösung folgte im Laufe der Zeit, und das mongolische Volkselement im Osten geriet nach und nach unter chinesische Herrschaft.

Anders stand es um diese Zeit im westlichen Teile des Reiches. Dort erhoben sich die Mongolen noch einmal zu einer großartigen Machtentfaltung unter Timur-lenk, d. h. Timur dem Lahmen, aus dessen Namen im Laufe der Geschichte das korrumpierte Tamerlan geworden ist. Auch er war, wie mehrere seiner Vorgänger, ursprünglich nur der Lehnsträger des letzten Sprossen aus Djinghis-Chans Geschlecht und zugleich dessen Schwiegersohn gewesen und hatte elf Jahre lang kämpfen müssen, bis er zur unbestrittenen Herrschaft in dem west-turkestanischen Reiche von Djagatai kam. Als er diese errungen, machte er Samarkand zu seiner Hauptstadt und begann mit Kriegszügen, um die Grenzen zu schützen und zu erweitern.

Zunächst wurden das heutige Afghanistan und Nordpersien erobert, in Georgien aber ein blutiger Religionskrieg geführt, denn dies Land war

christlich, und Timur, wenigstens äußerlich, ein strenger Islamit. Von Georgien aus drang er in den Kaukasus vor und stieß hierbei zum ersten Male mit seinem fast gleichbedeutenden Nebenbuhler Tochtamisch-Chan, dem Beherrscher des Reiches von Kiptschak, zusammen. Ehe er den ernsten entscheidenden Kampf gegen diesen begann, wendete er sich noch einmal nach Persien zurück, um später den Rücken frei zu haben. Tochtamisch aber kam ihm zuvor und überraschte ihn einmal südlich des Kaukasus, das andre Mal am Syr-Darja in Turkestan — Züge, die für die Kühnheit und Schnelligkeit der Mongolenfürsten und ihrer Krieger erneutes Zeugnis ablegen. Timur schlug den Angreifer zurück. Bevor er denselben aber im Sitze von dessen eigentlicher Macht, in Südrußland, seinerseits aufsuchte, unterwarf er noch Ostturkestan und die Djungarei. Bis zur Selenga, 3000 Kilometer von Samarkand entfernt, drangen seine Heere vor. Wieder wurden Wüsten und Hochgebirge überwunden. Nur der unbeugsame Wille des Führers und die Härte und Widerstandsfähigkeit der Truppe machten solche Taten möglich. Dann erst nahte der Kampf um die Weltherrschaft. Tochtamisch-Chan stellte sich ihm mit einem großen Heere am Ural entgegen, aber Timur umging seine starke Stellung mit einer kühnen Durchfurtung des Stromes, trennte ihn dabei zugleich von seiner Hauptstadt Serai, die Batu einst an der Achtuba gegründet hatte, und schnitt ihn von seinen Verstärkungen ab, wandte sich nach Norden, holte den zurückgehenden Gegner endlich ein und schlug ihn vollständig.

Hierauf wandte er sich gen Süden und eroberte Kurdestan und Mesopotamien. Durch diesen Feldzug kam er zuerst mit den osmanischen Türken in Berührung, die unter ihrem Sultan Bajasid Ilderim im Begriff waren, den europäischen und kleinasiatischen Orient zu erobern. Bevor es aber hier zum Kampfe kam, mußte Timur sich noch einmal gegen Tochtamisch wenden. Er drang über den Kaukasus vor, schlug jenen am Terek und dehnte seine Züge weit nach Rußland hinein bis Moskau und zum Dnjepr aus. Dann folgte eine vorübergehende Rückkehr nach Samarkand, wo er glänzend Hof hielt. Aber trotz seiner Liebe zur Pracht verweichlichte er sich nicht. Schon trug er sich mit dem Gedanken an die Wiedereroberung Chinas, doch wendete er sich zuvor noch gegen Indien, wo mittlerweile der Krieg begonnen hatte. Eine wunderbare Expedition durch die Eisregionen des westlichen Badakschan leitete seinen Feldzug ein. Der Schnee lag so hoch, daß Mann und Roß bis zum Halse versanken. Nur in der Nacht, wenn der Frost eine feste Decke schuf, konnte marschiert werden. Am Tage wurde im Schatten der Bergwände gerastet. An Seilen mußten die einzelnen Leute steile Abstürze hinabgelassen werden. Für Timur bauten seine Soldaten ein hölzernes Floß an langen Tauen. Auf diesem ließ er sich die schneebedeckten Abhänge hinuntergleiten, während für die Männer, die das Floß des Groß-Chans hielten, vorher Stufen in das Eis gehauen wurden. Zahlreiche Leute stürzten ab; fast alle Pferde gingen verloren. Am Ende schritt Timur, durch sein persönliches Beispiel die Soldaten anfeuernd, mit einem kräftigen Stock in der Hand seinen Truppen über Eis und Schnee voran. Seine Ausdauer wurde

belohnt; denn schließlich gelang es, den Feind zum Stehen zu bringen und ihn in dreitägigen Kämpfen zu vernichten. Dann ging das Heer über den Chawakpaß nach Kafiristan hinein, wo vor ihm nur Alexander marschiert war. Sorgfältig sicherte Timur die Marschstraße. Er überschritt den Indus, an dem arabische Priester aus Mekka ihm das Kalifat anzutragen kamen. Im Pendschab fiel das starke Multan. Furchtbar war die Verwüstung. Alle Gefangenen wurden niedergemetzelt. Als die Zahl der mitgeschleppten Sklaven beunruhigend groß wurde, ließ Timur am 30. Dezember 1398 im mongolischen Lager 100 000 Inder in weniger denn einer Stunde umbringen. Vor den Toren von Delhi stellte sich ihm Sultan Mahmud mit einem starken Heere und zahlreichen Kriegselefanten entgegen. Doch er erlag am 3. Januar 1399 der Übermacht. Rauschende Siegesfeste feierten bald darauf in Delhi selbst das Ereignis, und da es hierbei zu Ruhestörungen kam, schloß sich die schonungslose Vernichtung der gesamten Einwohnerschaft an. Die Stadt Merut, die tapferen Widerstand leistete, erlitt das gleiche Schicksal. Timur kannte kein Mitleid, das sich nach seiner Meinung nur in schwachen Seelen fände. Als er das nordwestliche Indien in ein Leichen- und Trümmerfeld verwandelt hatte, kehrte er nach Samarkand zurück, wohin er 120 erbeutete Kriegselefanten als Trophäe vorausgeschickt hatte.

Bald wendete er sich nochmals in den Kaukasus und verhängte über Georgien eine Christenverfolgung von unerhörter Grausamkeit. Nicht nur die Bevölkerung wurde dort umgebracht, sondern auch der Anbau vernichtet. In den Weinbergen rissen die Mongolen die sorgsam gepflanzten Reben aus der Erde. Dann wandte der Eroberer sich nach Kleinasien, und die Frage, wer der Stärkere sei, Timur oder Bajasid, nahte der Entscheidung. Ein Briefwechsel zwischen den beiden Gewaltigen ging dem Kampfe voran. Timur nennt Bajasid darin eine Ameise, die er, der Elefant, mit seinem Fuße zertreten werde, und er warnt ihn, während dieser sich rühmte, daß es schon lange sein Wunsch gewesen wäre, mit den Mongolen zu kämpfen. Dann brach Timur in Anatolien ein, eroberte Siwas und vollzog ein furchtbares Strafgericht an den christlichen Einwohnern, die sich zur Wehr gesetzt hatten. Um sich die Flanke für den weiteren Feldzug nach Westen zu sichern, wendete er sich dann gegen den Sultan von Ägypten, der mit einem großen Heere in Syrien stand. Timurs Truppen begannen zu murren ob der unaufhörlichen Anstrengungen, die kein Ende nehmen wollten, aber er blieb fest und verstand es, sie wieder mit sich fortzureißen. Bei Aleppo und Damaskus erfocht er große Siege, und nur eine Krankheit scheint ihn an der Eroberung Ägyptens gehindert und einen vorübergehenden Stillstand in seinen kriegerischen Unternehmungen herbeigeführt zu haben. Bald darauf wendete er sich gegen Bagdad, das sich inzwischen vom Mongolenjoche befreit hatte, und im Jahre 1401 wurde die Kalifenstadt nochmals total zerstört. Ein Siegesdenkmal von 90 000 abgeschlagenen Feindesköpfen legte Zeugnis von Timurs Rache ab.

Nun trat er den Marsch gegen Bajasid an. Bei Siwas hielt er eine große Heerschau, die vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang dauerte.

Ein Teil seiner Truppen erschien schon — was das Mittelalter sonst nicht kannte — uniformiert in gleichen Farben, gleichen Panzerhemden oder Küraſſen. Die Türken standen unterdessen nahe gegenüber bei Tokat. Timurs Kundschafter aber berichteten, daß dichte Wälder ihn vom feindlichen Lager trennten, in denen seine Reiter kein Feld für ihre ungestümen Angriffe finden würden. Klug verschob er daher die Schlacht und wich nach Südwesten aus. Bajasid versäumte es oder scheute sich, ihn im Rücken anzugreifen, und zog nebenher, ohne daß es zum Kampfe kam. Die große Salzwüste Anatoliens umging das Mongolenheer nördlich, traf die sorgfältigsten Vorbereitungen für den Marsch durch das wasserarme Land und erschien ungeschwächt vor Angora, dessen Mauern Timur sogleich umritt, die Anordnungen für die Belagerung treffend.

Bajasid folgte ihm, aber es scheint ihm die gleiche kluge Voraussicht wie seinem großen Gegner gefehlt zu haben; denn das türkische Heer litt stark unter Durst und Mangel. Am 1. Juli 1402 kam es nahe von Angora zur Schlacht. Bajasid unterlag. Durch einen Pfeilschuß verwundet und mit dem Pferde stürzend, fiel er in die Gewalt der Mongolen und ward vor Timur geführt. Dieser empfing ihn mit bitterer Selbstironie: „Gott muß von dieser Welt eine herzlich schlechte Meinung haben, da er ihre Herrschaft geteilt hatte zwischen einen Lahmen wie mich und einen Einäugigen wie dich.“ In einem früheren Kampfe nämlich hatte Bajasid ein Auge verloren. Timur schonte den Gefangenen, führte ihn aber, bis er einige Zeit darauf am Schlagfluß starb, unter strenger Bewachung auf seinen Zügen mit sich[1]).

Nach Brussa und nach Smyrna hin drangen die Mongolen noch vor. Ägypten unterwarf sich freiwillig, und der Sieger kehrte zur Abhaltung glänzender Feste wieder nach Samarkand zurück. Aber ein ruheloser Geist, der dem Alexanders glich, trieb den Neunundsechzigjährigen bald wieder vorwärts. Er bereitete einen letzten großen Zug gegen China vor, dessen Stunde nunmehr geschlagen haben sollte. Allein auf der Reise zu seinem Heere überwältigte ihn ein Stärkerer, der Tod, so daß sein Werk der Welteroberung, das er sonst wohl zu Ende geführt haben würde, unvollendet geblieben ist.

Timur war von hohem Wuchs und erstaunlicher Körperkraft. Die hervorstechenden Züge bei ihm sind unerschütterlicher Mut, Ausdauer und Ruhelosigkeit. Nimmer hat er gerastet; die großen Feste, die er veranstaltete, sollten ihm keine Erholung gewähren, sondern nur den Glanz seiner Herrschaft erhöhen. Immer wieder erfolgte ein Kriegszug nach kurzer Frist. „Wie es einen Herrn im Himmel gibt, muß es auch einen Herrscher auf Erden geben. Gott hat mir die Herrschaft über die ganze Welt zugesagt. Als ich den Kaisermantel auf die Schulter nahm, verzichtete ich auf alle Beschaulichkeit, die man auf dem Ruhebette genießt. Niemals habe ich meinen Plan aufgegeben, ehe er mir nicht vollständig geglückt war.“ — Das sind die

[1]) Die Sage, daß Bajasid in einen Käfig gesperrt worden sei und sich dort im Zorn den Schädel an den eisernen Stäben zerschmettert habe, scheint unrichtig und nur aus einer falschen Übersetzung des Wortes „Kafes“ entstanden zu sein, das sowohl Käfig als auch Sänfte bedeutet.

Worte einer echten Herrschernatur. Sein Einfluß auf die Mitmenschen war ein gewaltiger. In zündender Rede wußte er jeden Widerspruch verstummen zu machen. Er stellte hohe Anforderungen. Von seinen Unterfeldherren, den Emiren, verlangte er: „den Adel der Geburt dem der Seele vermählt, Intelligenz, List und Kühnheit, Tapferkeit und Klugheit, Entschlossenheit und Voraussicht, Beharrlichkeit und eine tiefe Überlegung.“ Gegen seine Soldaten soll er leutselig gewesen sein. Er erkannte an, daß er ihnen Dankbarkeit schuldete, fragte die Tapferen, die mehrere Male das Schwert für ihn gezogen hatten, sogar um Rat und bezeugte ihnen Vertrauen. Timur ist auch nicht bloß der erbarmungslose Wüterich gewesen, als den seine Feinde ihn kennen lernten. Gegen Künstler und Gelehrte, namentlich Ärzte und Astrologen, vor allem aber gegen die muselmanische Geistlichkeit war er milde und behandelte sie allezeit mit Achtung und Ehrerbietung. Samarkand verdankt ihm eine Reihe glänzender Baudenkmäler. Als Staatsmann war er weise, und er betätigte sich auch als Gesetzgeber, da er dem Gesetzbuche Djinghis-Chans, das auch zu seiner Zeit noch die Grundlage des Staatswesens bildete, seine „Institutionen“ hinzufügte. Aus diesen spricht ein gerechter und kraftvoller Herrscher zu seinem Volke. Auch hier also haben wir es nicht nur mit roher Gewalt, sondern mit ausgezeichneten männlichen Eigenschaften zu tun, an denen die mongolische Rasse sicherlich nicht arm gewesen ist.

Timur hinterließ indessen keinen Nachfolger von annähernd gleicher Bedeutung. Sein Sohn Pir Mohammed war nicht der Mann, um das ihm anvertraute Erbe zu erhalten oder gar zu vermehren. Der Zug nach China unterblieb, Thronstreitigkeiten brachen aus, und bald befand sich das Reich in voller Auflösung. Schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts ging Kleinasien wieder an die Türken verloren, und auch in Persien wurde der mongolische Einfluß gebrochen. In Rußland grub sich dieser durch Uneinigkeit der Herrscher das eigene Grab; der Zerfall des Reiches Kiptschak in mehrere selbständige Chanate erleichterte den russischen Großfürsten, die sich wieder erhoben, die Befreiung vom asiatischen Joche. Nur in der Krim erhielt sich das tatarische Chanat noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, und Friedrich der Große suchte bekanntlich einmal durch eine Gesandtschaft sein Bündnis gegen Rußland.

Tatarenschwärme traten freilich in den Kriegen Westeuropas als Söldner auf, zumal während der schwedisch-polnischen Kriege im Dienste der Krone Polen. Wenig bekannt ist es, daß sie in einer noch nicht allzu weit zurückliegenden Zeit im Osten unsres eigenen Vaterlandes ihr Vernichtungswerk wie einst im Mittelalter getan haben. Im Herbst des Jahres 1656 brachen sie nach dem am 7. Oktober vorgefallenen Treffen bei Prostken, wo ein polnisches Heer über die verbündeten Brandenburger und Schweden siegte, in das schutzlose Masuren ein und bezeichneten ihren Weg durch Sengen, Brennen, Plündern und Morden. Kein Alter und Geschlecht wurde von ihnen geschont. In Herden trieben sie die Bevölkerung zusammen, um sie gefangen fortzuführen und in der Ferne als Sklaven zu verkaufen. Bis Ragnit nördlich hinauf dehnten sie ihre Streifereien aus, 13 Städte und 245 andre Ort-

schaften wurden niedergebrannt, 23000 Menschen fanden durch die Horde ihren Tod, 34000 sind fortgeschleppt worden. Unter ihnen fanden sich Sprossen der vornehmsten Geschlechter, so eine junge Gräfin Lehndorff aus Steinort, die am Ende als Sklavin nach Konstantinopel kam, von dort aus das Mittel fand, sich durch den kurbrandenburgischen Gesandten mit der Heimat wieder in Verbindung zu setzen und einen rührenden Briefwechsel hinterlassen hat. Auch Fürst Radziwill, des Kurfürsten Statthalter, wurde von Tataren davongeführt; denn ihre Raubzüge wiederholten sich, wenn auch nicht in gleich großem Maßstabe, noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, fast bis zur Zeit der Krönung in Königsberg.

Mit der Bildung selbständiger Staaten und einer politischen Rolle der Mongolen aber war es vorüber.

Auch die Besorgnis vor neuen Eroberungszügen der gelben Rasse gegen den Westen hin erscheint unnötig; sie sollte durch diese Darstellung keineswegs wachgerufen werden. Für Jahrhunderte sind wir vor einer neuen gelben Gefahr dieser Art voraussichtlich sicher, und was danach kommt, entzieht sich heute dem Urteil und der Prophezeiung. Kein moderner Batu wird mehr von Pest aus das Abendland bedrohen. Die Verhältnisse sind eben ganz andre geworden. Bevölkerung und Wehrhaftigkeit der europäischen Staaten haben sich im Vergleich zum Mittelalter ins Vielfache gesteigert. Der Besitz großer numerischer Überlegenheit gehörte immerhin zu den wichtigsten Grundlagen für die mongolischen Siege, und an eine solche ist gegenwärtig nicht mehr zu denken. Auch bei den Völkern des fernen Ostens ist die Bedürfnislosigkeit alter Zeiten geschwunden. Heere mit moderner Ausrüstung und von einer Stärke, daß sie unsern Kulturstaaten gefährlich zu werden vermöchten, sind selbst mit Hilfe der Eisenbahnen von Asien her nicht so weit über Land zu führen, wie es einstmals von den großen Mongolen-Chanen mit ihren Reiterscharen geschah. Ob das neu erstarkte Japan den Weg kriegerischer Eroberung oder friedlicher Entwicklung gehen wird, und wie weit es im ersten Falle seine Ausdehnungsfähigkeit betätigen kann, bleibt eine offene Frage. Ob sich China nach seiner kürzlich begonnenen Wiederbelebung über die Grenzen der eigenen Welt hinaus politisch wird ausbreiten wollen, ist noch von niemandem vorauszusehen. Die klügsten Staatsmänner des Ostens selbst würden uns die Antwort darauf schuldig bleiben.

Am ehesten können wohl Verwicklungen im Becken des Stillen Ozeans und an den Gestaden des Indischen Meeres eintreten. Sie sind möglicherweise gar nicht so fern, als man im allgemeinen geneigt ist anzunehmen. Japan und das eigentliche China leiden an Übervölkerung, und zumal im Himmlischen Reiche wird sich der Volksüberschuß mit Einkehr geordneter Verhältnisse in schnellem Tempo mehren. Früher waren Kindesmord und Massenvernichtung durch Naturereignisse die Abhilfemittel; sie müssen mit der Annahme moderner Kultur durch gesetzliches Verbot und durch Fürsorge der Regierung natürlich verschwinden. Der alljährliche Zuwachs wird mehr denn

in alter Zeit erhalten bleiben. So tritt mit Naturnotwendigkeit der Zwang auch an China heran, nach auswärtigen Gebieten für Kolonisation zu suchen.

Auf den Inseln des Stillen Ozeans mehrt sich die Einwanderung der Japaner von Jahr zu Jahr. Hawai ist zu mehr als der Hälfte schon von ihnen bevölkert. Auf den Philippinen bereitet sich ein ähnlicher Prozeß vor. An der noch dünn bevölkerten Westküste der Vereinigten Staaten hat die japanische Einwanderung erst kürzlich blutige Konflikte hervorgerufen. Sie wird um so bedenklicher, als dem ganzen Volke ein Solidaritätsgefühl innewohnt, wie es unter den europäischen Nationen annähernd nur das englische besitzt.

Die chinesische Überflutnng aller Küstenländer des Ostens ist dort längst von der weißen Rasse als eine wirtschaftliche Gefahr erkannt worden. Zur politischen ist sie noch nicht geworden, weil bisher keine starke Militärmacht hinter ihr stand. Ist China einmal erst dazu umgewandelt — und es hat das Zeug für eine solche Rolle — so wird auch die politische Gefahr nicht ausbleiben. Wie sich die 300 Millionen Inder verhalten werden, wenn sie die benachbarten Nationen selbständig ihre Geschicke lenken und ihr Recht vertreten sehen, ist eine weitere schwerwiegende Frage. Die Regierungen der beteiligten Staaten sind friedlich und werden das Ihrige tun, um die gange Entwicklung in ruhige Bahnen zu lenken. Aber es fragt sich, ob ihre Kraft dazu hinreichen wird; denn solche Völkerbewegungen sind unaufhaltsam wie die Überschwemmungen großer Ströme, sobald sie die Dämme durchbrochen haben.

So können also weit eher der ferne Osten Asiens und die westlichen Gestade Amerikas durch kriegerische Ausbrüche erschüttert werden als der Westen Europas. Indirekt wird aber auch dieser, seit alle großen Nationen ihre Interessen jenseits der Meere suchen, in Mitleidenschaft gezogen werden.

Sicher ist, und dies lehrt uns die Geschichte der Mongolenkriege des Mittelalters, daß die gelbe Rasse gewaltiger Kraftäußerungen fähig ist. Diese auf allen Gebieten des menschlichen Verkehrs geltend zu machen, steht sie von neuem im Begriff. Die Bewegung ist jetzt schon zu weit gediehen, um sich noch einmal ganz zurückdämmen zu lassen. Das bestätigen alle aufmerksamen Beobachter, die den mandschurischen Krieg mitmachten und auf der Heimkehr auch China studiert haben. Alle sind erstaunt von der Leistungsfähigkeit der gelben Völker. Sie erkennen an, daß wir ihnen einzelnes nicht nachmachen können. Wir stehen ihnen an Bedürfnislosigkeit, Zähigkeit, Ausdauer, ja in bestimmten Richtungen auch physisch nach, wie z. B. in der gymnastischen Behendigkeit. „Das Erwachen der gelben Rasse und ihr Eintritt in den großen Wettbewerb der Weltherrschaft wird dem 20. Jahrhundert den Stempel aufdrücken," so schrieb mir ein urteilsfähiger türkischer Freund während der Rückreise vom Kriegsschauplatze.

Noch bis vor kurzer Zeit war für uns im Abendlande nach der landläufigen Vorstellung der Begriff „Welt" identisch mit dem europäischen Westen und Nordamerika. Die Kreise der Übersee-Politik umspannten England, Frankreich und die Union. Dieser Begriff hat jetzt eine radikale Umwälzung durchgemacht. Neben der unsern hat sich eine Welt des Ostens aufgetan, die

ein ebenso lebendiges Treiben zeigt und die Gleichberechtigung für sich in Anspruch nimmt. Die älteren Mächte der weißen Rasse müssen den Gedanken fallen lassen, daß das Erdenrund für sie und ihre Alleinherrschaft bestimmt gewesen sei. Beide Welten werden eine Zeitlang gleichsam nebeneinander hergehen, aber die Berührung wird sich immer lebhafter gestalten und zuletzt zu einer völligen Vermischung der Interessen führen. Dann wird das Ringen um die Lebensbedingungen in dem Durcheinander von Weiß und Gelb in vollem Umfange beginnen. Es mag zunächst ein friedliches bleiben; der kriegerische Zusammenstoß pflegt am Ende zu folgen.

Diese große Wandlung hat der mandschurische Krieg zwar nicht begonnen, wohl aber der denkenden Menschheit zum ersten Male zum Bewußtsein gebracht. Deshalb nannte ihn auch der Freund, Kenner und Lehrer Japans, der verstorbene deutsche General Meckel, „einen Vorgang ohne gleichen in der Geschichte".

Nützlich ist es für uns jedenfalls, die Nebenbuhler aus ihrer Vergangenheit kennen und richtig einschätzen zu lernen. Im friedlichen Wettbewerb haben wir ihren Fleiß, ihre Genügsamkeit, Zähigkeit und auch Verschlagenheit besonders zu beachten, im kriegerischen vor allen Dingen die Geringschätzung, um nicht zu sagen Verachtung, des Lebens und das überaus kräftige Rassegefühl, das zunächst in einem glühenden Patriotismus seinen Ausdruck findet. Dies werden die Eigenschaften sein, in denen es ihnen gleichzutun die nachwachsenden Geschlechter im Abendlande sich bemühen müssen, und auf deren Wert sie nicht genug hingewiesen werden können, damit sie dereinst imstande sind, den Wettstreit oder vielleicht auch den Kampf der Rassen glücklich zu bestehen.

Das sollte auch unsern breiten verwöhnten Arbeitermassen nicht an letzter Stelle zugerufen werden; sonst können wir die Konkurrenz der gelben Männer in Handel und Gewerbe jenseits der Meere nicht dauernd aushalten und werden mehr und mehr auf die engeren Grenzen des Vaterlandes zurückgedrängt werden. Dies aber könnte gar leicht zu Rückschritt und Verarmung führen.

Zur Einführung in die griechische Kunst.

Aus dem Nachlaß von Adolf Furtwängler.

(Schluß.)

Wie schon der antike Name des „dorischen" Baustiles andeutet, ist er im dorischen Kreise und wahrscheinlich wohl im Peloponnes entstanden; der Zusammenhang mit der mykenischen Säulenform paßt wohl dazu, da der nordwestliche Teil des Peloponnes ja ein Hauptsitz mykenischer Kultur war. Und hier befanden sich nun auch die Städte, die jetzt, im siebenten Jahrhundert, für die griechische Kunsttätigkeit die wichtigsten Zentren waren und lange blieben, Argos, Korinth und Sikyon. In diesem Kreise werden wir den dorischen Monumentalbau geschaffen und von hier aus ihn verbreitet denken dürfen.

In diese Gegend weisen auch die geringen Spuren der Überlieferung, die uns erhalten sind: das Heraion bei Argos galt als der älteste dorische Tempel. Daß die Korinther eine wichtige Erfindung in bezug auf den Tempelbau gemacht haben, bezeugt Pindar; nur läßt seine Ausdrucksweise Zweifel, worin sie bestanden hat. Pindar rühmt die Korinther als Erfinder des Dithyrambos und ferner als Erfinder des Pferdegebisses; eine dritte bekannte und anerkannte Erfindung derselben bezeichnet er mit den Worten: „Wer hat den Tempeln der Götter einen doppelten König der Raubvögel verliehen?" (*τίς . . . θεῶν ναοῖσιν οἰωνῶν βασιλεά δίδυμον ἐθηκε*); „Adler", *ἀετός*, war Bezeichnung für den Fassadengiebel, nicht ein Giebeldach überhaupt. Letzteres war etwas im europäischen Hausbau Uraltes und Allgemeines, das übrigens auch für die kretisch-mykenische Kultur durch Gemmen und Tonsarkophage bezeugt ist. Der Nachdruck bei Pindar ist wohl auf das Wort „doppelt" (*δίδυμον*) zu legen: die Korinther gaben dem Tempel einen doppelten Fassadengiebel.

Daß der Tempel zwei ganz gleiche Giebelfassaden erhielt, war aber eine Folge des Peripteros. Vor der Erfindung dieses hatten die Tempel nur eine Fassade, nur einen geschmückten Giebel. Der Peripteros schuf völlige Gleichheit der Seiten. Eine Folge des Peripteros und der durch ihn geschaffenen zwei Giebelfassaden war es auch, daß man an der Rückseite der Cella ganz ebenso wie an der Vorderseite einen Vorsaal vorlegte, d. h. der sogenannte Opisthodom ist eine Folge des Peripteros; er findet sich schon am Heraion in Olympia, das nächst jenem von Argos als ältester dorischer Tempel galt.

So scheint Pindar also zu zeigen, daß man den Peripteros in Korinth entstanden ansah. Eine weitere Spur der Überlieferung weist in dieselbe Gegend: Butades, ein Töpfer von Sikyon, der Nachbarstadt Korinths, soll in Korinth erfunden haben, die Enden der Deckziegel mit Masken zu schmücken. Die Angabe weist darauf hin, daß die Verkleidung des Daches mit gebrannter Tonarbeit im Kreise von Sikyon und Korinth ihre Ausbildung empfing. Die Einführung des Terrakottadaches überhaupt war aber von der größten Wichtigkeit für den Tempelbau. Die Ziegelbekleidung ist eine notwendige Bedingung für das monumentale Giebeldach — natürlich nicht für das Giebeldach überhaupt; denn dies ließe sich ja mit verschiedenen einfachen Materialien decken, und man hatte natürlich Jahrhunderte oder Jahrtausende schon Giebeldächer, ehe man das gebrannte harte, dauerhafte Ziegeldach kennen lernte —; die Terrakottadächer sind in Griechenland erst mit dem monumentalen Tempelbau und mit der Peripteralanlage zugleich entstanden. Die Ziegelbekleidung wurde sofort künstlerisch ausgestaltet; zwar das Anbringen figürlicher Masken an den Enden der Deckziegel folgte erst relativ spät, im sechsten Jahrhundert; dem Figürlichen ging aber ornamentaler Schmuck lange voraus. Wir kennen glücklicherweise durch die Ausgrabungen das Terrakottadach des Heraion von Olympia, das ohne Zweifel einer der ältesten Peripteraltempel war; die Enden der Deckziegel und das Firstakroterion haben hier noch einfache runde Form und sind verziert. Der Schmuck des großen Firstakroterions stimmt nun in Technik und Ornamentierung so genau mit gewissen Vasengattungen überein, die wir mit Sicherheit Sikyon und Korinth zuweisen dürfen, daß wir das ganze Dach wohl als sikyonisch-korinthische Arbeit und zwar des späteren siebenten Jahrhunderts bezeichnen können. In dieselbe Zeit wird das Heraion auch durch andre Fundtatsachen gewiesen. Seine Säulen waren noch hölzern; sie wurden erst später allmählich durch steinerne ersetzt. Das Heraion galt als Stiftung der Olympia benachbarten Stadt Skillus; doch haben sich die Kypseliden, die Tyrannen von Korinth, offenbar besonders für dasselbe interessiert. Hier im Heraion war der aus Goldblech getriebene kolossale Zeus, das Weihgeschenk der Kypseliden, wahrscheinlich des Periandros (629—585 v. Chr.) aufgestellt, hier auch die berühmte überreich mit Darstellungen aus der Sage geschmückte Lade der Kypseliden. Der Bau ist wahrscheinlich von korinthischen Künstlern ausgeführt worden. Gewisse Eigentümlichkeiten des dorischen Baustiles, die erst späterhin allgemein anerkannt und kanonisch wurden, das engere Heranziehen der Eckäule, das mit der Triglypheneinteilung zusammenhängt, die volle Korrespondenz des Peripteros mit der Cella und ihrem Innenbau und die schon erwähnte Anlage eines dem Pronaos genau entsprechenden Opisthodoms finden sich bereits am Heraion, während die älteren dorischen Tempel in Sizilien und Unteritalien diese Gesetze nicht anerkennen und erst später ihnen zu folgen beginnen. Es drang schließlich allenthalben durch, was ein vermutlich sikyonisch-korinthischer Architekt im Heraion von Olympia im siebenten Jahrhundert schon vorgebildet hatte.

Die Bekleidung des Daches mit Terrakotta wurde sehr rasch von Griechenland nach Etrurien übertragen und hier besonders reich ausgebildet. Das

hier übliche weit vorspringende Holzdach wurde ganz mit Terrakotta umkleidet und auch das ganze Gebälk mit dem schützenden und zugleich durch bunte Ornamente reich schmückenden gebrannten Tonmantel umgeben. Es war vermutlich etruskischer Einfluß, der in Unteritalien und Sizilien einige Architekten veranlaßte, auch an steinernem Gebälk etwas ähnliches zu versuchen; man umkleidete hier zuweilen das ganze Geison mit buntbemalten Terrakottaplatten. Ein schönes Beispiel ist uns in dem von der sizilischen Stadt Gela in Olympia erbauten Schatzhause erhalten.

Der dorische Bau ist also im wesentlichen aus dem künstlerisch so überaus tätigen und produktiven Kreise des nordöstlichen Peloponnes hervorgegangen. Die ältere Entwicklung desselben zeigt ein großes Schwanken der Formen; namentlich die Bauten der Kolonien im Westen zeigen manches Abweichende. Doch allmählich einigte man sich allgemein auf gewisse Formen, die nun kanonisch wurden. Einen wesentlichen Teil derselben hatte jener alte Bau des Heraion in Olympia schon vorgebildet.

Wir versuchen, uns die wesentlichen Züge der dorischen Bauformen im einzelnen zu vergegenwärtigen.

Der Tempel erhebt sich auf einer niederen, in wenige, gewöhnlich drei, Stufen gegliederten Basis. Diese einheitliche ununterbrochene, das Ganze tragende Basis hebt den Bau über seine Umgebung heraus, isoliert ihn, trennt ihn von dem Umgebenden und vermittelt doch wieder mit diesem durch das Motiv der Stufen. Ganz das gleiche Motiv, die Stufen, hat die ältere griechische Rundplastik sehr häufig auch bei den Statuenbasen angewendet; auch diese waren immer niedrig, ebenso wie das Krepidoma (so nannte man jenen Stufenunterbau) des Tempels. Das Herausheben einer Statue oder eines Baues auf einen breiten und hohen Untersatz würde dem Sinne jener Zeit unfein, plump und prahlerisch erschienen sein. Man wollte, daß der Tempel wie die Statue unmittelbar zu dem Betrachter spreche, ihm Aug ins Auge sehe, nicht hoch über ihn hinausgehoben sei. Erst in der Zeit nach Alexander werden für die Statuen hohe Postamente gewöhnlich, und da setzte man zuweilen auch die Tempel auf ein entsprechendes Podium; diese Manier wurde dann bei den Römern ganz herrschend.

Auf der Stylobat genannten, ebenen oberen Fläche des Krepidoma erheben sich nun unmittelbar die Säulen und die Wände des Tempels. Die mykenische Säule hatte eine niedere Platte als Basis; es war eine Steinplatte als schützende Unterlage für die Holzsäule. Auch die etruskische Säule hat sich das Motiv der Basis bewahrt; es ist daher zu vermuten, daß auch die Vorstufe des dorischen sie noch hatte. Im monumentalen Steinbau aber zog man die Konsequenz daraus, daß nun eine Basis der Säule nicht mehr nötig war und ließ sie weg. Sie vertrug sich auch nicht mit dem Geiste von Ernst und Strenge, der nun den Bau beherrschte. Rücksichtslos einfach und klar will er sprechen. Es ist dieselbe Richtung, die wir in dem Geräte des nachmykenischen geometrischen Stiles beobachteten; so wie die Stützen der „geometrischen" Dreifüße unmittelbar auf dem Boden aufstehen und jede vermittelnde Fußform verschmähen, und wie dieser Zug ganz zum Wesen des Stiles gehört, so die entsprechende Form des dorischen Baues, in dem eben der Geist jenes „geometrischen" Stils noch lebendig ist.

Der Säulenstamm, den man gerne, wenn man konnte, aus einem Steine herstellte, gewöhnlich aber aus mehreren Trommeln zusammensetzen mußte, ist unten mächtiger als oben; die Verjüngung ist namentlich in der früheren Zeit recht stark. In der Mitte pflegt der Stamm eine leichte Schwellung (Entasis) zu zeigen. Die vertikale aufstrebende Richtung des Stammes wird verstärkt durch die Riefelung desselben, durch die in der Regel zwanzig flachen Furchen oder Kannelüren, die nur durch eine scharfe Kante voneinander getrennt sind. Das Wesentliche dieses Motivs findet sich schon in der ägyptischen Architektur; die etruskische Säule kennt es nicht; es ist wohl erst mit dem monumentalen dorischen Steinbau eingeführt worden. Es war ein besonders wichtiges Kunstmittel bei Durchführung der Idee des Peripteros; sollte mit der Säule allein eine monumentale Außenseite des Baues geschaffen werden, so war jene Häufung der Vertikale für die Gesamtwirkung von großer Bedeutung. Die Fläche, die die noch nebeneinander gerichteten Säulen bilden, würde bei glatten runden Stämmen etwas rundlich Unbestimmtes haben; durch das Motiv der Kannelüren erhält sie Richtung, feste Form und Gliederung; das Straffe, Aufrechte des tragenden Teiles des Baues wird klar herausgehoben.

Den Säulenstamm bekrönt das Kapitell. Unmittelbar unter den auf den Säulen ruhenden Balken ist eine vorspringende vierkantige Platte gelegt, der sogenannte Abacus. Den Übergang vom runden Stamme zu diesem vermittelt der Echinus, der wulstige Teil des Kapitells, der auf den runden Wulst der mykenischen Säule zurückzuführen ist. Indem dieser Teil aber nicht gleichmäßig rund ist wie dort, sondern ansteigt, ist er zu einem deutlich sprechenden Symbole der Last sowohl als der ihr entgegentretenden tragenden Kraft geworden. Die Frühperiode des dorischen Stiles hat mehr die erstere Idee, die des Symboles der Last betont, indem sie den Echinuswulst sehr breit gedrückt, gleichsam niedergequetscht gebildet hat; späterhin machte man den Echinus aufrechter, elastisch kraftvoll gespannt und drückte damit mehr die tragende Kraft aus. Die ältere Zeit sprach gern in starken Kontrasten recht laut und vernehmlich, daher die große Verjüngung des Säulenstammes und das weitausladende kuchenförmige Kapitell. Später suchte man nach knapperem, konzinnerem Ausdruck. An der Wandlung des Kapitellechinus läßt sich die ganze Geschichte des dorischen Stiles verfolgen. Am Ende der archaischen Epoche hat der Echinus seine schönste Gestalt erreicht, die sich gleich weit von der plump gequetschten alten wie von der leblossteifen Linie der späteren Zeit entfernt und ein Bild elastischer Kraft verkörpert.

Die dem mykenischen Kapitell eigene starke Einziehung unter dem Wulste erscheint selbst mit dem dieselbe schmückenden Blättchenkranze auch an alten dorischen Kapitellen zuweilen (im Peloponnes wie im Westen); in der Regel jedoch fällt dies weg, und der ausgebildete dorische Stil kennt nur einige glatte Riemchen am unteren Ende des Echinus, die sogenannten Annuli; sie sollen den Säulenstamm vom Echinus abgrenzen und zwischen dem Aufsteigen des einen und dem Wulste des andern die Horizontale betonen. Es war eine Konsequenz des ganzen Geistes dorischer Architektur, daß jenes Ziermotiv

des Blättchenkranzes aufgegeben und durch ein rein tektonisches Glied ersetzt ward.

Es liegt ferner im Geiste des dorischen Baues begründet, daß das ganze Kapitell unbemalt und völlig schmucklos ist; nur jene Riemchen waren in der Regel durch rote Farbe hervorgehoben; sonst ist die ganze Säule ungefärbt weiß, sei es, daß das Weiß durch Stuckierung hervorgebracht oder daß es die Farbe des Steines (Marmor) war. Dies ist durch die neueren Beobachtungen und Funde sicher gestellt. Es war eine schwere Versündigung gegen den Geist des Dorismus, daß man den Echinus als die Darstellung eines sich umbiegenden Blattkranzes auffaßte und meinte, er sei mit dem Motiv des Eierstabes und der Abacus mit dem Mäander bemalt gewesen, wie immer noch in vielen Büchern gelehrt und in modernen antikisierenden Bauten ausgeführt wird. Nur in der Spätzeit, als das dorische Kapitell ganz verkommen und jedes Verständnis desselben erloschen war, wurde es zuweilen mit dem Eierstab ausgestattet; daß dieser an den Kapitellen des Theseion aufgemalt gewesen sei, war eine irrige Meinung. Die Theorie, die den Echinus als Blattrolle erklärte, war auch historisch verfehlt; denn er ist ja eben aus dem mykenischen Wulstkapitell entstanden, das im Gegensatz zu ägyptischen Säulenformen nichts Vegetabilisches vorstellen, überhaupt nichts darstellen soll. Indes durch jede das Kapitell deckende ornamentale Bemalung würde man die ganze Ruhe, die ganze Harmonie, die fein erwogene, von unten nach oben gehende Abstufung und Steigerung der Formen des dorischen Baues zerstören. Vereinzelt kommt es, wie bei einem frühen dorischen Tempel in Paestum, vor, daß um den untersten Teil, den Ansatz des Echinus, ein skulpiertes Ornamentband herumgelegt ist; doch selbst dies wird, wie verschiedene andre in früherer Zeit zuweilen versuchte Zierformen, von dem reifen Stile abgeworfen, der sich am größten zeigt in seiner stolzen und strengen Selbstbeschränkung.

Über die vertikal aufstrebenden Säulen liegt horizontal hingelagert der Architrav (das Epistylion), der den wuchtigen Säulen entsprechende Dimensionen hat und sich ebenso weit von dem alten Holzbau entfernt wie die Säulen selbst; so wenig es je Holzsäulen von der monumentalen Mächtigkeit der steinernen gegeben hat, so wenig je Epistylbalken von jenen Dimensionen. Der Architrav ist ganz ungeschmückt, glatt und farblos weiß. Ganz vereinzelt steht der früharchaische Tempel von Assos in der kleinasiatischen Äolis, an dem, wohl unter ionischem Einflusse, einmal der Versuch gemacht wurde, den Architrav mit einem flachen Reliefbande zu zieren; dem strengen Geschmacke des verfeinerten Dorismus wäre dergleichen unerträglich und unmöglich gewesen.

Über dem Architrav folgt ein Fries, der aus den Triglyphen und Metopen besteht und Triglyphon genannt wird. Er besteht aus hochkantig gestellten pfeilerförmigen Blöcken, die an der Vorderseite vertikale Rillen oder Schlitze (zwei ganze und an den Ecken je einen halben), die Triglyphen tragen. In diese Blöcke eingefalzt sind etwas breitere Platten, die man Metopen nennt; diese hat man gerne mit figürlichem, sei es gemaltem, sei es in Relief ausgeführtem Schmucke versehen. Den unteren Abschluß des Frieses bietet

ein zwar technisch zum Architrav gehöriges und an ihn angearbeitetes, jedoch formal zu jenem Fries zu rechnendes, durchlaufendes, glattes, kantiges Band, an dem unterhalb der Triglyphen sich noch ein Streif mit (in der Regel sechs) sogenannten Tropfen (regula mit guttae) befindet. Die Triglyphen nebst ihrer Tropfenregula sind immer dunkel, sei es tiefblau, sei es schwarz bemalt, die Metopen aber sind licht, weiß oder mit buntem Schmucke versehen; das untere abschließende Band wird durch rote Farbe hervorgehoben.

Man hat viele Versuche gemacht, dies eigentümliche, den dorischen Stil besonders kennzeichnende Motiv des Triglyphenfrieses zu erklären. Auch hier versagt die Theorie, die alles nur aus technischem Zwang erklären will, vollständig. Die alte Meinung, die Triglyphen bedeuteten die Enden von Deckbalken und die Metopen seien eigentlich offene Lücken dazwischen, wird schon dadurch widerlegt, daß die Deckbalken niemals hinter dem Triglyphon in dessen Höhe, sondern immer erst darüber liegen, sowie daß die Metopen immer geschlossen und niemals offen sind. Das Triglyphon hat mit Deckbalken gar nichts zu tun; es ist ein zierender Aufsatz, eine Überhöhung des Baues über dem Architrav, und über ihm erst folgt die Decke. Über die Herkunft des Motives brachte ein neuerer Fund von Kreta überraschenden Aufschluß. Dort kommt es in einem altkretischen Palaste bei Phaistos an einer der Wand entlang laufenden Bank vor; die hochkantig gestellten Blöcke sind an der Vorderseite mit vertikalen Linien geziert; in sie sind breitere Platten eingefalzt, auf denen als Schmuck horizontale Linien angebracht sind. Der Zusammenhang mit dem dorischen Triglyphon ist unleugbar. Es liegt diesem also ein uraltes Motiv der kretisch-mykenischen Baukunst zugrunde. Es ist ein kleiner niederer, dort für Bänke verwendeter Aufbau, der aus dem rhythmischen Wechsel von aufrechten, tragenden kleinen Pfeilern, die Vertikallinien zeigen, und in sie eingefalzten Platten mit Horizontallinien besteht. Die dorische Baukunst hat dies schlichte bescheidene Motiv in ihre kraftvoll klare Sprache umgesetzt und zum Triglyphon gestaltet. Wie wenig das Bewußtsein der guten schöpferischen Zeit das Triglyphon mit Deckbalken in Verbindung brachte, zeigte ein andrer neuerer Fund: in Korinth kam aus guter früherer griechischer Epoche ein Triglyphenfries zutage, der sich gar nicht an einem Bau befindet, sondern eine niedere Balustrade bildet, also ähnlich verwendet ist wie sein Urbild in dem altkretischen Palaste.

Keinem technischen Anlasse, nicht angeblicher Nachahmung des Holzbaues, sondern einem ästhetischen Bedürfnisse, das sich eines altüberlieferten Motives bediente, verdankt das Triglyphon seinen Ursprung. Es war eine vortreffliche Idee, jenen von alters überkommenen Fries mit den vertikalen Pfeilerchen hier über dem Architrave zur Erhöhung und monumentaleren Gestaltung des Baues zu verwenden. Die vertikalen Linien jener kleinen Pfeiler setzten noch einmal in gedrungener kraftvoller Gestalt das Motiv der Säule fort; die eingefalzten Platten dazwischen geben Ruhepunkte in dem Baue, Flächen, die durch ihre kräftige feste Umrahmung vortrefflich geeignet waren, einen bildlichen Schmuck aufzunehmen und von den struktiven Bauteilen zu isolieren. Die Tropfen unter den Triglyphen sind die Ausläufer und feinen Endigungen ihrer

vertikalen Linien. Es mag sein, daß für ihre Form Holzpflöcke die Anregung gegeben haben; allein in ihrer Verwendung hier sind sie nichts weniger als die Nachahmung eines wirklichen technischen Motives eines Holzbaues.

Durch den ganzen dorischen Aufbau geht eine Steigerung der Motive von unten nach oben; die Triglyphen bringen verdoppelt, was die Säule bot; nicht nur über jeder Säulenmitte, sondern auch über jedem Interkolumnium befindet sich eine Triglyphe. Diese Anordnung führte allerdings beim Peripteros zu einer Schwierigkeit, in der die Theorie der Spätzeit einen Grundfehler des dorischen Stiles erkennen zu müssen glaubte. Bei regelmäßiger Stellung der Triglyphen über der Säulenmitte würde an den Ecken je der Raum einer halben Metope frei geblieben sein; dies wäre abscheulich und unerträglich gewesen; man konnte an der Ecke natürlich nur das Motiv der festen tragenden Triglyphe gebrauchen; der Eckſäule entsprechend mußten hier zwei Triglyphen zusammenstoßen. Dazu aber war es nötig, die Eckjoche etwas anders zu gestalten als die übrigen; man machte die Eckmetopen ein wenig breiter und rückte die Eckſäulen näher heran; so konnte man die Triglyphe an die Ecke bringen, ohne daß dem Auge eine Unregelmäßigkeit auffiel. Ein festes Verfahren, diese Schwierigkeit der Ecke zu lösen, hat sich erst allmählich gebildet; doch zeigte schon das Heraion die Eckkontraktion.

Über dem Triglyphon nun folgt der Rand des Daches, das Kranzgesims oder Geison. Es ist schräg unterschnitten, der Dachneigung entsprechend. Es ist horizontal rings um den Bau geführt, auch an den Giebelseiten, um einen gleichmäßigen, monumentalen Abschluß ringsum zu gewinnen. Es springt nicht weit wie ein Holzdach, sondern den Bedingungen des Steinbaues entsprechend nur wenig vor. In alter Zeit setzen seine Formen hart ohne jede Vermittlung ab; erst später kamen vermittelnde Kymatien auf. Die Vorderseite, die sogenannte corona, bleibt unbemalt weiß, dem Architrav entsprechend; allein die Unterseite der Hängeplatte ist stark farbig und plastisch geziert. Hier finden sich die Platten mit Tropfen (in der Regel drei Reihen mit je sechsen), die sogenannten mutuli, die wie die Triglyphen und ihre Tropfenregula dunkelblau oder schwarz bemalt sind, während die Zwischenräume dazwischen, die viae, in lebhaftem Rot prangen. Auch hier zeigt sich wieder das Prinzip der Verdoppelung nach oben; wie die Triglyphen das Motiv der Säulen, so verdoppeln die Mutuli das der Tropfenregulale, indem über den Triglyphen sowohl wie über den Metopen jene Mutuli mit den Tropfen erscheinen. Auch sie sind eine rein ästhetischem, nicht technischem Bedürfnis entsprungene Kunstform. In diesen Tropfen des Kranzgesimses klingt der in den Säulen angeschlagene Grundton gleichsam leise aus in verdünnten, verfeinerten, vermannigfaltigten Tönen; sie sind die subtilen, kleinen reich gehäuften Endigungen eines mächtigen Stammes.

Zu bemerken ist, daß in der älterarchaischen Zeit die Tropfen noch häufig fehlen, und daß sie erst allmählich zu einem festen Bestandteil des kanonischen Stiles wurden. Das Giebeldach selbst öffnet sich an den beiden Schmalseiten des Baues in dem Giebelfelde, dem Aetos. Dieses ist unten von dem bereits geschilderten horizontalen Kranzgesimse, an den Schrägseiten von dem an-

steigenden Giebelgeison umrahmt, dessen schrägunterschnittene Unterseite bemalt, aber glatt ist und keine Tropfenplatten zeigt. Die Vorderseite auch dieses Geisons ist unbemalt weiß. Vermittelnde Kymatien kommen auch hier erst allmählich auf.

Die Decken der Tempel und ihre Dachkonstruktion waren in Griechenland immer von Holz. Doch die Bedeckung des Daches, die Ziegel und deren geschmückte Endigungen sowie die aufgebogene Rinnleiste (Sima), die das Wasser sammelte und in Ausgüsse leitete, waren von gebranntem Ton. Doch von der marmorreichen Insel Naxos her verbreitete sich schon in archaischer Zeit allmählich die Sitte, prunkvollere Tempel, wo es die Mittel zuließen, mit Marmorziegeln zu decken und mit einer Marmorsima zu schmücken. Die Sima wurde teils nur an den Giebelseiten, teils aber auch an den Langseiten ringsherum angebracht. Die Wasserausgüsse hatten erst einfache Röhrenform, wurden aber dann in Gestalt von Löwenköpfen gebildet, die hierfür ganz typisch wurden. Für die aufgebogene Sima verwendete man anfangs das Motiv der ägyptischen Hohlkehle, das als krönender Abschluß den Griechen bekannt geworden war. Erst später entwickelten sich eigenartig griechische geschwungene Profile. Der ganze Dachschmuck war lebhaft farbig gehalten.

Die Ecken der Giebel wurden durch schmückende Bekrönungen, sogenannte Akroterien, hervorgehoben. Auch hier wurden anfangs starre tektonische Formen, die runde Scheibe in der Mitte (vgl. S. 358) und Voluten an den Ecken, verwendet, bis man zu lebendigem figürlichen Schmucke und vegetabilischem Ornamente überging.

Die Wände der Cella pflegen in Stirnpfeilern, sogenannten Anten, zu endigen, zwischen denen Säulen stehen. Diese Anten haben eine Bekrönung, für die anfänglich wieder nur die Form der ägyptischen Hohlkehle benutzt wurde, die als oberer Wandabschluß im ganzen Kreise ägyptischen Kunsteinflusses bekannt und verbreitet war. Erst allmählich wandelte sich in der formenden veredelnden Hand der Griechen der starre Umriß jener Hohlkehle in den lebendig geschwungenen des sogenannten dorischen Kymations. Den Zusammenhang mit der ägyptischen Hohlkehle und seine Abkunft von dieser bekundete das dorische Kyma allezeit durch die von ihm festgehaltene typische Bemalung mit wechselnd dunkeln und hellen, oben gerundeten schmalen Streifen, die man wohl mit Unrecht Blätter zu nennen pflegt. Ganz irrig war die moderne Theorie, die das Kymation als einen freigeschaffenen Blattüberfall ansah. Allein bewundernswert ist, was die Griechen aus dem ägyptischen Vorbilde gemacht haben; es ward ein nicht nur zur Bekrönung, sondern auch zur Vermittlung äußerst bequem zu verwendendes Motiv geschaffen, das aber den frühdorischen Bauten noch fremd ist.

Aus den geschilderten Einzelformen setzt sich nun der dorische Bau zusammen. Erst aus dem Ineinandergreifen der einzelnen Teile aber, erst aus dem harmonischen Zusammenklingen der Töne entsteht die Wirkung des Ganzen. Das gegenseitige Verhältnis der Teile ist von entscheidender Bedeutung. Wenn auch die Einzelformen zweier Bauten im wesentlichen übereinstimmen, kann ihre Wirkung doch eine ganz verschiedene sein, indem die

Verhältnisse der Teile verschiedene sind. Der dorische Stil hat die geschilderten einzelnen Formen mit größter Konstanz festgehalten; gleichwohl ist ein jeder Bau verschieden durch die verschiedene Art der Anwendung jener Formen. Die Alten suchten hier wie auf andern Gebieten der Kunst die Individualität weniger im Erfinden immer neuer Formen als vielmehr in der Weise des Verwendens der vorhandenen. Sie wußten, daß sich unter Beibehalten derselben Grundformen doch total verschiedene Wirkungen erzielen lassen.

Das Ineinandergreifen der Formen des Baues drückt sich aus in seinen Proportionen, seiner „Symmetrie", dem Zusammenstimmen der Teile. Jeder Bau hat seine eigne „Symmetrie", und je höher der dorische Stil sich entwickelt, desto genauer und feiner erwogen ist diese Symmetrie. Am Ende der archaischen Epoche erreicht diese Entwicklung ihre Höhe, indem nun jeder Block bis tief in das Fundament hinein seine wohl überlegten zum Ganzen gestimmten Maße erhält. Eines bedingt das andre, alles ist unter sich verbunden, alle Teile sind in einen lebendigen Organismus zusammengefaßt.

Verschiedenheit der Proportionen kann die größte Verschiedenheit der Wirkung erzeugen. Ein gewaltiger Gegensatz der Wirkung besteht zwischen einem altdorischen und einem späteren Bau desselben Stiles. Die archaische Epoche liebte zumeist die breiten, schweren, wuchtigen Proportionen.

Von der Gesamtwirkung archaisch dorischer Bauten kann man sich heutzutage den besten Begriff vor den Ruinen von Pästum machen. Niemand wird den gewaltig ernsten, mächtigen Eindruck vergessen, den diese Tempel in Pästum hervorrufen, obwohl sie unvollständige Ruinen sind.

Man fragt sich staunend, wie es möglich ist, daß Bauten, die eigentlich im Verhältnis zu römischen und solchen neuerer Epochen klein genannt werden müssen, doch so groß, so gewaltig, so ganz überwältigend wirken können. Hier liegt ein Geheimnis der griechischen Architektur. Sie hat es wie keine andre verstanden, mit geringstem Aufwand an Mitteln die größten Wirkungen hervorzubringen. Alle griechischen Tempel sind verhältnismäßig klein, und eine Grundbedingung für ihre Wirkung war, daß die andern sie umgebenden Bauten noch kleiner waren als sie. Eine fremde Umgebung, z. B. hohe moderne Häuser, würden die Wirkung der griechischen Tempel ganz zerstören. Alles Plumpe, Ungefüge, Massige ist neben ihnen unerträglich; sie müssen ihre eigene, ihre griechische Umgebung haben, um ihren Zauber ausüben zu können. Die Formen und Proportionen des Tempels, das niedere abgestufte Postament, auf dem er steht, all dies wirkt nur richtig, wenn er selbst der größte Bau in seiner Umgebung ist und nichts auf ihn zu drücken vermag. Dann aber entfaltet er seine ganze Kraft und Wirkung und, obwohl klein, so wirkt er groß, weil er ein vollendeter Organismus ist, in dem jeder Teil zum Ganzen wirkt, wo ein jeder Stein als zwingende Notwendigkeit sich darstellt, wo nicht der geringste Zug entbehrlich, wo nichts als Füllwerk, nichts als Willkür erscheint.

Dieses Ideal auszuführen, war ein Material nötig, das größte Präzision und Klarheit der Formen ermöglichte: der ausgebildete dorische Stil war nicht in Holz, sondern nur in Stein denkbar. Und die wunderbare Steintechnik,

die wir an den alten Tempeln bewundern und die sich mit dem dorischen Stile zusammen ausbildete und mit ihm zusammen zu ihrer Höhe wuchs, sie ist nicht eine zufällige technische Vervollkommnung, sondern ein ganz wesentliches Element der Wirkung des Tempelbaues. Daß hier alles aus mächtigen Steinen besteht, daß diese Steine nicht durch Mörtelfugen getrennt sind, daß hier Stein scharf an Stein sich schließt und die Fugen der auf das genaueste aneinander gepaßten Steine kaum sichtbar sind, wie sie denn bis heute sich vielfach in aller Schärfe noch erhalten haben — dies alles war nicht etwa die Laune einer ehrgeizigen Technik, sondern es war eine innere Notwendigkeit, um dem gewollten künstlerischen Ideale zum Ausdruck zu verhelfen.

Leider aber können wir die vollständige Wirkung eines alten dorischen Baues doch nirgends mehr genießen; denn es fehlt auch den best erhaltenen Ruinen ein sehr wesentliches Element, die Farbe. Uns Modernen erscheint der Begriff monumentalen Steinbaues mit farbiger Bemalung nicht recht vereinbar; anders empfanden die Alten. Ihnen war die Farbe aus alter Tradition ein wesentliches Element auch der Baukunst. Auch die Ägypter, deren monumentaler Steinbau den der Griechen zunächst angeregt hat, benutzten immer die Farbe. Und zwar nicht matte, nicht schwächlich gebrochene Töne, sondern starke, reine, lichte, freudige Farben. Die griechische Polychromie ist der ägyptischen durchaus verwandt, nur hat sie wie der ganze griechische Bau einen mehr ernsten, schlichten Charakter; sie verwendet weniger Gelb und beschränkt sich im wesentlichen in den Tempeln auf den Kontrast des lebhaften Rot und des dunkeln Blau oder Schwarz. Auch bedeckt die Farbe niemals den ganzen Bau, und sie ist nicht willkürlich hier oder dort verwendet, sondern sie tritt an ganz bestimmten Stellen zu wohl erwogener Wirkung auf. Die Farbe dient vor allem auch dazu, die Einzelformen schärfer zu sondern und dann jenes Prinzip der von unten nach oben gehenden Steigerung, das wir am dorischen Bau beobachtet fanden, lebendiger und deutlicher zu machen.

Die wichtigsten struktiven Teile, die Säulen, die Architrave und die Vorderansicht des Geisons, wurden immer unbemalt weiß gelassen. Das weithin leuchtende Weiß war für den Griechen der natürliche Ton eines Bauwerkes; geringer dunkler Stein wurde immer mit einer feinen weißen Stuckschicht überzogen; der weiße Marmor hatte den gewünschten Ton von Natur aus. Auch heute noch fällt dem Besucher Griechenlands die Vorliebe für helle, weiß getünchte Bauten auf.

Über dem Architrave aber folgen die dunklen Triglyphen. Durch die Färbung dieser wird die Wirkung ernster Strenge des Baues ganz wesentlich gesteigert. Von den dunklen Triglyphen hoben sich die lichten Metopen ab; wenn diese mit Reliefs geschmückt waren, so wirkten die Figuren trotz teilweiser Bemalung hell im Kontrast zu den Triglyphen. Ganz farbig ist dann die Unterseite des Geison im Wechsel von Dunkel und Rot. Die Tropfenplatten folgen der Farbe der Triglyphen; doch die Tropfen selbst pflegten hell gehalten zu werden, wodurch sie zu deutlicherer Wirkung gelangten. Die säumenden Kymatien hatten ihre typische, auf das Vorbild der ägyptischen

Hohlkehle zurückzuführende Bemalung. Die Sima war ganz mit farbigen Ornamenten bedeckt. Ebenso war der Schmuck der Giebelecken, die Akroterien, farbig. Die Giebelrückwand war wohl zumeist blau bemalt; vor ihr hoben sich dann die lichten, aber doch auch farbigen Figuren ab, die zu einem vollständigen reicheren dorischen Bau gehören. Es ist nicht der geringste Vorzug dieser Architektur, daß sie der figürlichen Skulptur durch feste Umrahmung so wunderbar vorteilhafte Plätze verschaffte, wo der Zwang des Raumes zwar der plastischen Phantasie starke Zügel anlegte, wo aber doch freie figürliche Gestaltung sich entfalten konnte. Kein größerer Segen für Gruppenplastik als wenn sie in einen festen Rahmen gebannt ist.

So sind wir wieder bei der Plastik angelangt; doch bevor wir bei dieser verweilen, haben wir uns den zweiten der großen Baustile zu vergegenwärtigen, den die archaische Epoche geschaffen hat, den sogenannten ionischen.

Dieser ist in Kleinasien entstanden, und dieses blieb bis in die Spätzeit hinein recht eigentlich seine Heimat. Mit den Joniern Kleinasiens standen die Jonier der Inseln des ägäischen Meeres in enger Beziehung. Delos, die Insel des Apollon, war ein alter Sammelpunkt der Jonier. So verbreitete sich jener Baustil rasch auch auf die ionischen Inseln; doch nach dem griechischen Festlande und nach dem Westen, wo der dorische Baustil herrschte, kam er in alter Zeit nur in vereinzelten Beispielen. Weitere Verbreitung fand anfänglich nur ein einzelnes Element, die zierliche geschmückte ionische Säule, aber nicht als Bauglied, sondern als einzeln frei aufgestellter Träger für figürliche Weihgeschenke. Solche ionische Säulen als Votivträger benutzte man vielfach in archaischer Zeit auch da, wo für Bauten ausschließlich der dorische Stil herrschte, wie z. B. in Athen oder auf Ägina. Leider ist uns von alter ionischer Baukunst sehr viel weniger erhalten als von dorischer; doch ist von weiteren Ausgrabungen in Kleinasien noch manches zu hoffen. Eine noch aufrecht stehende Ruine altionischen Stiles gibt es leider aber gar nicht mehr. Am ehesten kann man jetzt einen Begriff altionischer Baukunst gewinnen im Britisch Museum, wo man die Reste der Säulen des alten ephesischen Tempels zusammengesetzt hat, und in Delphi, wo man in der aus den Stücken wieder aufgebauten Schatzhausfassade der Siphnier ein Muster reichsten altionischen Stiles vor sich sieht.

Die Alten schrieben dem ionischen Stile weiblichen, dem dorischen männlichen Charakter zu. Das beruhte auf einem recht treffenden Vergleich. Ohne Zweifel ist der ionische Stil der weichere; von dem Ernste, der asketischen Strenge des dorischen hat er nichts. Er gönnt sich reichen Schmuck, wo er nur kann. Er ist rezeptiver Natur, er nimmt unmittelbar auf, was ihm brauchbares begegnet; er ist weniger selbständig schöpferisch gestaltend als der dorische Stil. Er hat nicht den monumentalen Sinn wie jener, er bleibt in den alten Traditionen des Holzbaues befangen; es fehlt ihm ganz die Energie und Kraft, mit der der Dorismus seine gewaltig wirkenden Steinformen schuf. Dafür versöhnt uns der ionische Stil durch seinen Reichtum, seine sinnliche Fülle, sein schwellendes Leben, seine ungebunden waltende Phantasie.

Die ionische Bauart hat den alten Holzstil der Säule festgehalten. Die Säulen sind dünn, schlank und weit gestellt. Ihr Kapitell hat breite Vorder- und schmale Nebenseiten; es hat erst später die quadratische Form erhalten, die es für peripterale Aufstellung geeigneter machten. Es ist durchaus nicht geschaffen, wie die dorische Säule nach allen Seiten gleichmäßig zu wirken; es hat seine Form erhalten, als die Säule noch nach alter Art, nicht rings um den Bau, sondern nur an der Vorderseite oder im Innern verwendet wurde, so daß sie nur eine Hauptansicht hatte. Um eine Eckſäule mit zwei Hauptansichten zu gewinnen, wie sie bei der peripteralen Anordnung notwendig war, mußte man das Motiv der Vorderseite zweimal wiederholt aneinander stoßen lassen, was eine häßliche Umgestaltung des Kapitells zur Folge hatte. Gleichwohl hat der ionische Baustil sich jener epochemachenden Neuerung des dorischen, der peripteralen Stellung der Säulen rings um den Bau, nicht entziehen können; er hat sie, als er begann, große monumentale Tempel zu errichten, sofort übernommen, ja er hat sie in der Wirkung noch zu steigern gesucht. Er empfand sehr wohl, daß seine dünnen, schlanken Säulen, rings um die Cella gestellt, nicht die Wirkung tun konnten wie die einfachen mächtigen dorischen; deshalb verdoppelte er dieselben und legte zwei Reihen von Säulen um die Cella: so entstand der sogenannte Dipteros. Es war dies die Form der großen altionischen Tempel Kleinasiens, in Samos, Ephesos und bei Milet. Ferner hat man sich an der Fassade auch nicht, wie im dorischen Stil die Regel war, mit sechs Säulen begnügt, sondern acht oder zehn angeordnet. Im Grundriß der Cella scheint man sich länger an die alte einfache Form des hinten geschlossenen Saales mit oder ohne Vorraum gehalten zu haben; später übernahm man die symmetrische dorische Anordnung eines Opisthodoms, der dem Pronaos entsprach.

Konservativer, dem alten Holzbau getreuer zeigt sich der ionische Stil auch in seinem Gebälk. Der Architrav ahmt deutlich mehrere (zwei oder zumeist drei) übereinanderliegende Balken nach, von denen die Kante des oberen immer ein wenig über den unteren vorgreift, wodurch horizontale Streifen entstehen (die sogenannten Fascien). Der dem dorischen Stil eigene, über dem Architrav folgende zierende Aufbau, das Triglyphon, das dem Ganzen einen so majestätischen ernsten Charakter verleiht, fehlt dem ionischen ganz. Bei ihm folgt über dem Architrav gleich die Decke, und es werden die vorspringenden Enden der Deckbalken getreulich in Stein nachgeahmt; das ist der sogenannte Zahnschnitt, der in älterer Zeit groß und schwer den Balkenenden entsprechend gebildet ward und erst später zu einem zierlichen Ornamente wurde. Hier liegt eine wirkliche unmittelbare Übertragung aus dem Holzbau vor, dergleichen wir im dorischen Stil nicht finden. Die kleinasiatischen Bauten haben diese ursprüngliche Anordnung, wo der Zahnschnitt unmittelbar über dem Architrav liegt und ein Fries ganz fehlt, bis in spätere Zeit getreu bewahrt; so ist sie neuerdings noch an dem Alexanders Zeit angehörigen Tempel von Priene nachgewiesen worden; am Mausoleum von Halikarnaß hat man im Britisch Museum mit Unrecht einen Fries zwischen Zahnschnitt und Architrav gesetzt, der vielmehr an das Podium des Baues gehörte. Außer-

halb Kleinasiens ist dieser ursprüngliche Typus indes früh umgebildet worden: man ließ den Zahnschnitt ganz weg und schob zwischen Architrav und Geison eine dem dorischen Triglyphonfries entsprechende Überhöhung des Baues, einen Friesstreifen ein, der zur Aufnahme von figürlichem Schmucke geeignet war und ein ununterbrochenes Band von Bildwerk um den Bau herum zu legen gestattete. Dies finden wir schon an dem der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts angehörigen Schatzhause der Siphnier in Delphi, und diesen Typus übernahmen auch die Athener, als sie im fünften Jahrhundert kleinere Tempel auch ionisch zu bauen begannen, ja sie verwendeten das Motiv dann auch im dorischen Bau über der Cella.

Das Geison des ionischen Stiles ist sehr einfach; es hat eine schräg unterschnittene glatte Unterseite; horizontales und Giebelgeison sind nicht verschieden. Das Giebelfeld scheint in den kleinasiatischen Tempeln nicht mit Skulpturen geschmückt worden zu sein; man scheute offenbar den schwierigen Zwang des Raumes. Das Siphnierschatzhaus indes, das auch durch den Fries vom kleinasiatischen Typus abweicht, hat Figurenschmuck im Giebelfelde, der freilich ungeschickt genug in den Raum gezwängt ist. Beide Züge gehen wohl auf dorischen Einfluß zurück.

Die über dem Geison liegende Sima war dagegen eine Stelle reichsten Schmuckes. Am alten ephesischen Tempel war die Sima mit einem prachtvollen aufs feinste ausgeführten großen Figurenfriese geziert.

Aber auch sonst suchte und fand man Plätze an dem Baue, um Figuren anzubringen; am ephesischen Tempel hat man den unteren Teil der Säulen der Fassade mit großen figürlichen Reliefs geschmückt. Indem man hier schon gleich unten solchen Reichtum ausbreitete, verzichtete man freilich ganz auf jenes im dorischen Stil so deutliche und so wirksame Motiv der Steigerung von unten nach oben. In diesen reichen ionischen Stil paßte es nun auch, daß man zuweilen bei kleineren Bauten an Stelle von Säulen einfach ganze menschliche Figuren und zwar schöne Mädchen in faltigen Gewändern setzte, wie das am Schatzhaus der Siphnier geschehen ist.

Der am meisten charakteristische Teil des ionischen Baustiles ist indes die Säule, die im schärfsten Gegensatze zu der dorischen steht. Sie ist schlank und hoch und verjüngt sich nach oben nur wenig, ganz wie ein normaler Holzstamm. Die Kannelüren des Säulenstammes sind in archaischer Zeit flach, sehr zahlreich, eng gehäuft und stoßen wie die dorischen mit scharfer Kante aneinander. Der Eindruck der Schlankheit der Säule wird durch diese feine Riefelung nicht unwesentlich gesteigert. Später empfand man diese Kannelüren als zu knapp, zierlich und hart; anstatt sie scharf aneinander stoßen zu lassen, ließ man je einen Steg zwischen zwei Rillen stehen, beschränkte die Zahl dieser Furchen (gewöhnlich auf 24) und höhlte sie tiefer aus. Die Säule bekam etwas Schwereres und Monumentaleres dadurch.

Der Säulenstamm ruht immer auf einer Basis, und diese ist gerade in archaischer Zeit besonders hoch, reich und sorgfältig behandelt. Sie besteht aus verschiedenen und sehr wechselnden Teilen, insbesondere aus runden Wülsten und aus Einziehungen; die letzteren sind in archaischer Zeit sehr

knapp und flach; die Wülste pflegen mit horizontalen Kannülren ausgestattet zu sein, wodurch der Kontrast der horizontalen, aufruhenden Basis und des vertikal aufsteigenden Stammes eine gesteigerte Betonung erhält. Das Motiv des runden Wulstes als Säulenbasis war in der syrischen und assyrischen Kunst zu Hause; dort trug der Wulst aber als Zierrat die Kelchblätter einer Lotosblume; im Griechischen ist er reine tektonische Form. Außer Wulst und Einziehung kommt an älteren ionischen Säulenbasen auch ein geschwungenes Profil vor, das von orientalischen Vorbildern stammt und eigentlich einen nach unten gekehrten Blütenkelch bedeutet; an persischen Säulenbasen ist der Blätterkelch noch deutlich ausgeführt; im Griechischen wird auch hier das gegenständlich Darstellende abgestreift und ein rein tektonisches Profil geschaffen, das indes an der Säulenbasis bald verschwand. Die Tendenz der Entwicklung geht auch hier vom Reichen, Gehäuften zum Einfachen, vom knapp und zierlich Geschmückten zum stärker, monumentaler Wirkenden. Die große Mannigfaltigkeit der ionischen Säulenbasen schwindet späterhin; eine schlichte, ruhig und monumental wirkende Gestalt erhielt die ionische Basis in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts in Athen, sie ward auf zwei Wülste und eine dazwischen liegende starke Einziehung beschränkt. Diese sogenannte attisch-ionische Form wurde die in der ganzen späteren Zeit herrschende.

Bei Betrachtung des Kapitells müssen wir vor allem die zwei Teile scheiden, aus denen es besteht. Diese sind in älterer Zeit noch hart und deutlich voneinander getrennt; die weitere Entwicklung aber führte zu einer engen Verschmelzung derselben. Der runde Stamm empfängt seinen Abschluß durch ein rund umlaufendes Wulstmotiv, das mit einem nach unten fallenden Blattkranze geziert ist, der in plastischer Ausführung allmählich die Form des sogenannten Eierstabes erhält, sich also von der Blattdarstellung vollständig entfernt; zugrunde liegt aber wahrscheinlich eine frische Blattkapitellform. Der „Eierstab" wird in älterer Zeit schwer, massig, wulstig, aber flach gebildet; später wird er stärker plastisch, in den Teilen gelockert, leichter gestaltet. Häufig ist ihm als Vermittlung zum Säulenstamm noch ein kleiner Rundstab, eine Wulst mit rhythmisch wechselnden Einschnürungen, der sogenannte Perlstab beigegeben.

Über diesem den Schaft abschließenden Teile ruht nun weit ausgreifend der zweite am meisten charakteristische Teil des Kapitells, der mit den Voluten. Dieser Teil ist keine Rund-, sondern eine Flächenform, er hat eine breite Vorder- und entsprechende Rückfläche und zwei schmale Nebenseiten. Das unmittelbare Übereinandersetzen jener Rund- und dieser Flächenform mußte als Härte wirken; an altionischen Kapitellen wie dem der Naxiersäule von Delphi ist diese Härte noch nicht überwunden. Die Tendenz der Entwicklung geht dahin, sie zu beseitigen durch ein Ineinanderführen und Verschmelzen jener Teile. Das Volutenstück besteht aus einem quer über den runden Stammabschluß gelegten Streifen, der nach beiden Seiten sich nach unten in Voluten aufrollt, die ursprünglich weit über den runden Stamm und seinen Eierstabwulst herausragen, später aber enger herangezogen und mit dem Stammende näher verbunden werden.

Schon in der spätmykenischen und dann wieder in der früharchaischen ostgriechischen Metallgerätkunst finden wir als Krönung einer Stütze den horizontalen Streif, der sich nach unten in zwei Voluten aufrollt. Dasselbe Motiv begegnet als Kapitell der Säulen einer Ädikule auf einem altkleinasiatischen sogenannten hethitischen Felsenrelief. Es war ein in Kleinasien uraltes und verbreitetes Motiv, das die ionische Kunst aufnahm und monumental gestaltete. In die Zwickel der Voluten fügte sie kleine füllende Palmetten. Voluten und Palmetten waren in der dekorativen Kunst überhaupt ein geläufiges Motiv geworden. In der Art, wie die Zwickelpalmette nebst den Voluten enger und enger mit dem schaftkrönenden Teil, dem Eierstab, verbunden worden, läßt sich die ganze Entwicklung des ionischen Kapitells verfolgen. Besonders wichtig war, daß man der unteren Bewegungslinie des horizontalen Volutenteils eine nach unten gesenkte elastische Ausbiegung gab, wodurch die Härte der ursprünglichen Komposition im wesentlichen beseitigt wurde. Die in den Anfang des sechsten Jahrhunderts gehörige Naxiersäule hat diese Ausbiegung noch nicht, wohl aber die in die Mitte des Jahrhunderts fallende Säule des ephesischen Tempels, dessen Formen vorbildlich geworden zu sein scheinen.

Eine eigentümliche andre Verwendung des Volutenstreifs finden wir in der persischen, mit der jonischen des sechsten Jahrhunderts in engster Beziehung stehenden Kunst. Hier wird das Volutenstück gedoppelt vertikal am Kopf der Säule aufgerichtet; indem dies ringsum viermal wiederholt ward, erreichte man vier gleiche Ansichten. Das Volutenstück ist ganz so gebildet wie an der Naxiersäule; mit Unrecht hat man den Zusammenhang mit dem ionischen Kapitell leugnen wollen. Übrigens finden sich Spuren davon, daß auch die altionische Kunst das Volutenstück nicht am Säulenkapitell, aber sonst vertikal verwendete.

Indes auch auf einem ganz andern Wege ist die altgriechische Kunst zu einem Volutenkapitell gekommen, das eine Zeitlang neben dem eben geschilderten herging, doch sich aber neben ihm nicht halten konnte und daher bald verschwand. Seine Voluten lassen sich zurückführen auf die volutenartig stilisierten Blütenblätter einer ägyptischen Lilienform, die schon in Ägypten für Kapitelle verwendet und von den Phönikern besonders benutzt und ausgestaltet wurde. Wir lernen die phönikische Form am besten durch kyprische Kapitelle kennen. Die Griechen haben die Form in ihrer Weise stark umgestaltet, vor allem den oberen Teil ganz weggelassen, und nur das Motiv der Voluten ausgebildet. Das Charakteristische dieser Voluten, das sie von dem vorigen Typus unterscheidet, ist, daß sie beide von unten emporsteigen. Das Kelchblatt, das der kyprisch-phönikische Typus in der Mitte unten bewahrt hat, wird weggelassen, überhaupt alles an eine Blüte Erinnernde beseitigt; wahrscheinlich geschah dies nicht ohne Einfluß des vorigen Typus. In den Zwickel zwischen die aufsteigenden Voluten wurde natürlich nach griechischer Art eine Palmette gesetzt. Man hat alte Tempel mit Kapitellen dieser Art auf Lesbos und zu Neandria in der Äolis gefunden, daher man sie „äolisch" hat nennen wollen. An Votivtafeln findet sich die Form auch anderwärts, wie in Athen.

Es war sehr irrig, wenn man gemeint hat, jenen ersteren Haupttypus aus diesem letzteren herleiten zu können; dies geht durchaus nicht an. Die beiden Typen kommen aus verschiedener Wurzel, wenn sie sich auch berührt und beeinflußt haben. Der letztere sogenannte äolische hat nie Bedeutung erlangt.

In Neandria wurden außer dem Volutenstück auch zwei Teile mit Blattüberfall gefunden. Es ist leider ungewiß, ob und wie diese Teile zusammengehörten; die durch Abbildungen bekannte Zusammensetzung ist sehr zweifelhaft und bedenklich. Der Blattüberfall ist recht natürlich, den vegetabilischen orientalischen Bildungen verwandter als der stark stilisierte „Eierstab".

Dieser letztere wurde zusammen mit dem Perlstabe auch auf gerade Flächen übertragen und wurde eines der wichtigsten vermittelnden Ziermotive des ionischen Stiles. Denn all die vorhin genannten Bauteile: Epistyl, Fries und Geison wurden untereinander verbunden durch vermittelnde Kymatien. Der Eierstab, das speziell „ionische" Kymation, wurde da eine Hauptform. Neben ihm und mit ihm abwechselnd erscheint ein zweites im Profil ausgebogenes, geschweiftes Kymation, das ebenfalls mit einem Blattmotiv geziert ist, das vermutlich auf die assyrisch-syrische Verzierung des Wulstes mit Lotoskelchblättern zurückzuführen ist. Dies Kymation wird das „lesbische" genannt.

Mit diesen Kymatien wird auch der obere Wandabschluß und wird das Kapitell der Stirnpfeiler (Anten) geschmückt; hier pflegen die Kymatien in mehreren Reihen gehäuft übereinander zu erscheinen. Die Verzierung der Kymatien pflegt kräftig plastisch ausgeführt zu sein. Alle diese Erfindungen sollten für die Zukunft eine ungeheuere Bedeutung haben. Sie wirken alle nach bis auf den heutigen Tag.

So ist auch der ionische Bau gerade in seinem Gegensatze zu dem dorischen ein eminent charaktervolles, großartiges Gebilde altgriechischer künstlerischer Schöpfungskraft.

Die Tempel waren der Stolz, das Kleinod jeder Stadt oder jeden Staates; denn manche große Tempel, an alten heiligen Stätten errichtet, lagen außerhalb der Stadt auf dem Lande, wie das Heraion von Argos, der Tempel der Aphaia auf Ägina, der des Apoll in Didymoi bei Milet. Am Tempel und in dem Heiligtum um ihn herum sammelte sich alles, was schön, was groß und erhaben war, was den Menschen über die Wirklichkeit hinaushob. Hier war die wahre Heimat aller Kunst, und vor allem natürlich der bildenden Künste, der Plastik und der Malerei.

Es ist uns glücklicherweise so viel erhalten, daß wir die Entwicklung dieser Künste in archaischer Zeit noch genau verfolgen können. Es ist ein überaus mannigfaltiges Bild, das sich hier ergibt; denn bei der großen Zersplitterung der damaligen griechischen Welt, bei der Frische und Freiheit der Künstler, wo jeder ein Andres und Besseres zu bieten sich bemühte, mußte große lokale Verschiedenheit der Kunst entstehen. Gleichwohl lassen sich gewisse gemeinsame Grundzüge überall erkennen, und es ist gut, sich diese zuerst zu vergegenwärtigen, bevor man dem einzelnen näher tritt.

Das Hauptziel der archaischen Plastik ebenso wie der Malerei ist die immer vollständigere, richtigere Ausbildung der menschlichen Gestalt. Und mit dieser menschlichen Gestalt will man jetzt ausdrücken den Begriff von den Göttern und den Heroen und die Sagen von ihnen, welche die Phantasie der Griechen damals ganz erfüllten, und von denen jede Landschaft wieder ihren besonderen Schatz bewahrte. Das Menschliche interessiert daneben weniger, seitdem man gelernt hatte, das Göttliche und Heroische einfach menschlich zu bilden. Es gibt keinen Unterschied zwischen Mensch, Heros und Gott; nur durch äußere Attribute werden sie unterschieden. Was die archaische Kunst hier tat, indem sie die reine menschliche Gestalt zum Gefäße für die Begriffe von dem Übermenschlichen machte, war entscheidend für die ganze Folgezeit.

Es war eine Konsequenz dieser Richtung, daß man für das unterscheidende Individuelle in der menschlichen Gestalt zunächst gar keinen Sinn hatte. Was man erstrebte, war nur eine allgemein richtige, schöne, menschliche Gestalt, nicht aber ein Individuum. Indem freilich fast jeder Künstler wieder seinen eigenen, aus der Beobachtung der Wirklichkeit abstrahierten Begriff von einem schönen Menschen hatte, sind die Köpfe doch sehr verschiedenartig; es ist ein häufiges Mißverständnis, daß man dann hier lauter Individuen, lauter Porträts zu sehen vermeint. Ein Porträt zu bilden, lag der ganzen archaischen Kunst noch absolut fern. Sie gibt nur ganz allgemeine Unterscheidungen der menschlichen Gestalt: wie männlich, weiblich, bärtig, unbärtig, mit langem, mit kurzem Bart oder Haar. Eine und dieselbe Jünglingsgestalt kann einen Gott oder Heros oder Menschen darstellen, eine Mädchenfigur kann eine hohe Göttin, eine Herrin oder nur eine Tempeldienerin sein; wir können dies nur entscheiden, wenn wir äußere Anhaltspunkte haben.

Allein die Richtigkeit in der Wiedergabe der menschlichen Gestalt zu erreichen, war ein schwieriges Problem, und die archaische Kunst hat erst begonnen es zu lösen.

In der Bildung des Kopfes hat sie einen klaren Begriff von dem Ganzen des Schädelbaues noch nicht erreicht. Sie ist zu sehr bedacht, am Kopfe das herauszuheben, was den Ausdruck desselben bestimmt, das Auge; der Schädel wird darüber vernachlässigt. Die Stirne steigt schräg an, der Schädel ist klein, das Auge aber quillt weit heraus, es liegt flach und ist nicht richtig in den Kopf gesetzt, weil ein klarer Begriff des Schädelbaues fehlt. In der früharchaischen Kunst ist dieser Fehler sehr stark, später wieder gemildert. Die ägyptische Kunst war der archaisch-griechischen hier weit voran; doch teilt die letztere ihren Fehler mit manchen andern Primitiven; wie z. B. die frühere mittelalterliche Kunst auch jene vorquellenden Augen zeigt. Auf dem vortretenden Augapfel waren natürlich immer Iris und Pupille angegeben, in der Plastik aufgemalt oder aus farbigem Material eingelassen. Jedoch die Augenlider fanden noch wenig Beachtung; sie werden in der älteren Zeit nur als ein knappes, ringsum ganz gleichmäßig verlaufendes Ränd̈chen gebildet; Ober- und Unterlid werden gar nicht unterschieden und überschneiden sich auch nicht; in der später archaischen Kunst begann man das Oberlid verschieden zu bilden, ja die heutige Struktur besonders zu charakterisieren. In der Flächenkunst ward das Auge bei Profilstellung des Kopfes immer in voller Vorder-

ansicht gegeben. In der die Innenzeichnung einritzenden Vasenmalerei entwickelte sich eine konventionelle Unterscheidung des groß und kreisrund gebildeten männlichen und des kleineren mandelförmigen weiblichen Augapfels. Eine Folge der mangelhaften Kenntnis des Schädelbaues ist es, daß das Ohr nicht seinen richtigen Platz zu haben pflegt, sondern meist zu hoch, manchmal auch zu tief sitzt. Das Ohrläppchen ist in älterer Zeit groß und eng anliegend, erst später wird es gelockert, die Ohrmuschel ist anfänglich sehr allgemein und schematisch; an ihrer allmählichen Vervollkommnung kann man den Fortschritt der Beobachtung gut verfolgen.

Neben dem Auge ist der Mund der wichtigste Sitz des Ausdrucks im Gesichte. Nur wenige früharchaische Werke haben einen dem ägyptischen verwandten ausdruckslosen starren Mund, obwohl eine gewisse, von den Ägyptern entlehnte, von den Mundwinkeln gerade herabgehende Falte lange beibehalten wird; allein der Mund erhält sehr bald einen Ausdruck, und zwar fast immer einen freundlichen, der sich selbst zum Lächeln steigert. Die Mundwinkel sind gehoben und die Wangen entsprechend verzogen. In der später archaischen Epoche finden wir dann schon schwellende Lippen von überraschender Natürlichkeit. Dieser lächelnde Ausdruck ist durchaus nicht zufällig äußerlich entstanden, wie man gemeint hat, sondern er ist recht eigentlich gewollt. Die ewig gleiche, starre, jeden Stimmungsausdrucks bare ägyptische Gesichtsbildung war dem lebendigen Geiste der Griechen unerträglich, und sie versuchten, sobald sie nur irgend konnten, dem Kopf einen Ausdruck zu verleihen. Dieser konnte aber nach ihrer Auffassung bei edeln Menschen, Heroen oder Göttern nur ein festlich gehobener, ein freudiger sein. Etwas andres, Komplizierteres auszudrücken, lag dieser Zeit noch fern. Nur Bosheit, Wildheit, Wut hat sie daneben zur Darstellung gebracht in niederen bösen Dämonen, wie vor allem der Medusa, und zwar durch den Blick der Augen, die Stirnfalten und den verzogenen Mund.

Der nackte Körper kam fast nur bei männlichen Figuren zur Darstellung; bei Frauen stand dem die Sitte entgegen. Nur äußerst selten konnte der Künstler den Anlaß finden, eine unbekleidete weibliche Figur zu bilden.

In der Bildung des Körpers zeigte sich sofort eine grundsätzliche Verschiedenheit von der ägyptischen Kunst. Diese hatte ein Schema ausgebildet, das einem normalen gymnastisch nicht ausgebildeten, mäßig kräftigen Körperbau ungefähr entsprach. Demgegenüber stellte die archaisch-griechische Kunst sofort das Ideal des gymnastisch gestählten Körpers auf, und dies Ideal des männlichen athletischen Körpers war so stark und alleinherrschend, daß es sogar auf die Bildung der Frau übertragen ward, die sowohl in den Kleidern als noch viel deutlicher in den seltenen Fällen, wo sie nackt erscheint, vollständig dem männlichen Typus folgt, mit breiter Brust und schmalen Hüften, muskelkräftigen Gliedern und hohem, schlankem Wuchs. Für all das charakteristisch Weibliche, das die alte kretisch-mykenische Kunst so vortrefflich zur Geltung zu bringen wußte, hat die archaische Epoche nicht den geringsten Sinn.

So deutlich der Unterschied gegenüber der ägyptischen Auffassung ist, so deutlich aber auch gegenüber der assyrischen; von der Übertreibung des Muskulösen, das in der assyrischen Kunst herrscht, findet sich im Griechischen keine

Spur, wie denn der Sinn der Griechen von allem orientalischen Überschwang, von allem Schwulst und aller Übertreibung in jeder Kunstart sich immer ferngehalten hat.

Die Bildung der Glieder, der Arme und Beine, schritt der des eigentlichen Körpers voran; an jenen wußte man die Teile schon ganz richtig zu scheiden, als letzterer noch als wenig gegliederte Masse gebildet ward. Den Brustkorb gegen den Bauch abzusetzen, lernte man erst sehr allmählich; auf Einzelheiten, wie die Angabe der Rippen, wagte man erst am Ende der Periode sich einzulassen. Am schwierigsten war die Gliederung der weichen Teile des Leibes. Zuerst begnügte man sich, eine glattgespannte Fläche zu geben, in der auch der Nabel ganz flach auflag; denn diesen bildete man, um den gymnastisch gestählten Körper deutlich zu machen, immer, recht im Gegensatze zu dem weich in fettiges Fleisch eingesenkten Nabel der ägyptischen Kunst, ganz flach. Allmählich wagte man sich auch an die Darstellung der geraden Bauchmuskeln. Da machte ein Künstler, wir wissen nicht wo, eine Entdeckung; er muß anatomische Beobachtungen angestellt haben und fand die drei Querteilungen (Inskriptionen) des geraden Bauchmuskels oberhalb des Nabels; dieses Wissen verwertend, schuf er eine schematische Darstellung des Leibes mit drei Muskelwülsten über dem Nabel, die durch eine harte Linie von der Umgebung abgegrenzt wurden. Dieses Schema fand weite Verbreitung im streng archaischen Stile. Unwissende Nachahmer fügten den drei Wülsten zuweilen gar noch eine vierte oder fünfte zu. Bald aber mußte man bemerken, daß diese Bildung unnatürlich wirkte, indem in der Natur die dritte oberste Abteilung jener geraden Bauchmuskeln nicht deutlich sichtbar und größtenteils vom Brustkorbrand verdeckt zu sein pflegt. Man korrigierte daher gegen Ende der archaischen Epoche jene Bildung dahin, daß man nur die zwei unteren Abteilungen des Muskels zur Darstellung brachte; und diese Darstellungsweise ist dann das ganze Altertum hindurch die herrschende geblieben.

Alle Einzelheiten des Körpers wurden an der ruhig aufrecht stehenden Figur studiert und von ihr erst auf bewegte übertragen. Bei den Bewegungen der Glieder wurde vor allem Deutlichkeit erstrebt; sie sind hart, eckig und schematisch, aber deutlich. Die Flächenkunst verfügt schon über eine große Anzahl von Bewegungsmotiven; aber es sind immer feste, deutliche, harte Schemata. Jene wunderbare Unmittelbarkeit im Erfassen der Bewegung, die wir in der kretisch-mykenischen Kunst fanden, vermissen wir hier durchaus. Alle Motive bewegen sich in starken Kontrasten; das Lässig-Natürliche fehlt noch vollständig. Für die Hände z. B. gibt es nur zwei Bewegungen: entweder sind sie zur Faust geballt, oder sie sind starr ausgestreckt; alles dazwischen liegende fällt noch nicht in den Bereich dessen, was der archaische Künstler sieht.

Der natürliche Schmuck des Kopfes ist das Haar. Sie waren ein haarfreudiges Geschlecht, die Griechen der archaischen Epoche ebenso wie ihre Vorgänger, die Schöpfer der kretisch-mykenischen Kunst. Doch hier zeigt sich gleich wieder der fundamentale Unterschied: wenn letztere das Haar in frei wallenden Massen niederfluten läßt, so gibt die archaische Kunst nur schematisch stilisierte Formen. Sie gibt sich eben der Erscheinung nicht unmittelbar hin, sondern sucht sich langsam Schritt für Schritt ihrer zu bemächtigen.

Männer wie Frauen haben die gleiche Fülle des Haares; meistens fällt es bei beiden frei und lose auf Rücken und Brust herab. Auch der Krieger freut sich seines langen Haares. Erst gegen Ende der archaischen Zeit werden kürzere Haare bei den Männern häufiger; Athleten hatten es immer kurz halten müssen.

Für die Wiedergabe des Haares entwickelten sich verschiedene Arten der Stilisierung. Immer hob man das die Stirne umgebende Haar besonders hervor, um einen wirkungsvollen Rahmen für das Gesicht zu gewinnen. Die Stilisierung dieses Stirnhaares ist häufig verschieden von der des übrigen Haares. Man bildete das Ganze vielfach als glatte oder als leise gewellte Fläche. Auf diese konnten die einzelnen Haare durch feine parallele gerade oder gewellte Linien angedeutet werden. Eine andre, wie es scheint von Jonien gekommene Art der Stilisierung sucht mehr das plastische Volle des Haares zu betonen; sie löst das Ganze in Streifen von kleinen runden, perlenartigen Buckeln auf; es ist die „Perlschnurmanier". Zuweilen wird dieses und das vorige Schema kombiniert. In der späteren archaischen Epoche werden die Formen reicher; es werden die Haarenden gerne in runde geringelte Buckellöckchen aufgerollt, die der in assyrischer Kunst üblichen Stilisierung gleichen. Die lang herabfallenden Einzellocken werden schon natürlicher, korkzieherartig gedreht, gebildet. Überhaupt werden die Haare jetzt, besonders bei den Frauen, sehr mannigfaltig in den Formen, ja fast prunkvoll überladen. Aber auch ganz kurz geschnittenes Haar von Männern wird charakteristisch gebildet; in der Marmortechnik greift man schon dazu, solches Haar nur durch gerauhte, gepickte Oberfläche anzudeuten.

Das Gewand macht ganz dieselbe Entwicklung durch wie das Haar. Es spielt eine große Rolle in archaischer Kunst. Denn gar viele Figuren, die man späterhin nackt zu bilden sich gewöhnte, erschienen hier noch in vollster Bekleidung, so die großen würdigen Götter und Heroen, so Zeus, Poseidon, Dionysos, Hermes; ja selbst Herakles erscheint zumeist bekleidet.

Auch das Gewand wird zunächst nur als eine glatte Fläche gebildet, und Falten werden ganz weggelassen; wohl aber werden Verzierungen des Gewandstoffes angebracht, zuweilen werden auch parallele Linien auf der Fläche angebracht, die aber nicht Falten darstellen, sondern nur den Stoff charakterisieren. Für die feinen Stoffe der Untergewänder blieb diese Darstellungsart während der ganzen archaischen Epoche üblich, wurde aber später kombiniert mit der Darstellung wirklicher Falten. Diese letztere, wie es scheint von Jonien ausgehend, beginnt mit der Angabe weniger schwerer wulstigen Falten, die aber viel wahrer und natürlicher wirken als die späterhin (erst nach der Mitte des sechsten Jahrhunderts) aufkommende reiche Faltengebung. Denn diese ist sehr künstlich stilisiert und wirkt zwar prächtig reich, aber manieriert; auch sie scheint sich von Jonien her verbreitet zu haben. Ihr Hauptmotiv sind lange gerade herabhängende Falten, deren wie mit dem Lineal gezogenen Linien sich nach unten schwalbenschwanzförmig abstufen. Man hat diese Bildung oft mißverstanden, indem man meinte, sie gebe die Natur wider, und man habe solche künstlich gesteiften und gebügelten Gewänder wirklich getragen. Sie sind nur Stilisierung und ihre Vorbilder waren in Wirklichkeit ganz natürlich lose

fallende Gewänder. Allein das Natürliche der Falten war der damaligen Kunst noch nicht faßbar; es erschien ihr wohl auch als unordentlich und der Nachahmung ganz unwürdig. Wie der Ausdruck des Menschen in archaischer Kunst ein freudig gehobener ist, so sollte auch seine ganze Erscheinung eine festliche sein, und eine solche konnte man nur in streng stilisierten Formen denken.

Neben der menschlichen Figur spielt aber auch das Tier eine nicht geringe Rolle in der archaischen Kunst. Auch hier strenge Typik; die Stilisierung fällt aber weniger auf als an der menschlichen Figur. Auch hier ein allmähliches Erarbeiten der Form, auch hier nicht ohne Einfluß des Orients. Dieser ist besonders deutlich an der Bildung des Löwen, den man überhaupt erst durch die orientalische Kunst wieder neu kennen lernte. Die auf selbständiger Kenntnis beruhende Tradition der alten kretischen Kunst war längst verklungen. Aber auch in der Bildung des Pferdes läßt sich, wenigstens in ionischer Kunstweise, ein gewisser Einfluß assyrischer Kunst erkennen. Den Stier bildet die archaische Flächenkunst wie die orientalische, so daß nur ein Horn sichtbar ist (anders einst die kretisch-mykenische). Gleichwohl treten die eigene lebendige Naturauffassung und die Kraft der Stilisierung der archaisch griechischen Kunst gerade in der Tierbildung glänzend hervor.

Wenn wir nun die archaische Plastik und innerhalb dieser die statuarische, die Rundplastik, näher ins Auge fassen, so müssen wir zunächst bekennen, daß uns von einer besonders altertümlichen Technik, der Holzschnitzerei, gar nichts mehr erhalten ist. Allein der Verlust ist nicht allzu hoch anzuschlagen; denn eine führende stilbestimmende Technik — etwa wie in Deutschland im 15. Jahrhundert — war die Holzschnitzerei in Griechenland niemals. Für die Kultbilder war Holz das traditionelle Material, dem man gerne durch Zutat von Elfenbein und von edelm getriebenen Metall einen höheren Glanz und Wert verlieh. Allein erst die phidiasische Epoche hat in dieser Technik ihr bestes gegeben und Monumentalwerke geschaffen; die große Entwicklung der archaischen Plastik geht nicht von dem hölzernen Kultbilde, sondern von der monumentalen Votivfigur in Stein und Erzguß aus. Hier wurden die Stilformen geschaffen, die dann für jede andre Technik galten; wir können dies noch an den zahlreichen erhaltenen kleinen Figuren aus dem bildsamen Ton, den Terrakotten sehen, welche die Typen jener Monumentalplastik wiederholen. Man hat mit Unrecht in die älteren Steinfiguren überall Spuren von „Schnitztechnik" hineinsehen wollen.

Die Steinplastik benutzte, wo sie vorhanden waren, die feineren Kalksteinarten, die man zusammenfassend mit dem antiken Namen „Poros" zu bezeichnen pflegt. Solche Steine fanden sich an vielen Orten; ein besonders gutes brauchbares Material dieser Art fand sich auf Cypern; hier entwickelte sich eine außerordentlich große Tätigkeit in steinerner Rundplastik, die freilich den handwerklichen Charakter einer Massenarbeit annahm und nur eine geringe selbständige künstlerische Bedeutung hatte; sie arbeitete auch für den Export; es haben sich archaisch-cyprische Steinfiguren in Naukratis in Ägypten sowohl wie auf Rhodos, in Ephesos und sonst in Jonien gefunden.

Der edle kristallinische Kalkstein, der Marmor, fand sich nur an relativ wenigen Plätzen. Die am frühesten bekannten größten und ergiebigsten Marmorbrüche besaßen die Inseln Naxos und Paros. Durch den relativ leichten Seetransport konnte ihr kostbares Material weithin verbreitet werden. Hier entwickelte sich die Marmortechnik. Von hier zogen geübte Marmorbildhauer hinaus, hierher kamen die fremden Künstler, um sich das edle Material für ihre Werke zu holen. Jene Inseln — von denen Paros bald Naxos an Bedeutung überflügelte — standen in besonders reger Beziehung zu den Künstlern in Jonien und auf Kreta sowie zu denen von Attika. Hier in Attika, wie an manchen andern Orten, wurde die Verwendung des Kalksteins für die Skulptur einfach verdrängt durch den eingeführten Marmor. Nun suchte man in Attika aber auch nach einheimischem Marmor; man fand zunächst nur den geringwertigen des Hymettos; erst gegen Ende der archaischen Epoche entdeckte man den großen Schatz an Marmor, den der Pentelikon-Berge; seine Ausbeutung für monumentale Skulptur fällt aber erst in das fünfte Jahrhundert. Auch bei Sparta fand man einen heimischen Marmor, den man für Skulptur verwendete; denn in archaischer Zeit war ein reges Kunstleben in Lakonien, das freilich später, als Athen auf seine Höhe kam, vollständig einschlief. Das archaische Sparta hatte noch den Ehrgeiz, in allem, auch in künstlerischer Kultur, voranzugehen; als man dann nicht mehr Schritt halten konnte, gab man es gleich ganz auf; die heimische Kunst in Sparta bricht mit einem Male ab im fünften Jahrhundert.

Nach manchen Gegenden, wie nach Sizilien und Italien, hat sich der Marmor indes fast gar nicht verbreitet. Selbst die kunstliebenden Etrusker haben ihn nicht kennen gelernt, obwohl sie im eigenen Lande die mächtigen Marmorberge von Luni, dem heutigen Carrara, besaßen, die gegenwärtig die halbe Welt versorgen; sie blieben den Etruskern unbekannt und wurden erst von den Römern ausgebeutet.

Alle Plastik in Stein, ebenso wie die in Holz, Elfenbein oder Ton, rechnete mit dem Mittel der Farbe. Geringe Steinarten wurden ganz mit deckender Farbe bemalt, bei Elfenbein wurden wahrscheinlich, wie in unsrer mittelalterlichen Elfenbeinplastik, bei Marmor, wie wir aus den reichlich erhaltenen Resten sicher wissen, nur Teile gefärbt, indem man das edle helleuchtende Material zur Geltung kommen lassen wollte. Insbesondere wurden die Fleischteile im Marmor nicht bemalt (immer aber Haare, Lippen, Augen), und selbst das Gewand wurde zum Teil nur mit farbigen Ornamenten geziert. Die Farbe zielt durchaus nicht auf Nachahmung der Natur, ja sie entfernt sich recht absichtlich von einer solchen; sie erstrebt rein künstlerische Wirkung, Trennung und Hervorhebung der Teile, also Unterstützung der plastischen Formgebung und Schmückung des Ganzen, also dekorativen Effekt. So tragen die Porosfiguren eines altattischen Giebels lebhaft blaue Farbe an Haar und Bart; so wurde kirschrot die gewöhnliche Farbe für die Haare in der Marmorplastik. Überhaupt waren ganz wie in der Architektur Rot und Blau die Hauptfarben auch in der Bemalung der Plastik. Wo immer Farbe aufgesetzt ward, da war sie voll deckend von klarem, starkem Tone; matte und gebrochene

Töne, wie sie die Modernen anwenden, lagen der kraftvollen Frische alter Kunst völlig fern.

Das vornehmste Material der Plastik war aber das Metall. Monumentale Rundwerke konnte man zunächst allerdings nur durch Zusammenfügung getriebener Metallplatten herstellen (Sphyrelata); der Guß diente nur zur Herstellung kleinerer Figuren, solange man nur den Vollguß kannte. Doch in Ägypten war der Hohlguß längst heimisch; von dort her lernten ihn nun auch die Griechen kennen; seit etwa der Mitte des sechsten Jahrhunderts verbreitete sich der Hohlguß in Griechenland, der monumentale Erzfiguren herzustellen erlaubte. Die uns erhaltene späte antike Überlieferung schreibt den samischen Künstlern Rhoikos und Theodoros die Erfindung des Erzgusses zu; offenbar ist der Hohlguß damit gemeint, den also wohl samische Künstler aus Ägypten übertragen haben. Eine besondere Heimat fand die Metallarbeit in der kunstfertigen Nordostecke des Peloponnes, in Argos, Sikyon und Korinth.

In der Metallplastik fand das Element der Farbe nur geringe Verwendung. Zwar hat man getriebenes Metall, selbst Gold zuweilen teilweise bemalt; auch hat man aus andersfarbigen Materialien Einlagen (Inkrustationen) in das Metall gemacht. Allein hierdurch wurden in der monumentalen Metallplastik doch nur einzelne kleine Teile geschieden und herausgehoben. So wurden die Augen immer eingesetzt aus farbigen Stoffen; ebenso wurden zumeist auch die Lippen, die Brustwarzen und andre Details wie Binden, Gewandornamente und dergleichen in andersfarbigem Metall eingesetzt. Diese Technik erhielt sich bis in die Spätzeit hinein.

Die Typen der archaischen Rundplastik sind noch eng begrenzt und leicht zu überschauen. Voran zu nennen ist der Typus der stehenden männlichen nackten Figur, der der Hauptgegenstand der monumentalen Rundplastik war und die verschiedenste Verwendung hatte. Und eben dieser Typus ist, wie sich noch sehr deutlich erkennen läßt, aus Ägypten entlehnt. Die gerade aufrechtstehende Figur setzt wie dort den linken Fuß etwas vor; die beiden Arme hängen starr herab, die Hände sind geschlossen, der Daumen sieht nach vorne. Deutlich scheiden sich die primitiv altertümlichen griechischen Figuren, die noch vor die Rezeption des ägyptischen Schemas fallen, von denen, die dieses bereits voraussetzen. Die frühesten unter den letzteren lassen das ägyptische Vorbild nicht nur in jenen charakteristischen Zügen, sondern auch im Körperbau, der Art der Trennung der Arme von der Brust, der Bildung des Nabels und selbst in dem noch ausdruckslos blöden Gesichte erkennen. Doch diese Züge der Abhängigkeit werden rasch verwischt und durch selbständige Auffassung ersetzt; nur jene Grundlinien des Typus bleiben. Aber das Ganze erhält ein neues selbständiges Leben. Energie und Wollen, geistiger Ausdruck ziehen ein; die Figur ist nicht mehr kalt und tot hingestellt wie bei den Ägyptern, sie tritt mit eigenem Willen auf; die Muskeln, die der Ägypter fast gar nicht ausdrückt, werden straff und gespannt gebildet und an Armen und Beinen wenigstens deutlich gemacht, und der Kopf erhält jenen lächelnd freundlichen strahlenden Ausdruck. Von Anfang an aber war die Figur den Ägyptern gegenüber darin selbständig, daß sie völlig unbekleidet und nackt war.

Der Buddhismus und die christliche Liebe.

Von

H. Oldenberg.

Wie viel unbestimmter und lückenhafter als die Geschichte menschlichen Denkens ist uns die Geschichte menschlichen Fühlens erkennbar! Wer aus Worten vergangener Jahrtausende das lebendige Gefühl, das in ihnen gewohnt hat, heraushören möchte, wie leicht irrt er! Haben doch ähnliche Worte, hier und dort gesprochen, oft unendlich verschiedenen Gefühlswert, oder — dies sind die für unser Verstehen schwierigsten Fälle — Gleichheit mischt sich mit Verschiedenheit in Verhältnissen, deren Maß ergründen oft nur die Divination kann, deren Maß verfehlen alles verfehlen heißt.

Solche Betrachtungen drängen sich dem Religionshistoriker auf, der buddhistisches Wesen, wie das so nahe liegt, mit christlichem vergleicht. An sich nichts berechtigter als solches Vergleichen; kein Mittel ist wirksamer, die charakteristischen Züge des einen hervortreten zu lassen als die Gegenüberstellung des andern. Aber die Gefahr liegt nahe, Ähnlichkeiten, Gleichartigkeiten für Gleichheiten zu nehmen. So geraten in das Bild Linien eines andern Bildes, die der Wahrheit und inneren Übereinstimmung der Zeichnung schaden.

Eine Darstellung der Buddhalehre, die vor kurzem ein hervorragender Indolog gegeben hat[1]), schreibt für den Buddhismus beherrschende Geltung der Pflege jenes Gefühls zu, das die Sanskrittexte Maitri nennen, die indische Volkssprache Metta. Die Metta, sagt jener Forscher, ist die christliche Liebe. Neben ihr steht und aus ihr fließt das Traurigsein mit den Traurigen, das Sichfreuen mit den Fröhlichen. Sie selbst aber, die Liebe, ist der „Grundgedanke des Buddhismus".

Der Schwerpunkt mächtiger geschichtlicher Gebilde würde durch diese Sätze von da, wo er zu ruhen schien, weit verschoben. In andern, wärmeren Gefühlswelten, als wir meinten, hätten jene indischen Mönche gelebt, die eine solche Großmacht in der Geschichte der Menschheit gewesen sind; in andrer

[1]) R. Pischel, Leben und Lehre des Buddha. 1906.

Lage gegeneinander, näher, gleichklingender ständen die beiden Erlösungsreligionen da.

Dürfen wir es uns erlassen, die Grundlagen, auf denen solche Ergebnisse ruhen, näher zu prüfen?

I.

Das Wort Maitri ist von Mitra abgeleitet, ursprünglich dem Namen eines Gottes. Damit knüpft es an Vorstellungen an, die sehr viel älter sind als der Buddhismus, ja als das indische Volk.

In ferner Vorzeit, als die Vorfahren der Inder und der Iranier noch auf iranischem Boden als ein Volk lebten, stand unter den Göttern, die sie verehrten, Mitra an einer der ersten Stellen — derselbe Mitra, der später, als orientalische Kulte durch die Weiten des römischen Reiches hindrangen, der ernstlichste Mitbewerber des Christengottes um die Herrschaft über Welt und Zukunft gewesen ist. Für jene alte Zeit nun war der wesentlichste Zug am Bilde Mitras, daß er — nach ursprünglicher Vorstellung wohl als die allschauende Sonne — über Treu und Glauben unter den Menschen wacht. Man ruft ihn beim Abschluß von Freundschaftsbündnissen an. Sein Zorn trifft den „Mitratrüger", der solchen Bund bricht. Daß es inmitten des Kampfes aller gegen alle Beziehungen des Friedens, sicheren Vertrauens gibt, wird dem Walten Mitras verdankt. So nimmt das Wort Mitra in Indien geradezu die Bedeutung „Freund" an, wobei in erster Linie weniger an seelische Regungen der Freundschaft gedacht ist, als an die Treupflicht, die Tücke gegen den andern verbietet.

Und nun wenden wir uns zur altbuddhistischen Übung der Maitri.

In ihrem wortreichen, feierlich ungelenken Stil zeichnen die Texte folgendes Bild[1]). Buddha selbst spricht, aber das gleiche könnte ebensogut ein Beliebiger der Jünger von sich sagen.

„Nach der Mahlzeit, vom Almosengang zurückgekehrt, mache ich mich zum Wald auf. Da häufe ich die Gräser oder Blätter, die sich dort finden, und setze mich nieder, mit gekreuzten Beinen, den Körper gerade aufgerichtet, das Antlitz mit wachsamem Denken umgebend. So verweile ich, indem ich die Kraft der Maitri, die meinen Sinn erfüllt, über eine Weltgegend hin sich erstrecken lasse; ebenso über die zweite, die dritte, die vierte, nach oben, nach unten, in die Quere; nach allen Seiten, in aller Vollständigkeit über das All der ganzen Welt hin lasse ich die Kraft der Maitri, die meinen Sinn erfüllt, sich erstrecken, die weite, große, unermeßliche, die von keinem Haß weiß, nach keinem Schaden trachtet."

Es folgen auf diese Übung der Maitri ebensolche des „Erbarmens", der „Fröhlichkeit", des „Gleichmuts". Dem, der sie alle vollzieht, winkt als Lohn Wiedergeburt in der Welt Brahmas. Genau dieselbe Reihenfolge, dieselben Schlagworte begegnen in dem alten, schon vor Buddha entwickelten asketischen System des Yoga. Wir werden auf den Yoga noch zurückkommen und werden sehen, wie wenig seine Ideale der christlichen Liebe gleichen. Auch was hier der Buddhismus, wie es scheint, von ihm als Erbteil überkommen hat, ist, wie das Wort Maitri besagt, mehr eine Übung friedevollen Wohlwollens,

[1]) Siehe meinen „Buddha". Fünfte Auflage. S. 351. Wie in diesem Buche berücksichtige ich im folgenden nur die alte Periode des Buddhismus.

als warmes Walten der Liebe. Die Hand streckt sich nicht aus, dem Nächsten Gutes zu tun; kein tröstendes, helfendes Wort klingt zu ihm hinüber. Sondern in derselben Regungslosigkeit, in der man sich in mystische Ekstase zu versenken gewohnt ist, läßt man über das Universum, in indischer Schrankenlosigkeit bis zu seinen äußersten Grenzen, das Phantom wohlwollenden Fühlens mit pedantischer Symmetrie seine Bewegungen beschreiben. Ein Exerzitium unter andern Exerzitien seelischer Gymnastik. Wie man in der Maitri alle Wesen als sich befreundet auffaßt, werden in der Übung des „Gleichmuts", die das Programm dann folgen läßt, alle Wesen als nicht Freund und nicht Feind empfunden . . .

Aber freilich, es ist, wie sich von selbst versteht, nicht allein diese starre Form, in der die Buddhisten das Freundschaftsgefühl gegen die Wesen betätigen. Verse eines der ältesten Texte[1]) stellen neben jene asketische Übung andre freiere Gefühlsbewegung. Sanft, anspruchslos, ohne Hochmut oder Dreistigkeit wünsche man allen Kreaturen Gutes:

Wie den einz'gen Sohn die Mutter
Schützt selbst mit dem eignen Leben,
So für alle Wesen weck er
In sich unbegrenztes Fühlen.

Fühlen auch hier, Vermeiden von Härte und Haß. Es ist bezeichnend, wie der Vergleich von der Mutter, die für ihr einziges Kind das Leben einsetzt, nicht etwa in die Mahnung ausläuft, „gehe hin und tue desgleichen", sondern in das Gebot, für alle Wesen „unbegrenztes Fühlen" zu hegen[2]).

Solches Fühlen hat zauberhafte Kraft; Feindseligkeit von Mensch und Getier wird dadurch überwunden. Keine Schlange beißt den, der auf die „vier Schlangenkönigsgeschlechter" das Maitrigefühl richtet. Den wilden Elefanten, der gegen Buddha anstürmt, „trifft er mit freundlichem Sinn". Eine alte Wandmalerei stellt die Szene dar: sanft und bescheiden neigt sich der Elefant vor dem Heiligen, dessen Hand in leiser Liebkosung seine Stirn berührt.

Es wäre doch ungerecht, zu verkennen, daß in den Normen, die der Buddhismus dem weltlichen Leben vorzeichnet, Friedlichkeit und Freundlichkeit auch mit andrer Kraft und Realität sich bekleidet als mit der eines bloßen Gefühls oder phantastischen Mirakels. Die Eltern sollen ihre Kinder zu allem Guten anhalten, sie etwas Rechtes lernen lassen, auch für ihre Verheiratung sorgen. Der Gatte soll die Gattin ehren und freundlich zu ihr sein; das vergilt sie ihm durch Hausfrauentugend. Die Diener arbeiten fleißig für ihren Herrn und erfahren von ihm humane Behandlung. Ein Dasein, in dem freundliche Wärme und bürgerliche Tüchtigkeit sich gegenseitig durchdringen.

[1]) Suttanipata I, 8. Übersetzt in K. E. Neumanns „Reden Gotamo Buddhos aus der Sammlung der Bruchstücke Suttanipato des Palikanons übersetzt". 1905. S. 50 f.

[2]) Dies hat schon Edv. Lehmann in seiner inhaltreichen Schrift „Buddha" (Kopenhagen 1907) bemerkt.

Ob das Verhalten der mönchischen Buddhajünger zueinander überall auf der Höhe solcher Ideale, die man den Laien predigte, gestanden hat? Man kann daran zweifeln, wenn man in den Gemeindeordnungen immer wieder den besorgten Mahnungen zur Eintracht begegnet, den Klagen über die, die Hader und Spaltungen hervorrufen. Aber auf der andern Seite fehlen in jenen Texten doch auch nicht anmutige und gewiß wahre Bilder warmen Zusammenhaltens, dem freilich zugute kommen mag, daß die Lebensziele, um die sich der Kampf menschlicher Interessen von Natur bewegt, für den rechten Buddhisten entwertet sind. Von den Mönchen im „östlichen Bambuswald" darf jeder sagen:

„Den eigenen Sinn lege ich ab und lebe allein dem Sinn dieser Brüder nach. Verschieden sind unsre Körper, aber ich meine, der Sinn, der in uns waltet, ist nur einer."

Die Brahmanentochter Rohini, die die Tugenden der Mönche rühmt, ihren Ernst und ihre Enthaltsamkeit, sagt:

Weil sie einander lieb haben, stammend aus mancherlei Geschlecht,
Aus vielen Landen herkommend, darum sind mir die Mönche wert.

Der Mittelpunkt aber, von dem aus und zu dem hin solches Empfinden am reichsten strömt, ist Buddha selbst. Welch eine andre Gestalt, als die alten brahmanischen Hüter von Kastenenge und Kastenhochmut! In ihm sehen die Seinen den, der das Licht gebracht hat „aus Erbarmen für die Welt, zum Segen, zum Heil, zur Freude für Götter und Menschen".

Ihn schaut mein Geist, als wenn mein Aug ihn sähe,
Bei Nacht, bei Tag, beständig ohn Ermatten.
Ihm Ehrfurcht weihend harr ich auf den Morgen.
Von ihm, das fühl ich, kann ich mich nicht trennen[1]).

Was in der Seele eines solchen Mannes gelebt und aus ihr sich auf seine Jünger ergossen hat, soll man nicht verkleinern. Aber man soll 'in dieser Wärme auch den kühlen Zug, der ihr innewohnt, nicht übersehen. Die Legende läßt ihn deutlich empfinden. In unendlichen Kämpfen hat der Sohn des Sakyageschlechts die leidüberwindende Erkenntnis errungen. Soll er sie andern mitteilen? Findet sie keine Hörer, wird Mühe und Arbeit vergeblich sein. So will er seinen Besitz in sich verschließen. Ein Gott fleht ihn an, seinen Sinn zu ändern. Gleichmütig gewährt er es. So nah liegt die Bejahung seines Erbarmens der Verneinung. In tiefer Ruhe blickt er auf das Weltleiden herab, von dem unberührt er selbst, aller Freude und allem Leid entnommen, „kühlgeworden und erloschen" in jenseitiger Ferne dasteht.

II.

Damit hat unser Versuch, die buddhistischen Stimmungen der Freundlichkeit zu beschreiben, schon die weitere Frage berührt, welches Gewicht diesen im Seelenleben der Gemeinde zukam, welche Stellung in der Rangordnung ihrer Ideale.

---

[1]) Suttanipata, Vers 1142 (in meinem „Buddha", S. 385).

In einer Rede Buddhas[1]) heißt es: „Was es an materiellen Gegenständen verdienstlichen Tuns gibt, das alles kommt nicht dem sechzehnten Teil der Freundschaftsübung (Maitri), der Erlösung des Sinnes[2]), gleich." Diese wird, im Verhältnis zu jenem Tun, dem Mondschein verglichen, dem kein Sternenschein gleichkommt, der Sonne am klaren Herbsthimmel, dem Leuchten des Morgensternes, wenn das Morgenrot naht.

Wer aller Wesen sich erbarmt im Herzen,
Reichen Verdienstes Lohn winkt ihm, dem edlen.

Schon diese letzten Worte zeigen doch, daß hier von keinem höchsten Gipfel geistlichen Tuns die Rede ist. Für den Vollendeten gibt es keinen Lohn; er hat „Verdienst und Böses, das Haften an beidem überwunden". Auch ist zu beachten, daß Äußerungen wie die angeführte sich recht selten finden, während zentrale Gedanken in den unabsehbaren Weiten der heiligen Texte immer und immer wiederholt werden.

In der Tat bestätigt sich durchweg, daß es nicht das Gefühl der Maitri war, das im Mittelpunkt des religiösen Interesses gestanden hat.

Das zeigt sich zunächst in den Erzählungen, an denen die buddhistische Literatur so reich ist. Ich hebe die von den zehn „Vollendungen" hervor[3]): Geschichten von den zehn Tugenden, die Buddha, dem letzten Ziel noch fern, in vergangenen Existenzen hat betätigen müssen, um die dereinstige Erreichung der Buddhaschaft vorzubereiten. Da begegnet neben andern Tugenden auch die Maitri. Aber nur zwei kürzeste Abschnitte sind ihr gewidmet, darunter das anmutige, man möchte sagen von Franziskanergeist erfüllte Bild des Einsiedlerknaben, der im Gebirge Löwen und Tiger, Gazellen und Eber durch die Wunderkraft freundlichen Fühlens um sich versammelt. Das unverhältnismäßig stärkste Gewicht fällt in diesen Erzählungen, die darin unzweifelhaft die Wirklichkeit widerspiegeln, anderswohin: auf eine jener materiellen Betätigungen, die die oben erwähnte Rede so tief unter die Übung des Freundschaftsgefühls stellt, auf die Wohltätigkeit. Wie der Buddhismus diese verstand, war sie nicht etwa die lebendige Verwirklichung des in Taten sich umsetzenden Wohlwollens gegen alle Wesen. Die Pointe ist, daß man vor allem dem Geistlichen, dem Mönch geben soll. Man gibt ihm, damit der Samen guter Werke, den man auf dies Feld streut, in künftigen Wiedergeburten seine tausendfältige Frucht bringe. Nicht der schönste Zug des Buddhismus, wie er diese den Mönchen am direktesten zugute kommende Tugend in wahren Fluten erbaulicher Geschichten drastisch und meist durchaus plump zu verherrlichen nicht müde wird.

Wie in den Legenden und Erzählungen die Tugenden des Laienstandes, so treten in den Lehrreden Buddhas die Ideale der Mönche und Heiligen

---

[1]) Itivuttaka 27. Übersetzt bei Pischel, Leben und Lehre des Buddha, S. 78.

[2]) Dieser Ausdruck besagt nicht, daß die Maitri jene Erlösung vom Weltleben in sich schließt, die das höchste Ziel der Buddhisten ist. Es handelt sich um eine Erlösung in einem minder erhabenen, spezielleren Sinn.

[3]) In der Geschichtensammlung Cariyā Pitaka.

hervor. Auch hier wieder fällt aller Nachdruck auf andres als auf die Güte gegen die Wesen. König Adschatasattu fragt Buddha, welche Frucht dem Asketen, der die Welt verläßt, davon zuteil wird. Und jener antwortet, indem er Stufe für Stufe aufsteigend die inneren Zustände des Mönchs samt den Lohn, den sie in sich tragen, vor dem Fragenden ausbreitet[1]). Da wird nun ganz flüchtig nur, unter den Höheres vorbereitenden seelischen Betätigungen dessen gedacht, daß der Mönch „mitleidsvoll ist, freundlich und erbarmend gegen alles, was da atmet". Das Erhabenere sind die Versenkungen, in denen der Geist „gesammelt, gereinigt, geläutert" sich zu leichter Freiheit erhebt. Sie bahnen den Weg zur höchsten Höhe, den letzten Erleuchtungen, zum allumspannenden und alldurchdringenden Durchschauen des Weltleidens und seiner Aufhebung:

„Vernichtet ist die Wiedergeburt, erfüllt der heilige Wandel, getan die Pflicht; ‚nicht werde ich zu dieser Welt zurückkehren', also erkennt er . . . Über dieser sichtbaren Frucht des Asketentums steht keine andre, die höher und herrlicher wäre."

Endlich, diese Rangordnung der Ideale auf das eindringlichste bestätigend, die lyrische Poesie, in der jene Mönche und Nonnen so reich und tief ihr innerstes Fühlen ausgesprochen haben[2]). Man halte diese Dichtungen etwa neben die in so mancher Hinsicht ihnen verwandten der Franziskaner. Wie sanft klingt aus dem Hymnus des heiligen Franziskus, wie leidenschaftlich aus denen des Jacopone zugleich mit der Gottesliebe die Liebe zu allen Kreaturen hervor! Auch die Poesie der Buddhajünger und -jüngerinnen redet wohl hier und da mit kurzen Worten von freundlich erbarmungsreicher Gesinnung gegen alle Wesen, vom Abtun auch des leisesten Trachtens nach Schaden. Aber das Herrschende in dieser Dichtung und in diesen Seelen ist doch andres. Was sollen uns Menschen? Streifen wir ab, was an sie bindet! Ohne Lust, ohne Haß, kühl laßt uns von dannen ziehen. Fort vom Sohn, von der Tochter! Wen niemand schützt, wer niemanden schützt, dem ist wohl. Hinaus zum Felsengebirge, wo das Wild schweift und die Vögel fliegen! Oder zu sicherer Hütte, gesammelt dort zu weilen: nun mag der Himmel regnen!

Wenn um Mitternacht im einsamen Wald
Der Regen rauscht, aufschreit das Getier,
Und in stiller Bergesgrotte der Mönch
Der Versenkung pflegt: kein Glück wie dies! . . .

Allein, genossenlos im weiten, schönen Wald —
Wann ist erreicht mein Ziel, das Dasein abgetan?

[1]) Diese Rede Buddhas, die zu den klassischen Dokumenten des alten Buddhismus gehört, ist übersetzt von Rhys Davids „Dialogues of the Buddha" (1899), S. 65 ff., und von K. E. Neumann, „Die Reden Gotamo Buddhos aus der längeren Sammlung", Bd. I, S. 64 ff. Viele Reden ergeben ähnliches; ich hebe die von Neumann, „Die Reden Gotamo Buddhos aus der mittleren Sammlung" Bd. I, S. 499 ff., übersetzte hervor.

[2]) Ich verweise auf die Schilderung dieser Lyrik in meiner „Literatur des alten Indien" (1903), S. 98 ff., und auf die Übersetzung K. E. Neumanns, „Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhos". 1899.

III.

Wir ließen die Buddhisten selbst uns beschreiben, wie die Liebe zu den Kreaturen bei ihnen verstanden und gepflegt wurde. Zum Schluß versuchen wir die Tatsachen, wenn auch vielleicht nicht auf ihre Gründe zurückzuführen, so doch in den Zusammenhang verwandter Tatsachen einzuordnen.

Das Sichheben religiöser Ideale von alter Roheit und Niedrigkeit verfolgt auf den verschiedenen geschichtlichen Gebieten, wo wir es beobachten, unter den vielfachen Richtungen, die es gleichzeitig einzuschlagen pflegt, mit der größeren Energie hier diese, dort jene. Wir fragen nicht, wieweit das im nationalen oder Rassengenius, wieweit es in geschichtlichen Schicksalen, oder worin sonst es begründet ist. Wir begnügen uns mit der Tatsache. Und eine solche ist es nun, daß die religiösen Tendenzen der Kreise Indiens, in denen sich der Buddhismus vorbereitete und zum Dasein gelangte, einen sehr ausgeprägten Zug zum Unpersönlichen und Allgemeinen zeigen, zur Abkehr vom Sichtbaren, Greifbaren, zum Hinabtauchen und Verschwimmen im Grenzenlosen. Die alten Götter, die Götter von Fleisch und Blut, die auf andern geschichtlichen Gebieten zu wundervoller Erhabenheit emporsteigen, verkümmern hier. Die besten Kräfte des Gedankens kommen der Idee eines Übergöttlichen, Überpersönlichen zugute. Man fühlt sich nicht zu Hause im Dasein des Heute und Morgen mit seinem Sonnenschein und Sturm, seinen Mühen und seiner warmen, lieben Heimlichkeit. Das ist alles Leiden, lehrt Buddha, das Leiden von Geburt und Tod, von Alter und Krankheit, vom Vereintsein mit Unliebem und Getrenntsein von Liebem. Das Ziel der Ziele ist, dem entfliehen.

Entfliehen wohin? In das Nirvana, das rätselhafte Jenseits von Sein und Nichtsein, „ohne Grundlage, ohne Fortgang, ohne Halt, des Leidens Ende“. Da waltet keines Gottes Liebe, die das All mit Wärme füllt; an kein göttliches Vaterherz kann der Fromme sich in jener Kindesliebe werfen, die sich von der Bruderliebe zu den andern Kindern desselben Vaters nicht trennen läßt. Sondern der vom Weltleid sich erlösende Weise blickt still der Stille des Unerforschlichen jenseits alles persönlichen Lebens entgegen. Die Pflanze der Menschenliebe ist den Gefilden des Buddhismus ganz gewiß nicht fremd. Aber kann sie in dem Klima, das dort herrscht, so wachsen wie in der christlichen Welt?

Von der Entscheidung über das Ziel hängt der Weg ab, der dorthin zu führen hat. Es ist der Weg mühevoller Arbeit am eignen Ich, einer Arbeit, für die der Gedanke an das Ich — um dies vom Persönlichen ins Überpersönliche sich erheben zu lassen — beständig im Vordergrunde steht:

Denn das Ich ist des Ich Schützer,
Wie sollt ein andrer Schützer sein?

Voran steht die Notwendigkeit geistiger Arbeit. „Dem Verständigen gehört die Lehre, nicht dem Törichten.“ Die alte Buddhistengemeinde hat, wenn man nur indisches Kolorit an Stelle des griechischen setzt, viel von einer Philosophenschule. Die Volksmassen mit all ihrem Tun und Treiben, ihrem Hassen und Lieben bleiben draußen. Sie zu beherrschen kann und will die buddhistische Weltabgewandtheit, der buddhistische Pessimismus, hierin anders

gerichtet als gewisse griechische Philosophengemeinden, nicht unternehmen. Zum Organismus einer Kirche schließt man die Laiengläubigen nicht zusammen. Man tut nicht sehr viel mehr, als ihre Gaben annehmen, deren Spendung ihnen unfehlbaren jenseitigen Lohn sichert, und ihnen Moralvorschriften mitteilen für ihr Leben, das doch eine niedere Stufe des Daseins ist, beherrscht von Ordnungen nur vorbereitenden Wertes. Über den Kreis der mönchischen Jünger allein ergießt Buddha die ganzen Reichtümer seines Wirkens; allein in diesem Kreise wird die volle Wucht seines Denkens nachgedacht und in Wirklichkeit übersetzt. Es gilt, den Schein, der den Nichtdenkenden täuscht, zu zerstören, den Mechanismus des Weltdaseins zu durchschauen, um sich ihm zu entziehen. Philosophenschulen pflegen nicht Stätten höchster seelischer Wärmeentwicklung zu sein. Wo für die Aufgaben des Denkens und Wissens die Seelenkraft in Anspruch genommen ist, werden die großen Würfe, die der Hingabe des Menschen an den Menschen die volle Macht, Glut, Unmittelbarkeit erringen, nicht getan werden.

Mit der Gedankenarbeit verbindet sich andres. Aus ferner Vorzeit hatte Indien den Glauben an die Wunderwirkung von Kasteiungen ererbt, ein Stück jenes religiösen Besitzstandes, der aus niedrigster Kulturschicht stammt, über die Erde verbreitet ist. Der Schamane, der Medizinmann versetzt sich durch Fasten, Narkotika, Selbstpeinigung in eine Erhobenheit, in der ihm magische Kräfte und der Verkehr mit Geistern zuteil werden. Bei den Indern, deren nervöse Natur für solche Leistungen besonders disponiert ist, wird — der Hauptsache nach schon vor Buddhas Zeit — durch die Lehre und Praxis des bereits erwähnten Yoga die alte, urwüchsige Derbheit jener Kasteiungen philosophisch sublimiert, im „Yogin" die seltsamste Zwittergestalt von Asket, Philosoph und Wundermann erschaffen. In genau geregelter Haltung — in einer der 84 Haltungen, die ein Gott aus den ursprünglichen 8400000 ausgewählt hat — setzt sich der Yogin nieder. Mit künstlicher Technik beherrscht und zwingt er die Atmungsorgane zu den schwierigsten Leistungen, läßt er seinen seelischen Apparat auf vorgeschriebenem Wege immer vollständigerer Zurückziehung von der Außenwelt, ekstatischer Durchleuchtung des in sich schwebenden Ich zustreben. Es wurde schon hervorgehoben, daß eben die uns hier interessierende Maitri-Kontemplation vom Yoga her übernommen scheint. Der Glanz von Mond und Morgenstern, den jene Rede Buddhas ihr nachrühmt, leuchtet nicht den Wesen, über deren Allheit der Asket sein Freundschaftsgefühl hingleiten läßt, sondern er leuchtet ihm selbst, dem yoginhaften Virtuosen, der bei diesem Lichtglanz sich den höheren Regionen, denen er zustrebt, nähert. Aus dem Yoga stammen auch jene den Geist alles Inhalts entleerenden Versenkungen, die der buddhistische Mönch, wie wir sahen, so gern in Wald und Berghöhle übt und die ihn bisweilen wie den Yogin bis zu todesähnlicher Erstarrung führen. Auf bescheidenerem Niveau ist es ihnen verwandt, wenn der Buddhist jede alltäglichste Bewegung unter die Kontrolle stets wacher Selbstbeobachtung stellt, wenn sein Gehen und Stehen, Reden und Schweigen begleitet wird von mißtrauischer Aufmerksamkeit darauf, ob es richtig, dem großen Endzweck angemessen geschieht. Wie drängt in diesem

Treiben die Richtung auf die technische Kunstgerechtheit und Meisterschaft jede freie Regung warmer Spontaneität zurück! Wie werden die Kräfte, die sich anderwärts der Liebe im christlichen Sinne widmen konnten, geschwächt und abgelenkt! —

In einem schönen Kapitel von „Port-Royal" bemerkt Sainte-Beuve, daß jener Zustand der Erhebung und Durchleuchtung, den die christliche Sprache den Stand der Gnade nennt, unter so verschiedenen Umständen er sich verwirklicht, in Nähe und Ferne, bei der heiligen Thereſe wie den Herrnhuter Brüdern, dem Geist und den Früchten nach stets derselbe ist. William James, ein tiefster Erforscher der Religionspsychologie, dehnt dies über die Grenzen der Christenheit aus[1]); unter den Glaubensformen, auf die er sich da bezieht, nennt er auch den Buddhismus. In vieler Hinsicht gewiß mit Fug und Recht. Das zeigen jene lyrischen Selbstbekenntnisse buddhistischer Mönche. Zwar trifft für diese — was hier ja nebensächlich ist — das Wort „Gnade" insofern nicht zu, als der Buddhismus in jenem unvergleichlichen Gut kein Geschenk, sondern den Erwerb eigenen Tuns sieht. Im übrigen aber spricht sich auch bei den Buddhisten mit sieghaftester Wahrheit das Gelöstsein von den Hemmungen der engen Selbstheit und Alltagswirklichkeit aus, die Gewißheit des Lebens in einer höheren Ordnung der Dinge, das Schweben im Äther jenes jenseitigen Reiches. Unter den einzelnen Zügen nun, die dem psychologischen Bilde jenes Zustandes angehören, findet James die Verschiebung des Affektlebens in der Richtung auf Liebe und Harmonie, auf das „Ja, Ja" und fort vom „Nein", wo das Wohl der andern in Frage steht. Geht demnach die Identität des Gnadenstandes in allen seinen historischen Erscheinungen wirklich so weit, daß auch dieser Zug mit Naturnotwendigkeit überall völlig gleich wiederkehren müßte? So daß der geschichtliche Betrachter von vornherein gewiß wäre, zu irren, wenn er jenes „Ja, Ja" im Reich buddhistischer und christlicher Heiligkeit in verschiedener Stärke und Abtönung zu hören meint? Ich denke doch, so verhält es sich nicht. Mag zu allen Zeiten und an allen Orten das Gefäß der über sich selbst hinausgehobenen Seele das gleiche sein: den Inhalt, mit dem dies Gefäß sich füllt, gestalten doch geschichtliche Mächte, und wo Geschichte ist, ist Wandel. Auch den frühen, rohen Stufen religiöser Entwicklung fehlen nicht Zustände der Gehobenheit, in denen man wohl ein fernstes Vorstadium jener gnadengetränkten Erhebungen erkennen darf: der Adel dieser Erhebungen leidet ja dadurch keinen Eintrag, daß die Geschichte sie aus niedriger Wurzel hat erwachsen lassen. Es kann nun gezweifelt werden, ob in der Heiligkeit der primitiven Begnadeten etwa des Schamanismus Liebe ein sehr viel herrschenderer Zug ist, als Haß oder Bosheit. Jener in der Tat unverkennbare, so oft wiederkehrende Typus des Gnadenstandes aber, wie das Christentum ihn darbietet, fängt, meine ich, in der Geschichte doch erst da aufzutreten an, wo die Entwicklung über viele Hemmungen hinweg den Weg zu reinerer Höhe gefunden hat. Damit aber

[1]) Man sehe in seinem Buche „The Varieties of Religious Experience" die Abschnitte über „Saintliness".

ist gesagt, daß auch in diesen Höhensphären für geschichtlich bedingte Mannigfaltigkeit der Gebilde Raum bleibt[1]), und wir brauchen es nicht wegzudeuten, wenn uns im Buddhismus über dem Vorherrschen andrer Klänge die Stimme der Liebe nur gedämpft hörbar wird.

Man vergleiche die großen Gestalten hüben und drüben. Hier Sankt Franziskus oder Vincenz von Paul, den Gottesliebe und Nächstenliebe treibt, den Geringsten der Geringen, den Elendesten der Elenden aus wärmster persönlicher Nähe zu helfen. Dort Sariputta oder Ananda, der sich in der Einsamkeit des indischen Waldes zur Kontemplation der Maitri niedersetzt und von der kühlen Ruhe des Nirvana her, dem er sich nahe weiß, über eine Weltgegend nach der andern sein Wohlwollen mit Menschen, Tieren und allen Kreaturen sich erstrecken läßt — das Wohlwollen dessen, der es erstrebt und erreicht hat, „nichts Liebes in der Welt zu haben". Sind das nicht Bürger zweier Welten?

---

[1]) Die schönen psychologischen Untersuchungen von Starbuck (The Psychology of Religion. Zweite Auflage. 1901. S. 371), die sich auf die Sphäre modernen amerikanischen Christentums beziehen, stellen sehr deutlich bei denen, die durch das Erlebnis der „Bekehrung" hindurchgegangen sind, individuelle Unterschiede ihrer vorherrschenden Ideale heraus. Überwiegend richten sich diese Ideale darauf, andern zu helfen, Gott zu lieben und ihm zu dienen. Aber daneben steht der egozentrische Typus, die Richtung auf Selbstvervollkommnung, auf das Zum-Ausdruck-bringen des eigenen Ich.

Das Wachstum der Bevölkerung in Deutschland, die Wirtschaftspolitik und die Landarbeiter.

Von
A. v. Wenckstern.

Fürst Bismarck hat einmal die Ungeduld der Deutschen nach 1870 ironisiert. Das Reich war gegründet. Sofort fing Reichstag, Presse, öffentliche und private Meinung an, die getroffenen Einrichtungen zu bekritteln, Änderungen zu verlangen, mit der Gesetzgebung einzugreifen. „Meine Landsleute kommen mir vor," sagte Bismarck etwa, „wie ich mir selbst, wenn ich mich in meine Kindheit zurückdenke — ja selbst im Mannesalter war ich noch ungeduldig. Als Kind durfte ich Radieschen pflanzen: ich zog sie jeden Morgen wieder heraus, um sie zu besehen, und als Mann mußte ich mir von meinem Förster sagen lassen: ‚Herr Graf, am besten gingen Sie einmal drei Jahre lang nicht in diese Schonung, sie wird dann schon gut sein!' ... Ich wollte immerfort eingreifen!"

In den ersten sechsunddreißig Jahren des Deutschen Reiches hat auf vielen Gebieten eine „ungeduldig" anmutende Tätigkeit geherrscht. Die Gesetzgebungsmaschine arbeitete ohne Unterlaß. Grundsätzliche Änderungen — der Übergang zur Schutzzollpolitik und ihre Ausgestaltung, die Sozialpolitik, Neuauffrischungen — Bürgerliches Gesetzbuch haben einander gejagt.

Aber einem Gebiete gegenüber hat sich das deutsche Volk drei Jahrzehnte lang kaum aufmerksam zugewandt. Es hat die Dinge laufen lassen. Die Wissenschaft hat einige Male erinnert. Erst seit einigen Jahren beschäftigte sich wenigstens gelegentlich die öffentliche Meinung, der Reichstag, mit ihm: dem Wachstum unsrer Bevölkerung als Problem. Wir begnügten uns bisher, das Wachstum schmunzelnd zu registrieren.

Neuerdings beginnen liberale Nationalökonomen und Wirtschaftspolitiker unter einem andern Gesichtspunkt auf das Wachstum der Bevölkerung hinzuweisen: daß nämlich wirtschaftspolitische Vorkehr zu treffen sei, daß für den Bevölkerungszustrom in aktivem Sinne wirtschaftspolitisch zu sorgen sei.

Ein liberaler, ein freisinniger Mann, Mitglied des Reichstages in der Fraktion der freisinnigen Volkspartei — Kaempf — hat die Frage im Februar 1905 unmittelbar vor der Entscheidung des Reichstages zu den sieben Handelsverträgen wuchtig als Argument für wirtschaftspolitische Erwägungen in die Diskussion geworfen. Er gewann die Aufmerksamkeit des Hauses, des Reichskanzlers, der Staatssekretäre, als er ausführte:

„Es ist die oberste Aufgabe der Wirtschaftspolitik des Deutschen Reiches, dafür zu sorgen, daß die Million Einwohner, die uns jährlich zuwächst, beschäftigt und im Inlande ernährt wird."

Wenn man das „oberste" in „wichtige" Aufgabe umändert, kann ohne weiteres diesem Satz zugestimmt werden als einer Forderung an alle Instanzen, die Deutschlands Politik machen, die Wirtschaftspolitik machen, also auch vorbereiten.

Eine etwas andre Formulierung könnte vorgenommen werden. Etwa: Aufgabe der Wirtschaftspolitik ist — unter andern Aufgaben — dem zuwachsenden Volke Arbeitsplatz und -Gelegenheit, Wirkungskreise im allgemeinen möglichst zu sichern.

Diese Fassung ist besser in einem doppelten Sinne:

Erstens bezeichnet sie die Aufgabe genauer als das „Beschäftigen und Ernähren".

Zweitens bringt sie mit dem vorsichtigen „möglichst" zum Ausdruck, daß wir staatsrechtlich das „Recht auf Arbeit" jedenfalls noch nicht anerkannt haben. Faßte man die Aufgabe, so wie es Kaempf am 13. Februar 1905 getan hat, so konstituierte man mit dieser dem Reiche auferlegten absoluten Verpflichtung nahezu ein objektives „Recht auf Arbeit" für jeden in Deutschland Geborenen — Mann und Frau — Deutschen und Polen, Dänen, Franzosen, Israeliten.

Wunderbar! Dieser wirtschaftspolitische Grundsatz wurde wissenschaftlich und in der Presse vorbereitet und im Parlament vorgetragen in Beziehung auf unser Volkswachstum von liberalen Freihandelspolitikern; wenigstens sie am lautesten äußern Befürchtungen und stellen Forderungen in dieser Linie auf.

Als richtige Politik sahen und sehen sie die Entfesselung der freien Initiative aller einzelnen an; ihre ganze Wirtschaftspolitik läßt sich begreifen als eine Ellipse mit zwei Brennpunkten: Freizügigkeit und Freihandel. In dem Begriff und der rechtlichen Tatsache der Freizügigkeit ist der Begriff und die Tatsache der freien Berufswahl eingeschlossen.

Freizügigkeit und im großen und ganzen freie Berufswahl besitzen wir, diese seit einem Jahrhundert, jene für das ganze Reich seit 1870. Der Freihandelsgedanke hat seit 1879 gegen eine Politik des Schutzes der nationalen Arbeit in Landwirtschaft und nahezu allen Gewerben von Bedeutung und einer durch ihn bedingten Beeinflussung des Handels Platz machen müssen. Noch 1905 versuchte der wirtschaftliche Liberalismus letzte Lanzen für den Freihandel oder doch für eine Abänderung der Schutzzollpolitik — unter dem Gesichtspunkt:

„Unsre Schutzzollpolitik reizt die andern Staaten zu Gegenmaßregeln. Wir werden Schwierigkeiten beim Export unsrer Waren haben. Unsre Industrie wird stocken. Wir werden Arbeitsmangel haben. Wir werden unsre Arbeiter in Deutschland nicht beschäftigen können. Hunderttausende, Millionen werden auswandern müssen."

Das schon in der Ära Caprivi geprägte Schlagwort: „Wir müssen Waren exportieren oder Menschen!" — leitete die Entschließungen des wirtschaftspolitischen Liberalismus auch um 1905.

Sonderbar! Gleichzeitig mit der Äußerung dieser Befürchtung um das Schicksal großer Teile unsrer Arbeiterklasse litt und leidet der größte aller deutschen Berufe an chronischem Arbeitermangel.

Gegenüber der Befürchtung des Liberalismus in den Fraktionen des Freisinns, daß im Reiche keine Arbeitsgelegenheit sein wird, tritt z. B. in der westpreußischen Landwirtschaftskammer die Befürchtung auf, daß in Westpreußen der Arbeitermangel in den nächsten Jahren immer größer werden, daß die heutigen Abhilfsmittel — Zufuhr von Leuten aus Rußland und Österreich — versagen, daß zu heroischen Mitteln, der Anwerbung von Chinesen — unter gewissen Umständen — geschritten werden müsse!

Ich sprach zuerst von einer Ellipse mit den Brennpunkten Freihandel und Freizügigkeit. Seit 1879 wirkt eine Wirtschaftspolitik, die zwar den Brennpunkt Freizügigkeit hat, die aber als zweiten Brennpunkt die Schutzzollpolitik besitzt. Ich weiß nicht, wie sich die Dinge entwickelt haben würden, wenn von 1879—1906 Freihandel geherrscht hätte und wenn wir jetzt in einem System des Freihandels bis 1917 z. B. wirtschaften müßten.

Wenn Fürst Bismarck 1879 nicht durchgegriffen hätte — wer weiß, ob sich die Dinge nicht durchaus freihändlerisch entwickelt hätten.

Vergessen wir doch nicht, daß die heutigen Agrarier Söhne von enragierten Freihändlern sind!

Aber dies — gut, um anzudeuten, daß es höchst töricht ist, dem Freihandel an sich Torheit, Kurzsichtigkeit oder gar bösen Willen als Tendenz und Motiv beizulegen — beiseite!

Auch mit dem Brennpunkt Schutzzollpolitik in einem Wirtschaftssystem, dessen andrer Brennpunkt die Freizügigkeit ist, hat sich für unsre Zeit jedenfalls das Ergebnis entwickelt, daß die Industrie und die Stadt einen gewaltigen Zuzug aus den ländlichen Distrikten gehabt haben und noch haben, richtigerweise mit der Fortdauer dieses Zuzuges rechnen und die Verantwortung fühlen, nun auch dafür zu sorgen, daß die ihnen angegliederten Massen Arbeit finden. Sie vermehren sich durch weiteren Zuzug vom Lande und durch die Geburten innerhalb der bereits durch die Entwicklung der letzten Jahrzehnte angeschwollenen städtischen Arbeiterfamilien, während die Landwirtschaft — soweit ich zu beurteilen vermag, in allen Größenklassen der landwirtschaftlichen Betriebe, sofern noch andre Personen als Familienmitglieder zur Aufrechterhaltung und Verfeinerung des

Betriebes notwendig sind, also so gut der große Grundherr wie der einfache Rittergutsbesitzer und der kleine Gutsbesitzer und der Groß- und Kleinbauer — in einer Periode des Aufschwunges der landwirtschaftlichen Technik und der landwirtschaftlichen Preise, die einzusetzen scheint, nach Arbeitskräften geradezu lechzt und gezwungen ist, sich mit Landfremden, mit Soldaten gelegentlich auch, durchzukümmern.

Zur Vervollständigung des äußeren Bildes gehört, daß die Tatsache nicht vergessen wird, daß die Landwirtschaft sich in der sehr unangenehmen Lage befindet, zeitweise viel, zeitweise wenig Arbeitskräfte nötig zu haben, was desto schärfer mitspricht, je mehr der Osten Deutschlands in Frage kommt, je kürzer also der Sommer ist, und je intensiver im heute üblichen Sinne, z. B. in der Massenproduktion von Rüben, gewirtschaftet wird.

Auch 1905 hat die Politik des Schutzes der nationalen Arbeit in dem seit 1879 verstandenen Sinne, also bestrebt, möglichst gleichmäßige Sorgfalt allen produktiven Gewerben im engeren Sinne zuzuwenden, gesiegt.

Es ist nicht anzunehmen, daß die neuen Regelungen, die noch mit andern Staaten gewünscht werden, z. B. mit den Vereinigten Staaten von Amerika, wesentliche Änderungen mit sich bringen werden. Bis 1917/20, können wir sagen, ist unsre Wirtschaftspolitik festgelegt — im allgemeinen im Sinne der eingeschlagenen Politik des Schutzes aller Gewerbe einschließlich der Landwirtschaft gegen die Konkurrenz des Auslandes unter Ermöglichung des Bezuges für uns wünschenswerter Rohstoffe und bei Offenhaltung der fremden Märkte für den Export unsrer Arbeitsprodukte, soweit es irgend angängig war.

Überraschungen werden wohl nicht eintreten: England wird sich nicht wesentlich anders stellen als bisher; die Vereinigten Staaten werden sich mit uns auf einer mittleren Linie einigen. Von politischen Elementarereignissen — Revolution, Krieg — können wir wahrscheinlich absehen. Wenn sie eintreten, bringen sie neue, schließlich — nach Siegen — günstige, ja selbst nach Niederlagen, weil diese — 1806! — erzieherisch wirken, nicht bloß ungünstige neue Elemente, die also erst nach ihrem Eintritt gewertet werden können.

Unter der *Voraussetzung*, daß sich bei sinngemäßem Ausbau unsres Handelsvertragssystems ohne innere Krisen, eigene Kriege oder Kriege und Revolutionen von entscheidender schädlicher Rückwirkung auf uns in der Welt sonst die nächsten zwölf Jahre friedlich, in friedlicher Arbeit entwickeln, erheben sich folgende Fragen:

1. Wie hat innerhalb der Weltkonjunktur die Wirtschaftspolitik des Reiches bisher gewirkt?

2. Wie wird sich die *Wirtschaft* des Reiches voraussichtlich bis 1917/20 gestalten?

3. Wie steht es mit dem Zuwachs der Bevölkerung, der von jetzt ab bis 1920 *arbeitsuchend* auf dem Arbeitsmarkt erscheint?

4. Welche Ausblicke sind über 1917/20 hinaus auf Grund nachweisbaren Tatsachenmaterials als gesichert erscheinende Entwicklung möglich?

5. Welche Aufgabe erscheint von jetzt ab als die bedeutendste für die deutsche Landwirtschaft — in allen ihren Gliedern — also für den einzelnen Landwirt aller Kategorien, für alle landwirtschaftlichen Organisationen und für die Staatsregierung als Instanz der Landwirtschaft?

1. Wie hat innerhalb der Weltkonjunktur die Wirtschaftspolitik des Reiches bisher gewirkt?

Ich meine hauptsächlich die Wirkung *im* Reiche, auf alle Gewerbe.

Mit der Wendung „innerhalb der Weltkonjunktur" ziehe ich doch ein wenig auch die Wirkung auf die Weltwirtschaft und die Wirtschaftspolitik der andern Staaten mit in die Diskussion. Doch will ich diese Seite der Frage, einen Doktorstreit, unentschieden lassen. Ob Deutschland nur innerhalb bereits latent vorhandener Schutzzolltendenzen in der ganzen Welt um 1879 rechtzeitig auch in Schutzzollbahnen eingelenkt hat, oder ob Deutschland mit seinem Zolltarif von 1878/79 die moderne Schutzzollära eingeleitet hat — das ist die Doktorfrage. Mag sie jeder entscheiden wie er will: Tatsache ist, daß die Welt, mit der einzigen großen Ausnahme Englands, für das mit seinem Kolonialbesitz und seiner im 18. bis 19. Jahrhundert erworbenen zentralen Stellung die Verhältnisse eigenartig liegen, schutzzöllnerisch organisiert ist: Nordamerika, Frankreich, Rußland, Österreich, Italien usw. Tatsache ist, daß überall auf Ausbildung des Systems der schutzzollmäßig und frachttariforganisatorisch eingerichteten Wirtschaftspolitik gesonnen wird, daß selbst in *England* die Idee des Schutzzolls, wenn auch langsam und mit Rückschlägen, doch Freunde gewinnt, daß aber nirgends eine Entwicklung zum Freihandel zu spüren ist.

Fürst Bülow hat recht, wenn er für deutsche Verhältnisse diese Tatsache in seinem Schreiben an Exzellenz Liebert mit der Wendung glossiert: „daß das Manchestertum auch im Liberalismus schwindet".

Wie nun aber wirkte diese Wirtschaftspolitik in Deutschland auf die deutsche Wirtschaft?

Enorme Zunahme der Produktion, enorme Steigerung des inneren Marktes, enorme Steigerung von Import und Export, stetige starke Volksvermehrung bei steigendem Einkommen der einzelnen und bei im allgemeinen gesteigerter Kaufkraft des Geldes! Wenn einzelne Massenartikel gegenüber dem Tiefstand der Preise am Ende der siebziger Jahre im Preise gestiegen sind, so sind die Einkommen, besonders die Löhne, stärker gestiegen. Allerdings sind mit den durch Presse, Parlament, Wahl, Reise, Bekanntschaft mit den großen Städten usw. geweiteten Horizonten auch die *Ansprüche* an die Lebenshaltung gestiegen! *Reicher sind wir alle, aber doch unzufriedener als unsre Eltern.* — Dies nebenbei! Objektiv sind wir jedenfalls an Produkten, Geld, Kaufkraft des Geldes reicher geworden.

Wer hat den Löwenanteil bekommen?

Bei den Verträgen von 1892 hat sie angefangen: die Klage, daß durch die Caprivischen Handelsverträge die Industrie auf Kosten der Landwirtschaft gefördert worden ist. Darum erlangte die Landwirtschaft 1905 größere Berücksichtigung. Dem Fordern hüben entsprach drüben das heftige Verneinen

und die Gegenbehauptung, die Agrarier seien seit 1879 bevorzugt! So lautete es im polemischen Teil der Presse, in den Parlamentsreden!

Aber im statistisch-positiven Teil der Presse und der Parlamentsreden wurde gleichzeitig etwas andres mit immer steigendem Jubel fixiert: Deutschland wird oder ist Industriestaat geworden! Und zwar wurde dieser Satz zu Tode gehetzt, schon 1892! Darum mußte die Landwirtschaft damals sich bescheiden! Weil Deutschland ein Industriestaat war, mußte der Industrie in erster Linie Rechnung getragen werden!

Die Ablehnung der agrarischen Klage, daß die Industrie die Hauptvorteile gehabt hat, und die Konstatierung des Überganges Deutschlands zum Industriestaat widersprechen sich.

Nun gibt es Leute, die meinen, daß auch bei festgehaltenem Freihandel sich die Industrialisierung Deutschlands vollzogen haben würde. Das läßt sich aber nicht nachkontrollieren. Es war nicht so; es herrschte seit 1879 Schutzzoll! Unter dem Schutzzoll ist seit Anfang der achtziger Jahre dieser enorme Aufschwung aller Industrien eingetreten, dem nur an ganz vereinzelten Stellen ein Rückgang einzelner Spezialbranchen abzuziehen ist, der durch Verschiebung bald übrigens beseitigt und eingeholt wurde.

Alle sagen: die Wirtschaftspolitik von 1879 hat — um bei diesem Ausdruck zu bleiben — Deutschland zum Industriestaat gemacht. Erst mit ihr trat der starke Zug in die Stadt ein, der mit den Jahren die Auswanderung, die anfing enorme Dimensionen anzunehmen, ersetzte. Das ging nicht auf einen Ruck. Die Kapitalieninvestierung brauchte Zeit; aber seit 1883 vermindert sich die auf über 200 000 Köpfe in den Jahren 1881/82 gestiegene Auswanderung bei Aufhören der Arbeitslosigkeit, die in den letzten siebziger Jahren bedrohlich wurde, bis zu nur 22—26 000 Köpfen zwischen 1897—1901. Die „Industrie" sog die Arbeitermassen auf, die in ihren Bezirken Geborenen und einen großen Teil der auf dem Lande Geborenen.

Die Dinge liegen nicht so, daß die Industrie im allgemeinen ursprünglich der Landwirtschaft die Arbeiter abspenstig gemacht hat. Die Leute drängten — das zeigt die Auswanderung — vom Lande fort. Die Industrie nahm auf, was an sie herandrängte. Mit der Zeit mußte allerdings vielfach, als das große sichere Reservoir der Arbeit in der Industrie ganz geöffnet war, diese offenkundige Tatsache lockend gewirkt haben. Die Neigung, vom Lande fortzuwandern, wuchs, stellenweise mag sie durch Presse und Agenten erst geweckt worden sein. Die Eisenbahnen, je mehr sie sich dezentralisierten, machten die Binnenwanderungen zu einer ganz leichten Sache.

In den „Erinnerungen" des Fürsten Hohenlohe ist die Bismarcksche Wirtschaftspolitik, wie mir scheint, richtig als eine Quelle der Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat gekennzeichnet worden, wozu man hinzufügen muß, daß Bismarck nicht kurzsichtigerweise die Landwirtschaft geschädigt hat, indem er ihr die Leute entzog, sondern daß er zwischen 1879 und 1906 für Deutschland die Situation geschaffen hat, daß alle in Deutschland Geborenen und noch mehr — Zuwandernde also — Arbeit in Deutschland fanden. Besonders seit 1892 fließt der Strom der von der Landwirt-

schaft benötigten fremden Arbeiter stärker. Die Landwirtschaft hatte aber keine großen geldwirtschaftlichen Erfolge; die Industrie fing, durch die Verträge von 1892 angepeitscht, wirklich an, ihr die heimischen Kräfte wegzulocken; die Landwirtschaft mußte Surrogate für deutsche Arbeiter in der Fremde suchen. Und das ist bis heute so geblieben.

Man könnte die Frage aufwerfen: War diese Entwicklung die Absicht Bismarcks? Und man müßte antworten: nein und ja. Ja, insofern, als ihm, abgesehen von der bloßen Beeinflussung des internationalen Güterverkehrs, der Gedanke, Arbeit für alle Klassen, Unternehmer also so gut wie Arbeiter, zu sichern, vorgeschwebt hat; ja, auch insofern, als er für den Überfluß der ländlichen Bevölkerung den Zuzug in die deutsche Industrie und Stadt, anstatt der Auswanderung, hat ermöglichen wollen. Nein, insofern, als dieser Drain zu starkes Gefäll bekommen hat, so daß Arbeitermangel in derselben Zeit in der Landwirtschaft entstand, in der Stadt und Industrie in frischem deutschen, vom Lande zuziehenden, innerhalb Deutschlands geborenen Zuzug schwelgen konnten.

Man kann die Wirtschaftspolitik Bismarcks allgemein und gerade auch für das platte Land dahin charakterisieren, daß er Entwicklungschancen öffnen wollte, mit ihnen der Landwirtschaft aber auch Aufgaben stellte. Er sicherte ihr oder suchte ihr wenigstens den deutschen günstigen Markt zu sichern. Nun sollte sie aber auch produzieren, Vieh und Getreide an erster Stelle für möglichst die ganze deutsche Wirtschaft bereit stellen!

Ein Blick auf die Entwicklung der Landwirtschaft seit 1879 von diesem Gesichtspunkt aus! Ein großer Fortschritt ist erzielt, abgesehen von den bloßen gesteigerten Produktenmengen, ist die Produktionskraft der Landwirtschaft gestiegen. Dabei haben nicht bloß die Zölle und der günstige Markt mitgewirkt. Er war jahrzehntelang noch gar nicht günstig. Man sprach mit Recht in den 90er Jahren von einer Agrarkrise. Die Not hat vielfach mitgeholfen, energisch arbeiten zu lehren, da die gute Chance sich doch noch als zu schwach erwies. Besonders in den letzten sechzehn Jahren hat eine großzügige Organisation nahezu aller Branchen des Agrarwesens eingesetzt und mitgeholfen. Der Staat half mit. Vom Landwirtschaftsunterricht bis zu Verkaufs- und Einkaufsorganisationen wurde Deutschland politisch-organisatorisch mit einem Landwirtschaftskörper versehen, der doch grundverschieden ist von der Landwirtschaft vor 1890 oder gar 1880 und 1870. Es wird straffer gewirtschaftet, schärfer gerechnet: die Landwirtschaft ist eine hochentwickelte Industrie geworden. Der letzte Bauernhof empfängt direkte Anregungen zu umsichtiger Wirtschaft durch die landwirtschaftlichen Organisationen in viel intensiverem Maße als je früher. Bis zu einem gewissen Grade ist der relativ geringere Menschenbedarf auf die Einführung von Maschinen zurückzuführen. Die Landwirtschaft hat gelernt, in echtem Sinne zu wirtschaften, d. h. mit geringerem Aufwand von Kraft, gerade an Menschen, Größeres zu erreichen. Mir ist in Pommern gesagt worden: „Mag sein, daß Knecht wie Magd, wie es oft heißt, als Einzelpersonen früher kräftiger waren, aber herangekriegt das Jahr hindurch werden

sie jetzt mehr als früher, hauptsächlich durch ihre Verwendung an Maschinen und verbesserten Werkzeugen aller Art."

Natürlich gibt es auch heute matte Wirtschaften; aber als generelle Erscheinung, wie z. B. in Ostpreußen 1850, sind sie verschwunden. Es kann heute nicht mehr vorkommen, daß Hunderte von einst führenden Familien, wie um 1850 in Ostpreußen, von der Scholle weichen müssen, weil sie freilich bloß genossen haben, weil sie gar nicht wirtschaften konnten. Die Inspektoren, die im Besitz folgten, machten die Sache.

Bismarck hat, ich möchte sagen mit Zuckerbrot und Peitsche, der ländlichen Aristokratie in weiterem Sinne, den ca. 25000 sogenannten Großgrundbesitzern Deutschlands, besonders denen in Ostelbien, den Entschluß abgerungen, wirklich energisch wirtschaftlich zu arbeiten. Ich möchte sagen: technisch gute Landwirte, die rechnen können, sind heute die Typen des deutschen Landwirts aller Schattierungen. Zu diesem Typ hat sich der deutsche Landwirt zwischen Not, Chance durch Schutzzollpolitik, Beeinflussung durch Lehre und Hilfe von seiten des Staats und der Organisationen der Landwirtschaft, von der Landwirtschaftsgesellschaft bis zum Bund der Landwirte, von der Landwirtschaftskammer bis zum kleinsten Bezirksverein von 1880 bis 1906 entwickelt. Produktionskräftige, leistungsfähige Unternehmer, mit allen Errungenschaften der Technik ausgerüstet, jetzt seit 1905 auch durch ziemlich sichere Erwartung stabiler Preise veranlaßt, mit Schneid intensiv zu wirtschaften, das ist das Ergebnis der Wirtschaftspolitik bisher.

Aber eine Wolke steht sturmschwer am Horizont: die Arbeiterfrage.

2. Wie wird sich die Wirtschaft des Reiches voraussichtlich bis 1917/20 gestalten? Unter der Voraussetzung, daß die allgemeinen wirtschaftlich-politischen Bedingungen sich in der eingeschlagenen Bahn halten und günstig entwickeln!

Alles ist still geworden vom Tod der Industrie. Gerade ich selbst bin überrascht worden durch den besonders günstigen Verlauf der Industrieoperationen seit dem März 1905. Am 15. Februar 1905 in der Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsreformer gab ich der Befürchtung Ausdruck, daß die gesteigerte Verkehrstätigkeit vor Eintritt der Neuregelung durch die Handelsverträge einer Depression weichen würde, weil vor Toresschluß noch der letzte Nerv angespannt werden möchte. Ich rechnete mit einer kurzen, schwierigen Übergangsperiode. Sie ist gar nicht eingetreten. Die Industrie, der Handel haben die Hindernisse, als die zuerst die neuen Handelsverträge hingestellt wurden, glänzend genommen, so glänzend, daß selbst die — mag ihre Ursache sein wie sie wolle — lange Fleischteuerung glatt getragen werden konnte. Alle Berichte deuten an, daß wir uns in keiner ungesunden Hausse befinden, sondern in einer großen Weltkonjunktur, an der Deutschland seinen legitimen Anteil hat. Die Fabriken sind nicht ins Ausland verlegt worden. Die 1903 doch wieder auf 36000 Köpfe gestiegene Auswanderung, die 1904 auf 27984 sank, ist 1905 mit 28075 Köpfen ca. 0,50% der Bevölkerung geblieben. Über deutsche Häfen sind 1905 86960 Personen eingewandert! Es scheint, daß wir fortan mit einem Gewinne durch Wanderungen zu rechnen

haben werden, wie schon von 1895—1900, während wir von 1850—1895 kleine, aber immerhin Verluste durch Wanderungen hatten.

Wo bleiben aber die Menschen? Das Land schreit nach wie vor nach Arbeitern; die andern Gewerbe alle bilden. Reservoir genug für die arbeitsuchenden Massen.

Besonders wenn, wie anzunehmen ist, eine gute Regelung mit Amerika zwischen jetzt und 1910/11 stattfindet, ist eine gesunde, starke, weitere Aufwärtsbewegung aller Gewerbe mit Sicherheit zu erwarten, vorausgesetzt, daß nicht auf einmal ein Rückgang im inneren Markt eintritt, z. B. wenn die Arbeitsnot in der Landwirtschaft noch größer werden sollte.

Schon ohne daß man mit Bismarck in die Schonung geht oder die Radieschen herauszieht, d. h., in vernünftiger Weise gemeint, ohne Detailbeobachtung der Bevölkerungsbewegung, kann gesagt werden: wie sich eine aufsteigende Industrieentwicklung mit der Stärkung des inneren Marktes und unter der Schutzzollregelung gegen die andern Staaten 1879—1905 vollzogen hat, die die Massen mit Arbeit versehen hat, so wird es bis 1919 bleiben. Wie gesagt, vorausgesetzt, daß es im inneren Markt keine schweren Störungen gibt, daß es also der Landwirtschaft gelingt, sich auch weiter günstig zu entwickeln — wenn es verhindert wird, daß der tüchtige deutsche landwirtschaftliche Unternehmer mit all seiner Wissenschaft, all seinen Maschinen, all seinen Organisationen eines Tages auf dem Trocknen sitzt, weil er keine Arbeiter hat.

3. Wie steht es dann nun aber mit der Bevölkerungsvermehrung? Auf welche Zahl muß man achten? Welche Teile der Bevölkerung sind zunächst, welche erst im weiteren Sinne, im Zukunftssinn ins Auge zu fassen?

Gewöhnlich wird auf den Geburtenüberschuß hingewiesen, den Überschuß der Lebendgeborenen über alle Todesfälle, einschließlich der Totgeborenen, in einem Jahre. Er betrug einmal — 1902 — 902243 Köpfe, 1903 812173, 1904 862664, also nicht eine Million, wie gewöhnlich gesagt wird. Man hat etwas kräftig nach oben abgerundet.

Das ist aber eine zunächst ganz unbrauchbare Zahl. Für diese „Million" kommt die Beschäftigung noch gar nicht, wohl aber die Ernährung und Pflege in Frage. Erst nach rund zwanzig Jahren, durchschnittlich, wird es sich darum handeln, für sie auch Beschäftigung zu schaffen und zu sichern. Bis dahin lastet sie mit Wartung, Nahrung, Erziehung auf dem erwachsenen, erwerbstätigen Teil des Volkes.

Aber nicht bloß sie allein: es sind doch z. B. im Jahre 1904 nicht bloß 862664 Kinder geboren, sondern 2089347! Diese 2089347 Kinder müssen ernährt, gewartet und erzogen werden.

Nicht alle die ganzen zwanzig Jahre hindurch. Von 1000 Geborenen werden nach zehn Jahren rund 400 gestorben sein. Von den 2089347 Kindern, die 1904 geboren wurden, starben im Jahre 1904 397781. Auch diese Todesfälle belasten wirtschaftlich — nicht bloß jener Überschuß von 862664. Die ganzen 2089347 Geburten müssen zuerst gewertet werden.

Was sind sie? Eine normale, notwendige Erscheinung. Sie bedeuten die Fortsetzung der Praxis des ganzen 19. Jahrhunderts. Im Jahre 1904 sind auf 1000 Einwohner 35,2 Kinder geboren worden. Die Zahl der jährlichen Geburten ist prozentual etwas gefallen, von 38 auf 1000 in den 80er Jahren, auf 37 in den 90er Jahren, 36 nach 1900. 1903 waren es 34,9 und 1904 35,2.

Das heißt, das deutsche Volk hat bisher vermocht, die jährliche Geburtenzahl mit leichter Senkung festzuhalten. Es ist eine stehende Institution, daß Deutschland zahlreiche Kinder hat.

Das heißt, das deutsche Volk traut sich zu, diese Jugend ernähren und erziehen zu können.

Das wird noch klarer, wenn man die Eheschließung zur Kontrolle heranzieht: Auf 1000 Einwohner kamen 1904 8 Eheschließungen — aber 35 Geborene. 8 etwa stammen aus neugeschlossenen Ehen, 27 aus früher geschlossenen Ehen. Die wirtschaftliche Kraft des Volkes kommt in diesen Zahlen zum Ausdruck.

Man kann die Sorge für die Babies den Müttern und Wärterinnen überlassen! Die Wirtschaftspolitik des Reiches braucht sich zunächst um sie nicht zu kümmern . . Zunächst nicht!

Intensiv aber nach zwanzig Jahren! Wenn sie definitiv ins Leben treten, einen Arbeitsplatz zu finden, der individuell oder generell dauernd ist; individuell in den festen Karrieren, generell für die Massen, die wohl von Stelle zu Stelle wechseln, aber gesichert sind, wenn sie immer freie Stellen finden.

Zwanzig Jahre! Viele treten schon mit 13, 14 Jahren in die selbständige Arbeit, aber zahlreiche Personen auch erst mit 20, viele erst mit 25, 28 Jahren, in den Vorbildung erfordernden, hohen Berufen.

Berücksichtigt man die Zäsur durch den Militärdienst, so muß man sich durchschnittlich auf das zwanzigste Jahr als das interessanteste konzentrieren, in welchem der Arbeitsplatz gefunden sein muß. Dann ist der Deutsche durchschnittlich als selbständiger Schmied seines Schicksals anzusehen.

Also die Babies von 1904 werden uns interessieren um 1924! Mit ihnen werde ich mich nachher beschäftigen.

Welche Personen interessieren uns aber jetzt, zwischen jetzt und 1917/20 bis zum Ablauf der jetzigen Ära der Wirtschaftspolitik?

Nun: wir müssen zurückrechnen! Wir kommen auf ganz festen Boden. Man könnte sagen: wir wissen nicht, wie es 1908, 1909, 1910/11 mit den Geburten werden wird! Für uns sind die interessantesten die vor zwanzig Jahren Geborenen, also 1887; und wenn wir bis 1917 die Frage des Arbeitsplatzes beurteilen wollen, alle die zwischen 1887 und 1897 geboren sind — also Tatsachen, bereits Vorhandene.

Als Problem der Wirtschaftspolitik, heute bis 1917/20, stellt sich also das Problem von 1902, als die neue Ära inauguriert wurde: gesunde Wirtschaft an sich zu ermöglichen, und zwar besonders mit der Maß-

gabe, daß die jährlich neu auf dem Arbeitsmarkt in allen Schichten auftretenden Jungen den Arbeitsplatz im Vaterland finden.

Mit ein paar Zahlen — ohne Details — kann ich genau zeigen, worauf es ankommt.

Ich nehme als Anfangspunkt das Jahr 1906 und rechne bis zum Jahre 1920 — fünfzehn Jahre — etwa die Zeit des voraussichtlichen unmittelbaren Wirkens unsrer jetzigen Wirtschaftspolitik.

Rechnet man alle zwischen 1886 und 1900 Geborenen zusammen und zieht man die innerhalb zwanzig Jahren Sterbenden nach den Sterbetafeln ab, so treten durchschnittlich jährlich rund 1 112 000 Zwanzigjährige, 556 000 Männer und 556 000 Frauen, arbeitsuchend ins Leben; man kann sagen, ich will das nachher erläutern, 556 000 Pärchen: die müssen mit Arbeitsplatz und Wirkungskreis versehen werden.

Ist Aussicht vorhanden, daß es geschieht?

Auch hier hilft der Rückblick auf das vorige Jahrhundert.

Das vorige Jahrhundert hat diese Arbeit geleistet, auch und gerade in den letzten Jahren. Es sind nämlich zwischen 1896 und 1906 durchschnittlich jährlich 515 000 solche neue Pärchen untergebracht worden.

Worauf reduziert sich also das ganze Geschrei von der vorhandenen Übervölkerung? Daß von jetzt ab in den nächsten fünfzehn Jahren die deutsche Wirtschaft jährlich 41 000 Pärchen mehr unterzubringen hat als sie im Jahrzehnt 1896—1905 bewältigte, in dem wir — um 1902 — noch dazu so etwas wie eine Krise hatten.

Ich spreche von Pärchen. Die Statistik zeigt uns nämlich, daß jährlich ungefähr 500 000 Ehen geschlossen werden — 1904: 477 822. Natürlich kommen hier andre Personen in Frage. Die Hauptmasse der Männer heiratet mit 22—31 Jahren, der Mädchen mit 19—22 Jahren. Aber in der Verschiebung der Jahre gleicht sich diese Zahl mit der Zahl jener ersten Pärchen doch aus.

Im großen ganzen ist die Ehe ein Zeichen, daß ein Arbeitsplatz gefunden oder nahezu gefunden ist. Das Ringen verteilt sich allerdings bis ins einunddreißigste Jahr bei den Männern.

Ein Blick auf die Statistik seit 1851 zeigt, daß die Heiratsfrequenz 8,3 in 1851, 10 in 1870, 9 in den 90er Jahren war, dann zwischen 7 und 8 geschwankt hat; 1904 war sie gerade 8 auf 1000 Kopf der Gesamtbevölkerung. Alles spricht dafür, daß ohne jeden Zweifel nach wie vor jährlich 515 000 Pärchen von der Wirtschaft glatt aufgenommen werden.

Wie wird es mit dem Plus der jährlichen durchschnittlich 41 000 Pärchen, insgesamt 41 000×15 = 615 000 Familien, die zwischen 1906—1920 Arbeitsplatz erhalten sollen?

Gesetzt den Fall, daß die Entwicklung so weiter geht wie bisher, finden sie alle Unterkommen in Industrie, Handel und Verkehr. Die Wirtschaftspolitik hat von 1905—1917/20 dafür gesorgt, daß den von 1886—1900 Geborenen Arbeitsplätze in Deutschland geboten sind, allein schon in Industrie, Handel und Gewerbe.

In diesem Zusammenhang noch ein Blick auf die Auswanderung! Man sollte meinen, sie wäre größer geworden mit der absoluten größeren deutschen Bevölkerung. Dies ist nicht der Fall. Als wir

1886	47	Mill.	Einwohner	hatten,	wanderten	83 000	aus	= 1,77 %
1890	49	=	=	=	=	120 000	=	= 2,41 %
1895	52	=	=	=	=	37 000	=	= 0,72 %
1900	56	=	=	=	=	22 000	=	= 0,40 %
1905	60	=	=	=	=	28 000	=	= 0,47 %

Es ist also zunächst gar keine Sorge, daß wir nicht wissen sollen, wohin mit unserm Volk! Eisen, Kohle, Gewebe, Bauten, Fabrikate aller Art sonst ziehen die Menschen magnetisch an: wenn nur — abgesehen von dem äußeren Markt — nicht der innere Markt Erschütterungen erleidet und als Abnehmer für die Großindustrie versagt.

4. Was von jetzt bis 1917/20 gilt, kann auch weiterhin als geltend angesehen werden. Es ist gar kein Zweifel, daß, sowie Bedürfnisse und Güterproduktion von 1800—1900 stiegen, die Steigerung ferner anhalten wird. Vergessen wir nicht, daß auf einem Siebentel der Erde dreiviertel der Menschen wohnen, und daß von diesem Siebentel ungeheure Distrikte noch relativ schwach besiedelt sind, schwach mit Bauten, Bahnen, modernen Anlagen versehen sind. Elementarereignisse, Kriege, selbst Revolutionen sind heute nicht mehr imstande, den Fortschritt aufzuhalten. Wie leicht ist 1870, 1877/78, jetzt 1904/05 (Japan-Rußland!) getragen worden von der Wirtschaft der Welt. Übrigens: ich glaube nicht, für Jahrzehnte, an Krieg, Revolution. Die Könige und die Völker sind weiser geworden und werden täglich weiser, in dieser Beziehung jedenfalls. Die Wahrscheinlichkeit für eine friedliche Entwicklung ist groß. Also die deutschen Mütter werden ruhig weiter gebären können, und Fürst Bülow wird recht haben, daß sich das Manchestertum noch mehr verflüchtigen wird, wie ich meine, gerade mit der Entwicklung im Rahmen der jetzigen Handelsverträge.

5. Wie steht nun aber in dieser Entwicklung die deutsche Landwirtschaft? Welche Aufgabe erwächst ihr?

Ich habe schon die Wendung gebraucht: wenn nur nicht der innere Markt Erschütterungen erleidet.

Einige Worte über den inneren Markt!

Ich glaube ihn ganz genau bezeichnen zu können.

Ich gehe von der Landwirtschaft aus.

Ich werfe aber auch einen Blick auf die andern Berufe.

Wir müssen heute noch mit den Zahlen von 1895 rechnen, der letzten Berufszählung. Sie kann als richtig orientierend auch noch für 1906 angesehen werden, was die nächste Zählung zeigen wird, an deren Vorabend wir 1906 standen.

Man kann zunächst die ganzen Berufe ins Auge fassen. Dann aber muß man gliedern, in die Kreise Preußens z. B. gehen. In die einzelnen Kreise Preußens und die entsprechenden Bezirke in den andern deutschen Bundesstaaten.

Es sind rund 1000 solcher Kreise in Deutschland.

Es genügt, wenn wir unsre Aufmerksamkeit auf die Erwerbstätigen im Hauptberuf in Landwirtschaft einerseits und Industrie, Bergbau, Hüttenwesen, Handel und Verkehr anderseits lenken. Alle zuletzt Genannten können wir zum Unterschied von der Landwirtschaft unter den Begriff „Industrie" zusammenfassen. In der Landwirtschaft waren nach der Zählung von 1895 8292692, in der Industrie 10619731 Personen im Hauptberuf tätig. Faßt man nun die einzelnen Kreise des Reiches ins Auge, so ergibt sich, daß in rund 640 Kreisen die Landwirtschaft überwiegt und daß nur in rund 360 Kreisen die Anzahl der in der Industrie im Hauptberuf Tätigen größer ist.

Diese Erwerbstätigen im Hauptberuf repräsentieren die ganze deutsche Volkswirtschaft. Was sie charakterisiert, ist zugleich die Charakterisierung der ganzen deutschen Volkswirtschaft.

Untersucht man nun in den 640 „ländlichen" Kreisen die Erwerbstätigen, welche in diesen Kreisen der Industrie angehören, so ergibt sich, daß ein großer Teil von ihnen in Dörfern und Städten bis hinauf zu Städten von 20 30000 Einwohnern einfach eine Verlängerung der Landwirtschaft ist.

Es handelt sich um Gewerbe, die mit der Landwirtschaft stehen und fallen. Zum Teil sind sie erst im Laufe des 19. Jahrhunderts selbständig geworden. Die Entwicklung hat sie aus der Landwirtschaft herausgearbeitet, wie nach der Legende Eva aus der Rippe Adams geschaffen worden ist.

Hierüber herrscht heute Übereinstimmung unter den Nationalökonomen, ob sie nun Schmoller, Wagner oder Brentano oder Pohle oder Sombart heißen.

Ich glaube vorsichtig zu schätzen, wenn ich auf 100 Landwirte 60 Angehörige andrer Berufe rechne, welche direkt mit der Landwirtschaft stehen und fallen.

Erfreulicherweise fängt man stellenweise in den Städten an, dies einzusehen.

Ein kurz vor der Auflösung des Reichstags (aber noch, ehe man an sie dachte) eingetretenes Inzidenz erhellt wie Blitzlicht die Nacht der unnatürlichen Zwietracht zwischen Stadt und Land.

Greifswald (27000 Einwohner, mit Seeverkehr, mit Universität) empfindet doch seine Zusammengehörigkeit mit dem umgebenden Land. Es hat in den letzten Jahrzehnten manchen, in grundlegenden politischen Ansichten begründeten Streitanlaß zwischen Greifswald und der Landbevölkerung der umliegenden Kreise gegeben. Greifswald ist im Reichstage freisinnig vertreten, durch Gothein.

Nun hat im Herbst 1906 die Kaufmannskompagnie Greifswald an den Magistrat und das Bürgerschaftliche Kollegium ein Schreiben gerichtet, in dem sie ausführt, daß zum Schaden der Stadt die wirtschaftlichen Verbindungen zwischen Stadt und Land getrübt worden sind, und der Hoffnung Ausdruck gibt, daß es gelingen möchte, bessere Verhältnisse zwischen Stadt

und Land anzubahnen. Die Kundgebung richtet sich gegen die Übertreibung des freisinnigen wirtschaftspolitischen Verhaltens und sucht die Verständigung mit dem Lande.

Wenn nun, zahlenmäßig ausgedrückt, dieses richtige Gefühl lautet: auf je 100 Erwerbstätige im Hauptberufe der Landwirtschaft kommen 60 Erwerbstätige im Hauptberuf in der Industrie, die direkt interessiert sind an dem Ergehen der Landwirtschaft, so muß man, 60% auf die 8 Millionen Landwirte berechnet, also 5 Millionen Erwerbstätige im Hauptberuf von der „Industrie" absetzen und als direkt mit der Landwirtschaft auf Leben und Sterben verknüpft zur Interessensphäre der Landwirtschaft rechnen.

Ich denke hierbei an einen großen Teil von den 10619731 in der Industrie beschäftigten Personen. Es waren von ihnen 1895 z. B. 6584000 in folgenden Berufen tätig: Waren- und Produktenhandel (997270), Beherbergung und Erquickung (492663), Maurer (485379), Schneider und Schneiderinnen (458629), Näherinnen (289937), Schuhmacher (402186), Bauunternehmung (387108), Tischler (357108), Schlosserei und Geldschrankfabriken (295700), Bäckerei (218502), Zimmerer (200154), Grob- und Hufschmiede (195167), Ziegelei, Tonröhren (183911), Fleischer, Schlächter (176671), Stubenmaler, Tüncher (135987), Getreidemühlen (103716), Tabak (146519), Wäscherei, Plätterei (124582), Gesundheitspflege (122138), Stellmacher und Wagner (87194), Brauerei, Riemer, Sattler, Papier und Pappe, Klempner, Böttcher, Holzzurichtung, Barbiere, Kies-, Sand-, Kalk-, Zementbetriebe, Dachdecker, Putzmacherei, Töpferei, Zeug- und Messerschmiede, grobe Holzwaren, Glaser, Branntweinbrennerei, Dienstmänner, Hutmacher. Das ist nur eine nicht vollständige Auswahlliste. Ich möchte wirklich fragen: Wieviel von diesen Leuten sind wirklich in der Exportindustrie tätig?

Dann besteht der innere Markt in Deutschland aus 13 Millionen Erwerbstätigen im Hauptberuf in der Landwirtschaft und in solchen Berufen, die mit der Landwirtschaft unmittelbar verknüpft sind, zuzüglich natürlich aller ihrer Angehörigen.

Für diesen Markt direkt arbeitet ferner die größere Hälfte der dann noch übrig bleibenden eigentlichen Industrie im Berg- und Hüttenwesen, der eigentlichen Großindustrie, dem Großhandel, die dann noch etwa 5—6 Millionen Erwerbstätige im Hauptberuf umfaßt. Insofern als die Hälfte von ihnen ihren Absatz im inneren Markt findet, sind auch sie direkt mit ihm verknüpft, also weitere rund 2½ Millionen Erwerbstätige im Hauptberuf. Berücksichtigt man, daß sie natürlich die Abnehmer für die Produkte der Landwirtschaft sind, so gehören diese 15½ Mill. Erwerbstätige eng zusammen.

Aber auch die letzten 2½ Millionen Erwerbstätigen im Hauptberuf, die nun wirklich vielleicht nur für den Export produzieren und im Import beschäftigt sind, die ihre eigentliche Tätigkeit auf der Grenze zwischen Inland und Ausland ausüben, sind mit Millionen Fäden mit dem großen Körper des inneren Marktes verknüpft, können gar nicht losgelöst von ihm gedacht

werden und würden schwer leiden, wenn der innere Markt litte. Soweit ihre Interessen wirklich ausschließlich die Pflege der Auslandsbeziehungen bedeuten, müssen sie zufrieden sein, daß die andern 15½ Millionen Erwerbstätigen im Hauptberuf in Deutschland wirtschaftlich ausreichenden Spielraum für ihre Kräfte finden. Sowie dies für diese 15½ Millionen aufhört, würden sie selbst in die Beziehung zum Ausland eintreten und den heutigen Importeuren und Exporteuren durch ihre Konkurrenz das Geschäft wegnehmen oder stark verkleinern.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß man natürlicherweise diese Rechnung auch von der andern Seite aufmachen könnte, indem man von der Industrie ausgeht. Ich glaube allerdings, daß der Ausgang von der Landwirtschaft, die zehnmal größer ist als das größte einzelne Gewerbe der Industrie, richtiger ist. Natürlich darf die Landwirtschaft nicht vergessen, daß sie ein zwingendes Interesse an blühender Industrie und blühenden Städten hat. Wohin sollte sie sonst ihre Produkte absetzen? Auf dem Weltmarkt außerhalb Deutschlands kann sie in der Regel nicht konkurrieren.

Könnten sich die Städte nicht auf den Standpunkt der Kaufmannskompagnie Greifswald, das Land auf den Standpunkt, den die Landwirtschaftskammern und der deutsche Landwirtschaftsrat bereits, wenn auch noch schüchtern, einnehmen, rückhaltlos stellen, auf den Standpunkt der Anerkennung, daß eine starke Industrie und blühende Städte in Deutschland die notwendige Bedingung für eine blühende Landwirtschaft sind?

Die deutsche Wirtschaft ist wirklich eine Ellipse mit zwei Brennpunkten — Landwirtschaft und Industrie. Dies sollte erkannt werden. Die führenden Geister sollten die beiden Brennpunkte in einen, in den Mittelpunkt eines Kreises zusammenzwingen.

Der extreme städtische wirtschaftspolitische Standpunkt, wie er von Brentano und Naumann vertreten wird, ist eine Verirrung; aber genau so ist der in manchen ländlichen Kreisen gepflegte Haß gegen die Industrie und die Stadt eine Verirrung.

Wodurch ist nun aber die Stetigkeit dieses inneren Marktes gefährdet?

Für alle jene großen Gebiete des Reiches, in denen eine Verminderung der ländlichen Arbeiterklasse festzustellen ist, eben durch diesen Fortzug, mit allen seinen Konsequenzen! Ost- und West-Elbien leiden. Im letzten Jahrzehnt brauchte die deutsche Landwirtschaft im Durchschnitt jährlich 300 000 fremde Staatsangehörige. Die in Deutschland geborenen ländlichen Arbeiter strömen zur Stadt, zur Industrie. Immer größere Lücken entstehen. Zugleich aber liegt die Gefahr vor, daß die Russen und Österreicher nicht mehr kommen. Was dann? Gewaltige Ausfälle können auf dem inneren Markt eintreten und die ganze deutsche Entwicklung hemmen.

Daß diese Gefahr besteht, zeigt der Umstand, daß alle Landwirtschaftskammern dieser Entwicklung mit Unruhe entgegensehen. Ist doch eine Kammer, die westpreußische, so weit gegangen, von der Einführung von Chinesen, allerdings als ultima ratio, zu sprechen.

Welche Übelstände andrer Art mit der Beschäftigung der Fremden auf deutschem Boden verknüpft sind, brauche ich nicht auszuführen.

Nur eine „sächsische" Entwicklung, in der Provinz Sachsen, möchte ich zur Charakteristik mitteilen. Auf fünf Gütern mit zusammen 13000 ha waren nur noch 199 einheimische Arbeiter, aber 676 Wanderarbeiter. Auf einem Gut arbeiteten neben nur 16 Einheimischen 246 Wanderarbeiter.

„Das Land" in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern und Schlesien hat von 1881—1900 durch mehr Abwanderung (als Zuwanderung) verloren 2366480 Köpfe. Ostpreußen hatte 1896—1900 168000, Westpreußen 86706, Pommern 97195, Posen 167877, Schlesien 173931 vom platten Land in die großen Städte und Industrie verloren, d. h. so groß war der Verlustsaldo zwischen Abwanderung und Zuwanderung.

Unter jedem Gesichtspunkte ist es wünschenswert, daß diese unangenehme Entwicklung fest ins Auge gefaßt wird.

Schmoller durfte noch 1900 an hervorragender Stelle in seinem monumentalen „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre" schreiben:

„Die Arbeitgeber und Grundbesitzer haben sich auf kurzsichtiges Jammern beschränkt, daß ihnen die Arbeitskräfte weggehen ... erst neuestens ist eine größere Auffassung über die Pflicht des Staates, sich darum zu kümmern, auch bei uns eingetreten. Aber diese bessere Einsicht ist noch nicht über die Kinderjahre hinaus."

Staat und Landwirtschaft haben bisher, abgesehen von Ausnahmen, sich so verhalten, wie der Förster dem Grafen Bismarck zu tun riet: *Sie sind seit 30 Jahren nicht in der Schonung gewesen.* Die Schonung hat sich gelichtet. Stadt und Industrie haben inzwischen wohlgefällig frische Kraft vom Lande eingesogen. In den 33 Großstädten des Reiches waren von je 100 Personen der am 1. Dezember 1900 ortsanwesenden Bevölkerung 43,3% innerhalb der Stadt, aber 56,7% außerhalb geboren. *Es ist Zeit, in die Schonung zu gehen.*

Ich greife auf die Zahlen über das *vorhandene Menschenmaterial* zurück.

Wenn die Landwirtschaft nur die je 41000 Männer und Frauen, die von jetzt ab jährlich durchschnittlich mehr als von 1886—1905 mit durchschnittlich 20 Jahren arbeitsuchend auftreten, für sich behalten könnte! In fünfzehn Jahren wären dann 615000 Familien mehr wieder zur Verfügung der Landwirtschaft. Schritt für Schritt wäre der fremde Arbeiter entbehrlich gemacht worden, selbst wenn mit einer Steigerung des Bedarfs an Arbeitern auf dem Lande in den kommenden fünfzehn Jahren gerechnet wird.

Wenn ich gesagt habe, daß die Stadt auch diesen Mehrzuwachs aufnehmen könne, so liegt in meiner letzten Berechnung beschlossen, daß die Stadt es in Zukunft mit der Beschaffung frischen Arbeitermaterials vom Lande etwas weniger leicht haben wird als bisher.

Ich habe die Hoffnung dabei, daß auch die Stadt eine etwas andre Haltung als in den letzten dreißig Jahren einnehmen wird. Ein Teil des Zustromes vom Lande wirkt in den Städten als nicht unbedingt notwendige Konkurrenz; Tausende in den Städten gehen unter. Aber, sei dem wie ihm

sei, aus allgemeinen Gründen halte ich es für weniger bedenklich, daß innerhalb der großen Arbeitermassen der Städte eventuelle Lücken im Notfalle durch fremde ausgefüllt werden, als daß in der Landwirtschaft der Einheimische ganz vor dem Fremden verschwindet. Auch die Stadt wird besser fahren, wenn das deutsche Land von deutschen Arbeitern bebaut wird. Immerhin, hier liegen Interessenkonflikte vor. Der Landwirt aber muß sich einfach auf den Standpunkt stellen, hier zuerst für sich zu sorgen.

Das Problem der Agrarpolitik stellt sich, wenn man ein Jahrhundert zurückblickt, so, daß zunächst die technisch-agronomische Grundlage der modernen Wirtschaft zu schaffen war. Das ist vorbereitet in den Tagen Thaers, später Liebigs usw., glanzvoll entwickelt in unsrer Zeit.

Sodann war innerhalb der Weltkonjunktur die Rolle der deutschen Landwirtschaft so weit zu sichern, daß mit ungefähr stabilen Preisen eine Rentabilität in fortschrittlichem Sinne ermöglicht wurde, so daß der neue Besitzer, der im Erbgang oder durch Kauf das Grundstück übernimmt und hierbei die alte Rente in den meisten Fällen — abgesehen von einem Teil der Fideikommisse — in der Regel durch Auszahlung oder Aufnahme von Hypotheken an andre auszahlt, Aussicht hat, bei energischer Wirtschaft ein Plus zu erwirtschaften, eine neue Rente für ihn, wodurch er den Wert seines Besitzes für sich und die Volkswirtschaft erhöht.

Man hat — Brentano — dieses Bilden neuer Rente als den circulus vitiosus aller Agrarpolitik bezeichnet. Mit Unrecht. Es ist diese Bildung neuer Rente vielmehr ein progressus laudabilis, ein Anreiz zur guten Wirtschaft, eine Steigerung des nationalen Reichtums. Denn diese höheren Werte basieren zuletzt doch darauf, daß dauernd höhere Nährprodukte als früher aus dem Boden geholt werden. Der Popanz des Gesetzes vom abnehmenden Bodenertrag schwindet beträchtlich vor der Energie wissenschaftlich gebildeter Praktiker, die einen Markt zur Verfügung haben, der angemessene Preise zahlt.

Nunmehr, in unsrer Zeit, beginnt die dritte große Aufgabe der Landwirtschaftspolitik brennend zu werden: die Sicherung der Arbeitskräfte! Mit der Maßgabe, daß nicht in die Fremde gegriffen wird, sondern daß deutsches Volk auf deutscher Flur erhalten wird.

Die deutsche Landwirtschaftsgesellschaft hat neuerdings eine besondere Abteilung eingerichtet, die sich der Arbeiterfrage widmet. Auch auf ihren Ausstellungen will sie Vorführungen auf dem Gebiet der Lösung dieser Frage zulassen und prämiieren.

Die Landwirtschaftskammern haben die Arbeitsvermittlung seit langem in die Hand genommen. Mir scheint, sie wittern die Gefahr, daß Rußland und Österreich bald versagen werden, und daß es geboten ist, sich nach andern Quellen für Arbeitskräfte umzusehen.

Bis hierher habe ich mich auf dem festen Boden der Tatsachen bewegt. Ohne Voraussetzungen, mit Angaben und Zahlen, die direkt kontrollierbar sind und als publici juris bezeichnet werden können, habe ich die Tatsache des drohenden Arbeitermangels konstatiert und der schon weitverbreiteten Be-

fürchtung Ausdruck gegeben, daß sie sich noch verschärfen wird. Ich habe den Bevölkerungszuwachs von fünfzehn Jahrgängen, den Jahrgängen 1886—1900, die also im allgemeinen jetzt und bis zum Jahre 1920 arbeitsuchend auftreten, ins Auge gefaßt.

Die Frage ist, ob nicht ein Teil dieses Zuwachses auf dem Lande gehalten werden könnte. Ich denke, auch Stadt und Industrie werden damit einverstanden sein, daß die Landwirtschaft die nötigen Arbeiter hat.

Wie dieses Problem aber gelöst werden soll — das greift in Regionen, von denen *Schmoller* sagt: „Die Einsicht auf diesem Gebiete steckt noch in den Kinderjahren." Hier wird eigentlich noch jede Politik Konjekturalpolitik. Mit dem bloßen *Schlagwort* „Seßhaftmachung der Landarbeiter" ist es doch nicht getan.

Wenn aber die Seßhaftmachung der Landarbeiter die wünschenswerte Lösung des Problems ist, dann sollten alle besten Köpfe der Landwirtschaft, alle ihre Organisationen fortan ihre Kräfte anspannen, um auf diesem Punkte zu wirken. Die agronomischen und die Marktverhältnisse sind günstig eingefädelt und laufen weiter ..... *die Kraft muß auf die Arbeiterfrage eingestellt werden.*

Wenn ich den Ernst und die Größe des Problems so voll anerkenne, werde ich vor dem Vorwurf bewahrt sein, mit einem Husarenritt, mit einem gelegentlichen Vorschlag eine Lösung bieten zu wollen. Ich bin sicher, richtig verstanden zu werden, daß ich nur eine Anregung geben will.

Vorher aber will ich zwei Ideen, die ich *nicht* als geeignete Lösungen ansehen kann, ablehnend kurz Revue passieren lassen.

Die erste: Die deutsche Landwirtschaft dauernd mit Landfremden aufrecht zu erhalten, seien es nun Galizier, Russen oder gar Chinesen! *Aus allgemeinen nationalen Gründen muß möglichst schnell mit diesem Standpunkt aufgeräumt werden.*

Liest man die Reden und Schriften, die Bücher und Zeitungen, die den agrarischen Standpunkt vertreten, so tritt immer als eins der großen Argumente für die Notwendigkeit der Erhaltung einer blühenden Landwirtschaft der Hinweis auf die kräftige ländliche Bevölkerung auf, den Jungbrunnen des Volkes. Vom Standpunkt der Gesellschaft und des Staates muß man wünschen, und es ist die offizielle Lesart, daß das Land nicht bloß Fleisch und Getreide, sondern vor allem *gesunde, tüchtige Menschen produziert.*

Wer aber von den ländlichen Unternehmern arbeitet heute an dieser Aufgabe *bewußt*?

Ein minimaler Prozentsatz! Nicht einmal das Fleisch- und Getreideproduktionsinteresse ist in der Landwirtschaft maßgebend. *Sie wirtschaftet auf den höchsten Reinertrag.*

Aber gerade die Vertretungen der Landwirtschaft haben in der letzten Zeit den Nachweis versucht, daß die deutsche Landwirtschaft im großen und ganzen den deutschen Fleischbedarf decken *kann*. Das nationale Interesse der Produktion fällt bereits ins Gewicht, neben dem Reinertragsinteresse des Landwirts. Der Landwirt sieht heute ein, daß er als Gegengabe für die ihm

durch die Wirtschaftspolitik gegebene Chance des Reinertrages die Gegenleistung hergeben muß, ein quantitativ ausreichendes und qualitativ gutes Produkt zu liefern.

Viel weniger ist von den ländlichen Unternehmern die andre große Aufgabe, die theoretisch anerkannt wird, praktisch ins Auge gefaßt: die Schaffung und Pflege eines tüchtigen Menschenmaterials. Das hat man allen andern Instanzen überlassen, im Grunde dem lieben Herrgott selbst. Man suchte sich aus den Menschen heraus, was einem paßte, und nur dann, wenn es einem gerade paßte.

Nur deshalb fing und hielt die Abwanderung vom Lande an.

Ich bin selbst auf dem Lande geboren, in Ostpreußen. Ich glaube die Psyche der ländlichen Unternehmer zu kennen, ob sie Granden, Gutsbesitzer oder Bauern sind. Von Ausnahmen abgesehen, dachten sie an diese letzte höchste Aufgabe der Landwirtschaft, in bewußter aktiver Weise einzugreifen, mit kaum einem flüchtigen Gedanken.

Das soll kein Vorwurf sein. Es ist nirgends anders. Man muß scheiden! Der einzelne Unternehmer mag sich auch fernerhin an die sachlichen Produkte und die Rentabilität halten, aber die Klasse der Unternehmer soll darüber hinaus sich der Landarbeiterfrage zuwenden.

Weshalb nun nicht die Fremden? Weil sie, schon als Galizier und Russen, die Lebenshaltung, die Stellung unsrer Landarbeiter drücken, weil, abgesehen hiervon, die Möglichkeit vielleicht bald ein Ende haben wird, diese Kategorien von fremden Arbeitern genügend zu bekommen.

Ganz von der Hand zu weisen ist aber der Gedanke, Chinesen heranzuziehen. Mir ist erinnerlich, daß vor etwa zehn Jahren die Öffentlichkeit zum ersten Male in Deutschland mit dem Gedanken gespielt hat, Chinesen als Landarbeiter zu verwenden. Auch heute spielt, wie vor zehn Jahren, die Auffassung mit, daß der Chinese ein äußerst fügsamer „Kerl" ist.

Unendlich viel schwieriger als unsre Kolonialversuche draußen würde sich die Einführung von Chinesen bei uns als landwirtschaftliche Arbeiter erweisen. Ich kenne die chinesischen Kulis. Fünf Jahre lang habe ich in Sumatra mit chinesischen Kulis Tabak gepflanzt, mindestens an 1000 verschiedenen Leuten im Laufe der Zeit mir persönlich unterstellten Kulis habe ich mir mein Urteil bilden können.

Nicht etwa physisch und moralisch schlechte, aber gefügige Kerls, bei denen physischer und moralischer Schmutz mit in den Kauf zu nehmen wäre, würden in Deutschland importiert werden. Im Gegenteil: natürlich würde ein gutes, starkes, moralisch bestes Material gesucht werden. Gelänge es, so hätten wir auf unsern Gütern und Bauernhöfen nach kurzer Zeit ein selbstbewußtes, in Geheimgesellschaften organisiertes fremdes Volkstum, das aller Wahrscheinlichkeit nach in unserm milde regierten Deutschland übermütig, frech geworden, die größten Schwierigkeiten den deutschen Landeigentümern, den Gemeinden und dem Staat bereiten würde. Der chinesische Arbeiter würde kaum billig, jedenfalls würde er widerspenstig sein. Nach zwei Jahren würde kein Mensch mehr mit Chinesen arbeiten wollen.

Es ist ferner außerordentlich fraglich, ob für unsern Feinbau, unsre Viehzucht geeignete Leute überhaupt gefunden werden können.

Vor allem aber: sollte hier nicht schon allein der Gedanke abschreckend wirken, daß deutscher Boden, den wir zum Beispiel jetzt gegen Polen verteidigen, schließlich aufhört, deutscher Boden zu sein, wenn der deutsche Arbeiter gänzlich von ihm scheidet?

Wie deutsche Arbeiter mit Chinesen auf einem Guts- oder bäuerlichen Hof zusammen arbeiten sollen, kann ich mir gar nicht denken. Jedenfalls wäre es nicht wünschenswert, auch von dem Gesichtspunkt der zu befürchtenden Rassenmischung aus.

In diesen Ideengängen begegnen sich glücklicherweise bei den allgemeinen Erwägungen die geistigen Vertreter der Interessen der Stadt und der Interessen des Landes. Die Vertreter der Interessen der Stadt, wenn sie nur *wirtschaftliche* Erwägungen anstellen, haben geschmält und werden schmälen, wenn sie hören, daß die Landwirtschaft die auf dem Lande geborenen Menschen auf der Scholle festhalten will; das Land würde ja zufrieden sein, wenn es nur einen Teil, einen kleinen Teil festhalten könnte. In dem Augenblick aber, wo der Städter hört, daß der Chinese den Landarbeiter ersetzen soll, dann ruft der Städter doch ein energisches: „nein!"

Als klassischen Zeugen für diese Auffassung kann ich z. B. die freisinnige *„Breslauer Zeitung"* bezeichnen, die mit Unbehagen davon Kenntnis nimmt, wenn der Zustrom der ländlichen Bevölkerung in die Stadt durch Maßnahmen von seiten des Landes bedroht erscheint, die aber zum Beispiel gegenüber dem verklausulierten Gedanken der schlesischen Landwirtschaftskammer, mit der Einführung von Chinesen vorzugehen, flammende Worte der Entrüstung fand.

Gut, dann muß man den Vertretern der Interessen der Städte gegenüber daran festhalten: Ihr wollt den Russen und Galizier nicht, den Chinesen nicht! Dann müßt ihr zugeben, daß energischere Maßregeln als bisher ergriffen werden, um den auf der Scholle geborenen Deutschen auf der Scholle zu halten. Gegenüber dieser Forderung schallt es allerdings von seiten des Liberalismus der Brentano, Naumann, Gerlach, Barth: „Schafft Kleinbauernland!"

Man muß antworten: „Gemach! Natürlich doch für Deutsche!" Dann würden aber noch viel mehr Menschen der Industrie entzogen werden, als wenn ein Teil des Grund und Bodens als Gut oder großer bäuerlicher Hof verwaltet wird.

Durch diese Hin- und Widerrede können vielleicht *in der öffentlichen Verhandlung dieser Dinge in Presse und Parlament die gemeinsamen Interessen von Stadt und Land in den Vordergrund gerückt werden.*

Der Agrarpolitiker, der Staatsmann, der allen Seiten der Volkswirtschaftsentwicklung Deutschlands, also auch der ländlichen, Rechnung tragen will, wird wünschen müssen, daß eine den heutigen Verhältnissen etwa entsprechende Mischung von Groß-, Mittel- und Kleinbetrieben erhalten bleibt.

Die Stadt, Industrie und Handel müssen sich klar machen, daß durch diese ländliche Organisation der Zustrom der ländlichen Bevölkerung zu ihr nicht so unterbunden wird, als wenn energisch radikal nur Kleingrundbesitz geschaffen wird. Einer der schärfsten Gegner des Großgrundeigentums, Franz Oppenheimer, trat neuerdings dafür ein, daß Großgrundeigentum ein durchaus relativer Begriff ist. Was heute kleinbäuerliches Eigentum ist, kann bei wachsender Bevölkerung, sowie also die Rente anfängt zu steigen, wieder den Charakter von Großgrundeigentum gewinnen — und es muß dann aufs neue geteilt werden!

Wenn das wirklich durchgeführt würde, wäre der Zustrom zur Stadt fast ganz gestillt.

Also — ich meine, eine maßvolle Anteilnahme des Landes an dem Bevölkerungswachstum, zum Beispiel das Festhalten des Mehrs von etwa 600000 in den nächsten fünfzehn Jahren zuwachsenden jungen Familien gegenüber dem Zuwachs bisher auf dem Lande als ländliche Arbeiter, wird die Zustimmung der Stadt, der Industrie und des Handels finden können.

Ihr Festhalten schließt nicht aus, daß die alten großen Massen aus der jungen nachgeborenen ländlichen Bevölkerung wie bisher in Stadt und Industrie strömen.

Aber wie soll man diese jugendlichen, in den nächsten fünfzehn Jahren der Volkswirtschaft mehr als früher zuwachsenden Familien auf dem Lande festhalten?

Noch ein zweites Mal muß ich mich ablehnend verhalten: jede Idee, an der Freizügigkeit zu ändern, muß zurückgewiesen werden. Auch die Idee, die Leute etwa bis zum zwanzigsten Jahre auf dem Lande festzuhalten!

Das würde ein Festhalten für viel längere Zeit bedeuten. Es wäre eine verkappte Aufhebung der Freizügigkeit, die deshalb, weil sie verkappt ist, nur um so schmerzlicher gefühlt werden würde. Gewaltsames Festhalten der Bevölkerung ohne ihren freien Entschluß, den die einzelnen fassen unter Abwägen aller Für und Wider, halte ich unter unsern heutigen Verhältnissen für ein ebenso verkehrtes Experiment als die Einführung von Chinesen.

Aber was soll dann geschehen?

Freiwillig zustande gekommene Seßhaftmachung der Arbeiterfamilien auf dem Lande, von der zu wünschen ist, daß sie in großzügiger Weise in den nächsten Jahren organisiert wird!

Es erscheint mir sehr fraglich, ob dieses Problem der Ansiedlung von Arbeiterfamilien, das im letzten Grunde die Anwendung des Grundsatzes der Seßhaftmachung auf alle ländlichen Arbeiter — im Laufe der Zeit jedenfalls — bedeuten würde, jemals durch die einzelnen Besitzer gelöst werden wird.

Eines der mit zu lösenden Probleme, das mit dem Hauptproblem verknüpft ist, ist die Frage der Beschäftigung, jedenfalls eines Teiles der Leute,

im Winter. Für viele Verhältnisse, im Osten jedenfalls, ist diese Frage bei der Entscheidung nicht zu vergessen.

Ich denke an Organisationen, die diese Frage zu lösen imstande sind.

Am nächsten liegt in unsrer Zeit der Ruf nach dem Staat.

Ich rate ab!

Aber warum schafft man nicht unter der Leitung der Landwirtschaftskammern in den einzelnen ländlichen Kreisen zusammengefaßte, ad hoc gebildete Genossenschaften, die nicht notwendig Zwangsgenossenschaften sein müssen?

Rein äußerlich schematisch möchte ich hinwerfen, wie sich mir eine solche Organisation darstellt.

In jedem Kreise baut die „Kreisansiedlungsgenossenschaft" in Anlehnung an Städte, Güter, Dörfer Arbeiterwohnungen mit einem Acker.

Diese Anwesen werden von den Arbeiterfamilien erworben gegen die Verpflichtung, den Landwirten des Kreises zur Verfügung zu sein. In diesen Ansiedlungen der Kreisansiedlungsgenossenschaften soll zunächst das Menschenmaterial bereit gehalten werden, das alle die technischen Arbeiten verrichtet, die heute die fremden Arbeiter leisten. Durch Vermittlung dieser Ansiedlungsgenossenschaften können aber auch mit der Zeit alle auf dem Lande in Gütern und Bauernhöfen regelmäßig arbeitenden, dauernden Arbeiter angesiedelt werden. Die Ansiedlungsgenossenschaft schreibt für jeden Kreis, entsprechend den örtlichen Verhältnissen, Arbeiterkontrakte vor und fungiert für Streitfälle als Schiedsgericht und Einigungsamt.

Eine Hauptaufgabe der Ansiedlungsgenossenschaft ist es, für diejenigen Perioden des Jahres, in denen ländliche Arbeiten zum Teil ruhen, den durch die Ansiedlungsgenossenschaft angesiedelten Arbeitern andre Arbeit zu verschaffen.

Kurz, im wesentlichen: im Winter muß zu der Basis der Landarbeit des Sommers, Frühlings und Herbstes Hausindustrie hinzugenommen werden.

Die Ansiedlungsgenossenschaft muß auch für die Winterarbeit die Kontrakte zwischen den städtischen Firmen und den angesiedelten Arbeitern vermitteln, um zu verhindern, daß die Hausindustrie zu einer Ausbeutung der Arbeitskräfte ausartet.

Solche Organisationen würden eine positive Leistung gegenüber dem vorgeschlagenen negativen Verfahren, das auf Unterdrückung großer Teile der Hausindustrie hinzielt, darstellen. Doch dies nebenbei!

Was ich vorgezeichnet habe, ist ein Ziel. Der Weg zum Ziel ist nur ganz leise angedeutet.

In der neuesten Zeit hat die pommersche Ansiedlungsgesellschaft, die eine Genossenschaft ist, bereits an einzelnen Stellen Pommerns auf Gütern Arbeiter dieser Güter auf eigenem Grund und Boden angesiedelt.

Auf andre, zum Teil auch von Gutsbesitzern gemachte Versuche will ich hier nicht eingehen, weil ich den Schwerpunkt auf die Tätigkeit von Genossenschaften lege.

Es ist schwierig, solche Ideen auszusprechen.

Die Praxis arbeitet Schritt für Schritt. Doch aber ist es deutsche Art, systematisch vorzudenken.

Wenn man heute den Sozialdemokraten einen recht schweren Vorwurf machen will, dann fällt uns gewiß ein, ihnen zuzurufen: „Ihr sagt nicht, wie ihr die Zukunft organisieren wollt!"

Über das „Seßhaftmachen der Landarbeiter" ist man im ganzen als eine gute Idee einig geworden; aber über diese gute Idee ist man noch nicht weit hinausgekommen.

Z. B. hat man gerade aus dem östlichen Deutschland den Pastor v. Bodelschwingh ganz im Stiche gelassen, der durch Tausende von Anschreiben an die Gutsbesitzer des östlichen Deutschlands die Frage der Ansiedlung der ländlichen Arbeiter anregte. Er hat auf seine Anfragen fast gar keine Antworten erhalten.

Die Lage der Gesetzgebung und die finanziellen Verhältnisse sind denkbar günstig. Es ist schon heute möglich, auf Grund der bestehenden Gesetze kleine Anwesen durch Gesellschaften gemeinnützigen Charakters, z. B. also durch solche Ansiedlungsgesellschaften, ohne weiteres anzulegen. Die Landesversicherungsanstalten und zahlreiche andre große Finanzsammelkanäle sind in der Lage, in dem Deutschland unsrer Zeit auf Grund des Rentengutsgesetzes den nötigen Rentenkredit zu geben.

Worauf es ankommt: Nicht der einzelne Unternehmer, nicht der einzelne Gutsbesitzer oder Bauer, sondern die Klasse der ländlichen Unternehmer soll ansiedeln, möglichst in Anlehnung an die alt eingewurzelte Verwaltungseinteilung, an die Kreise gegliedert.

Der einzelne Besitzer kann, von Ausnahmen abgesehen, schwerlich das Risiko tragen, daß eine nun einmal angesiedelte Familie nun doch keine Arbeiter stellt, indem die Ansiedlung wohl vorgenommen wird, die Familie aber an andre Stellen, wie es überall vorgekommen ist, in Schlesien so gut wie in Mecklenburg, wo man solche Einzelansiedlungen versucht hat, zur Arbeit geht, in die Industrie nämlich.

Das Aushilfsmittel stellt sich dann ein, daß in den Kontrakten zwischen dem Unternehmer und Arbeiter drückende Bestimmungen auftreten, die eine moderne Schollenpflichtigkeit begründen. Das soll aber nicht sein.

Eine Kreisansiedlungsgenossenschaft, die Hunderte oder Tausende von Familien ansiedelt, steht dem einzelnen Ansiedler ganz anders gegenüber. Sie kann viel mehr Spielraum lassen. Niemand ist an einen individuellen Arbeitgeber gebunden, jeder kann unter den Arbeitgebern des Kreises seine Auswahl treffen.

Die Entwicklung im einzelnen, z. B. das Ineinandergreifen der einzelnen Kreisansiedlungsgenossenschaften, möchte ich bei dieser Gelegenheit nicht erörtern. Die Hauptsache ist: durch ad hoc zu gründende Ansiedlungsgenossenschaften müssen Rentenstellen für Arbeiter gebildet werden.

Es soll nichts überstürzt werden; wenn in der Zeit bis zum Jahre 1920 unter der vorgesehenen Form 600000 Familien angesiedelt wären —

junger Nachwuchs —, würde das unter unsern heutigen Verhältnissen keine Überstürzung sein.

Ist der Raum vorhanden?

Der deutsche Landwirtschaftsrat hat nahezu eine Million Hektar als entbehrlich für den Großgrundbesitz allein im Königreich Preußen erklärt.

Da ist Raum auf dem zur Verfügung stehenden überflüssigen Lande des Großgrundeigentums für 600000 kleine Stellen der anzusiedelnden Arbeiter!

Aber die eine Frage bleibt immer bestehen: Werden diese Leute zur Landarbeit gehen?

Vereinzeltes Ansiedeln wird nach dieser Richtung hin wenig nützen.

Ich glaube aber, daß durch das Eingreifen einer Organisation im Sinne der vorgeschlagenen Kreisansiedlungsgenossenschaften, die neben den andern Genossenschaften wirkt, die das Land überziehen, die Stimmung erzeugt werden könnte, die allerdings erst zu erzeugen ist: freiwillig auf dem Lande zu bleiben, Gutsherren und Bauern sich zur Verfügung zu stellen und im Winter unter Umständen hausindustriell tätig zu sein.

Wenn es wahr ist, daß die Leute „nach Land schreien", daß Landhunger besteht, so mache man doch den Versuch, ihnen zu zeigen: „Hier ist Land!"

Mit der Schaffung großer bäuerlicher Besitzer zur Stillung des Landhungers wäre weder der Masse gedient noch würde dadurch die Arbeiterfrage erleichtert werden. Sie würde im Gegenteil verschärft werden.

Ich sehe auch nicht ein, weshalb irgendeine Instanz Leuten ohne Kapital größeres Kapital zur Gründung einer Bauernwirtschaft vorstrecken soll.

In gewissen Gebieten Deutschlands, in denen die Bauern knapp sind, mag man Bauernstellen gründen. Aber das viel näher liegende, wichtigere Problem ist die Aufgabe, für den Gutsherrn und Bauern die ihnen verloren gegangene Möglichkeit wieder zu schaffen, den für die Landeskultur unter ihrer Leitung notwendigen Bedarf an Arbeitern in einem Stamm angesiedelter deutscher Arbeiter zu bekommen und zwar so, daß dieser Stamm ohne Gefährdung seiner wirtschaftlichen Existenz unter Umständen zeitweilig auch keine Arbeit auf dem Lande findet, indem dann Hausindustrie als Ergänzung hinzutritt.

Die Klasse der ländlichen Unternehmer sollte nach einer Organisation suchen, durch die sie eine Arbeiterschaft schaffen kann, die freiwillig entschlossen ist, auf dem Lande zu arbeiten, freiwillig, ohne Änderung der Freizügigkeit, ohne eine zu enge persönliche Beziehung zwischen dem einzelnen Unternehmer und dem einzelnen Arbeiter, ohne Abhängigkeit des einzelnen individuellen Arbeiters von einem einzigen ländlichen Unternehmer. Vielmehr soll die ansiedelnde Instanz eine Genossenschaft sein.

Der Staat nimmt diese Sache besser nicht unmittelbar selbst in die Hand.

Er mag der Bildung der vorgeschlagenen Genossenschaften durch seine Gesetzgebung förderliche Grundbedingungen geben und die Tätigkeit dieser Genossenschaften durch seine Organe moralisch unterstützen.

Der Vielgestaltigkeit der Verhältnisse halber ist zu erstreben, daß in jedem einzelnen unteren Verwaltungsbezirk, in Preußen also in den einzelnen Kreisen, eine besondere Genossenschaft gebildet wird.

Das Moment der Freiwilligkeit würde eine wesentliche Stärkung erfahren, wenn die Organisation der Genossenschaften so vorgenommen wird, daß die angesiedelten Arbeiter als Genossen in die Genossenschaft aufgenommen werden, so daß sie bei der Gestaltung ihrer Lebensgrundlage, sowohl soweit ihre ländliche Arbeit als auch soweit ihre hausindustrielle Tätigkeit in Frage kommt, mitraten und entscheiden können.

Ich habe so ziemlich alles gelesen und geprüft, was vorgeschlagen worden ist in diesen letzten Jahren, um die Bevölkerung auf dem platten Lande zu halten. Nichts scheint mir rechten Erfolg zu versprechen. In Aussicht gestellte bessere Behandlung seitens der Besitzer, Schaffen von Vergnügen auf dem Lande u. dgl. wirken nicht mehr zugkräftig. Die Stadt bietet sicherere Güter: die größere Freiheit in der Wahl des Arbeitgebers, die viel freiere Stellung innerhalb des Arbeitsverhältnisses, den Rückhalt bei den Arbeiterorganisationen und alle andern städtischen Verhältnisse mit Ausnahme des einen ungünstigeren Faktors, der städtischen engeren Wohnung, der aber gegen alle Vorteile der Stadt in der Berechnung der meisten Menschen zurücktritt.

Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß die Stadt nicht bloß seit einigen Jahren der Konkurrent des Landes um die Volkskraft ist.

Auch nicht bloß innerhalb des 19. Jahrhunderts hat der Zug nach der Stadt eingesetzt. Die Städte haben seit ihrer Gründung in unsern Breiten seit rund tausend Jahren dem platten Lande Konkurrenz gemacht.

Allerdings — die massenhafte Auswanderung in die Stadt, die fast den letzten Menschen, der auf dem Lande geboren wird, zu erfassen droht, ist die Gabe der Entwicklung unsrer letzten Zeit.

Je mehr die Arbeiterschaft der Stadt in ihren Organisationen erstarkt, je mehr das Selbstgefühl der Arbeiter der Stadt steigt, desto mehr lockt es den Landmann — und gerade den jungen Landmann — in die Stadt zu ziehen. Das ist eine ganz natürliche Entwicklung, die gar nicht zurückzuschrauben ist mit irgendwelchen Gewaltmitteln.

Entweder geht dieser Prozeß weiter und zeitigt verhängnisvolle Folgen, oder es gelingt der heute in ihren andern Organisationen gefestigten Landwirtschaft, sowie sie sich technisch und zur Beherrschung des Marktes organisiert hat, sich auch als Schöpfer einer zuverlässigen Arbeiterschaft zu konstituieren.

Eine freiwillig zur Verfügung stehende Arbeiterschaft kann sich die deutsche Landwirtschaft aber nur schaffen, wenn sie der Arbeiterschaft wirkliche Vorteile, wirkliche Rechte

sichert und jede Bindung der einzelnen Personen im Sinne alten Schollenzwanges vermeidet.

Ich glaube, daß nur die Ansiedlung von Familien auf kleinen Anwesen, die den Charakter einer Heimstätte tragen, von Familienvätern, die als Genossen der Ansiedlungsgenossenschaft mitbestimmen können, wie ihre Arbeitstätigkeit im einzelnen geregelt wird, die vor allen Dingen, gestützt auf die Genossenschaften in den Feierzeiten der ländlichen Arbeit eine andre Basis ihrer Existenz in der Hausindustrie sich sichern; ich glaube, daß nur eine Ansiedlung unter solchen Formen den Erfolg verbürgen wird, einen wünschenswerten Teil des Volkszuwachses auf dem flachen Lande festzuhalten, wodurch rückwirkend die ältere Bevölkerung des Landes günstig beeinflußt werden könnte. Der Landwirtschaft würde, wenn dies gelingt, die nötige Arbeitskraft und der Industrie die Erhaltung des großen landwirtschaftlichen Marktes gesichert sein, ohne daß sie auf einen Zustrom von frischen Kräften aus dem Lande Verzicht leistet.

Der größere Teil der auf dem Lande Geborenen kann ja gar nicht auf dem Lande verwandt werden und mag ruhig an die Industrie und an die Stadt abgegeben werden.

Die Ausgestaltung dieser Idee der Genossenschaftsansiedlung von Arbeitern muß durch die Praktiker, die Landwirte, Verwaltungsbeamten, Juristen in Angriff genommen werden.

Es erscheint sicher, daß die Geldmittel ohne irgendwelche Schwierigkeiten geschaffen werden können auf dem gewöhnlichen Wege des Rentengutskredits.

Sozialpolitische Erwägungen, aber doch auch einfach geschäftliche Erwägungen sind es, aus denen diese Organisationen ihre Kraft ziehen würden.

Freie Männer, denen klar umschriebene Rechte zuerkannt werden, sollen angesiedelt werden.

Gelänge diese Ansiedlung, so würde mit ihr eine große Sicherung des „inneren Marktes" zum Vorteil der Stadt, der Industrie, des Handels eintreten, und das neu konsolidierte Land würde der Stadt und allen städtischen Interessenten kaum eine geringere Menge kräftigen Menschenmaterials liefern als jetzt. Es wäre nur Vorkehr getroffen, daß der kleine Teil des Zuwachses auf dem Lande, den die Landwirtschaft braucht, auf dem Lande erhalten wird.

Gelänge zwischen jetzt und 1920 eine solche Besiedlung des platten Landes, so würde mit ihr eine Brücke zur Verständigung zwischen Stadt und Land geschaffen werden, die Tragkraft genug haben würde, auch wenn sie gegen Ende des zweiten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts durch die dann notwendig werdende neue wirtschaftspolitische Verteilung einer starken Belastungsprobe unterzogen werden sollte, zu einer dauernden Verständigung zwischen Stadt und Land zu führen.

Das Werden der Renaissance.

Von

K. Brandi[1]).

Der Historiker strebt nach lebendigem Wissen von vergangenen Wirklichkeiten. Insofern er wählt und vereinfacht und aus einzelnen Zeichen und Äußerungen lebendige und bewegte Einheiten erweckt, ist seine ganze Arbeit nicht zu trennen von der Kunst. Alle wahre Geschichte schafft intuitiv aus der unendlichen Wirklichkeit die reinen Formen einer notwendigen und in sich geschlossenen Existenz; denn an sich ist die vergangene Wirklichkeit so wenig geformt und gestaltet wie die gegenwärtige.

Aber das Material des Historikers ist nur zum geringsten Teil unmittelbare Wirklichkeit, gegeben in Denkmälern und Urkunden. Die größte und wirksamste Masse unseres Materials ist selbst schon Geschichte, gestaltete Erinnerung, die lange Reihe der Abbilder, in denen sich die vergangenen Wirklichkeiten nach den Vorstellungen der Menschen und nach den meist engen Möglichkeiten der literarischen Kunst bereits geordnet und getönt haben bis hinab zu der letzten Äußerung eines denkenden Menschen über die Vergangenheit.

Und in diesen Bildern, die den Historiker bedrängen, finden sich früh und immer wieder die größten Gegensätze nach Fassung, Stimmung, Werturteilen. Denn so schwer auch in den von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Geschichtsvorstellungen wirken mag die Wucht der Tradition, nicht minder stark ist die Lust der Menschen, überkommene Werte umzuwerten, Statuen zu stürzen, jedem neuen Antichrist sich gläubig zu ergeben. So schwankt das Bild, nicht nur des einzelnen, sondern ganzer großer Zeiträume in der Geschichte, und es gehört zu den nicht geringsten Erlebnissen des Historikers, diesem Prozesse zuzusehen, *wie Geschichte eigentlich wird*, — wie sich die Vergangenheit in den Vorstellungen der Nachwelt gestalten will, wie ihre Kräfte so lange werben um Liebe und Haß der Nach-

[1]) Rede, gehalten im Namen der Georg Augusts-Universität zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1908 zu Göttingen.

welt, um verspätete Anerkennung oder Verwerfung, — bis jeder Zug zu seinem Rechte kommt.

Von einem solchen historischen Prozeß soll im folgenden die Rede sein; und vielleicht darf gerade eine Erörterung über das Werden der Geschichte der sogenannten Renaissance besondere Aufmerksamkeit beanspruchen, da es sich um einen Stoff handelt, dessen Einheit, Umfang, Sinn und Wert gerade heute lebhaft umstritten wird. Denn die magische Kraft des Wortes „Neues Leben" bindet Forderungen und Rechtfertigungen an die Geschichte, die den Streit um die Periode recht eigentlich in den Kampf um die höchsten Fragen der Bildung und des sittlichen Lebens hineinstellen. Je nach Temperament und Glauben, nach literarischem oder malerischem Bekenntnis rüttelt man schon wieder an einem Begriff, der noch nicht einmal ein halbes Jahrhundert alt ist[1]).

Man redet wirklich noch nicht lange von der Renaissance; zwar von rinascità, von restitutio, reformatio, von renascere, revigescere und reflorescere sprachen schon die Zeitgenossen. Allein sie sprachen davon in sehr verschiedener geschichtlicher Anwendung und immer in engen Grenzen. Sie waren auch sonst weit entfernt von jener großen einheitlichen Auffassung und Gestaltung ihrer Zeit, die uns geläufig geworden ist.

Ihr Interessenkreis begrenzte sich lange ausschließlich in der eigenen Stadt, dem Stadtstaat, der sich fast überall in Italien während des 12. und 13. Jahrhunderts zu wahrer Autonomie entwickelt hatte. Diese werdenden politischen Gebilde, zum Teil ganz winzige Existenzen, dicht gesät über das ganze Land, diese Kommunen erschienen ihnen früh als lebendige Einheiten, als Träger von Ruhm und Ehre, würdig der Hingebung und Begeisterung, deshalb auch Träger der Geschichte. Bei starken Eindrücken, gesteigerter Stimmung griffen sie gern zu gebundener Rede und hohen Vergleichen, wie sich jener Pisaner des 12. Jahrhunderts angesichts der Taten seiner Landsleute auf dem Tyrrhenischen Meere erinnert fühlte an die Siege der alten Römer gegen die Karthager[2]). Aber gemeinhin bediente man sich der primitivsten Form aller historischen Aufzeichnung, der kunstlosen Annalistik, deren innere Einheit auch nur liegt in der Beziehung dieser vereinzelten Notizen auf den Staat. Die Konsuln von Genua beschlossen das Geschichtsbuch des Caffaro, das mit dem Jahre 1099 anhebt, im städtischen Archiv zu deponieren, damit künftigen Geschlechtern kundig würden die Siege der Genuesen. So folgte die Historie den glücklichen und den bösen Schicksalen der Kommunen, ein „Buch der Trauer und des Schmerzes" betitelte

[1]) Eine Abhandlung, mit der ich mich öfter berühre, gelegentlich auseinandersetze, gab mein Freund W. Goetz unter dem Titel „Mittelalter und Renaissance" in der „Historischen Zeitschrift", Bd. 98, S. 30 ff. Meine erste Skizze dieser Entwicklung in dem Beitrag „Renaissance" zu v. Pflugk-Harttungs „Weltgeschichte", S. 184 f.

[2]) Inclytorum Pisanorum scripturus historiam,
Antiquorum Romanorum renovo memoriam.

Codagnello seinen Bericht über die furchtbare Abrechnung Barbarossas mit den Bürgern von Mailand.

Gegenüber solcher auf Triumph und Zorn gestimmten Annalistik bedeutete die Absicht auf die große gelehrte Chronik schwerlich einen Fortschritt. Man hielt es schon im 13. Jahrhundert für würdig, auch für die Lokalgeschichte einen historischen Zusammenhang zu gewinnen nach Art der Weltchroniken, deren Gattung aus dem Orient stammte; und als der Großbürger Giovanni Villani von Florenz seine Stadtgeschichte begann, angeregt durch die Jahrhundertstimmung des Jubiläums von 1300, da holte er aus bis zum Turmbau von Babel, bevölkerte mit den Helden des trojanischen Krieges die Länder Europas, ließ von ihren Nachkommen auch Fiesole gründen, und Florenz nach dem edlen Römer Fiorino, der gegen Fiesole gefallen war. Aus den zufälligen Bruchstücken, die ihm der Strom der Überlieferung und Sage angeschwemmt hatte, zimmerte er wahllos und leicht die Urgeschichte der Stadt, um dann so weiter im behaglichen Plauderton die reichen Eindrücke seines geschäftigen Lebens zu erzählen.

Nach ihm aber wurde man kritischer und strenger in der Form. Noch im 14. Jahrhundert gewannen Cäsar, Sallust und vor allem Livius den maßgebenden Einfluß auf die Geschichtschreiber, aber eben damit verengte sich wieder merkbar der Kreis der Dinge, die noch in anerkannter Form für darstellbar galten. Caffaro wollte von Siegen, Konsulaten, Kompagnien und Münzen erzählen. Villani plaudert wirklich höchst unterrichtend von Bevölkerung, Schulwesen, Handel und Finanzen, aber die Späteren schweigen von solchen Dingen. Poggio nahm sich vor, auch vom Stande der Studien zu berichten, allein er brachte es nicht fertig; es fehlte die Form und das Muster, und formlos wollte man nicht schreiben.

So stellen sich das 14. und 15. Jahrhundert in ihrer eigenen Geschichtsschreibung ganz wesentlich dar in Verhandlungen und Parteikämpfen, Kriegen und aber Kriegen. Nach und nach zwar lernte man ein weiteres Gebiet zu überblicken. Als nach dem Ergebnis dieser Kriege im 15. Jahrhundert die Herrschaften sich ungemein vereinfacht hatten, da an die Stelle ungezählter freier Kommunen ein paar fürstliche Staaten getreten waren, und diese alle wenigstens durch ihre feindlichen Beziehungen zu einander eine Einheit bildeten, da konnte es dem Macchiavelli und dem Guicciardini wieder in den Sinn kommen, Geschichte von ganz Italien zu schreiben. Das Wort hatte man oft gehört: Innocenz III. hatte gegen die Deutschen die Italiener aufgerufen. Dante hatte so bitter geklagt: Ahi, serva Italia —, und wirklich empfunden war auch Petrarcas Canzone Italia mia; allein das waren Sehnsuchtsrufe und poetische Licenzen in einem Volke, das nach der Meinung eben dieser Dichter sich selbst zerriß. Auch die neue Einheit der „Geschichte Italiens" wurde doch nur die Geschichte des gemeinsamen Ruins. Halb unterworfen, halb geschwächt, blieben die „Staaten" Italiens die politischen und historischen Einheiten bis tief ins 19. Jahrhundert.

Immerhin, das eine war jenen Zeiten früh bewußt, daß es weit rückwärts, in der Ferne des Altertums ein andres Dasein, ein andres Stück

Geschichte gegeben hatte, von dem außer den Dichtern und Historikern noch die kolossalen Ruinen erzählten. Das war zerstört. Durch eine Periode des Verfalls war man von der Herrlichkeit der Vorfahren getrennt; und einer der Gelehrtesten des 15. Jahrhunderts, Flavio Biondo, orientierte seine Geschichte des letzten Jahrtausends nach dem Verfall des römischen Reiches, mit dem auch die Künste und Wissenschaften versunken waren. Er begann mit dem Jahre 410, der ersten Einnahme Roms durch die Goten. Das war doch ein neues Geschichtsbild: Römer und Germanen, „Verfall" bis nahe an die Gegenwart. Von hier aus gewann man den Gegensatz gegen die Goten; die fremde, überwundene Kunst nannte man bald die „gotische"[1]).

Auch Machiavelli begann seine treffliche Geschichte von Florenz mit den Völkern nördlich von Rhein und Donau, die zu viele Kinder haben und fort und fort Krieger aussenden müssen, neues Erdreich zu gewinnen. Im übrigen ordnete er sein Geschichtsbild nicht nach dem Verfall des römischen Reiches — das sei ganz ab und vergangen — sondern nach den neuen Mächten, die an seine Stelle getreten, insbesondere nach dem Papsttum, das zunehmend die Geschicke Italiens beherrsche. So hatte man zum ersten Male den Begriff des Mittelalters in doppelter Fassung, als Periode des Verfalls und als Periode einer neuen Macht, mit der man kämpfte. Sonst hat Machiavelli keine Gliederung, als das ewige Hin und Her von Macht und Ohnmacht, Gewinn und Verlust, vielgestaltig und zufällig, wie der Wille der klugen und energischen Persönlichkeiten, die dies ganze Spiel regierten.

Ein solches Auf und Ab schien wohl den Zeitgenossen auch das Wesen des geistigen Lebens. Es wurde nicht öfter von Erhebung und Blüte als von Verfall und Untergang der Studien und der Poesie gesprochen. Als dem Petrarca binnen Jahresfrist, 1375 schon, Boccaccio im Tode folgte, meinte Franco Sacchetti, nun sei auch die Poesie gestorben. Dem Lionardo Bruni schrieben es (1444) die Florentiner aufs Grabmal, mit ihm sei die Eloquenz verstummt, wie später mit Raffael die Schönheit selbst ins Grab gesunken sein sollte. Indessen, es gab über dem täglichen Kommen und Gehen eine neue Gemeinschaft, deren man sich mit wachsendem Stolz bewußt wurde.

Was die Dichter brachten, war die höchste Bildung. Was gab Dante anders als Bildung, was Petrarca? Und Boccaccio sucht es frühzeitig beiden gleichzutun. Eine überaus denkwürdige Tatsache, daß man die Bildung wieder von den Dichtern nahm und aus ihrem Munde auch das Urteil über den alten Bildungsstoff. Die Dichter aber lehrten: Bildung sei nicht Wissen, sondern Leben; Bildung sei nichts Totes, sondern etwas Gestaltetes; Bildung finde man nicht in Kompendien und „Spiegeln", sondern in den Büchern, die lebendigen Menschen aus dem Herzen geströmt seien. Und weiter: auf solche Bücher brauche keiner erst zu warten, sondern man besitze sie längst,

[1]) Vasari, Vite, introduzione, Cap. 3: lavoro tedesco — questa maniera fu trovata dai Goti.

sie seien nur, wie so vieles Große, vergraben und vergessen; also gelte es, sie wieder zu finden in der besten und reinsten Gestalt.

Das war die Meinung der Studia humanitatis ac literarum, wie man sie nach Cicero nannte. An diesem Ideal hing schon Petrarca, wenn er auch noch nicht ein Schlagwort daraus gemacht hat. Aber man sieht dies Schlagwort werden. Schon 1401 sah Lionardo Bruni mit Entzücken in Florenz die neue Saat der schönen Künste und der gesamten humanitas sprießen. Die Definition des Gellius[1]): humanitas sei gleich dem griechischen παιδεία, sei die Bildung in den freien Künsten, wurde programmatisch. Ein Taschenwörterbuch, wesentlich aus den Elegantien des Lorenzo Valla, lehrte: humanitas sei die Unersättlichkeit an schöner Bildung. So durfte Argyropulos dem Cosimo Medici die höchste humanitas nachrühmen; eine Denkmünze den Vittorin da Feltre preisen als omnis humanitatis pater. Die Jünger der neuen Bildung nannten sich zunächst Dichter und Redner, Poeta und Orator, nach Filelfo wollte Pius II. nicht bloß summus pontifex sein, sondern auch summus orator atque poeta. Aber seit dem frühen 16. Jahrhundert begegnet dafür auch humanista.

Im Kreise dieser Humanisten bildet sich nun wirklich die Vorstellung von einer neuen Zeit, von einer Erneuerung der Studien, die man miterlebte. Aber so schwärmerisch man auch die alten Lateiner verehrte, so sehr man sich gefiel in dem Bilde, daß man sie „aus den kalten Kerkern der Barbaren befreit" habe, den Anfang und damit das Wesen der Erneuerung bezeichnete man doch am liebsten nach der Erneuerung der griechischen Studien, so stellt Flavio Biondi den Johann von Ravenna an die Spitze der Modernen[2]); er spricht von einer Zurückführung der Studien.

Dann tritt das Bild des „neuen Lebens" auf, gegen Ende des 15., zu Beginn des 16. Jahrhunderts, und jetzt denkt man gelegentlich auch an mehr als an die Studien. Machiavelli schließt sein Büchlein von der Kriegskunst mit dem Trostwort: man solle nicht ganz verzagen, dies Land scheine wahrhaftig berufen, Totes zu beleben, wie man gesehen habe in der Poesie, in der Malerei und der Skulptur[3]). Jetzt wollen auch die Theologen mehr als eine Reformatio ecclesiae in capite et membris; sie beginnen die Sehnsucht der Zeit tiefer zu fassen und pflegen die „Hoffnung auf eine Wiedergeburt der Frömmigkeit" wie Beatus Rhenanus, die Spes renascentis Christi et evangelii wie der junge Zwingli; nur daß auch hier die Wiedergeburt

[1]) Gellius, Noctes Atticae (zweites Jahrhundert n. Chr.): die Lateiner verstünden unter Humanitas nicht Humanität, d. h. das griechische Philanthropie, sondern Erudition und Bildung. Wer diese mit wahrem Eifer anstrebe, sei ein humanissimus. Dieses Streben nach Bildung sei unter allen Lebewesen nur den Menschen gegeben, iccirco humanitas adpellata est. — Hermann v. d. Busche stellte 1518 die Definition des Gellius zusammen mit Stellen aus „Cicero" an die Spitze seiner Programmschrift „Vallum humanitatis".

[2]) Flavii Biondi Italia illustrata (Verona 1482): durch Johannes von Ravenna seien eloquentiae studia tantopere nunc florentia longo postliminio in Italiam reducta.

[3]) Nicc. Macchiavelli, dell' arte della guerra (am Schluß): di che non voglio vi sbigottiate o diffidiate, perchè questa provincia pare nata per risuscitare le cose morte, come si è visto della poesia, della pittura, e della scultura.

weder das typische noch auch das Lieblingsbild der Zeit war; man stellte das Erstrebte auch vor als ein revigescere oder reflorescere, als ein Wiederaufleben, Aufblühen, man dachte sich herrlich und beglückend eine restitutio wie Erasmus, eine reformatio rei christianae wie Lefevre (1491)[1].

Die Hoffnung dieser Dezennien war hochgespannt und allerorten. Auch in Wittenberg rief Melanchthon 1518 seinen Studenten zu: O nos foelices, si recta stydia deûm favore renascantur. Noch im selben Jahre schenkte Hermann Busche den Studierenden sein Vallum humanitatis. Er pries aufs höchste Italien als die Mutter der Studien, wie Melanchthon dem gastlichen Florenz für alle Welt verdanken wollte das reine Latein, die Griechen und die Heilige Schrift.

Und wie empfand man das alles erst recht in der Heimat dieser Bildung! Es überkam die Zeitgenossen ein solches Gefühl von Lebenshöhe und Herrlichkeit, daß man unter Leo X. von dem Goldenen Zeitalter sprach; man glaubte zu erleben post multa saecula auream aetatem!

Dies glückliche Selbstgefühl hielt an, trotz der furchtbaren politischen Krisen Italiens, trotz der elementaren Bewegung gegen die alte Kirche in Deutschland. Als nun literarische, historische und antiquarische Studien den künstlerischen Interessen die Hand reichten bei Ausgrabungen und Sammlungen, als die Klassifizierung und Kennerschaft sich ausbreitete, da konnte noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts die erste Kunstgeschichte der neueren Zeit geschrieben werden (und damit wenigstens für ein Gebiet ein neues Geschichtsbild) in den Lebensbeschreibungen berühmter Maler, Bildhauer und Architekten von Giorgio Vasari aus Arezzo.

Die Form ist überaus bezeichnend. Noch immer hatte man für die Darstellung des geistigen Lebens nur die einzige Form der Biographie, und diese zerreißt mehr als daß sie verbände. Alle Literaturgeschichte war bisher: Lebensbeschreibungen berühmter Männer, vom Altertum über Hieronymus Gennadius durch das ganze Mittelalter hinab. Und wenn Dante, Petrarca, Boccaccio gern zu einer Trias verbunden wurden und man darin eine Art Begründung italienischer Literaturgeschichte besaß, wenn andre sich anschlossen, würdige und unbedeutende, so waren diese alle doch nur äußerlich auf die Schnur gezogen und je für sich zumeist nach einem uralten Schema abgehandelt, moralisch novellistisch; und diese Behandlung hielt man notgedrungen auch da fest, wo sie am wenigsten am Platze ist, für die Geschichte der bildenden Kunst.

Eben deshalb ist es vielleicht der höchste Ruhmestitel des Vasari, daß er wenigstens das Problem erkannte. Das Schema der Biographien konnte er so wenig entbehren wie den anekdotenhaften Aufputz, der doch mit der Kunst

[1] Nähere Nachweisungen bei P. Wernle, Die Renaissance des Christentums im 16. Jahrhundert. Tübingen 1904. — H. Hermelink, Die religiösen Reformbestrebungen des deutschen Humanismus. Tübingen 1907.

nichts zu tun hat und nur verschuldet, daß man noch heute über einen Künstler „Geschichten" verlangt. Aber Vasari versucht es ernstlich, die Reihe der Biographien als Einheit zusammenzufassen und unter dem Gesichtspunkt einer Entwicklung zu gliedern. Es ist lehrreich, zu sehen, was ihn darauf führte. Von der griechischen Plastik etwa wisse man, so bemerkt er, daß sie sich in drei Perioden entwickelt habe, von den Primitiven nach Art des Kanachos zu Myron und von Myron auf Polyklet. So teilte auch Vasari die Entwicklung der italienischen Kunst in drei Perioden einer gleichmäßig aufsteigenden Entwicklung[1]). Unzweifelhaft ein Anfang bedeutender Erkenntnis, so sehr das naheliegende und alte Bild organischer Vervollkommnung gerade das Historische vergewaltigt, das genialisch Irrationale, so gut wie die wechselnden Anregungen und Störungen von außen.

Vasari bedient sich nun gelegentlich auch des Wortes rinascità, Wiedergeburt; aber keineswegs für die Gesamtentwicklung oder im Sinne einer Erneuerung der Alten, sondern umgekehrt, um das erste Aufleben der italienischen Kunst des 13. Jahrhunderts aus der toten Starrheit griechischer Manier zu bezeichnen[2]). Er bedient sich des Ausdrucks nicht, wo er von den neuen Funden der Antiken redet, von Laokoon, Apoll, dem Torso des Belvedere, und ihrer Wirkung auf die „Moderne". Sogar in der Architektur soll Brunellesco nur Maß und Proportion der Alten wieder gefunden haben. Vasari unterschätzte geradezu die Bedeutung der Denkmäler, aber er befand sich im Einklang mit der Meinung des Leone Battista Alberti, der schon hundert Jahre vorher in seiner Widmung an Brunellesco seine Florentiner gerühmt hatte, daß sie so unerhört Schönes leisteten, ohne Lehrer und ohne Muster — sanza preceptore sanza exemplo alchuno[3]). So ist die Wahrheit im Gegensatz zu der noch heut verbreiteten Meinung, daß die Kunst der Renaissance sich nicht als Renaissance empfand. Man fühlte sich auf der Höhe der Leistungsfähigkeit aus eigener Kraft; man brachte Werke hervor, sagt Vasari, „größer und schöner als je die Alten".

Das war nun aber doch zu sehr die Stimmung der Sättigung. Man rief der Kunst das gefährliche „Verweile doch" zu, man glaubte sich im Besitze des absoluten Schönen, und in dem heraufziehenden philosophischen Zeitalter sank die Vergangenheit, der die liebevolle Beschäftigung des Vasari das Urteil gesprochen hatte, in die Nacht der Vergessenheit.

Vasari hatte die Kunst seiner Zeit la moderna genannt; modern blieben für den Akademismus des 17. und 18. Jahrhunderts die Poesien

[1]) Vasari, Vite, Proemio zu B. 2: queste cose considerando io meco medesimo attentamente, giudico che sia una proprietà ed una particulare natura di queste arti, le quali da uno umile principio vadino a poco a poco migliorando et finalmente pervenghino al colmo della perfezione.

[2]) Ib. così si vede che la maniera greca prima col principio del Cimabue poi con l'ajuto del Giotto si spense in tutto e ne nacque una nuova. So will Vasari darstellen die Kunstentwicklung dalla nascità di queste arti sino al secolo che noi viviamo.

[3]) Trattato della pittura, ed. Janitschek (1877), p. 49.

wie die Kunstwerke dieser Periode[1]). Sie blieben neben den Klassikern und den Antiken die Stoffe und die Muster für Franzosen, Engländer und Deutsche. Deshalb lagen auch für Goethe so gut die Antiken, wie die Kunst des Benvenuto Cellini in den Grenzen des Zeitgeschmacks; und selbst Heinses Ardinghello trennte von dem prahlerischen Vagabundenleben des Benvenuto Cellini doch nur die phantastische Überkraft des Sturm und Drang. Goethe war begeistert für Palladio, pries den „himmlischen Sinn des „Guido Reni" und gedieh auch noch zum höchsten Lobe Michelangelos, aber schon Raffaels vatikanische Stanzen muteten ihn an, „als wenn man den Homer aus einer zum Teil verloschenen, beschädigten Handschrift heraus studieren sollte", die Älteren blieben ihm fremd; Francia ist ihm respektabel, der süße Perugino „ein so braver Mann, daß man sagen möchte, eine ehrliche deutsche Haut".

Bevor noch hier die Romantik einsetzte und den schon betretenen Weg rückwärts wies von der Überkraft und glatten Vollendung zu den ursprünglichen Reizen des mädchenhaft Primitiven, überkam eine andre Macht die Schöngeister und Gelehrten und diktierte ihnen allgewaltig auch das neue Geschichtsbild.

Die Eloquenz hatte bei der allgemeinen Erstarrung der schönen Künste den Schwung des 16. Jahrhunderts längst eingebüßt, sie war ja niemals etwas anderes als eine Schwester der Poesie gewesen. Daß man stillstand, bemerkte man nicht. Für Gottfrid Hecht[2]) waren noch 1717, genau so wie für die Italiener, die Studien im 16. Jahrhundert ein für allemal erneuert. Am 16. Jahrhundert haftete beides: Kenntnis und Interesse. Hechts Kapitel über die Instauratio politioris humanitatis beruht in Stimmung und Material ganz auf Melanchthon.

Nun sehnte man sich, wie im 14. Jahrhundert, heraus aus dem scholastischen Rationalismus des Wissens und der zierlichen Empfindsamkeit der Literatur; und wie damals der Dichter Petrarca als erster wieder aus den Klassikern die Stimme großer, lebendiger Menschen gehört hatte, so öffnete man nun, wieder unter Führung der Dichter, Augen und Ohren, um längst verhallte Klänge aufzufangen und vergessene Schönheit zu erleben. Nur eines war ganz anders: damals suchte man in Italien sehr stark das nationale Altertum, jetzt suchte man in großartigem und fruchtbarem Irrtum bei den Griechen die „Menschheit" schlechthin, die Menschheit in der einfachsten, reinsten, natürlichsten Darstellung, die Poesie, die Idee der Menschheit. Wieder sprach man voll Begeisterung von den studia humanitatis, den litterae humaniores, den Humaniora.

Neben Lessing, Herder, Goethe und Schiller wirkten unsre Göttinger Philologen, zumal Heyne; Wolf nahm von hier seinen Ausgang. Wie im

[1]) Goetz macht (a. a. O. S. 32) darauf aufmerksam, daß in einem der ersten Reiseführer für Italien, in Volkmanns „Historisch-kritischen Nachrichten" von 1770, die Zeit der großen Kunst von Raffael bis ins 18. Jahrhundert gerechnet wird.

[2]) Godefridi Hechti, Germania sacra et literata 1717.

14. und 15. Jahrhundert folgte auf die Erneuerung der Bildung die Blüte der Philologie. Und nun erinnerten sich auch die Historiker wieder jener Italiener, denen man die erste Erneuerung der griechischen Studien verdankte. Hatte Robertson in der Einleitung zur Biographie Karls V. die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens in Europa vom Umsturz des römischen Reiches bis auf den Anfang des 16. Jahrhunderts dargestellt, ohne die Erneuerung der Studien auch nur zu erwähnen, so wurde sein Landsmann Roscoe seit 1795 zum begeisterten Lobredner jenes goldenen mediceischen Zeitalters. Und in demselben Jahre 1795 begann der Göttinger Meiners seine „Reihe von gewählten Biographien berühmter Gelehrten aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften" in der Meinung, daß man daraus „das 14., 15., 16. Jahrhundert besser kennen" lerne als aus „einer pragmatischen Geschichte der Wiederaufklärung unseres Europa". Er begann also wie die Zeitgenossen in der biographischen Form und innerhalb der Reihe wie Flavio Biondi mit Johann von Ravenna. Zwei Jahre darauf veröffentlichte Heeren seine „Geschichte des Studiums der classischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften" (1797). Seitdem verband man auch in Deutschland einen festen Begriff und neuen Wert mit dem, was eben damals die Franzosen La Renaissance des lettres nannten.

Die Franzosen hatten während des 18. Jahrhunderts das Wort Renaissance noch im freiesten Gebrauch. Montesquieu sprach von der renaissance de notre droit français, Voltaire von der renaissance du théâtre. Bedeutsamer war es, daß er die Regierung Franz' I. ausgezeichnet fand durch die renaissance des lettres jusqu'alors méprisées, denn in dieser Verbindung festigte sich eben jetzt der Begriff, und es überrascht nicht mehr, daß Michelet 1855 in seiner Histoire de France dem Zeitalter Franz' I. den Untertitel gab „La Renaissance".

Zu der Renaissance des lettres war schon die Renaissance des arts[1]) eine durch Vasari nicht gestützte und deshalb gefährliche Analogie; allein die bedeutsamste Erweiterung des Begriffs ergab sich aus einem ganz andern Interessenkreise.

Mit geringerem Recht als das Deutschland der Befreiungskriege, aber mit um so größerer Leidenschaft regte sich nach dem Wiener Kongreß das „Junge Italien". Unter seinen enthusiastischen Vorkämpfern war auch der Genfer Nationalökonom und Historiker Simonde-Sismondi. Seine Begeisterung teilt zunächst die humanistische Stimmung; die Gegenwart dankt den Kommunen Italiens das Erbe des Altertums; deshalb will er die Geschichte dieser herrlichen Kommunen schreiben und ihrer Freiheit. So leitete er schon 1807 seine große Geschichte der italienischen Staaten im Mittelalter ein. Nebenher schrieb er, längst ein Intimer der Pariser Salons, eine Literaturgeschichte von Südeuropa, 1813. Wo er tiefer in das 15. Jahr-

[1]) Darüber nähere Nachweisungen aus Beyle-Stendhal, Rumohr, Semper, Vischer bei Goetz, a. a. O. S. 34, 36, 45.

hundert kommt, rühmt er wieder die Männer auxquels nous devons la renaissance des lettres latines et grecques. Aber wie er schon 1807 die Freiheit damit in ideelle Beziehung gebracht, so sagte er jetzt politisch von Cola Rienzi, daß ihm die Stadt Rom ihre renaissance verdanke. Noch einen Schritt weiter tat er 1832, als er einen knappen Auszug seiner großen Geschichte geradezu betitelte: Die Renaissance der Freiheit, Histoire de la renaissance de la liberté en Italie[1]; er wünschte damit ausdrücklich, „das Andenken an jenes Italien neu zu beleben, welchem es zuerst gelang, die größten Segnungen zu gewinnen, und zugleich das Andenken an jene Verbrechen seiner Unterdrücker." In diesem Buche wird zugleich die Renaissance des lettres zurückgeschoben bis in die Zeit des Cola Rienzi und des Petrarca. Wer sein Augenmerk richtete auf die politische Geschichte dieser Staaten, wer für Volksfreiheit und bürgerliche Tugend schwärmte, der konnte unmöglich mit Roscoe in dem mediceischen Regiment das goldene Zeitalter erblicken.

Noch ganz andre Dinge hatten die Italiener selbst im Auge, wenn sie das Mittelalter einteilten in eine Zeit des Verfalls bis zum 10. Jahrhundert und eine Zeit der Erneuerung, des risorgimento, vom 11. bis zum 15. Defendente Sacchi von Brescia[2] wollte 1828 eine Darstellung dieser Zeit nennen: l'età municipale; darin sollte gehandelt werden von allem, was aus Italien machte una nazione rigenerata, und er begann mit einer etwas äußerlichen, aber immerhin bemerkenswerten Darstellung der Feste und ihrer Wechselwirkung mit dem Volksgeist.

Nicht lange nachher (1835) legte L. Ranke der Berliner Akademie einige Studien vor „Zur Geschichte der italienischen Poesie"[3]. Niemals berührte er sich näher mit den Ideen unsrer klassischen Literaturperiode. Man fordere zur Kenntnis einer Nation das Verständnis „der freieren Äußerungen ihres Geistes in Literatur und Kunst". Das sei leicht in frühen Perioden. „Aus dem eingeborenen Sinn der Nation und dem großen Umriß ihrer Schicksale ist am Ende alles zu erklären." Anders in den entwickelten Zeiten, wie bei jener durchgreifenden und vollständigen Umwandlung, „welche das Mittelalter von der modernen Zeit trennt". Man bemerke zwar sogleich „die andre Welt der Gedanken, eine abweichende Form des Ausdrucks, einen verschiedenen Kreis und Zusammenhang jener geistigen Tendenzen, welche alle Hervorbringung beherrschen". Aber „wer will es wagen, das Werden zu beschreiben? Wer will den Quellen des geistigen Lebens und den geheimen Zuflüssen seines Stromes, den Lauf desselben entlang, nachforschen?"

Die Warnung des Berufensten mochte abschrecken, und doch wagte sich etwa zwanzig Jahre später der junge Basler Dichter und Professor Jakob

[1] Gleichzeitig erschienen seine „Espérances et besoins de l'Italie". Hier wäre auch des hemaligen Carbonaro Picchioni zu gedenken, der Jakob Burckhardts Lehrer war; Goetz, S. 44.

[2] Defendente Sacchi e Giuseppe Sacchi, Della condizione economica morale e politica degli Italiani (nel medio evo). I. II. Milano 1828, 1829.

[3] Sämtliche Werke, Bd. 51, 52, S. 158 ff.

Burckhardt an diese Aufgabe. „Es ist ein wissenschaftlicher Quälgeist über mir," schrieb er im Oktober 1855 an einen Schüler, „der Keim einer größeren Forschung in der Geschichte des Schönen. Ich habe diesen Bresten voriges Jahr aus Italien mitgebracht und glaube nun, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht in dieser Sache mein Schicksal erfüllt habe." Im selben Jahr erschien der Cicerone, fünf Jahre später die „Kultur der Renaissance".

Wie vieles auch inzwischen unter dem Worte Renaissance begriffen gewesen war, dies Buch gab doch in jeder Hinsicht etwas völlig Neues. Zwar nicht das „Werden des geistigen Lebens, den Lauf desselben entlang", wohl aber das reichste Bild seines Wesens, wie es Burckhardt faßte. Alles historische Detail im Grunde einer einzigen Charakteristik dienstbar gemacht. Freilich, gebunden an die Mittel der literarischen Kunst enthüllt auch Jakob Burckhardt erst Zug um Zug sein wundersames Bild, bis man es vollkommen in sich aufgenommen hat und innerlich anschaut: den Menschen der Renaissance, ohne Hintergrund, in herausfordernder Plastik, hingestellt in seiner ganzen harten Schärfe, mit jenem blaugrünen Schimmer des Dämonischen, von berechnender Kühle des Verstandes und freventlicher Handhabung aller Mittel; nicht tapfer, aber unendlich geschickt; begierig, nach seinem Willen jedes Ding zu meistern; dem Tage lebend, ohne Recht, ohne Pietät und doch von grandiosem Ahnenstolz und heißer Ruhmbegier; freigeistig, sternengläubig, doch von vorsichtiger Devotion; unersättlich im Genuß, aber auch in den Studien und Künsten, berauscht von jeder schönen Form, sich selbst ein unerschöpflich Schauspiel.

Dieser Mensch sollte sein der Erstgeborene unter den Söhnen Europas, der Führer bei der Entdeckung der Welt und des Menschen, in der rationellen Behandlung von Staat und Wirtschaft, in der Eroberung der Vergangenheit wie in dem Schmuck der Rede. Und all dies, die bis dahin unerhörte freie Weltbetrachtung und Weltbehandlung schien den Ehrennamen einer Wiedergeburt des menschlichen Geistes, einer Renaissance zu verdienen.

Jakob Burckhardts wunderbare Klarheit der Diktion, seine Kraft der Charakteristik und die erstaunliche Vielseitigkeit seiner Bildung gaben dem bis dahin ziemlich heimatlosen Worte „Renaissance" eine Ehre, einen Glanz, einen Reichtum des Inhalts, die es mit einem Schlage begehrenswert erscheinen ließen und geeignet, auch der schlechten Sache noch einen Schimmer zu leihen.

Nun war das Wort nicht mehr frei.

Es band sich darin so gut das Übermenschentum und die elementare Genußsucht Ardinghellos wie die kalte Staatskunst Machiavells. Aber es hing daran auch die Idee der modernen Kultur, und zu ihr erschien der höchste Wert der Zeit, die Wiedergeburt des klassischen Altertums, in die unmittelbarste Beziehung gebracht. Denn mochte Jakob Burckhardt auch die Vorsicht haben zu erklären, die Wiedergeburt des Altertums sei „in einseitiger Weise zum Gesamtnamen des Zeitraums überhaupt geworden", der alte Sinn ließ sich vom neuen um so weniger trennen, als inzwischen auch das

Wissen von der Erneuerung der Studien etwas andres als vordem zu bedeuten hatte.

Der Westfale Heinrich August Erhard hatte seit 1827 seine dreibändige „Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung" herausgegeben und die Reihe mit Petrarca begonnen. Karl Hagen nannte 1841 gar „Dante, Petrarca und Boccaccio" die ersten Repräsentanten des Humanismus und stellte damit — vielleicht als erster — neben das werdende Schlagwort Renaissance das andre, nicht minder wirksame des Humanismus[1]). Endlich erschien fast gleichzeitig mit Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance" das Buch von Georg Voigt: „Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus". „Wenn irgendwo der antike Geist wieder aufleben konnte," sagt Voigt geradezu, „so mußte es in Italien sein." Das war gewiß mehr als Burckhardt vertreten wollte, und erhielt doch seinen vollen Inhalt erst durch Burckhardts Renaissancebegriff!

Die Bindung von Humanismus und Renaissance wurde immer fester, und es gab weithin ein Publikum, das bereit war, an das Dogma zu glauben, es verdanke die Herrlichkeit der Renaissance, die Befreiung des Individuums und die Moderne Kultur schlechthin der Wiederbelebung des klassischen Altertums.

Man mag sich wundern, daß der Widerspruch dagegen erst spät erfolgte; aber eine völlig entgegengesetzte Anschauungsweise war am Ende von je her vorhanden.

Ist Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance" nach Grundidee und Werten sehr stark das Geschichtsbild unsrer klassischen Literaturperiode, so fühlte doch auch die Romantik ihre innere Verwandtschaft mit jenen Jahrhunderten italienischer Kultur. Allerdings weniger mit der reifen Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts, aus der Burckhardt vorzüglich seine Modelle genommen hatte, als mit der Zeit des Werdens. Da fand man jene zarte, mehr andeutende als ausführende Kunst, da fand man noch die empfindsame Lyrik, die krause Phantastik und den weltbezwingenden Glauben Dantes. Da fand man weniger das Individuelle als das Universale, die weltumspannenden Ideen von Kaisertum und Papsttum, da fand man in Italien wie in Deutschland jene romantische Neigung für das nationale Altertum und die gottesfürchtige, fast benediktinische Gelehrsamkeit frommer Humanisten.

Aus Schlossers geistiger Verwandtschaft mit Dante entstand die erste Verteidigung des romanischen Mittelalters und wir beachten sehr, daß sie sich ausdrücklich gegen Meiners wandte. „Man hat in unsern Tagen angefangen, die geistige Tätigkeit der sogenannten mittleren Zeiten billiger zu beurteilen als man gewohnt war" — so beginnt Schlosser 1819 seine Studien über Vincenz von Beauvais. Bald wurde das Mittelalter weithin mit

[1]) Während die Deutschen, Engländer und Italiener (rinascimento) das französische renaissance entlehnten, übernahmen Franzosen und Italiener aus dem „deutschen" Humanismus ihre Neubildungen humanisme, umanesimo statt der älteren humanité und humanità.

rückhaltloser Bewunderung verherrlicht; von keinem inbrünstiger als von Novalis: sie trugen ihre eigene Poesie hinein. Die deutsche Kaiserzeit stieg auf und forderte ihre Rechtfertigung. Wirklich nahm Heinrich Leo in seiner Geschichte der italienischen Staaten (seit 1829) den gerade entgegengesetzten Standpunkt ein wie sein Zeitgenosse Sismondi. Ihm war der Wiener Kongreß „von rein wohltätigem Charakter", die Auflehnung der Italiener nur ein Ausfluß jener Gesinnung, die „zu lange alles Heilige mit Füßen getreten" hatte. So will er nicht wie Sismondi aufweisen die Greuel der Unterdrücker, sondern eher die Notwendigkeit der deutschen „Zwingherrschaft." „Deutschland ist der Stahl gewesen, der dem italienischen Stein wahre Funken des Geistes entlockte" (II, 388). Und über die Florentiner klagt er einmal, daß „die neu erwachte Liebe zu antiker Denkart die christliche Gesinnung absterben ließ" und ihnen damit die Palme christlicher Kunst versagte (IV, 351).

Freilich, dem romantischen Sentiment enthüllten sich intime Züge jener Kultur mit der Offenheit verwandter Seelen. Dante gewann Gemeinden, das tiefer eindringende Studium der Kunst führte hinab in fast verschüttete Katakomben der Scholastik, die höfische Poesie wurde gleichgestimmt empfunden, und feinsinniger als der Pole Julian Klaczko hat niemand über Beatrice und die Liebespoesie, Dante und Michelangelo gehandelt. Man kam aus mit den mittelalterlichen Ideen und Werten und begann die Nachahmung der Antike in Literatur und Kunst als Störung zu empfinden.

Lange Zeit waren solche Stimmungen nicht mehr als die Begleitung zu jenen werdenden Auffassungen entgegengesetzter Art. Erst als nach den Gesetzen des Verbrauchs und des Wechsels die Liebe zum Altertum kühler wurde, als der notwendige Befreiungskampf des künstlerischen Realismus in den achtziger Jahren Stellung nahm gegen den alten Akademismus und die tote Stilgerechtigkeit; da am Ende auch Nietzsches Feldzug gegen den Historismus überhaupt in einigen Köpfen[1]) die Erregung steigerte, kam die schärfere Tonart und die Disposition des Publikums für die Umwertung.

Aber wie merkwürdig: Jakob Burckhardts Renaissance blieb das Schlagwort. Der Glanz seiner Prägung war unabweisbar; die Münze blieb, man änderte nur die Währung. Man sprach nun von der Renaissance mittelalterlicher Frömmigkeit, mittelalterlicher Literatur und Kunst. Ja die Renaissance der Frömmigkeit und die Renaissance der Kunst schienen gleichmäßig zurückzuführen auf dieselbe Persönlichkeit. Frankreich erlebte ein literarisches Ereignis in Sabatiers St. François d'Assise; im Namen seines Helden verkündete Sabatier noch eine moderne Renaissance der Frömmigkeit. Auch in Deutschland wurde der heilige Franz von Assisi an den Eingang der Renaissancekultur gestellt[2]), den seit Burckhardt die Figur seines großen Zeitgenossen Friedrich II., des letzten Hohenstaufen, beherrscht hatte. So sah man diese beiden Gesetzgeber miteinander in den großartigsten Kontrast gestellt, beide

[1]) Ein letzter Vertreter neuerdings Ostwald in der „Umschau" (Januar 1908): „Renaissance und Entwicklung".

[2]) Henry Thode, Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien. 1885. Zweite Auflage 1904.

mit dem Anspruch, einer ganzen Kultur das innere Gesetz ihres Lebens diktiert zu haben. Hier der Herr der Welt, der Kaiser und König von Sizilien, glänzend in Macht und Genuß, von grenzenloser Unbefangenheit und Menschenverachtung, umgeben von Gelehrten aller Zungen, die er übersetzen ließ, rationell im Staat wie im Leben, überall ohne ein andres Gebot als die eigene Einsicht und den eigenen Willen; und dort der Jüngling von Assisi, der alles dahingegeben hatte, weil er es so geschrieben fand, der die Menschenliebe des Evangeliums wie eine neue Entdeckung ergriff und mit der tiefen Innigkeit seines Wesens verkündete, der in der Einfalt seines Herzens mit der ganzen Natur verkehrte wie mit seinesgleichen und in der rührenden Poesie seines Lebens der Kunst unendliche Anregungen bot.

Die unfaßbare Genialität dieses Heiligen und die hinreißende Beredsamkeit seiner Biographen konnten die Welt glauben machen, das moderne Empfinden wurzele wirklich in diesem Ordensstifter, dessen größtes Mysterium das sehr dingliche Erlebnis der Stigmatisation gewesen war. Aber man befand sich weithin auf neuen Wegen. Emile Gebhard schrieb seine Italie mystique mit dem Untertitel Histoire de la renaissance religieuse au moyen âge [1]).

Genug, das Wort erhielt zum dritten Mal den neuen Sinn: nicht das Aufleuchten von Verstandesklarheit und Willenskraft, sondern die Öffnung der schönen Seele und die neue Reizbarkeit des Gefühls. Und wie man nun andere Züge und andere Werte beachtete, so kam man auch auf andere Grundkräfte, andere Träger der Renaissance und der modernen Kultur. Diese neue Seele könne nicht stammen aus der Antike, sondern umgekehrt nur aus Barbarenkraft und nordischer Phantasie [2]). Man kam so weit, sich an dem wissenschaftlichen Nachweis zu versuchen, daß auch somatisch alle führenden Persönlichkeiten der Renaissance Nachkommen eingewanderter Langobarden oder Franken gewesen seien [3]).

So bildet sich Geschichte, bildet sich um und bildet sich fort in unausgesetzter Wechselwirkung mit den vorwiegenden Interessen, auch mit den kleinen Moden der Zeiten. Selbst das Mißverständnis, die Gegensätzlichkeit gegen eine Meinung, die mehr gefürchtet als vorhanden ist, spielt dabei eine Rolle.

---

[1]) In Deutschland stelle ich dazu H. Hermelink, Die religiösen Reformbestrebungen des deutschen Humanismus. Tübingen 1907. S. 5: „Die italienische Renaissance seit Franziskus und Dante als eine Reformbewegung auf mittelalterlich-kirchlichem Boden aufzufassen — —", „das antikisierende Heidentum nur als unfruchtbarer Seitenzweig", — wesentlich nach Thode.

[2]) In einem sehr glänzenden Vortrage setzte Carl Neumann Byzantinische Kultur und Renaissancekultur (1903) in Parallele, um darzutun, daß die Antike, die man in Byzanz stets besessen, an sich das Leben nicht gebe. Damit ist ihre Wirkung auf die komplizierte Kultur Italiens und der Neuzeit nicht erledigt. Welchen Vorbehalten außerdem jener Vergleich unterliegt, hat K. Krumbacher in der Kultur der Gegenwart (Griechische und lateinische Literatur und Sprache, 1905, S. 275 f.) dargelegt.

[3]) L. Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien. Mit über 100 Bildnissen. Leipzig 1905. (Vgl. Deutsche Erde. 1907. S. 172.)

So wird denn auch mehr als eine solcher Auffassungen sogleich oder bald wieder abgestoßen.

Allein in allem wirkt schließlich doch die Kraft, die erst Geschichte macht. Nur der Künstler hebt die lebendigen historischen Einheiten aus dem grauen Einerlei der Daten. Er hebt sie heraus mit der ganzen einseitigen Kraft seines Wesens, er hebt heraus, was ihm gemäß ist, zu ihm die Neigung hat. Und in der Gegensätzlichkeit der Auffassungen wirken weniger der böse Wille und der Unverstand der Historiker als die verdeckten Kräfte der Vergangenheit selbst; sie heischen ihr Leben noch von der Nachwelt. Eine Zeit läßt sich eben nicht auf eine Formel bringen, und die zweifelhafte Ehre modern zu heißen, sollte man den Zeiten ersparen. Sowohl den „Volksgeist" wie den „modernen Geist" kennen wir heute als geworden, täglich werdend, zwiespältig nach seiner Geschichte. Die Völker sind nicht Organismen im Sinne vorgebildeter und im wesentlichen notwendiger Entwicklung, sondern frei wie der Bund der Elemente, unendlicher Abwandlungen fähig und immer nur in diesen ihren historischen Erscheinungen zu erfassen.

Daran mühen sich die Generationen, von den Zeitgenossen an; auch wenn sie gegeneinander zu arbeiten scheinen, ermöglichen sie doch der Zukunft die vollkommenere Einsicht, da sie aus den Zeiten immer neue Werte, neue Züge, neue Verknüpfungen herausholen. Je genauer aber die Elemente voneinander abgeschichtet werden, je sicherer das Relative der Veränderungen und der Gegensätze erkannt wird, um so eher wird auch für die Geistesgeschichte jenes feste Gerüst gewonnen werden, das die politische Geschichte in den Machtrelationen längst besitzt.

Nur im ewigen Werden und in ihren eigenen Gegensätzen verstehen wir die Zeiten. Aufgabe der Darstellung bleibt immer, auch darin noch lebendige Einheiten festzuhalten und in deren Über- und Unterordnung, Gegenwirkung und Ablösung etwas von dem großen Rhythmus der Geschichte aufzuweisen.

Das Problem der englischen Heeresreform.

Von
Generalleutnant z. D. **H. von Janson.**

Die Leistungen Preußens und demnächst Deutschlands in den Kriegen 1866 und 1870/71 gaben der gesamten zivilisierten Welt Anlaß, den Ursachen der überraschenden Erfolge nachzuforschen. Man überzeugte sich bald, daß sie keineswegs in erster Linie auf einer besseren Bewaffnung beruhten, wie oberflächliche Beobachter nach dem österreichischen Kriege angenommen hatten; man sah auch ein, daß die als überlegen anerkannte Heerführung ohne ein ausgezeichnetes Werkzeug ihr Ziel nicht zu erreichen vermocht hätte. Es konnte nicht einmal eine unbedingte Überlegenheit der deutschen taktischen Schulung behauptet werden. Das Wesentlichste war die moralische Qualität als Volksheer, begründet auf der durch keinerlei Stellvertretung oder Loskauf durchbrochenen allgemeinen Wehrpflicht, und die Erziehung durch eine kleine, einheitliche Genossenschaft von Berufssoldaten, das durch seine strenge Auffassung der Berufspflicht und durch seine rückhaltslose Hingabe ausgezeichnete Offizierkorps.

In kurzer Zeit ahmten alle größeren Heere des europäischen Kontinents die deutsche Wehrverfassung und Heeresorganisation in ihren Grundzügen nach, so daß zurzeit eine auffallende, selbst über Europa hinausgehende Gleichmäßigkeit in dieser Beziehung besteht. Neuerdings hat sogar China, auf dem Wege über Japan, die deutsche Einteilung in aktives Heer, Reserve und Landwehr in seine organisatorischen Bestimmungen aufgenommen.

Das Charakteristische des Systems besteht darin, daß das Feldheer sich im Kriegsfalle durch die jüngsten Jahrgänge (Reserven) derjenigen Mannschaften, die ihrer Dienstpflicht bei der Fahne genügt haben, unter Anfügung besonderer Reserveformationen auf Kriegsstärke ergänzt, während aus den älteren Jahrgängen (Landwehr und Landsturm) zum Zweck der unmittelbaren Landesverteidigung und für den Dienst im Rücken des Feldheeres ein Besatzungsheer gebildet wird. Einzelne Abweichungen, wie z. B. das Vorhandensein der aus jungen Mannschaften bestehenden Stämme für die Landwehren der österreichisch-ungarischen Monarchie, ändern an dem Grundsatze nichts, daß dies Heer zweiter Linie keine Miliz ist, sondern sich aus altgedienten Soldaten zusammensetzt. Erst im Falle des Krieges auszubildende oder, wie in Österreich-Ungarn, flüchtig vorgebildete Mannschaften finden sich nur in den Ersatzformationen.

Ein grundsätzlicher Unterschied besteht insofern in Frankreich, als dort alle einigermaßen tauglichen Leute ohne Rücksicht auf ihre Zahl im Frieden in das aktive Heer eingestellt werden, während in Deutschland und in andern Staaten der jährliche Etat oder die auf längere Zeit gesetzlich bestimmte Friedensstärke eine so konsequente Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht gestattet. Die Folge ist das Verbleiben einer erheblichen Zahl von Überzähligen. Überall indessen ist die Möglichkeit gegeben, zu einem Kriege alle Wehrfähigen zu den Waffen zu rufen. Das Maß der unmittelbaren Kriegsbereitschaft ist bei den einzelnen Heeren einigermaßen verschieden, steht aber im allgemeinen hinter der sofortigen Verwendungsfähigkeit einer Armee von Berufssoldaten zurück, vorausgesetzt, daß deren einzelne Truppenteile schon im Frieden wenigstens annähernd kriegsstark sind. In einem auf der allgemeinen Wehrpflicht begründeten Heere läßt sich Entsprechendes nicht in größerem Maßstabe durchführen, weil seine Aufgabe als Waffenschule für die Wehrfähigen und die Notwendigkeit einer großen Zahl ausgebildeter Reserven das Vorhandensein zahlreicher, verhältnismäßig schwacher Stämme bedingt, die nicht einmal zu allen Jahreszeiten gleich verwendungsfähig sind. Hieraus geht hervor, daß das Bedürfnis, ohne Verzug über kriegsfertige Streitkräfte verfügen zu können, besondere Maßnahmen erfordert, und es fragt sich, ob die ausschließliche Anwendung des Systems des obligatorischen Waffendienstes in allen Fällen hierfür ausreicht. Wir fangen an, zu begreifen, daß der abweichende Standpunkt Englands seine logische Berechtigung hat.

Das allseitig zunehmende Bestreben, durch Aufstellung von Heeresmassen von vornherein eine numerische Überlegenheit zu erreichen, bedingt eine derartige Anspannung aller personellen und materiellen Kräfte wie der Finanzen, daß eine außerordentliche wirtschaftliche Schädigung unausbleiblich ist und die Möglichkeit einer langdauernden Kriegführung unter Umständen fraglich wird. Alles drängt auf rasche Herbeiführung einer Entscheidung hin, wie es auch 1866 der Fall war und 1870 der Fall gewesen wäre, wenn nicht, nachdem der größere Teil des französischen Feldheeres außer Wirksamkeit gesetzt war, sich ein mit Tapferkeit und Zähigkeit von einem improvisierten Heere geführter Volkskrieg entwickelt hätte, der schließlich, da fremde Hilfe sich nicht fand, doch zu keiner Wiederherstellung der Lage zugunsten Frankreichs führte, wohl aber das Land in hohem Grade schädigte. Die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges sprechen nur scheinbar gegen die in Zukunft zu erwartende kurze Dauer der Kriege bis zur Hauptentscheidung; Unfertigkeit und Mangel an Initiative auf der einen Seite und die Behinderung durch den Transport über See auf der andern führten anomale Verhältnisse herbei. Frankreich besitzt eine eigene Literatur, die auf schnelle Entscheidung hindrängt und jeden möglichen Vorsprung in der Kriegsbereitschaft zum Schutze der Mobilmachung und des Aufmarsches und zu Anfangserfolgen auszunutzen, anregt. Es ist auch ganz folgerichtig, daß vornehmlich diejenige Macht, die wie Frankreich, im Laufe des Krieges wenig zur Ergänzung nachzuschieben vermag, am meisten auf schnelle Beendigung angewiesen und daher bestrebt ist, mit einer Anfangsüberlegenheit einen vernichtenden „Keulen-

schlag" auszuführen, wie Herr Auboeuf, von der Partei Déroulèdes, in seinem Buche „Le coup de massue" es nennt. Er will diesen Schlag durch schnelle Verwendung stets kriegsbereiter Truppen vorbereiten — er sieht solche in den an der Ostgrenze befindlichen Jägern, den afrikanischen und Marinetruppen. Damit entsteht die Frage, ob man etwa allgemein einer gewissen Zahl von ohne Verzug verwendbaren Truppen bedarf zum Schutze des eigenen Heeres, während es sich kriegsfertig macht, zur überraschenden Inbesitznahme wichtiger Punkte im feindlichen Gebiete und zur sofortigen Verwendung in überseeischen Kolonien. Wir besitzen dergleichen Formationen im Heere nicht, und unsre Kolonialkriege haben negativ gelehrt, welchen Vorteil man aus ihnen hätte ziehen können.

Dagegen besteht ein stets bereites, wenn auch naturgemäß nur beschränkt verwendbares Element in der Flotte. Für die Ergänzung ihres Personals ist bei den kontinentalen Staaten dasselbe System maßgebend geworden wie für das Heer, die allgemeine Wehrpflicht. Aber die Übereinstimmung geht über die Friedensergänzung nicht wesentlich hinaus. Bestehen auch dieselben Verpflichtungen in bezug auf die Dienstzeit in der Reserve und in der Seewehr, und ist auch die Einberufung der betreffenden Mannschaften bei einer Mobilmachung selbstverständlich, so vermag man in der Praxis doch auch nicht annähernd über die Gesamtheit zu verfügen, da ein großer Teil der seemännischen Bevölkerung sich auf der Fahrt in fernen Meeren befindet und, selbst bei bestem Willen, vielleicht gar nicht imstande ist, die Heimat zu erreichen. Außerdem ist es ganz etwas andres, ob einberufene Mannschaften in einen bestehenden Truppenteil eingefügt werden, oder ob ein Kriegsschiff mit ihnen bemannt wird. Jedes moderne Kriegsschiff mit seinem komplizierten Mechanismus hat seine Eigenart wie ein lebendes Wesen; die Gewöhnung der zahlreichen Spezialisten an ihre Sondertätigkeit gerade auf diesem Schiffe erfordert erhebliche Zeit. Und nur wenn diese Gewöhnung erreicht und ein glattes Zusammenwirken von Offizieren und Mannschaften erzielt ist, wird das Schiff verwendbar. Daher ist für den Beginn des Krieges nur auf die bereits im Dienst befindlichen Schiffe zu rechnen, die dafür aber auch ohne weiteres stets kriegsfertig sind, wie es auch in unsrer kleinen Flotte die unvorbereitete Entsendung eines Panzergeschwaders nach China im Jahre 1900 bewies. Die in Reserve befindlichen Schiffe können dagegen erst verhältnismäßig spät fertig werden. Es ist also eine Lebensfrage, möglichst alle kriegsbrauchbaren Kriegsschiffe im Dienst zu haben. Gerade zur See wird derjenige, der die Entscheidung nicht aus Schwäche oder aus Mangel an Initiative grundsätzlich meidet, sie schnell aufsuchen, und der Erfolg eines den Krieg einleitenden Kampfes um die Seeherrschaft ist geeignet, die auf dem Lande auszufechtende Hauptentscheidung wesentlich zu beeinflussen. Eine Flotte zweiter Linie hat einen verhältnismäßig viel geringeren Wert als ein Heer zweiter Linie, das nach einem Mißerfolge des Feldheeres noch immer in der Lage ist, in Verbindung mit einem auf Festungen gestützten Volkskriege den Kampf weiterzuführen, bis eine Hilfe von außen kommt, oder bis dem Gegner die Kräfte versagen. Gerade in solchem Falle

können selbst Improvisationen einen gewissen Nutzen bringen. Improvisationen von Seestreitkräften zum eigentlichen Kampfe sind ausgeschlossen.

In England ist, abweichend von allen andern Ländern, die Flotte der Hauptfaktor der Wehrkraft, und sein Wehrsystem zu Lande ist ein völlig andres. Englands geographische Verhältnisse rechtfertigen und bedingen eine Sonderstellung auch in dieser Frage. Das Inselreich kann nicht ohne weiteres angegriffen werden. Eine Landung ist ausgeschlossen, solange England das Meer beherrscht, und falls unter ganz besonderen Verhältnissen eine solche doch an irgendeiner Stelle gelingen sollte, so würden die Landungstruppen doch selbst Truppen zweiter Linie gegenüber in eine schwierige Lage geraten. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, könnte man für England neben der starken, stets kampfbereiten Flotte eine Miliz zur Landesverteidigung für genügend erachten. Aber England hat sich niemals auf sein europäisches Inselreich beschränkt, nichts lag von jeher diesem strebsamen und tatkräftigen Volke ferner, als sich dort abzuschließen. Die insulare Beschränkung wurde vielmehr die Grundlage zu Englands Größe; sie zeitigte ein außerordentliches Selbstbewußtsein, einen trotz alles Liberalismus ungewöhnlich konservativen Geist und mancherlei Eigenheiten, die im Verkehr mit dem einzelnen unbequem empfunden werden mögen, vor allem aber auch das Bedürfnis nach Ausdehnung im weitesten Maße. Mit praktischem, gesundem Sinne, völlig unbeirrt durch Sentimentalität und Neigung zu Theorien, entwickelte sich in wohltätiger Reaktion zu den einengenden Einflüssen des Insellandes ein großzügiges Streben, in andern Weltteilen Fuß zu fassen und zu diesem Behufe die Herrschaft des Meeres zu gewinnen. Beides gelang — es ist nicht zu leugnen, daß England heute Herr auf den Meeren der Erde ist, daß es sich in alles einzumischen vermag, was zur See geschieht, daß seine über den ganzen Erdball verbreiteten Kolonien, Häfen und Kohlenstationen feste Etappenlinien nach allen Richtungen geschaffen haben und seinen Flotten volle Bewegungsfreiheit gewährleisten. Ungeheure Gebiete in allen andern Weltteilen, gegen deren Größe das Vaterland verschwindet, sind in britischem Besitz — aus dem kleinen Inselreich hat sich das größte Imperium der Welt mit einer ganz unerhörten Küstenausdehnung entwickelt. Trotz alledem hat England niemals vergessen, daß es eine europäische Macht ist; darin liegt ein Hauptmoment seiner Stärke, und darum vermag es zu ertragen, wenn die großen Kolonialgebiete ihren Zusammenhang mit dem Mutterlande lockern und aus Untertanenländern Bundesgenossen geworden sind.

Das Problem der Gestaltung der Wehrkraft Englands ist von doppeltem Gesichtspunkte zu betrachten, von dem des europäischen Staates Großbritannien und Irland und von dem des britischen „Reiches“. Aus beiden Gesichtspunkten erwachsen ganz andre Vorbedingungen als diejenigen, die für die Staaten des Kontinents mit ausgedehnten Landgrenzen und mit im Verhältnis zu England geringfügigem Kolonialbesitz maßgebend sind.

Seinen Einfluß auf den Kontinent übte England seinerzeit neben seiner nicht zu entbehrenden und daher nicht abzuweisenden friedlichen Vermittelung im Handel durch Hilfe in den europäischen Kriegen oder durch selbständige

Einmischung. Es bediente sich dazu der Flotte, in geringem Maße der Entsendung von Hilfstruppen, häufiger in Sold genommener fremder Truppen, vorzüglich aber der Unterstützung durch Zahlung von Subsidien. England wurde gewissermaßen der Bankier des armen Kontinents, und eigentlich wurden die Kontinentalstaaten weniger unterstützt, als daß sie, ohne daß es unmittelbar ausgesprochen wurde, für Englands Interessen kämpften. Namentlich mit deutschem Blute wurden englische Vorschüsse amortisiert und die Zinsen reichlich bezahlt. Diese Praxis wurde in dieser Form mit dem Aufhören der Kabinettspolitik, mit dem Mündigwerden auch der Völker des Kontinents und dem Einleben des Konstitutionalismus hinfällig, und doch spielt englisches Geld in der Gestalt von Anleihen auch heute noch eine bedeutsame, mitunter über die Möglichkeit eines Krieges Dritter entscheidende Rolle. Indessen England hat das Bedürfnis, auch unmittelbar und positiv sich die Möglichkeit einer Einwirkung auf die Geschicke Europas zu erhalten. Dazu dient ihm in erster Linie seine der maritimen Wehrmacht mindestens zweier andrer Staaten unbedingt überlegene Flotte. Sie vermag die feindlichen Seestreitkräfte zu vernichten oder durch Einschließung lahmzulegen, sie kann die Zufuhr über See und allen Handel unterbinden, den Wohlstand des Gegners aufs äußerste schädigen und unter Umständen sein Land mit der Zeit aushungern. Der entscheidende Kampf gegenüber einer Landmacht kann aber nur auf dem Lande geführt werden, und daher bedarf England in jedem Falle eines kontinentalen Bundesgenossen, der ihm auch gewiß nie fehlen wird. Sicheren Einfluß auf die Kriegführung eines Bundesgenossen gewinnt man nur durch eigene unmittelbare Beteiligung am Kampfe, und darum braucht auch England neben einer nur zur Landesverteidigung bestimmten Miliz ein stehendes Heer, wenn es auch nicht so stark zu sein braucht, um allein mit einer andern Großmacht den Kampf aufnehmen zu können. Dasselbe stehende Heer soll auch den Interessen des größeren Englands, des „Reiches", dienen, teils die Besatzung überseeischer Besitzungen (Indiens und einiger Kronkolonien) und Machtgebiete (Ägyptens) bilden, teils in der Heimat weilen, um den europäischen Truppen des indischen Heeres und den übrigen auswärts stationierten Heeresteilen Ergänzung zuzuführen und gleichzeitig selbst verwendungsbereit zu sein, wenn ein Teil des Reiches bedroht wird. Die Flotte allein genügt ebensowenig zur Abwendung jeder Gefahr wie die lokalen Truppen. Wenn es sich um die Verteidigung der ausgedehnten Landgrenzen Indiens oder Kanadas oder um Kämpfe in Afrika einschließlich der ägyptischen Machtsphäre handelt, fällt abermals, wie die Ereignisse der letzten Jahre gelehrt haben, die Entscheidung auf dem Lande. Im Kriege gegen die Buren fand die englische Flotte nicht einmal einen Gegner; sie konnte nur für Rückendeckung gegen etwaiges Übelwollen dritter Mächte und für die Sicherstellung des Nachschubs aller Art Dienste leisten. Die Anforderungen an ein vor solche Aufgaben gestelltes Heer sind ganz eigenartige: es muß stets kriegsbereit sein, und von der Mannschaft ist Widerstandsfähigkeit gegen die klimatischen Einflüsse ferner Länder zu verlangen; auch Vorsorge für reichlichen Ersatz ist unerläßlich. Es leuchtet ein, daß ein nach den auf dem

Kontinent herrschenden Grundsätzen organisiertes Heer diese Anforderungen schwerlich zu erfüllen imstande sein wird. Ein solches Heer ist eine Waffenschule, die von jungen Leuten in rascher Folge passiert wird, eine Miliz mit verlängerter Dienstzeit, in der die Berufssoldaten auf das Offizierkorps und allenfalls noch das Unteroffizierkorps beschränkt sind. Daher ist es keineswegs befremdlich und auch nicht lediglich eine Folge starren Beharrens der Insulaner beim Alten, daß sie allein die allgemeine Wehrpflicht für das stehende Heer verschmäht haben und beim Werbesystem, wenn auch mit Ausschluß von Fremden, stehen geblieben sind. Dadurch wird ein Stamm alter, abgehärteter Soldaten gewährleistet und das Vermeiden zu häufiger Ablösung in den Kolonien ermöglicht. Auch die Frage der Geneigtheit zum Dienst über Meer ist von vornherein durch die Anwerbung bejaht. Wie wichtig das aus Zweckmäßigkeitsgründen ist, wird man daraus erkennen, daß man auch bei uns bestrebt gewesen ist, in den Kolonien und in China nur freiwillig dazu bereite Mannschaften zu verwenden, obwohl die Reichsverfassung, die Militärgesetze und der Fahneneid keinen Zweifel darüber lassen, daß die höchste Kommandogewalt in dieser Beziehung ein unbeschränktes Verfügungsrecht hat. Was für die Verwendung in den auswärtigen Besitzungen ein Bedürfnis ist, erhöht auch die Bereitschaft für schnelles Eingreifen in einen europäischen Konflikt. Das Werbesystem, das auch für die Flotte besteht, ist sehr viel teurer als das der gesetzlich festgelegten Wehrpflicht. Der Soldat beansprucht hohe Löhnung und hervorragende Verpflegung, und selbst der Reservist erwartet noch eine Vergütung für seine Bereiterklärung zum Wiedereintritt im Bedarfsfalle. Indessen England vermag diese Mehrkosten ohne Schwierigkeit zu tragen. Außerdem werden sie gewissermaßen dadurch aufgewogen, daß es dem Nationalwohlstande zugute kommt, wenn jede Störung der Berufsausbildung und des Erwerbs durch pflichtmäßige Ableistung einer militärischen Dienstpflicht ausgeschlossen bleibt. Demgegenüber steht wieder die Frage, ob das Werbesystem überhaupt geeignet, seine Aufgabe zu erfüllen, d. h. jenen gesteigerten Wohlstand und die Lebensinteressen des Volkes genügend zu schützen. Bis zu einem gewissen Grade fraglich bleibt dies schon darum, weil die Aufbringung der für nötig erachteten Kopfstärke der personellen Wehrmacht zu Lande und zu Wasser stets unsicher bleibt. Nicht nur zweifelhaft, sondern geradezu unmöglich ist die Schaffung einer für den Kriegsfall ausreichenden Reserve aus demselben Material. Die Zahl der jährlich Ausscheidenden kann bei langer Dienstzeit nur verhältnismäßig gering sein, und außerdem bedarf es eines neuen Kontrakts, um durch Gewährung einer kleinen Pension die Betreffenden, soweit sie — vielleicht nach langer Tropendienstzeit — überhaupt noch felddienstfähig sind, in der Reserve zu behalten; nicht alle finden sich hierzu bereit. Die schwache Reserve genügt daher kaum, um die Linientruppen auf Kriegsstärke zu bringen. Von der Aufstellung neuer Formationen aus ihr, wie es bei den andern Heeren üblich ist, kann keine Rede sein. Ebenso fehlt es zur Ausfüllung der in einem Kriege bald entstehenden Lücken gänzlich an ausgebildeten Mannschaften. Aus diesem Grunde mußten während des südafrikanischen Krieges die Miliz und Milizreserve herangezogen werden.

Das hatte den Nachteil, daß die Miliz selbst so gut wie aufgelöst wurde, und daß es anderseits den, für Afrika unter Einfügung kleinerer Abteilungen regulärer Truppen, neu aufgestellten Formationen an innerer Gleichmäßigkeit und Festigkeit fehlte. Ein erheblicher Teil der aus Miliz, Yeomanry und Freiwilligen zusammengesetzten und zur unmittelbaren Landesverteidigung bestimmten Auxiliary Forces bestand infolgedessen nur noch auf dem Papier, ein Zustand, der bei feindlichen Absichten andrer Staaten und gleichzeitiger Inanspruchnahme der Flotte höchst gefahrdrohend gewesen wäre. Die Erkenntnis hiervon veranlaßte eingehende Untersuchungen und verschiedene Reorganisationsprojekte. Mehrere Kriegsminister versuchten sich vergeblich am Schaffen einer lebensfähigen Heerbildung. Es gelang nicht, weil man vor einer Reform von Grund aus zurückschreckte; indessen tat jeder neue Minister genug, um die Unruhe und Unsicherheit im Heere zu vermehren. Der letzte Staatssekretär des Krieges, Mr. Arnold Forster, ging von dem richtigen Gesichtspunkte aus, daß das Bedürfnis einer stärkeren Reserve eine kürzere Dienstzeit bedinge; allerdings war es zweifelhaft, ob sich das damit erhöhte Kontingent von Rekruten alljährlich anwerben lassen werde. Das Problem blieb ungelöst, und Mr. Forsters Nachfolger, Mr. Haldane, fing seine Reform in umgekehrter Weise an. Er begann mit einer Zerstörung (Auflösung einiger Truppenteile und Verlängerung der Dienstzeit, also Verminderung der Reserven), noch bevor er sich über den Wiederaufbau völlige Klarheit verschafft hatte. Dann bildete er einen Generalstab, den England als geschlossenen Körper bisher nicht besaß, das von einsichtigen Offizieren schon lange ersehnte „brain of the army", und gab ihm auf, über die Organisation nachzudenken. Inzwischen entwickelte er zunächst in ziemlich vagen Umrissen, dann allmählich etwas deutlicher, seinen Gedankengang, brachte sein Armeegesetz durch beide Häuser des Parlaments, erlangte die Zustimmung des Königs und ließ dann erst die Übertragung seiner Gedanken über die Organisation des Territorialheeres in die Praxis in Angriff nehmen. Zunächst hatte er 23 (!) Subkommissionen des Kriegsministeriums damit betraut — eine Anordnung, die in andern Ländern wohl für zweckmäßig befunden wird, wenn man eine Vorlage „dilatorisch" behandeln oder gar ihr ein ehrenvolles Begräbnis bereiten will. Die eigentliche praktische Arbeit ist aber erst Ende Oktober des letzten Jahres den Organen der Selbstverwaltung zugewiesen worden. Trotzdem soll das neue System mit dem 31. März 1908 in Kraft treten — Mr. Haldane wollte den 1. April vermeiden, wie er launig bemerkte.

In einem auf des Staatssekretärs Veranlassung in einer offiziösen Fachzeitschrift, dem „Journal of the Royal United Service Institution" (September- und Oktober-Heft) veröffentlichten Aufsatze stellt er die leitenden fünf Hauptpunkte für die Lösung des Problems auf:

1. Vorsorge für angemessene Streitkräfte zur Verteidigung der verschiedenen Reichsteile mit eigener Verwaltung.
2. Lieferung hinlänglicher Besatzungstruppen für Indien, für Ägypten, für auswärtige Kohlenstationen und für gewisse Kronkolonien.
3. Bereitschaft eines möglichst starken Feldheeres (Expeditionary Force) in höchster Kriegstüchtigkeit unmittelbar bei Ausbruch eines Krieges, angepaßt dem militärischen Kostenaufwand im Frieden.

4. Aufrechterhalten dieser Macht sowie der auswärtigen Besatzungen während der Dauer von Feindseligkeiten in unverminderter Zahl und Kriegstüchtigkeit.
5. Vorsorge für Vermehrung der Streitkräfte für den überseeischen Dienst über den Rahmen des Feldheeres hinaus.

Es ist bemerkenswert, daß die Absichten der Heeresverwaltung in solcher Klarheit bisher nicht kundgegeben wurden, und für den, der die Verhandlungen sorgsam verfolgt hat, besteht kein Zweifel, daß Mr. Haldane aus der lichtvollen Darlegung seines Gegners, des Feldmarschalls Earl Roberts, im Oberhause mancherlei gelernt hat, ohne sich in der Hauptsache überzeugen zu lassen, nämlich der von Roberts behaupteten Aussichtslosigkeit einer Reform ohne Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Der imperialistische Gedanke ist bisher in bezug auf die Wehrmacht nicht so scharf hervorgetreten. Inzwischen hat er sich, einer Resolution der letzten Kolonialkonferenz, in der sich die Premierminister der selbständigen Kolonialgebiete um den Staatssekretär des Kolonialamtes versammelten, folgegebend, in der Aufstellung eines Reichs-Generalstabes „Imperial General Staff“ verkörpert, der unter Vorsitz des bekannten Generals Sir John French aus Offizieren der heimischen und indischen Armee sowie der Kolonien mit Selbstverwaltung gebildet werden und dessen Chef eine beratende Stelle im Kriegsministerium erhalten soll. Der für das Heer des Mutterlandes geschaffene Generalstab bleibt daneben bestehen, und die Aufgabe des neuen Stabes sind keinerlei Einzelheiten, sondern das „Zusammenschweißen“ aller Landstreitkräfte des Reiches zu einem organischen Ganzen für den Fall eines Krieges. zu einem Reichsheere: „the Imperial Army“. Er soll für Gleichmäßigkeit in der Ausbildung der Territorialtruppen der verschiedenen Reichsteile sorgen und die Landesverteidigungspläne, soweit es sich um gegenseitige Unterstützung handelt, bearbeiten.

Ein durchaus gesunder und praktischer Gedanke ist die Schaffung eines stets kriegsbereiten, schon im Frieden der Kriegsgliederung entsprechend geformten Feldheeres (Punkt 3) in Großbritannien und Irland, dem im Frieden die Nebenaufgabe zufällt, den Ersatz für die in Indien, Ägypten und den Kronkolonien stehenden Truppen auszubilden und hinzusenden (Punkt 2). Die in der Heimat befindlichen regulären Streitkräfte sind nach Auflösung einiger Formationen und nach Ausscheidung weniger Truppenkörper, die zum Teil zu einer Art von Ersatzformationen (Ausbildungsbrigaden der Feldartillerie) umgewandelt wurden, unbeschadet der Unterordnung unter die acht territorialen Kommandos, in sechs Divisionen, eine für den strategischen Aufklärungsdienst bestimmte Kavalleriedivision, und eine verhältnismäßig geringe Zahl sogenannter Armeetruppen gegliedert. Die Mobilmachung soll wenig mehr zu tun finden: vornehmlich Einreihung der verhältnismäßig geringen Zahl von altgedienten Reservisten, Aufstellung der aus der Yeomanry zu bildenden schwachen Divisionskavallerie, von der man nur Meldereiterdienst erwartet, Formation der Kolonnen und Trains unter Inanspruchnahme von Mannschaften mit nur kurzer milizartiger Ausbildung und — des Oberkommandos. Ein solches bestand früher auch im Frieden und erschien um so nötiger, als die Verfassung dem Könige nicht gestattet, eine Kommando-

gewalt auszuüben, ist aber schon vor einigen Jahren durch einen dem Staatssekretär des Krieges unterstellten Heeresrat (Army Council) ersetzt worden. Die Kriegsbereitschaft dieses wohlausgebildeten Feldheeres (Expeditionary Force) ist derjenigen der Flotte ähnlich, ohne sie unbedingt zu erreichen, gewährleistet aber unter ihrem Schutze eine schnelle und überraschende Verwendung in Europa, sowie zur Verteidigung Indiens, Ägyptens oder der Kolonialgebiete im Anschluß an die dort befindlichen regulären Streitkräfte oder Territorialtruppen. Den Nachschub für dieses Feldheer und für die überseeischen Besatzungstruppen, für die im Frieden jenes sorgt, sollen im Kriege besondere Formationen liefern (Punkt 4), die für die Infanterie aus der bisherigen Miliz gebildet werden. Diese tritt daher unter Beibehalt ihrer kurzen Ausbildungszeit zum großen Teil zum regulären Heere über. Der Rest der Auxiliary Forces, nämlich der verbleibende Teil der Miliz, die Yeomanry und die Freiwilligen, soll das Territorialheer, die neue Miliz, bilden, die trotz des Namens in ihrem Wesen mehr den Freiwilligen entsprechen wird. Ihr Zweck ist die unmittelbare Verteidigung des Heimatlandes, Großbritanniens und Irlands. Letzteres besitzt zurzeit zwar eine starke Miliz, aber keine Freiwilligen, und was bisher über die Organisation des Territorialheeres bekannt geworden ist, bezieht sich nur auf Großbritannien (England und Schottland), wo man 14 Territorialdivisionen und ebensoviel territoriale Kavalleriebrigaden aufzustellen plant (Punkt 1). Einen Teil dieser Verbände glaubt man in überseeischen Kriegen verwenden zu können (Punkt 5).

Die gegenwärtig noch bestehenden Freiwilligen stellen keineswegs die Blüte der englischen Jugend und Intelligenz dar und sind in keiner Weise mit den preußischen freiwilligen Jägern der Befreiungskriege zu vergleichen. Sie empfangen während der Übungen Sold und rekrutieren sich zu erheblichem Teil aus den arbeitenden Klassen; die Umwandlung wird vielleicht nicht auf allzu große Schwierigkeiten stoßen, wenn auch auf einen Teil der bisherigen Ungebundenheit und mancherlei in Äußerlichkeiten bestehende, aber lockende Sonderheit wird verzichtet werden müssen. Das neue Territorialheer soll nun gleichmäßig organisiert und in möglichst enge Beziehung zum regulären Heere gebracht werden. Organisation, Ausrüstung, Bewaffnung und Dienstvorschriften des Territorialheeres sollen denen des regulären entsprechen, und die höheren Vorgesetzten vom Divisionskommandeur abwärts wird das letztere stellen. Die Territorialkommandos bleiben beiden Teilen der Wehrmacht gemeinsam vorgesetzte Behörden. Nur die Verwaltung ist völlig getrennt; die des Territorialheeres geht an die Selbstverwaltungsbehörden der Landschaften über, an die Grafschaftsräte (county associations) unter dem Vorsitze der Lord-Leutnants. Dieser einst wichtige Posten war zu einer bedeutungslosen Repräsentativstellung herabgesunken und ist nun neu belebt worden. Der König hat in eindringlicher Rede den um ihn versammelten Würdenträgern ihre neuen Pflichten ans Herz gelegt. Die Grafschaftsräte, denen für die eigentliche Arbeit sachverständige Sekretäre (Territorialoffiziere oder pensionierte Offiziere des Heeres) beigegeben werden sollen, werden für Übungsplätze, Schießstände und Exerzierschuppen sorgen und die Aufbringung

der Mannschaften in die Hand nehmen. Hierfür und zur Bestreitung der Löhnung und Verpflegung empfangen sie ein Pauschquantum, über dessen Ersparnisse sie zu Ausbildungszwecken frei verfügen. Die ganze Sache ist ohne jede Engherzigkeit eingeleitet, und niemand wird dem vornehmen Vertrauen auf die Organe der Selbstverwaltung seine Bewunderung versagen.

Man wird auch die Berechtigung einer vom Gewöhnlichen ganz abweichenden Gestaltung der englischen Wehrkraft zugeben und anerkennen müssen, daß die gefundene grundsätzliche Lösung des Problems — Trennung in ein stets kriegsbereites, aus Berufssoldaten mit langer Dienstzeit zusammengesetztes Feldheer und in ein aus einer Miliz bestehendes Besatzungsheer — überhaupt Beachtung verdient. Es hat einmal jemand den Gedanken ausgesprochen, es werde eine Zeit kommen, in der es einer Kondottierinatur gelingen werde, mit einem kleinen Heere wohlausgebildeter Berufssoldaten die zurzeit überall auf dem Kontinent bestehenden mehr oder weniger milizartigen Gebilde, als welche die modernen Heere bezeichnet werden dürfen, niederzuwerfen und große Erfolge zu erringen; eine solche Gefahr sei um so größer, als das allseitige Streben, mit möglichster numerischer Überlegenheit in einen Krieg einzutreten, das Verhältnis der Stammtruppen zu den einberufenen Massen des Beurlaubtenstandes zunehmend zu ungunsten der inneren Festigkeit und der Kriegsfertigkeit beeinflusse. Im allgemeinen kann man einer solchen Perspektive die üblen Erfahrungen entgegenhalten, die Frankreich 1870 mit seinen „alten Soldaten" machte, und die vom General Trochu schon einige Jahre vorher vorausgesagt worden waren. Aber auch die englische Lösung der Wehrfrage hat, obwohl dort der Berufssoldat aus den schon angeführten Gründen für einen Teil der Aufgaben unentbehrlich ist, schwache Punkte, die ihre Brauchbarkeit möglicherweise ganz in Frage stellen. Zunächst ist es die unbedingte Abhängigkeit vom guten Willen der Bevölkerung, da zurzeit die überwiegende Mehrzahl der Engländer in einer gesetzlich geregelten Dienstpflicht noch eine unerträgliche Beschränkung der persönlichen Freiheit erblickt. Die Verpflichtung zum Dienst im regulären Heere ebenso wie im Territorialheere bleibt daher eine rein freiwillige. Auch der auf die Erfüllung der Übungspflicht der Freiwilligen auszuübende Zwang wird nach einer Äußerung Mr. Haldanes ein sehr geringer sein. Er erwartet, daß die Einzelnen selbst nach bestem Gewissen über ihre Abkömmlichkeit oder Unabkömmlichkeit entscheiden, und hofft, daß Kaufleute und Industrielle ihren Angestellten keine Schwierigkeiten bereiten werden. Darum wagt man auch nicht, mehr zu verlangen als eine Verpflichtung zu vierjähriger Dienstzeit mit Übungen an geschäftsfreien Sonnabendnachmittagen und alljährlich einer fünfzehntägigen Lagerübung, die indessen auf acht Tage herabgesetzt werden kann. Es fehlt also jede feste Ausbildungsgrundlage, die auch schon für eine verwendungsfähige Miliz unerläßlich ist. Auch der Staatssekretär des Krieges scheint hiervon überzeugt zu sein, er will die Grundlage indessen erst *nachträglich* legen; es soll sich nämlich ein jeder zu sechsmonatiger Ausbildung bei Ausbruch eines Krieges verpflichten. Hiergegen ist ganz zutreffend eingewendet worden, daß ein Gegner, der England angreifen will, während Flotte

und Feldheer an einer andern Stelle des Erdballs im Reichsinteresse kämpfen, nicht das halbe Jahr bis zur Vollendung der Ausbildung der neuen Miliz abwarten wird. Auch kann die Entscheidung bereits jenseits des Meeres fallen, bevor die zur Verstärkung des Feldheeres im Auslande bereiten (auch hier spricht der gute Wille mit) und bestimmten Divisionen und Kavalleriebrigaden des Territorialheeres kriegsfertig sind.

Mr. Haldane ist auf dem Gebiet des Kriegswesens ein Laie, der bei rein praktischen Erwägungen unentwegt das Wort „Wissenschaft" im Munde führt, was dem gegnerischen Teil der englischen Presse zu sarkastischen Bemerkungen Anlaß gibt; er ist aber auch Idealist und in hohem Grade Optimist, und er ist unermüdlich darin, bei jeder Gelegenheit aufzuklären, die Opferwilligkeit der Bevölkerung anzurufen und sich an die verschiedenen Berufsklassen zu wenden. Das geschah im November auch in einem Kreise von Ärzten, als es sich darum handelte, den Sanitätsdienst des Territorialheeres zu organisieren. Bei dieser Gelegenheit muß erwähnt werden, daß das allgemeine Bestreben dahin geht, die technische und wissenschaftliche Ausbildung der Einzelnen nicht nur der Miliz dienstbar zu machen, sondern auch, mit Rücksicht auf den Mangel an Reservisten, Formationen und gewisse Stellen des Feldheeres, die nicht zu den eigentlichen Kombattanten rechnen, mit nur milizartig ausgebildeten, aber womöglich durch ihren Beruf vorgebildeten Leuten zu besetzen. Der Begriff der Nichtkombattanten wird dabei ungewöhnlich weit gefaßt.

Merkwürdigerweise bedient sich Haldane in seinen zahlreichen Reden mit Vorliebe und Nachdruck eines sachlich nicht zutreffenden Vergleichs und gibt damit seinen sachverständigen Gegnern Angriffsmaterial in die Hand. Er führt nämlich die Schweiz als Vorbild für die englische Miliz an, und doch gibt es kaum etwas Verschiedeneres. Die englische Miliz verbleibt trotz aller geplanten Annäherung an das reguläre Heer auf einer ganz andern Grundlage als dieses, sie hat eine minderwertige Ausbildung; in der Schweiz ist das ganze Heer in allen Teilen eine gut und gleichmäßig ausgebildete Miliz, der Unterschied der Kategorien: Auszug (Feldheer), Landwehr und Landsturm besteht nur im Alter der Jahrgänge, genau wie in den Heeren der großen Staaten des Kontinents. Die englische Miliz besteht aus Freiwilligen; die schweizerische beruht auf der allgemeinen Wehrpflicht. Der englischen Miliz fehlt die grundlegende Ausbildung; in der Schweiz hat eine solche stets bestanden, und neuerdings ist ihre Dauer erheblich verlängert worden, das Volk hat endlich zugegeben, was viele einsichtige Offiziere längst verlangten. Die Schweiz nimmt infolge der ihr von den andern Mächten gewährleisteten Neutralität und wegen der durch die Natur außerordentlich gesteigerten Verteidigungsfähigkeit ihres Gebietes eine ganz eigenartige Stellung ein. Sie kann und muß sich von vornherein auf die Defensive beschränken und hat diesem Zweck ihr Wehrsystem mit vielem Geschick angepaßt. England ist in ähnlicher Lage in bezug auf die von der Natur begünstigte Verteidigungsfähigkeit der Inseln des Mutterlandes, aber auf Expansion und Offensive kann es nicht verzichten; daher würde die Verbindung von Berufsheer und Miliz für dieses Land ideal sein, wenn letztere so fest basiert wäre wie die

der Schweiz, und wie Feldmarschall Roberts es verlangt. Man kann nicht annehmen, daß dem englischen Staatssekretär für den Krieg dieser grundlegende Unterschied entgangen sein könnte. Es bleibt nur die Erklärung übrig, daß er von dem bewährten englischen Patriotismus als freiwillige Leistung erhofft, was sich englisches Selbstbewußtsein nicht als Zwang gefallen lassen will, und daß er in der Inselgestalt Großbritanniens und der heimischen Flotte einen genügenden Schutz erblickt, um der Miliz eine halbjährige Ausbildungsfrist im Kriegsfalle zu sichern. Damit sind allerdings noch nicht die Nachteile beseitigt, die durch die späte Verwendungsfähigkeit der für die Verstärkung des im Auslande fechtenden Feldheeres bestimmten Territorialdivisionen entstehen. Wir empfangen den Eindruck, als wenn Haldane mit seinen Maßnahmen in der Praxis mehr dem spezifisch großbritannischen als dem imperialistischen Standpunkte Rechnung trage. Immerhin stellt der Reichsgeneralstab ein Zugeständnis an diese Strömung dar. Mit der Bestimmung dieses Generalstabes berühren wir eins der schwierigsten und umstrittensten Gebiete der englischen Politik und der Reichsverteidigung.

Die größeren selbständigen Kolonialgebiete, namentlich Kanada, die vereinten südafrikanischen Kolonien und das australische „Commonwealth", streben die äußerste Selbständigkeit an, möchten sich aber vom Mutterlande verteidigen lassen, ohne selbst viel Geld und Blut zu opfern. Was sie bisher für die gemeinsame Landesverteidigung leisteten, ist höchst geringfügig. Während in den letzten Jahren für diesen Zweck in den vereinigten Königreichen 15 s. 2 d pro Kopf der Bevölkerung ausgegeben wurden, waren es in der Kapkolonie nur 1 s $10^1/_4$ d, in Natal 10 s $9^1/_4$ d, in Australien 1 s $^3/_4$ d, in Neuseeland 1 s $^1/_4$ d, in Neufundland $3^1/_2$ d und in Kanada — nichts. Eine Zeitlang bestand ein Abkommen mit Australien über den Schutz dieses Gebietes durch ein gewissermaßen dorthin vermietetes englisches Geschwader, das aber wieder gelöst wurde. In den Kolonien denkt man nun an die Schaffung eigener Flotten, — das Mutterland sieht darin den Beginn völliger Loslösung und möchte lieber Geldbeiträge für seine Flotte haben. Anderseits rechtfertigt es durch Beschränkung der auswärts stationierten Seestreitkräfte und Versammlung seiner Flotten in der Nähe des Mutterlandes bis zu einem gewissen Grade die Besorgnis der Kolonien, daß im Bedarfsfalle die ihnen nötige Hilfe zu spät kommen könne. Die Ausdehnungsbestrebungen und großartigen Erfolge der Japaner sowie das Festsetzen der Amerikaner auf den Philippinen haben namentlich die Australier aus ihrem früheren Sicherheitsgefühl aufgerüttelt. Das Mutterland wünscht, nur die unmittelbare Landesverteidigung durch Territorialtruppen den Kolonien zu überlassen, rechnet aber auch darauf, daß diese, dem Beispiele Großbritanniens folgend, nach dem gegebenen Muster Streitkräfte organisieren und eintretendenfalls auch andern Gebieten des Reiches mit mobilisierten Teilen ihrer Territorialheere Hilfe leisten werden [1]). Das zu regeln, wird die Aufgabe des Reichsgeneralstabes und der nächsten Kolonialkonferenz sein. Wahrscheinlich, um den guten Willen zu

[1]) Vgl. H. Plehn im Juli-Heft der „Marine-Rundschau" 1907.

fördern, wird jetzt die opferwillige Beteiligung der Kolonien am südafrikanischen Kriege sehr gerühmt; in Wahrheit waren es nur verhältnismäßig geringe Kräfte, die von Australien und Kanada zur Verfügung gestellt wurden.

Falls Mr. Haldane mit seiner Annahme recht behält, daß das neue Territorialheer sich in genügender Kopfstärke zusammenfinden wird, und daß seine Mannschaften sich der Mehrzahl nach regelmäßig zu den Übungen stellen werden, dann wird man dem Patriotismus und der Einsicht des englischen Volkes seine größte Hochachtung nicht versagen können. Ein solcher Erfolg bedeutete nichts weniger als eine freiwillige Übernahme einer Milizwehrpflicht seitens der Mehrzahl der Wehrhaften ohne zwingendes Gesetz. Trotzdem wäre die Dauer des Erfolges noch nicht gewährleistet; es bliebe abzuwarten, ob die folgenden Jahre eine entsprechende Bereitwilligkeit ergeben werden, und ob eine patriotische Aufwallung dem Optimismus des Staatssekretärs recht gab, oder ob eine Einrichtung geschaffen wurde, die, wenn auch nicht formell, so doch im Volksbewußtsein moralisch Gesetzeskraft erlangt hat. Auch der Bestand des regulären Heeres, und mehr noch derjenige seiner Reserve, bleibt von der Neigung der Bevölkerung zum Waffenhandwerk abhängiger als in irgendeinem andern Lande. Auf dem Kontinent kann es an Berufssoldaten fehlen und damit an der nötigen Zahl von Erziehern des Heeres, in England steht die Gesamtstärke in Frage. Man wird auch abzuwarten haben, ob es gelingt, dem Territorialheere ein allen Anforderungen entsprechendes Offizierkorps zu schaffen und welche Maßnahmen man hierzu plant. Das Offizierkorps ist der Kern eines Heeres, — man darf weitergehen und sagen: das Offizierkorps ist das Heer; als einziges wirklich stabiles Element drückt es in Ausübung seines Erzieherberufes allem seinen Stempel auf. Deutschland kann stolz darauf sein, daß es neben dem Offizierkorps des stehenden Heeres ein treffliches und bewährtes Offizierkorps der Reserve und Landwehr besitzt, stolz darauf, daß auch diese Einrichtung von den andern Mächten des Kontinents zum Vorbild genommen wurde. Auch England besitzt neben seinen vornehmen und tapferen Offizieren der regulären Armee solche der Miliz und der Freiwilligen, indessen bleibt es zum mindesten zweifelhaft, ob an die Ausbildung der letzteren nicht fortan ganz andre Ansprüche gestellt werden müssen als bisher, und ob es gelingen wird, in absehbarer Zeit überhaupt ein den Anforderungen entsprechendes Offizierkorps für das Territorialheer aufzustellen. Über die Behandlung dieser Lebensfrage ist bisher kaum etwas bekannt geworden, während die von Haldane so oft als Muster genannte Schweiz gerade jetzt durch das neue Gesetz die hohe Wichtigkeit dieses Punktes anerkannt hat.

Die gegenwärtig angebahnte, keineswegs auch nur äußerlich vollendete Lösung des Problems ist daher nach jeder Richtung hin ein Versuch, dessen Erfolg abzuwarten bleibt. Nur das ist gewiß, daß kaum jemals der Gestaltung der Wehrkraft zu Lande in England, wo bisher die Beschäftigung mit der Flotte konkurrenzlos im Vordergrunde stand, ein so allgemeines und lebhaftes Interesse entgegengebracht wurde wie heute, und daß nicht daran zu denken ist, daß im Falle eines Mißerfolges das englische Volk ein „Versumpfen“ dieser Frage zulassen würde.

Die Schafherde.

Zwei Tiergeschichten.

Von

Lisa Wenger.

1. Warum die Schafe heiraten.

„Frau Mutter," fragte das Lämmlein, „warum haben Sie eigentlich geheiratet?"

„Das ist eine dumme Frage," sagte des Lämmleins Cousine. „Warum heiratet man? Darum!"

„Darum! Das möchte ich ja gerade wissen, was ‚darum' bedeutet."

„Lämmlein, zum Heiraten gibt es mancherlei Gründe," erklärte nun das alte Schaf, „zum Beispiel die Liebe."

„Aha!" sagte das Lämmlein. „Frau Mutter, da haben Sie aus Liebe geheiratet?"

„Bewahre! Dazu war ich viel zu vernünftig."

„Hat die Schafs-Cousine aus Liebe geheiratet?"

„Auch nicht," sagte diese, „dazu war ich zu alt."

„Aber meine älteste Schwester?"

„Ach nein, die war zu häßlich dazu."

„Der Bruder?"

„Der war zu arm dazu."

„Ja, aber," fragte das Lämmchen verwundert, „wer heiratet denn aus Liebe?"

Das alte Schaf dachte lange darüber nach, kratzte sich energisch mit dem Hinterfuß die Seite, scharrte ein wenig mit dem Vorderfuß auf der Erde, aber es fiel ihr doch niemand ein, der aus Liebe geheiratet hatte. Es riß ein Kräutlein aus und sagte: „Ich weiß es wahrhaftig nicht!"

„Und warum kann man noch heiraten, Frau Mutter?"

„Um einen warmen Stall zu haben, gutes Futter, und — nun, um eben ein würdiges, verheiratetes, gediegenes Schaf zu sein!"

„Und warum noch, Frau Mutter?"

„Lämmchen, du fragst zuviel!"

„Frau Mutter, wenn ich nicht frage, so weiß ich es nicht."

„Warum man heiratet, brauchst du nicht zu wissen, du wirst es schon noch erfahren!" sagte die Schafs-Cousine.

„Ich will aber aus Liebe heiraten," erklärte bestimmt das Lämmchen, „das gefällt mir am besten!"

„Mir auch," brummte das alte Schaf, und die Schafs-Cousine sagte: „Heirate du nur, Lämmchen! Ganz gleich aus welchem Grunde. Die Liebe kommt nach."

„Ganz gleich zu wem," spottete der Schafs-Cousine alter Bock.

„Setzt meinem Schäflein keine Dummheiten in den Kopf," schalt der Schafbock, des Lämmchens Vater.

„Herr Vater, so sagen Sie mir, warum Sie geheiratet haben? Aus Liebe? Oder um einen warmen Stall zu haben? Oder um verheiratet zu sein? Ich möchte es so gerne wissen!"

„Lämmchen, Lämmchen," seufzte der Bock, „mußt du denn alles erfahren?"

„Heraus damit!" schrie der Schafs-Cousine Alter.

„Ein rechter Bock von altem Schrot und Korn hat nur einen einzigen Grund, warum er heiratet: um dem Staate zu dienen und eine Familie zu gründen!"

„Mäh! Bäh!" machte das Cousinen-Schaf.

„Das war aber schön von Ihnen, Herr Vater!" sagte bewundernd das Lämmchen und stellte seine Fragen ein.

II. Der alte Schafbock.

In der Schafherde lebte ein alter Bock. Er war nicht liebenswürdig gewesen, als er jung war, und glaubte nun das Recht zu haben, noch viel weniger liebenswürdig zu sein, da er alt geworden. Um seines Alters willen mußte die ganze Herde sich ihm beugen. Einzig gegen die jungen Schäfchen war er freundlich, und die hätten es lieber gehabt, wenn er weniger artig gewesen wäre. Dies fanden auch die jungen Böcke. „Das Recht des Alters" nannte es der Schafbock, wenn er an den Lämmern herumschnüffelte. — Er hatte aber noch andre Eigenschaften.

Meistens erzählte er lange, langweilige Geschichten und vergaß im Laufe der Erzählung das Ende. Er fing dann von vorne an und erzählte die Geschichte noch einmal. Aber dann passierte es ihm leicht, daß er die Pointe einer andern Erzählung dieser anfügte. Das merkten aber nur die andern, er selbst nie.

Man sah es ihm immer an, wenn er erzählen wollte, er hatte dann einen matten, in sich gekehrten Blick. Wer ihn bemerkte, nahm Reißaus. Nur die ganz Jungen nicht, die sahen nie, was ihnen drohte; noch nicht einmal merkten sie es, wenn der Alte sie zu sich rief.

„Laßt euch einmal erzählen, wie zu meiner Zeit die Alten behandelt wurden," sagte er dann, und die Helden seiner Geschichten wurden jedesmal tugendhafter, und die Böcklein, die zuhörten, kamen sich jedesmal gemeiner vor, wenn sie sich mit den Altersgenossen des alten Schafbockes verglichen. Aber wieder nur die ganz Jungen.

Die andern kannten die Form, nach der die schönen, moralischen Lügen geprägt wurden.

Der alte Bock hatte aber nicht nur Belehrendes zu erzählen. Stand er unter den Schafen, so ging es nach einer andern Melodie, und hatte er sich gar an die ganz Jungen herangeschlichen, so hörte er überhaupt mit Erzählen auf, und die Lämmlein mußten sich von ihm lecken lassen, so sehr ihnen vor seinen kahlen Stellen im Pelz und seinen roten Augen ekelte.

„Denkt, ich sei euer Großvater, meine Lämmecken," sagte er. Aber das dachten sie nicht und sprangen bei der ersten Gelegenheit davon.

Der alte Schafbock hörte nicht mehr gut, deshalb mußte jedes Wort, das in seiner Gegenwart gesprochen wurde, wiederholt werden, auch das gleichgültigste.

„Das ist das Recht des Alters," behauptete er auch da. Zudem nahm er alles übel, und die Jungen mußten um Verzeihung bitten, wenn sie es schon nicht böse gemeint hatten.

„Das ist die Pflicht der Jugend," sagte er. Er hatte auch ein schlechtes Gedächtnis und wiederholte fortwährend dasselbe. Wenn den andern die Geduld ausging und sie über ihn weg zusammen redeten, wurde er wütend.

„Nie wäre so etwas zu meiner Zeit möglich gewesen," schrie er. „Die heutige Jugend ist entartet, der Respekt vor dem Alter ist tot!"

„Warum soll man eigentlich gerade vor dem Alter Respekt haben?" fragte ein kräftiges Böcklein.

„Warum? Warum?" Der Alte schnappte nach Luft. Er erstickte fast vor Zorn. Er schnaufte und nieste und schäumte und bespritzte die Umstehenden. Aber als er fertig war, fand er doch keine Antwort.

„Darum!" mähte er endlich heiser. „Ich verlange Respekt von euch, das ist mein Recht! Ihr habt zu schweigen, wenn ich rede, ihr habt zuzuhören, wenn ich erzähle, ihr habt stillzuhalten, wenn ich euch liebkose! Ihr habt mir nicht zu widersprechen, wenn ich etwas behaupte, und ihr habt mich zu ehren und zu lieben und zu achten!" Erschöpft schwieg er.

Durch die Reihen der Jungen ging ein Murren.

„Warum?" fragten sie wieder. „Wir wollen wissen warum!"

„Weil ich alt bin!" Der alte Schafbock ging seinem Stalle zu, um zu schlafen.

„Wenn er freundlich wäre," sagten die Schafe, „wir wollten ihm gerne helfen und ihm dienen!"

„Wenn er würdevoll wäre," sagten die Böcklein, „wir wollten ihm gerne gehorchen!"

„Wenn er weise wäre," sagten die alten Schafe, „wir hörten gerne seine Lehren! Aber er ist nur alt. Hat er darum ein Recht auf unser aller Wohlbehagen?"

„Nein," schrien alle, „er hat keines! Wir wollen ausziehen und uns belehren über die Rechte des Alters!" Die ganze Schafherde ging über Land.

Sie fanden ein altes Pferd auf der Weide. Still und ruhig graste es. Sprangen unerfahrene, junge Pferde zu nahe an den Fluß, so hielt es sie auf. Den Füllen wehrte es die Fliegen. Wollten die Pferde in wildem Jagen ihre Glieder üben, so stand es beiseite und freute sich der tollen Sprünge und gedachte dabei der eigenen Jugend. Und die jungen Pferde suchten die saftigsten Kräuter und führten das alte Pferd dorthin. Sie rieben sich schmeichelnd an ihm und scherzten mit ihm. Sie liebten es, denn es freute sich ihrer Jugend.

„Hat das alte Pferd von seinen Rechten gesprochen?" fragte der Leiter der Schafherde.

„Kein Wort!" riefen alle. Darauf fanden sie einen rissigen, uralten Baum. Hohl war sein Stamm, und dürre Äste ragten traurig zum Himmel auf. Aber fröhlicher Efeu war am Stamm in die Höhe geklettert und schmiegte sich schmeichelnd an die Eiche.

„Kann der Baum den Efeu zwingen, ihn zu schmücken, darum weil er alt ist?" fragte der Leitbock die Herde.

„Niemals," antworteten die Tiere.

Am Bache lag ein alter, grauer Stein. Er lag mitten im Flußbett und störte den Lauf des Bächleins. Aber er hatte sich mit grünem Moos bedeckt, er hatte seine scharfen Kanten und Ecken vom lustigen Wässerlein abschleifen lassen und hörte freundlich auf sein Murmeln und Plätschern und freute sich des munteren Gefährten, der sein Alter erheiterte.

„Warum kräuselt sich der Bach so gerne um den alten Stein?" fragte der Bock die Herde.

„Weil der Alte ihn nicht hemmt!" rief die Herde.

„So brauchen wir nicht weiter zu ziehen," sagte der Bock. „Wir wissen nun, was wir wissen wollten." Und sie zogen heimwärts bis zu ihrer Weide, wo der alte Bock mürrisch an der Sonne lag und schalt, daß man ihn so lange allein gelassen.

„Ich habe ein Recht, zu verlangen, daß man bei mir bleibe," rief er und stieß die Nahestehenden mit den Hörnern.

„Fort mit dir," schrie nun die ganze Herde. „Du hast kein Recht auf uns, nur weil du alt bist! Gehe zu Pferd, Baum und Stein und lerne von ihnen, wie man sich Liebe erwirbt!" Und sie ließen den Bock stehen und rannten leichtfüßig hinauf in die Berge, in die Sonne, zu duftendem Thymian und Vergißmeinnicht.

Großmutter und Enkel.

Von

M. B. Tschiltjakoff[1]).

Im Herzen von Rußland, wo sich meilenweit der dunkle Wald hinzieht, in dem die wilden Himbeeren und Johannisbeeren in dichten Massen wuchern, wo auf den offenen Ebenen der Roggen, der Weizen und die Hirse üppig stehen, da wanderte ich einstmals im Sommer. Der Anblick der sorgfältig bearbeiteten Felder, der das Auge des Städters ergötzt, hat für den denkenden Menschen einen tieferen Sinn und für die Seele eine stille, hohe Freude. Diese Felder reden von der Zufriedenheit, vom Glück des Bauern, von einem friedlichen Leben zwischen Mann und Weib, von gesunden Kindern, die frühe schon zur Ordnung und Fleiß angehalten werden, von kräftiger Nahrung: Kohlsuppe, Grütze mit Butter und lockerem Brot; von reiner Sittlichkeit, von Licht und Leben in der Hütte, frommem Gebet, altem gutem Brauch und frohen Liedern am Werktag und Festtag, die wie ein frischer Quell aus der Seele hervorströmen.

Die Sonne schien warm, aber ein leichter Wind und das viele Grün ringsumher wehten Kühlung. Inmitten der Bauernhöfe, deren Dächer zwar nur mit Stroh gedeckt, aber gut gehalten und von Speichern und Schuppen umringt waren, stand eine armselige, zerfallene Hütte. Das halboffene Tor hing in einer einzigen Angel, als warte es auf die Zeit, um endlich ganz herabzufallen. Das Stroh auf dem Dach war struppig und schwarz vom Alter; die Scheiben des Fensterchens sahen trüb und schmutzig aus. Zwischen den faulenden Stufen, die zur Haustüre führten, wuchs das Gras, Brennesseln, wilde Kamillen und Unkraut aller Art bedeckten den Hof; ein zerbrochenes Rad, ein Faßboden und Überbleibsel eines einstigen Pferdegeschirres lagen in seiner Mitte: sie mochten wohl schon lange dort liegen. Zwischen den Balken der Hütte hatten sich summende Wespenschwärme eingenistet, überall lärmten und schrien die Spatzen, und auf dem Dachfirst hüpfte ein Waldvogel. Im Garten, wo nur noch hier und da die Spuren früherer Beete waren, wuchsen in wilder Unordnung Brennesseln und wieder Brennesseln. In der einen Ecke

[1]) Aus dem Russischen von Sophie v. Adelung.

stand eine alte Trauerweide, die bei dem trostlosen Anblick wehmütig ihren Wipfel zu schütteln schien.

Auch dem fremden Auge tat es wehe, diese Zerstörung zu sehen: es war Einem, als müsse man ohne Zaudern die Hacke und die Schaufel ergreifen, um an die Arbeit zu gehen und diese traurige Wildnis in einen fruchtbaren Garten voll Bohnen, Erbsen, Rüben und Rettiche zu verwandeln.

Auf der Schwelle saß ein noch rüstiges, aber zerlumptes altes Weib und schien zu schlummern. Das Gesicht war stumpf, und ein jeder Ausdruck von Gedanken, Sorgen oder Gefühl schien ihm fremd zu sein. Nur noch ein Rest von Bewußtsein der tiefsten Armut und des Elends zeigte sich in den schlaffen Zügen. Nicht weit davon, im heißen Sande des Weges, saß ein halbnackter Knabe von etwa zehn Jahren, der Sand aus einer Hand in die andre schüttete und dazwischen mit Steinchen die Wand des Schuppens oder die Alte warf. Wenn sie ein Steinchen traf, dann machte sie die Augen auf und sagte träge und mürrisch: „Hör auf, du Lausbub! Geh weiter weg." Aber der Lausbub ging nicht, er schien, für den Augenblick wenigstens, keine bessere Beschäftigung zu wissen. Ich trat an die Alte heran und sagte: „Guten Tag, Großmütterchen!" Sie sah mich an, schien sich eine Weile zu besinnen, was sie antworten solle, und erwiderte endlich: „Guten Tag!"

„Ist das dein Palast?"

„Mein Palast?"

„Nun ja, die Hütte da, vor der du sitzest."

„Die Hütte da?" Sie blickte fragend nach dem zerfallenen Häuschen.

„Ja, diese."

„Die ist mein."

„Warum sieht sie denn so aus?"

„Wie denn?"

„Nun, so heruntergekommen, so verwahrlost."

„Was ist denn da zu machen? Es ist niemand da, um sie in Ordnung zu halten."

„Wieso? Und du selber?"

„Ich? Wie sollte ich das?"

„Warum denn nicht? Du bist noch stark genug dazu."

„Stark genug wohl; aber wie sollte ich es anfangen?"

„Gehört der Knabe dir?"

„Ja, das ist mein Enkel."

„Der könnte dir dabei helfen."

„Wie sollte denn der helfen?"

„Warum denn nicht? Andre in seinem Alter helfen den Vätern und Müttern schon bei allen Arbeiten."

„Ja, andre wohl; aber der Bub da? Er hat nicht Vater noch Mutter."

„Aber dir könnte er doch helfen."

„Bei was denn?"

„Die Beete zum Beispiel könnte er mit dir zusammen umgraben, bepflanzen, jäten, begießen . . ."

„Meinst du, im Garten da?"

„Jawohl, im Garten."

„Wie kann man denn da arbeiten? Da ist alles zugewachsen; kein Pflug könnte mehr durchkommen."

„Auf einmal macht man das freilich nicht; aber zwei, drei Beete in einem Jahre und dasselbe im nächsten, dann würde der Garten bald gedeihen."

„Beete könnte man ja freilich machen; aber setzen muß man doch etwas darauf; und dann kommen die Nachbarshühner und scharren wieder alles heraus, oder der Same geht nicht auf; und geht er auf, so vertrocknet alles vor Hitze oder fault von der Nässe. Nein, das geht nicht."

„Die Hühner könnte der Junge verjagen, statt mit Steinen dir nach der Stirne zu zielen; während der Hitze muß man die Pflanzen begießen, in der Nässe kleine Gräben ziehen, damit das Wasser abläuft. Dann muß ja alles gedeihen, und wenn Gott seinen Segen dazu gibt, wachsen und reif werden."

„Ja, wem Gott seinen Segen gibt, der hat es gut."

„Aber Gott gibt ihn nur dem, der arbeitet. Mit gefalteten Händen dasitzen und warten, bis Gott es einem gibt, das ist sündhaft."

„Das ist wohl wahr, aber wenn man nichts hat, ist es schwer, sich heraufzuarbeiten."

„Willst du, daß ich dir einen Bauern als Taglöhner miete? Er soll den Garten umgraben und Beete machen; ich aber werde dir Samen kaufen und ein paar Hühner, damit du neu anfangen kannst."

Ich dachte, dies würde sie freuen. Aber im Gegenteil: sie schien vor den vielen Sorgen und der Arbeit zu erschrecken, die sich mit meinem Vorschlag für sie verknüpften, fing an, unruhig zu werden, kratzte sich am Kopfe und sagte unzusammenhängend: „Einen Bauern? Wie soll ich mit einem Bauern fertig werden? Wer wird mir die Samen säen? Wie soll ich nach den Hühnern, nach den Küchlein schauen? Die Raben werden sie holen, und sie werden zugrunde gehen. Die Buben werden alles aus dem Garten wegholen . . . lauf dann, fang sie . . . Nein, es ist besser so, wie es ist."

„Wovon lebt ihr denn?"

„Was Gott uns gerade schickt."

„Das ist doch nicht recht. Dein Enkel da sollte wenigstens was verdienen."

„Er verdient ja schon. Neulich zum Beispiel fuhr eine fremde Dame durchs Dorf, die hat ihm fünf Kopeken gegeben; eine Kaufmannsfrau, so eine reiche, die sah, daß er nichts Ordentliches am Leibe trug, hat ihm einen Kaftan geschenkt; die Frau des Diakonus, eine mitleidige, gute Seele, gibt ihm manchmal ein Töpfchen voll Milch und ein Stück Brot dazu. Das bringt er dann heim, und wir essen es zusammen. Ist aber Jahrmarkt in irgendeinem Nachbardorf, und die Leute kommen und gehen, kaufen, verkaufen und belustigen sich — nun, dann treibt er sich so zwischen ihnen herum, bald dieser, bald jener gibt ihm einen Brocken; zuweilen werfen die Gutsherren oder ihre Verwalter den Jungen zum Spaß Nüsse zu, um die sie raufen, Pfeffernüsse, Bretzeln, Kupfermünzen; er ist so ein Flinker, haut jeden beiseite und bringt Händevoll heim . . .

Und der sollte nichts verdienen? Freilich verdient er!" Das sagte sie alles mit Selbstzufriedenheit, sogar mit Stolz und mir zum Vorwurf.

„Aber Alte," sagte ich ärgerlich, „das ist ja Bettelei, und du erziehst deinen Buben zum Gauner und Tagedieb!"

„Ja, was soll er denn andres tun?"

„Ihr habt hier einen Bach in der Nähe: sind keine Fische darin?"

„Fische? Der Bach ist voller Fische, aber es ist niemand da, um sie zu fangen, alle sind auf Arbeit. Ja, da war einmal ein alter Soldat . . ."

„Nun, so laß doch den Buben wenigstens Fische und Krebse fangen; dann kocht ihr euch eine gute Fischsuppe und seid beide satt."

„Wie soll man von einer Fischsuppe satt werden, Väterchen?"

„Bei euch fliegen die Spatzen in Schwärmen umher: tötet doch ein, zwei Dutzend davon."

„Wozu?"

„Zum Braten."

„Wer ißt denn Spatzen? Sie sind unrein."

„Wieso unrein?"

„Nun ja, so, schon von Haus aus unrein. Werden wir wohl wegen der Spatzen unsre Seele in die Hölle bringen!"

In diesem Augenblick flog ein riesiger Flug Tauben vorbei. Die Alte, vielleicht um das Gespräch zu unterbrechen, begann sie zu rufen: „Komm Gulle, Gulle, Gulle!"

Wie ein Regen ließen sie sich auf sie nieder, überdeckten sie und flatterten nur manchmal auf, durch meine Nähe eingeschüchtert. Sie zog einen schmutzigen Lappen aus ihrem Kleid hervor, holte einige Brosamen daraus und fing an, sie damit zu füttern.

„Da hättest du Nahrung fürs ganze Jahr, außer den Fastentagen," bemerkte ich. „Die Tauben fliegen dir ja ganz von selber in die Hände."

„Christus sei mit dir — was dir einfällt! Tauben essen? Wie ist denn so etwas möglich?"

„Warum denn nicht?"

„Das kann doch keiner auf seine Seele laden: das ist eine Sünde, eine große Sünde!"

„Warum denn eine Sünde?"

„Die Taube ist ein reiner, heiliger Vogel, ein Gottesvogel. Tauben zanken sich auch nie, sondern küssen sich immer. Wie könnte man so etwas tun!"

„Nun, und Hasen? Gibt es welche hier?"

„Natürlich, viele, alles Kraut fressen sie in den Gärten weg. Gerade nur so unter die Füße laufen sie einem, manchmal zwei, drei auf einmal. Warum es ihrer so viele gibt, weiß ich nicht."

„Da habt ihr ja noch etwas zur Nahrung: stellt Fallen, Schlingen, das Fell könnt ihr verkaufen und das Fleisch essen."

Die Alte wandte sich weg, indem sie mit dem Ausdruck tiefster Verachtung ausspuckte. „Einen Hasen essen! Da will ich doch lieber Hungers sterben. So ein verdammtes Vieh! Schon das bloße Anschauen ist nicht

gut: oft nimmt der Teufel seine Gestalt an, und wehe, wem er dann begegnet; auch lockt er den Jäger, Gott weiß, in welche Wildnis hinein. Wenn ich Hasen essen wollte, könnte ich mich niemandem mehr zeigen, alles würde mit Fingern auf mich weisen. Bin ich denn eine Muselmännin? Nicht einmal reden mag ich davon."

„Ihr habt große Wälder: da muß es viele Beeren, Nüsse und Pilze geben. Die könnte man sammeln, einkochen, trocknen, selber essen und verkaufen."

„Das tut bei uns niemand. Unsre Wälder sind dunkel, leicht kann man sich darin verirren und einem Bären in die Tatzen kommen. Auch müßte man ja darnach suchen ganze Tage lang."

„Das müßte man, natürlich. Aber du willst wohl, daß die Pilze und Beeren dir auf dem Kopf wachsen?"

Die Alte war beleidigt und rief, zum Knaben gewandt, mit ihrer noch starken und hellen Stimme: „Petjka! Petjka! Springe mal geschwind zu Iwan Trofimowitsch hinüber. Die haben gestern viel Besuch gehabt: vom Morgen bis zum späten Abend haben sie gegessen und getrunken, da findet sich gewiß noch etwas, und paß nur gut auf, sicher sind auch schon andre Jungen dort!"

Der Knabe sprang eilends davon und schlug, um sich vor mir zu zeigen, zweimal im Laufen ein Rad.

„Wer ist dieser Iwan Trofimowitsch?"

„Der Verwalter, natürlich. Der Herr wohnt nicht hier, so bewirtschaftet er das Gut und ist reicher geworden als der Herr selber, so sagt man. An Festtagen, manchmal aber auch an Werktagen, kommen bei ihm Gäste zusammen — du barmherziger Gott! Ganze Scharen! Verwalter und Verwaltersfrauen, Töchter, Söhne, Kinder mit ihren Wärterinnen, und alles ißt und trinkt, und Spiele werden gemacht um Geld. Das kommt auch uns, den Armen, zugute: vieles wird verschleudert, ganze Pirogi[1]) werden zuweilen in den Schweinetrog geworfen."

„Und du schämst dich nicht? Statt den Knaben nach Abfällen zu schicken, solltest du ihn lieber zum Verwalter in den Dienst tun; dort würde er etwas Rechtes lernen, sich an Arbeit gewöhnen und etwas verdienen."

„Er war schon dort, aber er sagt, er halte es nicht aus bei ihm."

„Warum denn nicht?"

„Er sagt, man habe ihn dort immer am Schopf gezaust."

„Nun, das wird wohl wegen Unarten gewesen sein, oder weil er nicht gehorchen wollte."

„Freilich wohl, aber weh tut es doch, wenn man am Schopf gezaust wird."

„Ich hätte ihm befohlen, wieder zum Verwalter zurückzukehren."

„Das habe ich auch getan. Er blieb eine Woche dort, dann ist er wieder weggelaufen."

„Du hättest ihn wieder hinbringen sollen."

„Nein, wozu denn? Er wäre doch wieder fort."

„So wird niemals etwas Rechtes aus ihm werden."

[1]) Pirogi — große Pasteten mit Fleisch, Fisch oder Kohl gefüllt.

Währenddessen gingen einige Schulkinder mit ihren Büchern und Heften vorüber.

„Sieh mal, die sind kleiner als dein Enkel, und lernen doch schon etwas."

„Wozu sollte er in die Schule gehen? Lesen und Schreiben lernen bei uns nur die Reichen. Was soll der Arme damit? Das Lernen macht nicht satt: Bücher kann man nicht essen."

„Ach du törichte Alte, du! Ein Mensch, der etwas gelernt hat, stirbt nicht Hungers, man kann ihn zu allem gebrauchen; er weiß, was gut und böse ist und taugt besser für die Feldarbeit und fürs Leben überhaupt."

„Bei uns sind die Studierten alle Trinker: man sagt, alles Böse komme vom Studieren her."

„Das sagen nur Dummköpfe. Wer wirklich etwas gelernt hat, wird ein ehrlicher, fleißiger, bescheidener Mensch, so daß man ihn achten und liebhaben muß. Ein solcher könnte vielleicht auch dein Enkel werden."

Sie seufzte, schüttelte den Kopf und sagte tonlos: „Ach, du mein Gott! Wäre ich doch allein auf der Welt! da könnten sie mich in die feuchte Erde legen, und es wäre aus: schlafen wollte ich dann, schlafen und mich nicht rühren. Aber der Bub da, der mir auf dem Halse hängt: zugrunde geht er, zugrunde! Nicht Axt, nicht Hackklotz wird aus ihm!" Sie fing an zu weinen: auf einen Augenblick kam Leben in ihr Gesicht, das Weh durchblitzte die stumpfen Züge mit wahrem Gefühl. Aber da lief auch schon atemlos, hastig, mit wilder Freude im Gesicht, ihr Enkel herbei. Er warf ihr Stücke schwarzen und weißen Brotes, Knochen, an denen noch Fleischstückchen saßen, Köpfe und Schwänze von Fischen, Trümmer von Pirogi und Kuchen in den Schoß. In der Alten erwachte eine tierische Gier; sie raffte alles das hastig, aber sorgfältig zusammen und trug es in eine dunkle Ecke des Hofes, wo sie sich daran machte, es zu essen. Der Knabe war wohl schon satt; er folgte ihr nicht, sondern warf sich auf den heißen Sand, wühlte sich mit Füßen und Händen hinein und verfiel in der brennenden Mittagssonne sofort in einen tiefen Schlummer.

Ich ging mit schwerem Herzen weiter, das soeben Erlebte erregte mich tief. Ringsumher wurde geerntet, und die Arbeit war im vollen Gange. Von den Feldern wehte der weiche Duft des Kornes, die Lerchen sangen. Die goldenen Ähren standen still, wie gebannt, als riefen sie nach der Sichel. Die Bauern pfiffen den Pferden aufmunternd zu, und wenn die vollen Erntewagen bergauf fuhren, halfen sie mit ihren stämmigen Schultern nach und riefen die Pferde an: „Auf, auf, Täubchen, Mütterchen! Weiter! weiter! So — o — o — so — dafür gibt's heute guten Hafer zu fressen!" Und alles das war so schön und gut, als ob dieselbe Sommersonne, die auf die Flur herniederschien und den Himmel durchglühte, auch in die Herzen der Menschen leuchtete. Aber selbst dieses friedliche Bild vermochte die beschämenden trostlosen Eindrücke nicht ganz zu tilgen, die meine Seele soeben empfangen hatte.

Etwa zehn Jahre später fuhr ich durch dasselbe Dorf. Die Wälder waren ein wenig gelichtet und weiter zurückgetreten. Die Häuser hatten sich an Zahl verdoppelt, und darunter waren jetzt reinlich und wohnlich aus-

sehende Gebäude. Mir fiel die zerfallene Hütte der Alten ein, und ich begann, sie mit den Blicken zu suchen, aber keine Spur von ihr war zu entdecken. An ihrer Stelle war eine Wüstenei; nur noch höher wucherten dort die Brennesseln. Die Trauerweide allein war geblieben, und mir wollte es vorkommen, als hingen ihre langen, dünnen Zweige noch melancholischer herab. Mein Herz zog sich zusammen; lange konnte ich den Blick von dieser Friedhofseinöde nicht abwenden. Gar zu gern hätte ich gewußt, was aus der Großmutter und ihrem Enkel geworden war. Ein alter, weißhaariger Bauer mit roten Wangen kam mir entgegen.

„Guten Tag, Großväterchen!"

„Guten Tag, Täubchen."

„Hast du die Leute gekannt, die hier wohnten?"

„Ja Väterchen; aber ich wollte lieber, ich hätte es nie gesehen, das Rabennest!"

„Wo ist denn jetzt die Alte und ihr Enkelsohn?"

„Ach Väterchen, das mag man gar nicht sagen!"

„Was ist denn aus ihnen geworden?"

„Das weiß man ja, Väterchen, wohin das Böse führt."

„Sind sie betteln gegangen? Verschollen?"

„Das wäre noch nicht das Schlimmste, in unserm Rußland gibt es viel gute Menschen, die solche Strolche nicht Hungers sterben lassen. Nein, den Burschen hat man in die Ansiedlungen[1]) geschickt: eine solche Schande für das ganze Dorf! Bei uns ist es bis jetzt nie gehört worden, daß man jemanden nach Sibirien geschickt hätte. Noch lange Zeit nachher haben wir uns vor allen Bauern der Nachbardörfer geschämt. So ein Schimpf, du lieber Gott!"

„Wofür hat man ihn denn verschickt?"

„Schlimme Dinge waren's: er ist als Lump aufgewachsen, hat dann zu stehlen angefangen, zu trinken und im Wirtshaus bald mit diesem, bald mit jenem zu raufen. Dann hat man eines Tages draußen im Feld einen Leichnam gefunden. Beweisen konnte man es freilich nicht, daß er der Mörder war; aber er war der einzige, auf den der Verdacht fiel, so hat man ihn denn verschickt."

„Das ist aber doch gerichtlich geschehen?"

„Freilich, Väterchen, gerichtlich. Alle hat man gefragt und ihn auch — nun ja ... Man sagt, der Zar habe ihn begnadigt, sonst wäre er zu Zwangsarbeit verurteilt worden. Herrgott im Himmel! Zu was der Mensch kommen kann! Aber wenn er uns auch alle beschimpft hat und wir, weiß Gott, Mühe und Angst genug erlitten haben seinetwegen — leid hat er uns doch getan, der Verdammte, als man ihn wegführte. Das war ein Tag, wie ich ihn nicht wieder erleben möchte! Kaum war es hell, da rief man uns alle zusammen, und wie zu einem Brand liefen alle, Alte und Junge, sogar die Kranken schleppten sich dazu. So stehen wir da, reden unter einander, und nach Bauernart fängt ein Schreien und Lärmen an, und die Burschen trieben

[1]) Sibirische Ansiedlungen für Verbrecher.

ihren Spaß mit den Mädchen, die in der Eile ganz zerzaust herbeigelaufen waren. Da ruft auf einmal jemand: „Sie bringen ihn!“ Totenstill ist es plötzlich geworden: so wie jeder stand, so blieb er auf dem Fleck stehen — keines wagt sich zu regen, zu atmen . . . Wir schauen: da bringt man ihn, gebunden, in Ketten, der Kopf hängt tief herab, die Füße kann er kaum vorwärts schieben. Angst und bange ist uns allen geworden. Aber doch steh ich und muß ihn anschauen, und wir alle schauen ihn an. Man hat ihm befohlen, da vor uns hinzustehen, und dann hat man ein Schreiben vorgelesen. Er mußte die Mütze abnehmen, und wir alle haben dasselbe getan. So steht er da, und immer tiefer und tiefer ist sein Kopf gesunken. Aber wie in dem Schreiben kam, daß man ihn nach Sibirien verschickt, da ist ihm die Mütze aus den Händen gerollt, und er selber, wie eine abgeschnittene Ähre, ist auf den Boden gefallen und hat geschluchzt und gestöhnt: „Leb wohl, rechtgläubige Heimat! Leb wohl!“ Die Alte, seine Großmutter, hat sich zwischen den Bauern hindurchgedrängt, hat sich ihm an den Hals geworfen, hat die Ketten von ihm reißen wollen und hat geheult: „Mich, mich schickt nach Sibirien . . . Ich bin an allem schuld, ich habe ihn schlecht gezogen. Ach! ich habe dich zugrunde gerichtet!“ Man hat sie von ihm entfernt. Ihn aber haben sie wieder aufgerichtet und fortgeführt. Das ganze Dorf hat ihn begleitet und geschluchzt auf dem Wege, auch der Geistliche ist mitgegangen. So gingen wir etwa zwei Werst. Als wir auf dem Hügel standen, von wo aus es talabwärts zum Walde geht, da sagte der Geistliche: „Nun sieh dir dein Heimatdorf und die Kirche Gottes zum letzten Mal an; bete noch ein letztes Mal, küsse die Heimaterde und schwöre, daß du ein neues, ehrliches Leben in der weiten Fremde anfangen willst. Verzweifle nicht, weine nicht und sei getrost: unser Herrgott wird dir verzeihen und dein neues Leben segnen!“ Er hat gebetet und dann das heilige Kreuz geküßt, das ihm der Geistliche hinhielt. Lange und heiß hat er die mütterliche Erde geküßt, hat nach allen vier Seiten hin gegrüßt, wollte noch etwas sagen, brachte aber nichts heraus. Nur mit der Hand hat er gewinkt und ist gegangen. Uns allen war, als hätten wir einen richtigen Sohn lebendig begraben. „Weinet nicht,“ sagte der Geistliche, „weinet nicht, vielleicht ist es zu seinem Besten.“ Aber die Alte ist vor Jammer ganz von Sinnen gewesen. Wie man ihr auch zugeredet hat, wie man sie auch mit Gewalt zurückhalten wollte — nein, sie ist ihm nachgegangen. „Ich will ihm seine Hemden nähen“, sagte sie, „ihn ankleiden und auskleiden, betteln will ich für ihn, ich will ihn Tag und Nacht in seinem Elend anschauen; wenn er schläft, will ich über ihn wachen und für ihn arbeiten und flehen, daß man seine Ketten mir anlegt“ . . . So ist sie richtig mitgegangen. —

„Nun Väterchen, ich habe mich ganz verschwätzt mit dir, und das Herz ist mir dabei so warm geworden, daß ich heute kaum mehr an die Arbeit mag. Ja damals, an jenem Tag, das magst du mir glauben, hat kein einziger von uns gearbeitet: Alles sitzt und geht herum, als käme man von einem Begräbnis. Aber Gott ist gnädig, und vielleicht ist es zu seinem Besten, wie der Geistliche gesagt hat, als der Arme nach Sibirien geführt ward.“

Freie Universitäten.

Für freie Universitäten neben den Staatsuniversitäten. Zugleich mit Ratschlägen für die letzteren. Von Dr. Julius Baumann, ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Göttingen, Geh. Regierungsrat. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann). 1907.

Unsre deutschen Staatsuniversitäten dienen dem doppelten Zwecke, — der Fortbildung der Wissenschaften und dem wissenschaftlichen Unterricht. Darüber ist man so ziemlich einig. Es kommt freilich sehr auf die Sphäre an, in der man über diese Frage urteilt, ob man dem ersteren Zwecke eine gleichberechtigte Bedeutung einräumt mit dem zweiten, oder ob man ihm eine sozusagen nur geduldete Stellung gibt. Und dieses aus einem einfachen Grunde. Die große Masse der Menschen, auch der Gebildeten, will wenig wissen von dem selbständigen Werte der Forschung; sie fragt nur nach dem Nutzen. Dieses am meisten dann, wenn das, was sie als ihren Nutzen erkennen, geschädigt wird durch die rücksichtslose Wissenschaft, die nicht nach diesem Nutzen fragt.

So sind es teils die staatswissenschaftlichen und wirtschaftswissenschaftlichen Fächer, teils die theologischen, deren wissenschaftliche Interessen neuerdings zu öfteren Malen in Konflikt gekommen sind mit den Anforderungen bestimmter Gruppen oder Parteien, die nun in den Organen der öffentlichen Meinung oder in den Volksvertretungen ihrer Unzufriedenheit Ausdruck gegeben haben. Unter dem Drucke solcher Forderungen sind dann Maßregeln ergriffen worden, die ihrerseits Gelegenheit zur Kritik und zu Diskussionen gaben, in denen sich das Recht der freien Forschung gegen die Art und Weise wehrte, wie die praktischen Interessen sich durchzusetzen gewußt hatten.

Im Verlaufe solcher Debatten ist es geschehen, daß Vertreter der Staatsregierung im Landtage die ausdrückliche Erklärung abgaben (18. März 1907), unsre Universitäten hätten nicht nur die Wissenschaft zu fördern, sondern sie müßten auch die Vorbildung für die gelehrten Berufe übernehmen — eine Bestimmung, die bei den Fächern der Theologie, Philosophie, Geschichte, Nationalökonomie wesentlich ins Gewicht falle.

Andrerseits wird auf der Seite der Universitätsprofessoren heutzutage immer öfter betont, die berufliche Vorbildung der Studierenden, die im 18. Jahrhundert fast das einzige Ziel war, solle heute zurücktreten vor der Anleitung zur wissenschaftlichen Arbeit oder mindestens der selbständigen Auffassung der Wissenschaft; die Professoren hätten sich zuerst als Forscher zu fühlen, die Universitäten sollen in erster Linie Werkstätten der Wissenschaft sein und hätten sich tatsächlich den Akademien der Wissenschaft genähert. Ja, Wilhelm von Humboldt, der Professor unter den Staatsmännern, hat bereits in der Denkschrift zur Begründung der Universität Berlin gesagt: „die wissenschaftliche Arbeit kann nicht durch Vorschriften einer Behörde reguliert werden, sondern kann nur in voller Freiheit gedeihen".

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Nachfolger Wilhelm von Humboldts im Preußischen Unterrichtsministerium nach hundert Jahren einen verschiedenen Standpunkt vertreten, ja daß im Laufe dieser hundert Jahre in der Preußischen Universitätsverwaltung sehr vieles sich ereignet hat, was keineswegs mit Humboldts Ansicht übereinstimmt. Und man würde ungerecht gegen die Gegenwart und die heutige Universitätsverwaltung sein, wenn man behaupten wollte, daß der Vorwurf der Abtrünnigkeit sie vorzugsweise trifft und nicht weit mehr noch die Vergangenheit. Mit einem Federstrich hat man um die Mitte des 19. Jahrhunderts an preußischen und andern deutschen Universitäten unbequeme Professoren und Privatdozenten beseitigt und allerhand Dinge wider die Freiheit der Wissenschaft verübt, die heute überhaupt unmöglich geworden sind oder durch eine begründete Scheu der Unterrichtsverwaltungen auf äußerste und seltenste Fälle beschränkt werden, mit denen man dann immer noch den Rutenstreichen der öffentlichen Kritik sich zu beugen hat.

Aber vor hundert Jahren wie heute hat man durch die mittelalterliche Vierzahl der Fakultäten die hauptsächliche Ausnahme der wissenschaftlichen Freiheit in den Theologenfakultäten festgehalten, deren konfessionelle Gebundenheit das gerade Gegenteil jener Freiheit ist. An der wiederaufgerichteten Universität Heidelberg (1803) hat man in die theologische Fakultät Professoren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse gesetzt, — ein starker Schritt in der Richtung der damaligen Aufklärung. Indessen nicht nur, daß dieser Schritt wieder rückgängig gemacht wurde, es war von ihm aus noch weit bis zur wissenschaftlichen Freiheit einer reinen Religionswissenschaft. Und bei den heutigen theologischen Fakultäten ist es teils die streng gebundene katholische Theologie, teils das Mehr oder Weniger von Wissenschaft in den Schranken der evangelischen Konfessionen. Auch werden sich die theologischen Fakultäten aller Bekenntnisse schwerlich zu dem hochgespannten Ideale Wilhelm von Humboldts erheben, da sie vielmehr wissen, daß ihre wesentliche Aufgabe die Heranbildung von Geistlichen für diejenige Kirche ist, der sie selber angehören.

Charakteristisch für das Wesen der theologischen Fakultäten ist es, daß in dem Zwielicht von Wissenschaft und kirchlicher Gebundenheit die beiden Extreme sich unbefriedigt fühlen und daher die gleiche radikale Lösung fordern. Die Orthodoxen, die dem Gifte der Wissenschaft abhold sind, wollen ebenso wie die Vertreter der wissenschaftlichen Freiheit, welche die dogmatische Gebundenheit verabscheuen, die Trennung der Theologenfakultäten von den Universitäten. Indessen ist es wohl noch ein weiter Weg bis zu diesem gemeinsamen Ziele.

Für andre Fächer gibt es eine solche dogmatische Gebundenheit heutzutage nicht. Es ist aber nicht zu leugnen, daß große Ähnlichkeiten sich zeigen. Und zwar liegen diese in den Schranken, die die Staatsverfassung, die patriotische Auffassung der vaterländischen Geschichte und verwandter Dinge der wissenschaftlichen Freiheit entgegensetzen. Kann ein Universitätslehrer in der Monarchie die nach seiner Überzeugung überwiegenden Vorzüge der Republik gemäß dem Grundsatze der wissenschaftlichen Freiheit in seinen Vorlesungen darlegen oder nicht? Wird die Unterrichtsverwaltung es als Pflicht erkennen, solch einen Universitätslehrer (zwar nicht zu entfernen, dazu sind die Zeiten vorüber, aber) im Vorwege, bei der Auswahl der zu berufenden Persönlichkeiten, zu vermeiden? Es ist unzweifelhaft, daß etwas derart tatsächlich geschieht. Und das liegt auch im Geiste der oben erwähnten Erklärung der preußischen Unterrichtsverwaltung.

Verwandt damit sind die Fragen, die sich an die Nationalökonomie knüpfen. Nicht die Fragen, die sich um die Gruppeninteressen der einzelnen wirtschaftlichen Berufsstände drehen — ihnen gegenüber wird sich eine verständige Universitätsverwaltung sagen, daß nicht für die einzelnen Standesinteressen, sondern für das Ganze die Wissenschaft da ist. Dagegen die Frage nach den Schranken, die der Kritik des Zustandes der heutigen Gesellschaft gesetzt werden sollen, also dem, was man gemeinhin Sozialismus nennt. Tatsächlich sucht man bei den Berufungen

öfters solche Grenzen zu ziehen. Oder man hat, wie die theologischen „liberalen" Professoren durch orthodoxe „Strafprofessoren", so die kathedersozialistischen Professoren, die man hatte, durch kapitalistische Strafprofessoren ergänzt.

Die vorherrschende Ansicht innerhalb unsrer Universitäten ist nun die, daß die Männer der Wissenschaft das Ideal Wilhelm von Humboldts nach Kräften in fortschreitendem Maße zu verwirklichen haben, selbst im Gegensatze zu den unfreieren Anschauungen der Unterrichtsverwaltung. Die Fakultäten werden im gegebenen Falle das gute Recht der Wissenschaft zu verteidigen haben.

Die Unterrichtsverwaltung steht auf verschiedenem Boden. Sie steht den Alltagsinteressen um so viel näher, auf sie drücken die Parlamente und Parteien, die Interessengruppen und die Synoden. Gegen diese Einflüsse wird sie ihren Halt in den Urteilen der Fakultäten suchen, die aus einer höheren und reineren Luft kommen. Je mehr sie das tut, desto besser erfüllt sie ihre Aufgabe. Aber die Schwierigkeiten, die dabei entstehen, sind nicht zu leugnen. Und Menschlichkeiten aller Arten mischen sich ein, ein unerschrockener Realismus im Sinne unsrer Tage, der dienstbare Geister in der Welt des Geistes zu finden weiß und ihnen Gegendienste leistet.

Genug, all dergleichen Erwägungen sind es, die den Verfasser der oben angeführten Schrift bestimmen, nicht etwa mit der Hoffnung auf einen Fortschritt der wissenschaftlichen Freiheit in den gegenwärtigen Staatsuniversitäten sich zu begnügen, sondern, verzweifelnd an einem solchen Fortschritt zufolge dem Wesen der Staatsuniversitäten, besondere „freie Universitäten" anzustreben, in denen allein die Wissenschaften frei gelehrt werden könnten. Frei — ohne jede Rücksicht auf irgendein Dogma, eine Kirche, ein Vaterland, ein soziales Interesse, eine Staatsform u. dgl. m.

Nicht ohne jede Aussicht eines Erfolges vielleicht wird darauf hingedeutet, daß neuerdings bei dem wachsenden Reichtume Deutschlands und dem zunehmenden Gemeinsinn ansehnliche Schenkungen für wissenschaftliche Zwecke des öfteren vorgekommen sind, daher auch für den fraglichen Zweck ähnliches zu hoffen sei. Allerdings dürfte dagegen zu bemerken sein, daß jene Millionäre von Frankfurt a. M. und Cöln a. Rh., die in der neuesten Zeit solche Opfer gebracht haben, keineswegs an wissenschaftliche Institute von so hohem geistigen Fluge gedacht, sondern sich weislich in den Niederungen des praktischen Nutzens gehalten haben — Handelshochschulen, Anstalten für experimentelle Therapie und ähnliches. Dieser utilitaristische Zug liegt dem Gesichtskreise eines reichen Mannes regelmäßig viel näher als das hohe Interesse der reinen Wissenschaft und ihrer Lehre. Auch eine konfessionell gebundene theologische Fakultät entspricht ihm mehr als eine religionswissenschaftliche Fakultät, in der alle Religionen der Welt eine historische und kritische Behandlung finden von Brahmanen, Muselmännern, Christen usw.

Sollte aber dieser weiße Rabe wirklich erscheinen — wie ja in den Vereinigten Staaten von Amerika Bedeutendes für Schaffung von Universitäten von einzelnen reichen Leuten geleistet worden ist —, so entstünde bei uns die fernere Frage, ob ein solches Institut die staatliche Genehmigung erhalten würde. Denn eine Gewerbefreiheit für Unterrichtsinstitute, zumal für derartige, besteht in Deutschen Landen nicht. Die bisherigen Schenkungen reicher Leute sind entweder den bestehenden Universitäten zugewendet worden (wie zumal die großen Spenden des Professor Abbe in Jena für die dortige Universität), oder sie sind der Anlaß geworden zu kommunalen Instituten mit staatlicher Genehmigung unter finanzieller Beteiligung der Gemeinden. So die Handelshochschulen von Cöln und Frankfurt a. M.

Es ist weiter vor dem berückenden Klange des Wortes „freie" Universitäten zu warnen.

Der übliche Sprachgebrauch in der Praxis des Staatslebens, so in Frankreich und Belgien, versteht unter „freien Universitäten" (universités libres) „nicht-staatliche" Universitäten. Das beweist für die Freiheit der Wissenschaft, die darin gelehrt wird, für die „freie Wissenschaft", zunächst gar nichts. Auch die Organe der Römischen Kirche haben solche „freie Universitäten" errichtet. Wenn vom ent-

gegengesetzten Ende her eine radikal-philosophische, radikal-sozialistische, radikal-religionswissenschaftliche Akademie begründet wird, so ist — nach manchen Erfahrungen — zu erwarten, daß in ihnen ein Pfaffentum des Radikalismus herrschen, daß von einer Freiheit der Wissenschaft keine Rede sein würde. Und doch muß man sich sagen, der Fanatismus von rechts oder links, der gleichermaßen das Gift der Wissenschaft ist, wird eher zu Stiftungen und Gründungen von Lehrinstituten führen als die reine Begeisterung für die freie Wissenschaft, die nur in den Köpfen einer sehr kleinen Zahl von Menschen ihre Heimat hat, ihre Heimat haben kann und dann nicht gerade von reichen Menschen.

Und ferner: Es kommt nicht allein auf die Gesinnung des Stifters an. Ein solches Lehrinstitut will jahraus jahrein verwaltet sein so gut wie ein Staatsinstitut. Wer sind die Männer, die es verwalten, wie sind sie beschaffen? Wenn Leute von jener frei-wissenschaftlichen Gesinnung überhaupt selten sind, so wird es nicht leicht sein für den also gesinnten Stifter, ein Kuratorium gleichartig gesinnter Männer zu finden und für die Zukunft sicher zu stellen.

Im übrigen liegt bereits manche lehrreiche Erfahrung an den Stiftungsuniversitäten der Vereinigten Staaten vor, welche die Schwärmerei für das, was nicht ist, was erst kommen soll, auf den kühlen Boden der Wirklichkeit zurückführt. So bei der Universität zu Palo alto in Kalifornien, die der Multimillionär Leland Stanford zum Gedächtnis seines einzigen Sohnes gestiftet hat. Hier ist im Jahre 1900 ein Professor der politischen Ökonomie (durch den Einfluß der Witwe Stanford auf die Verwaltung der Universität) entlassen worden, weil er manche wirtschaftspolitische Ansichten vertreten hatte (über Kuli-Einwanderung, Doppelwährung, städtischen Besitz der Straßenbahnen), die der Witwe nicht gefielen. Bezeichnenderweise kam der Maßregelung zustatten, daß an dieser wie an den andern Stiftungs-Universitäten der Vereinigten Staaten keinerlei Anstellung der Professoren auf Lebenszeit oder auf längere Dauer stattfindet, wie sie bei den deutschen Staatsuniversitäten selbstverständlich ist, daß vielmehr jeder Professor mit kurzer Kündigungsfrist entlassen werden kann wie ein Ladendiener.

An derselben Leland-Stanford-Universität ist dann im Jahre 1905 ein Professor der deutschen Sprache, ein geborener Deutscher, entlassen worden, weil er ein Buch „über das Deutschtum in den Vereinigten Staaten" veröffentlicht hatte, worin Ansichten vorgetragen waren, die dem Präsidenten (Kurator) der Universität aus irgendwelchen Gründen nicht zusagten.

An andern Stiftungs-Universitäten (so an der von dem Petroleumkönig begründeten Universität zu Chicago) sind Entlassungen vorgekommen, weil Professoren der politischen Ökonomie sich unfreundlich gegen die Trusts geäußert hatten — allerdings eine Kraftprobe auf die Begeisterung des mächtigen Wohltäters der Universität für die „Freiheit der Wissenschaft".

Nicht geringes Aufsehen machte ferner der folgende Vorfall in Deutschland und Amerika. An der New Yorker Stiftungsuniversität „Columbia-University" lehrt Professor Burgeß Verfassungsrecht und Staatswissenschaft. Er wurde als ein Mann, der einstmals auf deutschen Universitäten (Göttingen, Berlin) seine Studien gemacht und in seinem Vaterlande Ansehen genießt, zum ersten Inhaber der Roosevelt-Professur bestimmt, zufolge deren er im Dienste des Professoren-Austausches während des Winterhalbjahrs 1906—07 an der Berliner Universität Vorlesungen über amerikanische Verfassungsgeschichte zu halten hatte. In der Antrittsrede erklärte er, nur hier in Berlin sei es für ihn möglich, die Monroe-Doktrin und die Lehre vom Hochschutzzoll als veraltet zu bezeichnen. Aber noch mehr! Von der Amerikanischen Kolonie in Berlin aus gingen — als Antwort auf diese Äußerung von Burgeß — Depeschen an den Staatssekretär zu Washington, des Inhalts, daß es notwendig sei, Burgeß solche Exkursionen auf das Gebiet der hohen Politik zu verbieten.

Das sind Erfahrungen, das sind Tatsachen. So sehen die wirklichen Menschen aus. Und auf diese kommt es an, in diesem wie in jedem andern Falle, wo die

Welt besser werden soll. Neue Rahmen, neue Pläne, neue Organisationen sind leicht zu entwerfen. Wie die wirklichen Menschen aussehen, die da hinein sollen, das ist die Schwierigkeit, die in Frage steht.

Aber die Gefahr solcher Utopien liegt auf der Hand. Sie verlegen die Ziele des Fortschritts jenseits der Wirklichkeit, machen sie also unerreichbar, während es Pflicht ist, auf dem Boden der Wirklichkeit vorwärts zu kommen. Sie machen unsre bestehenden Staatsuniversitäten zu aussichtslosen Domänen der unfreien Wissenschaft und sanktionieren sozusagen aus deren Wesen selber alle Angriffe, alle Schädigungen der wissenschaftlichen Freiheit, die bei dieser sich ereignen.

Daß dieser Standpunkt ein irrtümlicher ist, beweist der tatsächliche Fortschritt, den die wissenschaftliche Freiheit in unsern deutschen Universitäten gemacht hat. Es fehlt daran gewiß noch mancherlei, aber es ist ohne Zweifel heute besser geworden, als es vor fünfzig bis sechzig Jahren gewesen. Der Zynismus oder die Selbstverständlichkeit, mit der die Staatsregierung damals gefeierte Universitätslehrer oder junge Privatdozenten entfernt oder gerüffelt hat (wobei wir gar der entlegenen Zeit Friedrich Wilhelms I. nicht gedenken wollen), liegt hinter uns, wie ein Zeitabschnitt aus einer fremden Welt. Dergleichen Dinge sind bei uns heute nicht mehr möglich. Die Kulturwelt, das Staatsleben, die Menschen, die Macht des öffentlichen Urteils sind andre geworden. Das öffentliche Schamgefühl der Behörden hat sich verfeinert. Man wagt viele Dinge nicht mehr, deren man sich einstmals nicht im geringsten schämte.

Gewiß entspringen neue Gefahren aus dem Einflusse der neuen Demokratie, der Vorurteile, des Aberglaubens, der Schlagworte der Volksmassen, zu denen wir auch die „Gebildeten" rechnen. In der Schweiz ist in der Tat sogleich ein Volkshaufe da, um auf das mot d'ordre eines feindseligen Zeitungsartikels die Lynchjustiz an dem schuldigen Manne zu vollstrecken. Bei uns in Deutschland ist das Staatswesen ein heilsamer Kompensator und Mäßiger der brutalen Leidenschaften. Sie müssen durch diese Hemmungen hindurch, und der Angriff verläuft in gemäßigten Formen. Und ebenso die oft erfolgreiche Abwehr.

Sicherlich ist noch vieles zu erobern für die Freiheit der Wissenschaft an den bestehenden Universitäten. Aber nicht durch neue Einrichtungen, sondern durch die rechten Männer an der alten Stelle ist dieses zu erreichen. Ist zu erreichen durch einen Kampf, der niemals endet. Und er kann deshalb niemals enden, weil es immer so bleiben wird, daß nur ein sehr kleiner Bruchteil eines Volkes das Wesen der wissenschaftlichen Freiheit begreift und verteidigt, während die Masse ihren Widerstand mit oder ohne deutliches Bewußtsein fortsetzt.

Auf den Männern der Wissenschaft selber also liegt die Verpflichtung, jenem Ziele entgegenzuarbeiten. Die Würde der Wissenschaft ist in ihre Hand gegeben. Sie haben dafür zu arbeiten, sie haben dafür die Meinung der Staatsbehörden und der Volksvertretungen zu gewinnen, sie haben das in jedem einzelnen Falle und an jedem Tage aufs neue zu vertreten.

Es wird damit besser werden in der Zukunft, wie es bisher einen unverkennbaren großen Fortschritt gegeben hat. Und darauf kommt es am Ende an, in diesem Gebiete wie in den andern Angelegenheiten der Menschheit.

F.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Wenn auch die Ermordung des Königs Dom Carlos von Portugal und des Kronprinzen Ludwig Philipp am Spätnachmittag des 1. Februars auf die Entwicklung der Weltpolitik keinen Einfluß auszuüben vermag, so hat doch das entsetzliche Verbrechen überall, in den Parlamenten wie an den Höfen, eine tiefe Bewegung hervorgerufen. Von einem Ausfluge nach Villa Viçosa waren der König, die Königin, der Kronprinz und sein jüngerer Bruder Prinz Manuel nach Lissabon zurückgekehrt. Im offenen Wagen auf der Fahrt nach dem Schlosse wurden sie auf der Praça do Commercio von mehreren Männern, die mit Karabinern bewaffnet waren, angefallen: der König und der Kronprinz wurden erschossen, Prinz Manuel leicht am Unterkiefer, dem Arm und der Hand verwundet, die Königin Amalia — eine Urenkelin Louis Philipps — blieb unverletzt. Von den Verbrechern blieben zwei unter den Schüssen der Polizei auf dem Platze, der dritte der Erschossenen soll unschuldig gewesen sein. König Karl war seinem Vater Ludwig I. aus dem Hause Coburg am 19. Oktober 1889 auf dem Thron gefolgt und galt für einen bei seinem Volke und dem Heere beliebten Fürsten, trotz der republikanischen Partei, die wiederholt Unruhen und Verschwörungen hervorzurufen suchte. Seit etwa Jahresfrist hatten indessen die Verhältnisse in Portugal eine gefährlichere Gestalt angenommen. Ein kluger, entschlossener und gewalttätiger Mann, João Franco, hatte das Vertrauen des Königs gewonnen und wollte die durch das Parteiunwesen der sogenannten Progressisten und Regenerados zerrüttete und verdorbene Staatsverwaltung von Unterschleifen, Bestechungen und Gönnerschaften reinigen und strenge, gesetzmäßige Ordnung einführen, um die Ruhe des Landes zu sichern und den Wohlstand des Volkes zu heben; im Jahre 1882 betrugen die Steuern für den Kopf der Bevölkerung 23 Franken, 1906 waren sie auf 48 gestiegen. Da er daran verzweifelte, diesen Reinigungsprozeß in dem Rahmen der Verfassung durchzuführen, löste er die Kammern auf und fing diktatorisch zu regieren an. Auf diesem abschüssigen Wege wurde er natürlich von einer Willkürmaßregel zu einer schärferen gedrängt, Zeitungen wurden unterdrückt, Versammlungen verboten, Stadtverwaltungen aufgelöst, Vereine geschlossen, der Depeschenverkehr mit dem Auslande unter Aufsicht gestellt, politische Persönlichkeiten verhaftet; bald hatte er alle Parteien, auch die liberalen Monarchisten, gegen sich in Harnisch gebracht. Zwar wurden Neuwahlen zu den Cortes ausgeschrieben, aber zugleich vermehrten sich die Verhaftungen, verstärkte sich der allgemeine Druck. Die Radikalen sannen auf bewaffneten Widerstand, in Lissabon kam es zu Aufständen, ein Bombenanschlag ward entdeckt, die Führer der Republikaner wanderten ins Gefängnis. In dieser Atmosphäre reifte der Plan zu dem Mordanfall. Offenbar ging die Absicht der Mörder auf die gleichzeitige Ermordung des Königs, der Königin und der beiden Prinzen: wie ein Gerücht, das in Paris verbreitet war, wissen will, sollen sie von politischen Partei-

führern zu ihrem Verbrechen gedungen worden sein. Nach dem Tode seines Bruders Ludwig Philipp ist nun Dom Manuel König von Portugal: er ist am 15. November 1889 geboren, angeblich ein begabter und gebildeter junger Mann. In seiner Proklamation verspricht er, für die katholische Religion und den unantastbaren Bestand des Königreichs einzutreten und die Verfassung zu erhalten, und verzichtet zugleich auf die von dem Diktator ohne Zustimmung des Parlaments bewirkte Erhöhung der Zivilliste; ein neues Ministerium unter dem Admiral Ferreira do Amarol, das sich auf alle monarchisch gesinnten Gruppen stützen will, ist gebildet worden. Bis jetzt ist das Land ruhig geblieben; Versuche, die Soldaten aufzuwiegeln, sind gescheitert; überall ist dem neuen Könige von den Regimentern der Treueid geleistet worden. Die Entfernung João Francos aus allen Ämtern, die auf das energische Vorgehen der Königin-Witwe gegen den unheilvollen Mann erfolgte, scheint eine beruhigende Wirkung ausgeübt und das Eintreten der englischen Regierung und des Parlaments für die Dynastie die hitzigen Republikaner eingeschüchtert zu haben. Die Freigebung aller politischen Gefangenen bezeugt die versöhnliche Gesinnung des neuen Königs und der neuen Regierung. Die feierliche Beisetzung der Leichen des Königs und des Kronprinzen fand am 8. Februar ohne Zwischenfall statt.

Mit der Rückkehr der Parlamente in den europäischen Staaten nach den Weihnachtsferien ist das politische Interesse und die politische Bewegung wieder gestiegen. Nicht am wenigsten in Deutschland, wo wichtige innere Fragen zur Entscheidung stehen. In Preußen ist der Wunsch nach einem neuen Wahlgesetz immer allgemeiner geworden. Der Ausspruch des Fürsten Bismarck, daß die indirekte Dreiklassenwahl das denkbar schlechteste aller Wahlgesetze sei, ist in dem Munde aller Liberalen; sie vergessen nur, daß Bismarck dies Wahlsystem darum so ingrimmig haßte, weil es der bürgerlichen Opposition in der Konfliktszeit von 1860—1866 bei jeder Neuwahl zum Siege verholfen hatte. Er war überzeugt, daß er mit dem allgemeinen Stimmrecht viel leichter seine Pläne durchsetzen würde, wie es ihm denn auch von 1866 bis 1890 gelungen ist. Die Dreiklassenwahl, die indirekte und öffentliche Wahl haben sich überlebt und entsprechen bei der Verschiebung aller wirtschaftlichen Verhältnisse, bei dem Rückgang der Landbevölkerung und der Zunahme der städtischen Bevölkerung nicht mehr der Billigkeit und der Gerechtigkeit. Den Arbeitern ist es durch sie beinahe unmöglich gemacht, einen ihrer Kandidaten durchzusetzen. Der Ruf nach der Einführung des allgemeinen Wahlrechts, wie es bei den Wahlen zum Reichstage gilt, auch in Preußen, erschallt darum laut und lauter. Man weist auf Baden und Bayern hin, wo es bereits Geltung erlangt hat. In dem preußischen Abgeordnetenhause hat sich die freisinnige Volkspartei zum Dolmetscher der liberalen und sozialdemokratischen Wünsche gemacht und am 10. Januar den Ministerpräsidenten, den Fürsten Bülow, über seine Stellung zu dem allgemeinen Wahlrecht für Preußen interpelliert. Die Antwort Bülows war in einem Hause, in dem den beiden konservativen Parteien nur wenige Stimmen zu der absoluten Mehrheit fehlen und die nationalliberale Partei sich gegen die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts erklärt hat, von vornherein gegeben: er lehnte nicht nur das allgemeine Stimmrecht als ungeeignet und schädlich für den preußischen Staat, sondern jede Wahlreform zurzeit ab. Politisch mit Recht, denn bei der jetzigen Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses ist, von dem Widerspruch des Herrenhauses abgesehen, auch nur die Möglichkeit einer andern Einteilung der Wahlkreise ausgeschlossen. Erst wenn es den Liberalen bei den Neuwahlen zu dem Abgeordnetenhause, die im Herbste dieses Jahres bevorstehen, gelingt, das Übergewicht der Konservativen zu brechen und mit der Hilfe des Zentrums eine Mehrheit für eine Wahlreform zu gewinnen, kann die Frage aus der Sphäre akademischer Erörterungen einer praktischen Verwirklichung näher geführt werden. Für die sozialdemokratische Partei aber war die Erklärung Bülows der willkommene Wasserstrahl, der die Räder ihrer Mühle mächtig in Bewegung setzte. Die Losung ward von den Führern aus-

gegeben, Straßendemonstrationen für das allgemeine Wahlrecht zu veranstalten. Zahlreiche Volksversammlungen am Sonntag, den 12. Januar, in den Mittagsstunden verbreiteten die nötige Siedehitze, dann setzten sich die Massen zu einem „friedlichen" Zuge nach dem Schlosse in Bewegung. An der Fischer- und der Gertraudtenbrücke kam es zwischen ihnen und der Schutzmannschaft, welche die Straßen für den Verkehr frei halten wollte, zum Zusammenstoß. Auf beiden Seiten gab es leichte Verletzungen, dann gingen die Massen auseinander. Der erste mißlungene Versuch schreckte die Führer indessen nicht ab, sie versuchten am 21. Januar noch einen zweiten. Mit frecheren und verwegeneren Elementen. Wieder boten Versammlungen, in denen über die Not der Arbeitslosen und die Pflicht der Gemeinde, ihnen Arbeit zu geben, geredet und Beschlüsse gefaßt wurden, die Gelegenheit, Tausende zusammenzubringen und aufzuregen. Diesmal richtete sich der Zug der Arbeitslosen, zu dem sich bald das Gesindel aus dem Osten und Norden der Stadt johlend und pfeifend in hellen Haufen gesellte, nach dem Gebäude des Reichstages. An der Marschallsbrücke und auf dem Schiffbauerdamm stellte sich die Polizei dem Zug entgegen und griff zur Waffe, als sie mit Steinen und Schüssen empfangen wurde. Am Spätnachmittag war die Ruhe wieder hergestellt, nachdem eine große Anzahl der Lärmenden verhaftet worden war. Alle Parteien im Reichstage wiesen die sozialdemokratischen Redner, die den „friedlichen" Umzug zu verteidigen suchten und sich darüber beklagten, daß man die Soldaten in den Kasernen konsigniert hätte, entrüstet zur Ordnung und stimmten dem Reichskanzler bei, daß es seine Pflicht sei, die Demonstrationen auf den Straßen zu unterdrücken. Auf diese Weise würde das allgemeine Stimmrecht und die direkte Wahl in Preußen nicht erobert werden.

In einer andern Frage hat die Regierung im preußischen Abgeordnetenhause wenigstens einen teilweisen Erfolg errungen. Zur weiteren Ausdehnung der deutschen Kolonisation in den Provinzen Posen und Westpreußen hatte sie von dem Landtage eine Verstärkung der Geldmittel und das Recht der Enteignung polnischen Besitzes gefordert. Dieser Vorschlag einer Enteignung hatte nicht nur den zornigsten Widerspruch der Polen und des Zentrums hervorgerufen, sondern auch bei Freisinnigen und Konservativen entschiedene Ablehnung gefunden. Man wollte dem Staate nicht das Recht zugestehen, aus politischen Gründen Grundeigentümer ihres Besitzes zu enteignen, obwohl ihm dies Recht gesetzlich bei der Anlage einer Festung, einer Eisenbahn oder eines Kanals zusteht. Schließlich einigten sich Konservative und Nationalliberale mit der Regierung auf einer mittleren Linie, dem Staate das Recht zuzugestehen, in den Bezirken, in denen das Deutschtum gefährdet erscheint, Grundstücke in einer Gesamtfläche von siebzigtausend Hektaren zum Zwecke der Ansiedlung nötigenfalls im Wege der Enteignung zu erwerben und dafür zweihundert Millionen Mark zu bewilligen, von denen fünfundsiebzig Millionen zur Regulierung bäuerlicher Güter zu verwenden sind. In dieser Form wurde das Gesetz mit 198 Stimmen gegen 119 Stimmen angenommen und liegt jetzt dem Herrenhause vor.

In Frankreich spielt in den Kammern, die seit der Mitte des Januars wieder tagen, und in der Presse die Marokko-Frage die Hauptrolle. Bei der Erörterung der Angelegenheit infolge einer Interpellation des Sozialisten Jaurès hielt der ehemalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten Delcassé am Freitag den 24. Januar in der Deputiertenkammer eine bedeutsame Rede, die in Frankreich wie im Auslande ein Echo erweckte. Delcassé ist ein überzeugter Chauvinist, ein Gegner Deutschlands: er macht aus seiner Feindschaft kein Hehl und steht auch nach der Konferenz von Algesiras auf dem Standpunkt, daß außer Frankreich und Spanien in Marokko keine andre Macht etwas zu suchen hätte. In der naiven Zuversicht, mit der er von den Bündnissen und Freundschaften Frankreichs während der Krisis im Jahre 1905 sprach, und daß es einen Krieg gegen Deutschland nicht hätte zu fürchten brauchen, erinnerte er an den Herzog von Gramont, der am 14. Juli 1870, am Tage der Kriegserklärung gegen Preußen, auch die Tasche voll Versprechungen und gemeinsamer

Kriegspläne hatte und zu seinem Schaden erfahren mußte, daß nach der Schlacht von Wörth keiner der „Verbündeten" Fuß oder Hand rührte. Auf deutscher Seite begnügte man sich mit der Kenntnisnahme des bösen Willens des Herrn Delcassé, ohne sich weiter darüber zu ereifern, die Italiener erklärten dagegen in schärferer Tonart, daß sie niemals daran gedacht, die Absichten Delcassés gegen Deutschland zu unterstützen, und ihm auch keinen Grund gegeben hätten, auf ihre Hilfe zu rechnen. Die französische Regierung lehnte durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Pichon energisch die Erörterungen und Betrachtungen Delcassés ab: sie stände auf dem Boden der Konferenzakte und würde ihn unter keinen Umständen überschreiten. In einer Tagesordnung, die mit großer Mehrheit angenommen wurde, billigte die Kammer die Erklärung der Regierung und sprach derselben ihr Vertrauen aus. Die öffentliche Meinung in Frankreich ist noch immer trotz Delcassés Rede jeder diplomatischen Verwicklung mit Deutschland wegen Marokkos und jedem kriegerischen Abenteuer abgeneigt, aber ersichtlich macht sich eine Unterströmung geltend, daß Frankreich den Sultan Abdul Asis in seinem Kampfe gegen seinen Bruder Muley Hafid mit Geld und Waffen unterstützen möge. Diese Strömung würde steigen, wenn Muley Hafids Anhänger größere Erfolge errängen und die Gefahr des heiligen Krieges näher rückte. Aber davon ist bisher in Marokko noch nichts zu spüren. Nur in Fez haben die Parteiung und die Friedlosigkeit zugenommen. Die Anhängerschaft Abdul Asis' hat wieder Kraft und Selbstvertrauen gewonnen und begegnet den Gegnern in den Straßen und auf den Märkten mit den Waffen in der Hand. In den Küstenstädten ist die Ruhe dagegen nicht gestört worden. Die Bildung der internationalen Polizei in Rabat und Mazagan und außerhalb der Mauern von Tanger vollzieht sich ohne Widerstand. Gelegentlich liefert der General d'Amade im Weichbild von Casablanca dem einen und dem andern aufrührerischen Stamme ein siegreiches Gefecht, und der Heerhaufe von angeblich 5000 Mann, der am 3. Februar von Marrakesch aus zum heiligen Krieg aufgebrochen ist, wird ihn nicht gerade erschrecken. Wenn die Marokkaner nicht stärkere Massen in Bewegung setzen können, ist das Unternehmen aussichtslos. An der algerischen Grenze ist kein neuer Zwischenfall eingetreten. Die rasche Strafe, welche die Bergstämme wegen ihres Überfalls der französischen Grenzstationen erlitten haben, ist das wirksamste Beruhigungsmittel gewesen: sie werden sich hüten, die Franzosen wieder herauszufordern. Im Innern des Landes sollen sich keine Europäer mehr befinden und alle Missionen die Küste erreicht haben. Plötzlich ist auch der vielgenannte Kaid Harry Maclean, der Engländer im Dienste Abdul Asis, der im vergangenen Sommer in die Gefangenschaft Raisulis geraten war, wieder aufgetaucht. Raisuli hat ihn am 6. Februar um ein Uhr nachts dem englischen Geschäftsträger in Tanger ausgeliefert. Inzwischen versuchen beide Sultane, trotz ihrer Proteste gegen die Einmischung der Fremden in die inneren Verhältnisse Marokkos, unter der Hand die Hilfe dieser selben Fremden für sich zu gewinnen und die eine Großmacht gegen die andere auszuspielen. Ben Sliman, der Vertraute des Sultans Abdul Asis, hat in einem Gespräch mit dem deutschen Konsularagenten in Rabat Klagen über die Franzosen geführt und den Beistand Deutschlands angerufen. Zu gleicher Zeit hat der deutsche Gesandte in Tanger, Dr. Rosen, eine Botschaft Muley Hafids erhalten, der Beschwerde über die Besetzung Casablancas durch die Franzosen führt. Die deutsche Regierung hat der französischen umgehend davon Mitteilung gemacht und den beiden Sultanen erklären lassen: wenn sie glaubten, daß die Franzosen das ihnen von der Konferenz in Algesiras übertragene Mandat überschritten hätten, möchten sie ihren Protest bei allen Staaten, welche die Akte unterzeichnet, zum Ausdruck bringen. In der Sitzung der französischen Deputiertenkammer vom 10. Februar ließ der Minister Pichon dem Verfahren Deutschlands volle Anerkennung widerfahren und rühmte seine Offenheit, Freundschaft und Höflichkeit gegen Frankreich. Aber die Sultane bewerben sich nicht nur um die Hilfe Deutschlands, auch bei den Franzosen erscheinen sie als Bittsteller. Abdul Asis erklärt, er wäre nur auf das Drängen der Franzosen nach

Rabat gegangen, und verlangt darum ihre Hilfe zu dem Zuge und der Rückkehr nach Fez. Von seiten Muley Hafids ist im Lager des Generals d'Amade der französische Reisende Houel erschienen, der sich vier Monate in Marrakesch aufgehalten hat, und überbringt folgenden Vorschlag: Muley Hafid wolle die den Schaujas auferlegte Buße bezahlen, dagegen sollten sich die Franzosen aus dem Weichbilde Casablancas zurückziehen und zwischen ihm und Abdul Asis Neutralität bewahren. Der General wies den Vorschlag zurück, da er nur eine militärische Aufgabe zu erfüllen habe. Man sieht, wie gering Muley Hafid die Aussichten des „Heiligen Krieges" einschätzt und wie sehr es ihm darum zu tun ist, sich mit den Franzosen auf friedlichen Fuß zu stellen.

In den Delegationen Österreich-Ungarns, die zurzeit in Wien tagen, wird eifrig über die auswärtige Politik der Gesamtmonarchie verhandelt. In der Sitzung der ungarischen Delegation hat der Minister Freiherr von Ährenthal ein großzügiges wirtschaftliches Programm entworfen, das allgemein Billigung fand. Er will die bosnischen Bahnen — in der Hauptsache dienten sie bisher dem inneren Verkehr und der Ausnutzung der bosnischen Wälder — sowohl nach Süden wie nach Osten mit den türkischen Bahnen in Verbindung setzen und so Mazedonien und Albanien dem österreichisch-ungarischen Handel erschließen. Der Ausbau der Ostbahn von Sarajewo nach Mitrowitza, wo die türkische Bahn nach Saloniki beginnt, würde Österreich-Ungarn in unmittelbare Verbindung mit dem Ägäischen Meere bringen, und der Anschluß an die griechischen Bahnen, nach Larissa und dem Piräus, wäre dann nur eine Frage der Zeit. Die Zustimmung der Pforte zu dem Zusammenschluß der bosnischen und türkischen Bahnen scheint schon gewonnen zu sein, denn die Petersburger Zeitungen, die diese Nachricht in neidisch gereiztem Tone besprechen, klagen Österreich-Ungarn an, sein europäisches Mandat zur Erreichung von wirtschaftlichen und politischen Sondervorteilen benutzt zu haben. In Griechenland dagegen begrüßt die Presse die österreichisch-ungarische Wirtschaftspolitik mit lebhafter Freude, sie sieht darin eine Stärkung der griechischen Stellung auf der Balkanhalbinsel. Im übrigen mußte der Minister die noch immer schwierige und traurige Lage in Mazedonien bestätigen. Er machte das Bandenunwesen und die Zögerungspolitik der Pforte für die geringen, unbefriedigenden Resultate der Reformtätigkeit Rußlands und Österreich-Ungarns verantwortlich; die Voraussetzung für die Durchführung der Reformen sei die wirksame Mitarbeit der türkischen Regierung, der Europa ja die Provinz erhalten wolle, und die Friedfertigkeit der Bewohner. Aber beide stehen zunächst noch in weiter Ferne. Die Angelegenheit der internationalen Finanz- und Zivil-Delegierten, deren Mandate die Türkei nur bestätigen will, wenn sie als türkische Staatsbeamte in ihre Dienste treten, ist zwischen der Pforte und den Großmächten, die bisher das Projekt einstimmig abgelehnt haben, noch nicht entschieden worden. Der Ministerwechsel, der in Bulgarien stattgefunden und die demokratische Partei unter ihrem Führer Malinow an das Steuerruder des Staats gebracht hat, kann auch nicht als Friedenszeichen hinsichtlich der Abrüstung der bulgarischen Banden gedeutet werden.

Die englische Thronrede, mit der König Eduard VII. am 29. Januar das englische Parlament eröffnete, gedenkt ebenfalls der mazedonischen Zustände mit einer bedenklichen Note; die Regierung, die Liberalen und die Hochkirche sind in der Verurteilung der türkischen Mißwirtschaft einig. Viele Engländer, auch unter den Politikern, hätten nichts dagegen, wenn der Sultan über den Bosporus nach Kleinasien abführe. Sie sind längst mit der Halbheit der russisch-österreichisch-ungarischen Maßregeln in Mazedonien unzufrieden und empfehlen eine schärfere Tonart. In ihren Reden und Schriften rollen sie die orientalische Frage wieder auf. Natürlich denken sie dabei nicht an eine unmittelbare tatsächliche Entscheidung durch die Waffen, sondern erörtern das Problem in diplomatischer Unterhaltung. Um den Besitz Konstantinopels würden aber im Ernstfall so viele Bewerber auftreten, daß der Weltkrieg um das letzte Blatt der türkischen Artischocke unvermeidlich wäre. In den

Debatten über die Antwortsadresse auf die Thronrede wurden im Unterhause besonders eingehend die indischen Zustände besprochen. Die Radikalen empfahlen für Indien eine Art Verfassung, wie sie die andern englischen Kolonien in Afrika und Australien besäßen: ein Vorschlag, der von der Regierung mit dem Hinweis auf die ganz verschiedenen Verhältnisse in Indien und den Unterschied des Charakters und der politischen Bildung zwischen Europäern und Asiaten abgelehnt ward. Die Schwierigkeiten, die der Besitz Indiens den Engländern bereitet, liegen vielmehr in der Armut des Landes und in den Rasse-Vorurteilen als in den politischen Ansprüchen der Inder. Trotz reichlichen Regenfalles, der im Pundjab und in den Ganges-Landschaften eine gute Ernte verspricht, ist der Notstand im Wachsen, mehr als dreimalhunderttausend Menschen müssen schon jetzt von der Regierung erhalten werden. Cholera und Pest verwüsten jahraus jahrein das Land. Kein Wunder, daß die Auswanderung im Steigen begriffen ist und die Zurückweisung der Auswanderer aus Transvaal und den australischen Kolonien den Zorn der Inder erregt. Wenn sie schon einmal Untertanen des Königs von England seien, müßten sie das Recht haben, überall auf englischem Boden wohnen zu dürfen. Winston Churchill, der Unterstaatssekretär im Kolonialamt, der im Grunde ihrer Schlußfolgerung zustimmt, aber den Beschlüssen der Regierung und des Parlaments von Transvaal nicht entgegenzutreten wagt, empfiehlt ihnen Uganda und das britische Ostafrika als Auswanderungsziel. Von anderer Seite wird den Indern die Auswanderung nach Mesopotamien angeraten: hier könnten die indischen Einwanderer zugleich dem deutschen Einfluß, der sich in der Bagdad-Bahn verdichten wird, ein wirksames Gegengewicht bieten. Für das britische Weltreich in Asien und Afrika ist der Ausgleich zwischen den Rassen, die Freizügigkeit und die ausgedehnte lokale Selbstverwaltung die eigentliche Lebensfrage seines Bestandes. Wie minderwertig der Engländer auch den Ägypter und Hindu in politischer Hinsicht einschätzen mag, auf die Dauer wird er sie nicht mehr von der Verwaltung ihrer Länder ausschließen können. Um so weniger, seit England das Bündnis mit Japan abgeschlossen und das persische Parlament mit hat errichten helfen.

Zwischen der Türkei und Persien schwebt seit Monaten ein Grenzkonflikt: zwischen dem türkischen Vilajet Wan in Armenien und der persischen Provinz Aserbeidschan, deren Hauptstadt Täbris ist. Überfälle und Plünderungen räuberischer Kurdenscharen hinüber und herüber haben die erste Veranlassung dazu gegeben; die Zusammenziehung türkischer Truppen hat dann die Lage verschärft. Der türkische Pascha Fasyl Pascha hatte den persischen Prinzen Ferman-Ferma aufgefordert, die Stadt Soudjbulak, die er mit einem kleinen Heerhaufen besetzt hielt, zu räumen, und war mit klingendem Spiel in den von den Persern ohne Kampf verlassenen Ort eingezogen, am 25. Januar. Am nächsten Tage traten in der Grenzstadt Urmia die persischen und türkischen Abgesandten zur Verhandlung zusammen und einigten sich zunächst über die Zurückberufung des voreiligen Paschas. Damit ist die drohende kriegerische Verwicklung wenigstens zurzeit beseitigt und Aussicht zur friedlichen Erledigung der Grenzfrage gegeben. Die inneren Wirren Persiens zwischen den Freunden der neuen Verfassung und den hartnäckigen Anhängern des alten Systems sind noch nicht zur Ruhe gekommen; in Teheran wie in Täbris gab es wieder Zusammenstöße, Schießereien und die Schließung der Basare. In dem englischen Parlament, im Ober- wie im Unterhause, wurde das russisch-englische Übereinkommen über Persien, das im vergangenen Sommer abgeschlossen ward, von verschiedenen Rednern, besonders dem Lord Curzon, dem früheren Vizekönig von Indien, einer sehr ungünstigen Kritik unterzogen. Der Ausgleich zwischen Rußland und England ist eben weder in Petersburg noch in London allen genehm: nur Lord Cromer, der frühere Pharao von Ägypten, trat warm für den Vertrag ein, weil er die Solidarität Europas gegenüber der mohammedanischen Welt bestätige, während die Lords Lansdowne und Curzon ihr Mißtrauen gegen die Pläne und Absichten Rußlands nicht verhehlten und eindringlich vor einer Verminderung der indischen Armee warnten.

Literarische Rundschau.

Zieglers Strauß-Biographie.

David Friedrich Strauß. Von Theobald Ziegler. Erster Teil: 1808—1839. Straßburg, Trübner. 1908.

Das schöne, schwermütige Porträt von Strauß mit dem stillen, sinnenden Auge bereitet den Leser sofort bei dem Aufschlagen des Buches darauf vor, daß hier ein sympathischeres Bild des schwäbischen Gelehrten uns geboten wird, als es in Deutschland durch Treitschke und Nietzsche, von den kirchlichen Gegnern nicht zu reden, in der Vorstellung der meisten Deutschen lebt. Der Verfasser war zu einer Biographie Straußens vor andern berufen. Sein Vater war ein Studiengenosse, sein Schwiegervater Binder ein bis zum Grabe getreuer Freund Straußens, er selbst hat den einsamen Gelehrten noch gekannt und mit ihm Briefe gewechselt. So hielt er sich mit Recht für verpflichtet, Straußens Bild in seiner Reinheit wieder herzustellen, wozu er nicht nur die durch Zeller veröffentlichten, sondern auch viele ungedruckte Briefe verwerten konnte. Die mündliche Tradition stand ihm bei der nahen Befreundung der Familien in ungewöhnlichem Maße zur Verfügung, und außer Eduard Zeller war er von den Lebenden der am meisten Berufene, eine eingehende Biographie von Strauß zu geben. Vaterhaus und Eltern werden von ihm mit Liebe gezeichnet. Manche vielbesprochenen Züge des schlichten Gelehrten leitet Ziegler von dieser Kindheitsentwicklung ab. Sein Leben lang blieb dem großen Manne der Sinn für die einfachen Freuden des Bürgerhauses. Die oberste Lebensregel der kleinen Kaufmannsfamilie, aus der er stammte, daß nicht mehr verzehrt werden dürfe als erworben werde, ist ihm sein Leben lang ein streng eingehaltener Grundsatz geblieben. Die Spielkameraden im kleinen Ludwigsburg und die Schulgenossen in den württembergischen Klosterschulen blieben seine Freunde, und nur ganz hervorragende Nichtschwaben wie Kuno Fischer und Gervinus wurden zu ähnlich engem Verkehr zugelassen. Den Einfluß der Klosterschule konnte Ziegler um so überzeugender schildern, als er selbst diese Anstalten durchlaufen hat, und wenn er auch die Schäden nicht verkennt, die die frühe Verpflanzung des Knaben aus der eigenen Familie in eine Schulkaserne mit sich bringt, zeigt er doch auch, daß für die wissenschaftliche Entwicklung hier eine solidere Grundlage gelegt wird als in andern süddeutschen Schulen. Das Gefühl geringerer Weltgewandtheit bei dem Bewußtsein besserer Bildung ist das unvermeidliche Ergebnis dieser Stiftserziehung, ein Zwiespalt, der die Persönlichkeit weder glücklicher noch liebenswürdiger macht, aber doch der Selbstzufriedenheit der Oberflächlichen vorzuziehen ist. So günstig wie Strauß haben es freilich wenige mit dem Kloster getroffen. Die große Natur, die Blaubeuren umgibt, entwickelte seinen Sinn für Schönheit der Landschaft, und mit so begabten Studiengenossen wie Friedrich Vischer, Christian Märklin, Wilhelm Zimmermann, Gustav Pfitzer,

Gustav Binder schloß sich ein Band, das für die meisten das ganze Leben vorgehalten hat. Sein Sinn für treue Freundschaft ist einer der wohltuendsten Züge in Straußens Bild, und er hat sie auch mit solchen, die geistig ihn nicht erreichten, ohne Hochmut aufrechtgehalten. War die Schule in Blaubeuren mit Lehrern wie Baur und Kern andern Anstalten weit überlegen, so konnte man das gleiche von der Universität Tübingen nicht sagen, wie das Mohls „Denkwürdigkeiten" ja mit gallenbitterem Humor uns schildern. Aber was die Lehrer des Stifts nicht boten, geistige Anregung, boten Studiengenossen wie Vischer, Märklin, Waiblinger, Bauer, Mörike und die literarischen Persönlichkeiten der Stadt und der Nachbarschaft, namentlich Uhland und Kerner. Die Weinsberger Mystik und Geisterseherei, zumal die merkwürdige Seherin von Prevorst, machten Strauß einen tiefen Eindruck. Daß er die visionären Zustände eine Weile gläubig bestaunte, machte ihn später um so fähiger, sie richtig zu beurteilen.

In die Zeit des Tübinger Studiums von Strauß fällt der stolze Einzug der Hegelschen Philosophie in die Universitäten Deutschlands, und Strauß berauscht sich an Hegels „Phänomenologie des Geistes", indem er als Theologe sich mit der Versicherung beruhigen läßt, daß die Religion in Form der Vorstellung dasselbe habe und gebe wie die Philosophie in der Form des Begriffes. Als Vikar in einem unbedeutenden Dorfe, zwei Stunden von Ludwigsburg, versucht er dann auch praktisch die Kunst, in Form der Vorstellung seine Gemeinde zu erbauen, und „wie über ein Wasser, über das zwei Balken gelegt sind, halb auf dem Balken der Vorstellung, halb auf dem des Begriffs" zu balancieren. Eine von Ziegler mitgeteilte Predigt nebst zahlreichen Briefen an Märklin zeigen in geradezu rührender Weise, wie ernst er es mit der Pflicht nahm, seine Gemeinde nicht religiös zu schädigen und sich doch mit seiner eigenen Überzeugung nicht in Widerspruch zu setzen. Er ist nach seinen bürgerlichen Traditionen durchaus positiv gerichtet, und es bedurfte einer Behandlung, wie er sie erfuhr, um eine so konservativ angelegte Natur in die Bahnen der leidenschaftlichen Negation zu werfen. Vom Vikariat führte ihn der ehrenvolle Auftrag, eine Lücke im Stiftskollegium des Klosters Maulbronn auszufüllen, zur Schule zurück. Er gewann sofort die jungen Leute durch seinen anregenden Unterricht und fand in Hermann Kurz einen warmen Verehrer, in Eduard Zeller einen treuen Freund für das ganze Leben. Als sein dortiges Mandat erfüllt war, trat er mit einem Reisestipendium die Mekkafahrt aller jungen Hegelianer nach Berlin an. Aber er traf in Berlin nur ein, um nach wenigen Vorlesungen der Beerdigung des Meisters beizuwohnen; Hegel war in Berlin gestorben, doch nicht ausgestorben. Seine Anhängerschaft bildete eine von Altenstein geförderte und zu eifriger Propaganda organisierte Sekte. Andre Häupter der Schule, darunter vor allem der junge Vatke, weihten ihn in persönlichem Austausch in das tiefere Verständnis der Hegelschen Lehre ein. Anfänglich mit Widerstreben, bald aber mit wachsender Bewunderung hörte er auch Schleiermacher, dessen Predigten in früher Morgenstunde er bald nie mehr versäumte. Der Berliner Geselligkeit trat er in dem gastfreien Hause des Kriminalrats Hitzig näher. Er nennt den Herausgeber des „Pitaval" den freundlichsten Mann in Berlin und besucht auch dessen Schwiegersohn Kugler, der gleichfalls einen belebten Kreis um seinen Teetisch versammelte. Vollgesogen und reich beladen mit wissenschaftlichen Projekten und Ideen kehrte er im Mai 1832 in die Heimat zurück, wo er, früher als er es erwartet hatte, als Repetent an das Stift in Tübingen berufen wurde. Hier verlebte er bis zu der Katastrophe im Sommer 1835 wissenschaftlich fruchtbare, aber auch kampfreiche Jahre. Der Inspektor Steudel war nicht geneigt, die Hegelschen Lehren im Stifte Wurzel schlagen zu lassen, und forderte die Stiftler direkt auf, etwaigen Irrlehren Straußens sofort zu widersprechen. Die philosophischen Vorlesungen des jungen Repetenten hatten einen unerhörten Erfolg. Die Zahl der Zuhörer überstieg ein Hundert. Aber sofort begannen die Schikanen der philosophischen Ordinarien, die einen Erlaß des Ministers erwirkten, daß der Regel nach nur Vorlesungen, die sie bei Ordinarien

hörten, den Stiftlern angerechnet werden sollten. Ausnahmen für sehr erprobte Repetenten wurden dabei allerdings vorbehalten. Die Gemeinheit dieses Verfahrens brachte Strauß von seiner Absicht ab, sich in der philosophischen Fakultät für Geschichte der Philosophie zu habilitieren, ja er stellte die Vorlesungen überhaupt ein. „Die Hauptschuld daran," sagt Ziegler, „trug kleinlicher akademischer Neid und Geldgier der Ordinarien Sigwart und Tafel." Strauß aber dachte, verleide man ihm das Lesen, so müsse er eben schreiben, und schrieb sein „Leben Jesu". Es sind Nachklänge des Baurschen Unterrichts in Blaubeuren, der den Schülern zeigte, wie die Mythen von Adonis, Osiris, Herakles einen ewigen Wahrheitsgehalt in Form poetischer Erzählungen bieten und der Hegelschen Unterscheidung von Vorstellung und Begriff, die ihn bei seiner Behandlung der Evangelien leiteten. Wie jene Mythen, so bietet auch das „Leben Jesu" begriffliche Wahrheit in der Form der Vorstellung, die dem populären Verständnis die allein zugängliche ist. Es handelt sich bei dem Mythus um ein unbewußtes Erdichten und Schaffen vieler, nicht um Erdichtungen eines einzelnen. Nicht in der abstrakten Form des Begriffs, sondern in der konkreten Weise der Phantasie als Bilder und Geschichten sind die Ideen den ersten Christen aufgegangen; so entstand das Evangelium. Daß das Evangelium nicht Geschichte sei, suchte Strauß aus den Widersprüchen der Erzähler und der Unwahrscheinlichkeit des Erzählten zu erweisen. Mit unermüdlicher Geduld sucht er nachzuweisen, daß Dinge wie die erzählten unmöglich geschehen seien oder so geschehen seien, wobei er die supranaturalistischen wie die rationalistischen Auffassungen mit gleicher Schärfe widerlegt. Bis in die kleinsten Einzelheiten werden die Berichte geprüft, die Widersprüche zwischen ihnen nachgewiesen, ihr sagenhafter Charakter festgestellt. Die Vorstellungen also, die das „Leben Jesu" uns zumutet, sind für uns unvollziehbar; wie steht es nun mit dem philosophischen Begriff, den jeder Mythus enthalten soll?

Den Begriff des Mythus vom Gottmenschen findet Strauß darin, daß der Gottmensch ein Sinnbild der Menschheit ist. In der Menschheit ist die Idee der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur verwirklicht. In der Idee der Gattung stimmen alle jene Prädikate und Funktionen, die dem Gottmenschen zugeschrieben werden, überein. Die Menschheit ist die Vereinigung der beiden Naturen, der menschgewordene Gott, der zur Endlichkeit entäußerte unendliche Geist. Die Menschheit ist das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters: des Geistes und der Natur. Sie ist der Wundertäter, sofern der Geist sie immer vollständiger sich unterwirft. „Dies allein ist der Inhalt der Christologie". Der Wahrheitsgehalt der Christusvorstellung ist also das: „Ecce homo!" Alle Widersprüche der Vorstellung lösen sich, wenn wir zum Begriffe uns erheben. Der Prediger aber, der die Sprache des idiotischen Bewußtseins zu reden gezwungen ist, soll den Wahrheitsgehalt zwar durchscheinen lassen, aber auf der Kanzel den kirchlichen Christus predigen, während er für sich unter Christus die Menschheit, den wahren Sohn Gottes, versteht. Die Gemeinde darf also auf dem Boden der Vorstellung verbleiben, bis sie für das Verständnis des Begriffs reif sein wird.

Es ist bekannt, welche Entrüstung diese Leugnung der Geschichtlichkeit des Evangeliums erregte, und wie wenige sich für diesen Begriff des „Lebens Jesu" erwärmen konnten. Baur hatte so die heidnischen Mythen erklärt, die Anwendung dieser Mythentheorie auf das Evangelium aber erschien der großen Mehrheit der Gläubigen als Blasphemie. Anfang Juni 1835 war der erste Band des Werkes im Druck erschienen; bereits im Juli wurde Strauß vom Stifte entfernt und dann als Lehrer an das Gymnasium zu Ludwigsburg versetzt. Auf Strauß übte aber diese unbillige Behandlung eine ganz andre Wirkung als die schwäbische Bureaukratie erwartet hatte. Wenn es sich ihm bisher nur um eine Frage der Religionsphilosophie gehandelt hatte, so zog er jetzt auch die Konsequenzen seines Standpunktes für die Kirche. In seiner Schlußbehandlung zu dem nun erst erscheinenden zweiten Bande stellte er die Frage, ob es eines ehrlichen Mannes Sache sei, in Vorstellungen

zu predigen, die er immer erst wieder in die Sprache der Idee übersetzen müsse, ehe sie für ihn überhaupt etwas bedeuten, um schließlich nach Erwägung aller Möglichkeiten diese Frage zu verneinen. In den literarischen Kämpfen, in die ihn jeder Tag tiefer verwickelte, mußte er seinen Schuldienst als eine Last und als Hindernis an seiner Arbeit empfinden, und so legte er nach Jahresfrist die Stelle in Ludwigsburg, für die er ein Gehalt von 700 Gulden bezogen hatte, nieder, um mit seinen Gegnern abzurechnen. In rascher Folge erschienen seine Streitschriften gegen Steudel, Barth, Hoffmann, Eschenmeier, Hengstenberg, Lange, Ullmann, Tholuck u. a. Man hat diese Streitschriften oft mit Lessings „Antigötze" verglichen, sie übertreffen diese aber an Objektivität und gründlichem Eingehen auf die Sache und legen weniger Wert auf die schöne Parade bei der Mensur, die bei Lessing sich stark vordrängt. Der Eifer des Streitens verkühlte aber mit der Zeit bei Strauß. Nach einem mehrjährigen Schriftstellerleben in Stuttgart regte sich bei ihm die Sehnsucht nach einer geordneten Tätigkeit, nach einem theologischen Lehramt. Eine in seinem tiefen Gemüte und der Liebe zu seiner einfach frommen Mutter begründete Sehnsucht, sich wieder in ein freundliches Verhältnis zu der religiösen Überzeugung seiner Mitbürger zu setzen, kam auch literarisch zum Ausdruck. So entstand das liebenswürdige Büchlein „Vergängliches und Bleibendes im Christentum". Jesus ist ihm hier der religiöse Genius, wie Mozart der musikalische, Goethe der der Poesie, Raffael der der Malerei ist. Da nun aber die Religion, die auf dem Gesamtleben des Geistes beruht, hoch über jedem einzelnen Fache thront, so steht der religiöse Genius hoch über allen jenen weltlichen Genien. In dem religiösen Genius ist das Höchste erreicht, was Gott mit dem Menschen erreichen wollte, und insofern die absolute Stärke des Gottesbewußtseins eine Realisierung der Gottesidee selbst ist, kann mit Fug und Recht von einem Wohnen Gottes in Christo geredet werden. Es war das eine Konzession an die positive Überlieferung, der er nun auch in einer dritten Auflage seines Buches durch Anerkennung des geschichtlichen Charakters des Johannes-Evangeliums praktische Folge gab. In dieser Stimmung suchte er gleichzeitig die Rückkehr in die theologische Lehrtätigkeit zu gewinnen. In Heidelberg, Bern und Zürich bot er sich an, aber nur in Zürich fand er in Hitzig, dem Bürgermeister Hirzel und dem Philologen Orelli Männer, die es wagen wollten, ihn als Professor der Theologie an ihre junge Hochschule zu berufen. Mehrmals waren sie mit ihren Anträgen unterlegen, als aber 1838 der von ihren Gegnern durchgesetzte Württemberger Elwert wegen Kränklichkeit seine Stelle niederlegen mußte, drangen sie nach heißen Kämpfen mit ihrem Antrag durch, und Strauß wurde für Dogmatik und Kirchengeschichte mit einem Gehalte von 2000 Franken nach Zürich berufen. Die Partei der Stadtaristokraten und pietistischen Pfarrer aber hatte längst erklärt, sie würden das nicht dulden, und sie hielten Wort. Durch Predigten, Hetzschriften, Sturmläuten riefen sie das Landvolk zum Schutze der gefährdeten Religion auf und drohten in Sturmpetitionen unverblümt mit Revolution. Ziegler belastet namentlich Bluntschli und den Historiker Gelzer, den Geschichtschreiber dieser Vorgänge, mit starken Vorwürfen, als ob sie die Hetzer zum Streite gewesen wären. Nach meiner Überzeugung würde der Verfasser, wenn er Bluntschli und Gelzer persönlich gekannt hätte, über beide freundlicher denken. Gelzer hat persönlich überhaupt nicht eingegriffen, und Bluntschli war eine bestimmbare und sanguinische Natur, stets geneigt, für seine Partei einzutreten, und darum stets der Blitzableiter, der alle Angriffe auf sich zog. Seine Geburt hatte ihn auf die Seite der erbgesessenen Bürgerpartei gestellt, und die Advokaten und radikalen Literaten, dazu die deutschen Flüchtlinge, die in der liberalen Presse das Wort führten, konnte man für regierungsunfähig halten, ohne darum ein reaktionärer Streber zu sein. Die politischen Fehler der Gegner zu benutzen, war Bluntschlis gutes Recht, und ein Fehler war es doch sicher, den Erfinder der Theorie, das Leben Jesu sei ein Mythus, zum Vertreter der Glaubenslehre an der theologischen Fakultät zu ernennen. Der poetische Vorfechter

der „Straußen-Partei", den Ziegler als Zeugen gegen Bluntschli vorführt, hat selbst die Lehre seines Meisters auf die Formel gebracht:

Und wisset ihr, was Mythus heißt?
So eine alte Sage
Vom Vater, Sohn und Heilgen Geist,
Die forterbt durch die Tage.
Am Anfang war es gar nicht wahr,
Dann wurd es wahrer immerdar,
Zuletzt die höchste Wahrheit.

Einen solchen Vertreter der Glaubenslehre konnte man ablehnen, ohne Fanatiker zu sein. Daß die konservative Stadtpartei und die Geistlichkeit nicht geneigt waren, einem radikalen Hegelianer die Erziehung der evangelischen Pfarrer des Kantons anzuvertrauen, ist nicht schwer zu verstehen und auch das ist zu begreifen, daß die Gegenpartei die Blöße benutzte, die die liberale Regierung sich gegeben hatte, um sie zu stürzen. Für die Brutalitäten, die dabei mit unterliefen, kann von allen Führern Bluntschli vielleicht am wenigsten verantwortlich gemacht werden, der nach dem Sieg einlenkte und gerade dadurch in eine mißliche Lage geriet, daß er kein einseitiges Parteiregiment wünschte. Politische Kämpfe werden nirgends mit Rosenwasser und Konfetti geführt, am allerwenigsten in einer Republik. Ich habe in meiner Straußbiographie die wichtigsten Dokumente der Züricher Gegenbewegung abdrucken lassen. Ziegler ergänzt sie durch den Hinweis auf die Bewegung gegen das Schulgesetz und den Direktor des Schullehrerseminars Scherr, um zu zeigen, daß es dem Großindustriellen Hürlimann Brandis, der an der Spitze des Glaubenskomitees stand, sich bei der Bekämpfung der Schulreform vor allem um wohlfeile Arbeiter auf dem Felde und billige Kinderarbeit in den Fabriken handelte, während die Löhne sich verteuerten bei längerer Dauer der Schulpflicht. Daß in der Glaubenserweckung starke Erdenreste nachweisbar sind, bezweifle ich nicht. Trotzdem war es ein Fehler der Regierung, Strauß zu berufen und ein Fehler von Strauß, den Ruf anzunehmen. Angesichts der Unmöglichkeit, den Neuberufenen gegen die aufgehetzten Bauern zu schützen, wurde der am 2. Februar 1839 ernannte Professor schon am 18. März wieder pensioniert. Auch dann noch zeterten die Frommen über diesen gefräßigen Strauß, der den Kanton jährlich 1000 Frank koste. Jeder anständige Mensch wird die Roheiten mißbilligen, die damals gegen Strauß und seine Mutter in Württemberg verübt wurden; aber dieses Ende des Versuchs, den Verfasser des Lebens Jesu zum Professor der Glaubenslehre zu machen, war unschwer vorherzusehen, und man wundert sich nur, daß so verständige Leute wie Hirzel und Hitzig sich darüber täuschen konnten. Straußens eigene Stellung verrät eine gewisse Naivetät. Er warf die Kirchenfenster ein und verlangte von den Kirchgängern, sie sollten die schönen Parabeln bewundern, die seine Wurfgeschosse beschrieben und die Sicherheit, mit der sie ihr Ziel erreichten. Jetzt wollte er gar als Erzieher der jungen Geistlichen berufen werden, um sie die Hegelsche Kunst zu lehren, das Dogma zugleich zu glauben und nicht zu glauben. Darauf konnten die Gläubigen sich nicht einlassen. Man ist stark, wenn man das Vernünftige will; wer begehrt, was gegen die Natur der Dinge ist, muß unterliegen. So glich er einem schönen Falter, der durch eine Fensterscheibe fliegen will. Der Ärmste meint, er könne erreichen, was so nahe vor ihm liegt und flattert und flattert, bis er erschöpft an der Erde liegt. Renan konnte in ähnlicher Lage Mitglied des Instituts von Frankreich werden. In Deutschland gab es dergleichen nicht, und was nicht ist, kann man nicht werden. Was aber ein Schriftsteller in Deutschland erreichen kann, hatte Strauß längst erreicht. Daß er es so schwer nahm, eine sehr bescheidene Professur an der kleinsten theologischen Fakultät nicht erhalten zu haben, lag an seiner schweren schwäbischen Natur.

Für ihn bedeutete darum dieser Züricher Handel den definitiven Bruch mit den Theologen. „Ich habe ertragen", läßt Ziegler ihn mit Maria Stuart sagen,

„was ein Mensch ertragen kann. Fahr hin, lammherzige Gelassenheit! Tritt hervor aus deiner Höhle, langverhaltener Groll.“ Forthin war Feindschaft gesetzt zwischen ihm und dem Samen der Schlange. „Mit den Theologen war er fertig, mit der Theologie noch lange nicht.“ Das relative Recht der Gegner ließ er nicht mehr gelten, und seinem Biographen schien es gleichfalls nicht seine Sache zu sein, den Eindruck des heldenhaften Kampfes seines Helden dadurch abzuschwächen, daß er darauf hinwies, daß in der Tragödie auf beiden Seiten Schuld zu sein pflegt.

Aber die Entschiedenheit, mit der der Verfasser für seinen Helden eintritt, ist seinem Buche zugute gekommen. Man liest es mit steigendem Interesse, und nachdem so lange die theologischen Gegner des großen Schriftstellers das Feld beherrscht haben, ist es erfreulich, daß nun wieder einmal ein treuer Verehrer und Freund auch der Person Straußens zu Worte kommt. So sehen wir dem zweiten Bande des schönen Werkes mit Spannung entgegen. Ziegler ist ein guter Erzähler, und man hat überall das Gefühl, daß er über einen Stoff berichtet, an dem er einen Herzensanteil nimmt, und der ihn von Jugend auf durchs Leben begleitet hat.

Adolf Hausrath.

Sprachvergleichung und Urgeschichte.

Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. Von O. Schrader. Dritte, neubearbeitete Auflage. Zwei Teile. Jena, Costenoble. 1907.

Das Werk, dessen erster Teil an dieser Stelle (1906, Bd. CXXIX, S. 475) bereits angezeigt worden ist, bildet in seiner neuen, stark erweiterten Bearbeitung ein würdiges Gegenstück zu des Verfassers „Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde“, indem es in systematischer Darstellung das Auftreten der Metalle (Bd. II, S. 1) und die Kulturzustände des indogermanischen Altertums schildert. Die Gelehrsamkeit des Verfassers umspannt ebenso die Folge der Jahrtausende wie den weit ausgedehnten Raum der reich gegliederten indogermanischen Völker Asiens und Europas. Sprachwissenschaft und Kulturgeschichte im weitesten Sinne vereinigen sich in den umfassenden Studien Schraders: Wortgeschichte wird in Verbindung mit einem eindringenden Studium der bezeichneten Sachen zu einer Geschichte der Objekte menschlicher Kultur, und zur Aufhellung prähistorischer Zustände werden nicht nur die Funde der Vorzeit, sondern auch Kulturverhältnisse der jüngsten Gegenwart verwertet, wenn einzelne indogermanische Volksstämme durch Bewahrung primitiver Lebensformen wertvolle Aufschlüsse zu geben vermögen. So wird z. B. für die Geschichte der Ehe schwer zugängliches Material aus der Slawenwelt herangezogen, und zwar in der neuen Bearbeitung in noch höherem Grade als früher. Es ist begreiflich, daß in dieser Hinsicht noch nicht alles berücksichtigt worden ist, was in Betracht kommen könnte. Ich möchte vor allem auf die Albanesen hinweisen, und auch die Volkskunde der heutigen Griechen könnte manche Ausführungen des Verfassers in helleres Licht setzen. Was z. B. über die Stellung der Frau bei den Slawen gesagt wird (Bd. II, S. 350 ff.), gilt auch von den Albanesen und Griechen, selbst in Einzelheiten, wie z. B. daß die Frau mit den Männern nicht zusammen am Tische sitzt, sondern bedient; das Erbrecht der Töchter, dessen Spuren im Altertum nachgegangen wird, lebt heute noch auf einigen Inseln des Ägäischen Meeres fort, und die darüber vorliegende Literatur ist nicht unbeträchtlich; für die Darstellung der Blutrache sind nicht nur die Albanesen, sondern auch der griechische Volksstamm der Manioten mit Nutzen heranzuziehen (vgl. Deutsche Rundschau, Bd. XXIV, S. 110 ff.).

Am meisten hat mich gewundert, daß in der Darstellung der Religion der Name von W. Wundt (Völkerpsychologie) völlig fehlt. Doch ist schon das, was Schrader an neuester Literatur in seinem Werke verarbeitet hat, sehr ansehnlich; ein Beispiel statt vieler: die Darstellung des ältesten Strafrechts ist befruchtet durch eine noch von Th. Mommsen angeregte Sammelarbeit einer größeren Anzahl von Gelehrten. Wiederholt mußte Schrader Stellung nehmen zu neueren Arbeiten, indem er seine Methode verteidigt oder genauer begründet (vgl. besonders Bd. II, S. 123 ff.), bisweilen aber auch frühere Ansichten modifiziert (z. B. S. 296). Für die Verwendung der Sprache zu kulturhistorischen Schlüssen ist die schwierigste Frage die, unter welchen Umständen wir ein Wort, das nur in einem Teil der indogermanischen Sprachen begegnet, der Sprache des Urvolkes zuweisen dürfen; zu allgemein gültigen Regeln ist bis jetzt noch niemand gekommen; die Prüfung muß von Fall zu Fall vorgenommen werden, und dabei besteht die Gefahr, daß leicht die Erörterung der Einzelfälle von der Gesamtauffassung über die Kultur des indogermanischen Urvolkes beeinflußt wird. In zwei Hauptproblemen zeigt sich die Schwierigkeit der Methode und die Divergenz der Meinungen am auffälligsten: in der Frage, ob die Ur-Indogermanen Ackerbauer waren und wo ihre Heimat lag. Dem Ackerbau der Ur-Indogermanen weist Schrader eine viel geringere Rolle zu, als das heute im allgemeinen geschieht; mir scheinen die Ergebnisse von Hoops überzeugender, der den Ackerbau der Indogermanen entschieden betont. In der Frage der Urheimat geht Schrader mit so sorgfältiger und wohlüberlegter Begründung vor, daß man seine Hypothese als Basis einer weiteren Verständigung betrachten muß: er sucht die Ursitze der Indogermanen in den Ländern nördlich und westlich des Schwarzen Meeres; jedenfalls sind diese Gebiete der Mittelpunkt der heute erschließbaren Urheimat gewesen, aber daraus folgt noch nicht, daß mit Schrader das Ostseegebiet auszuschließen sei; doch hat Schrader gut daran getan, daß er die Einschränkung der Heimat gerade auf das Ostseegebiet bekämpfte. Wo die Indogermanen entstanden sind, ist eine Frage für sich; das Dunkel, das darüber schwebt, wird vielleicht einmal aufgehellt werden, wenn es gelingt, die Verwandtschaft der Indogermanen mit dem finnisch-ugrischen Sprachstamm (woran ich mit Schrader glaube) exakt zu erweisen; dieser Nachweis wäre eine wichtige Basis für weitere rassen- und völkergeschichtliche Forschungen.

Wenn die indogermanische Urgeschichte heute auf einer viel festeren Grundlage ruht als vor einem Menschenalter, so ist das ein wesentliches und unbestreitbares Verdienst Schraders. Man hat längst eingesehen, daß weder die Sprachwissenschaft noch die prähistorische Archäologie oder die Anthropologie für sich allein zu positiven Ergebnissen gelangen; die verschiedenen Wissenschaften müssen in gegenseitiger Kritik und positiver Arbeit zusammenwirken, und mit dieser Forschungsreise ist der Name Schraders seit dem ersten Erscheinen des vorliegenden Buches (1883) aufs engste verknüpft.

Albert Thumb.

Lavater in Rußland.

Eine Berichtigung.

Im Januar-Heft der „Deutschen Rundschau" wird mitgeteilt, daß sich Johann Caspar Lavater als Diakonus der Züricher Waisenhauskirche während eines Aufenthaltes in Rußland von Mitte November 1773 bis Frühjahr 1774 in Petersburg um einen Posten beworben habe, der ihm um jeden Preis einige Subsistenzmittel verschaffen sollte, und zwar er, der Theologe, um eine Stelle als Offizier im russischen Dienst. Der Verfasser verwundert sich selbst über diese seine Entdeckung; denn er bemerkt: „Bei einem Manne wie Lavater, der in seiner Heimat einen Beruf hatte, ist ein derartiger Schritt wenig verständlich."

Allerdings ist nun wirklich ein Lavater aus Zürich 1773 und 1774 — aber noch viel länger, bis zu seinem Tode 1787 — in Rußland gewesen; er hieß nicht Johann Caspar, sondern Johann Jakob, und war, auch wenn er der gleichen, damals in Zürich ziemlich zahlreichen Familie angehörte, mit Johann Caspar gar nicht verwandt. Die Lavaterschen Familienschriften geben über ihn ganz genaue Auskunft.

Dieser Johann Jakob, 1749 geboren, kam 1765 als Fähnrich in das französische Schweizer-Regiment Lochmann, kehrte aber 1767 nach Zürich zurück. Dann wurde er — „post frustra tentatum conjugium" mit einer Wirtstochter vom Lande — „wegen Wohlverhaltens", wie die Familienschriften sich ironisch ausdrücken, 1770 in das Zuchthaus Pforzheim „vertischgeldet". Im Jahre 1773 aber war er in Moskau und trat in russischen Kriegsdienst. Er starb am 2. September 1787. Daß er seinen Vater schon 1751 verloren hatte, stimmt zu der Aussage des in dem oben genannten Artikel abgedruckten Briefes über die Verwaltung seines Erbgutes in Zürich. Nur war nicht ein Ratsherr „Grell" sein Vormund, sondern eine Persönlichkeit Namens Orell, wie auch nicht von der „bekannten Buchhändlerfamilie", sondern von der Künstlerfamilie Füßli hätte gesprochen werden sollen.

Nach dem Gesagten ist es fast unnütz, über die tatsächliche Anwesenheit Johann Caspars in Zürich in der Zeit vom November 1773 bis zum Februar 1774 oder noch länger, während deren er nach dem Verfasser „in wirklich großer Geldnot" sich in Rußland herumgetrieben haben soll, noch viel von Zeugnissen beizubringen. Immerhin läßt sich auch hierfür ohne Mühe Material auftreiben.

In der großen Sammlung der Lavater-Briefe, die auf der Züricher Stadtbibliothek liegt, finden sich Beweise der Korrespondenz an zehn Empfänger, teilweise von vier und mehr Briefen, aus jenen vier oder mehr Monaten vor — Zeugnisse, die sämtlich aus Zürich hervorgegangen sind, darunter an Goethe, Herder, Nicolai, Spalding, Zimmermann, an den Baseler Iselin u. a. Zwar sind es nur Kopien. Aber auch als solche besitzen sie Beweiskraft genug. Denn anzunehmen, daß Lavater seinen ganzen weitverzweigten Briefwechsel aus Rußland über Zürich geleitet habe, erscheint vollkommen widersinnig. Man vergegenwärtige sich nur die Zeitfolge nach-

stehender Briefe, deren jeder inhaltlich sich auf den vorhergehenden bezieht: Lavater an Zimmermann (in Hannover) 8. Januar 1774, Zimmermann an Lavater 21. Januar, Lavater an Zimmermann 1. Februar, Zimmermann an Lavater 21. Februar; oder Brenner (in Basel) an Lavater 15. Februar 1774, Lavater an Brenner 18. Februar; oder Bahrdt (in Gießen) an Lavater 12. Dezember 1773, Lavater an Bahrdt 30. Dezember. Noch mehr spricht der gerade damals äußerst lebhaft einsetzende Briefwechsel mit Goethe gegen eine solche Möglichkeit. Zudem ist es ganz ausgeschlossen, daß Lavater, der in seinen Briefen sich so häufig über seine verschiedenen Reisen nach Ems, Augsburg, Bremen, Kopenhagen usw. ausspricht, sich nicht auch über eine Reise nach Rußland irgendwelche Anspielungen hätte entschlüpfen lassen. In Wirklichkeit aber findet sich nirgends etwas derartiges.

Besonders bemerkenswert ist, daß auch ein an eben jenen Pastor Brunner in Moskau, den der Verfasser des Artikels gleichfalls aufführt, gerichteter Brief vom 17. Mai 1774 vorliegt. Wäre Lavater, wie der Verfasser behauptet, unmittelbar vorher in Rußland gewesen, so wäre der ganze Inhalt des Briefes einfach undenkbar. Lavater empfiehlt da seinem „lieben Brunner" auch wieder eine verlorene Existenz: einen jungen Züricher, Heinrich Meyer, der ebenfalls in französischen Diensten gewesen und durch ein Duell in Zürich unmöglich gemacht worden war. Er sagt: „Sie haben schon vielen Unglücklichen geholfen, die es nicht so sehr wie dieser verdient haben mögen. Ich kenne Sie und weiß, daß Sie über das, was ich sage, tun werden." Und dann fügt er noch weiteres bei, über den Tod seines eigenen (am 5. Mai, also vor zwölf Tagen) gestorbenen Vaters; daß er mit Herder, der nun in Bückeburg Oberkonsistorialrat sei, in beständigem Briefwechsel stehe, und sich über diesen „unvergleichlichen Freund" nicht genug freuen könne. Endlich meldet er noch einige schweizerische Neuigkeiten, z. B. ein vor wenigen Wochen in Bern eingetretenes starkes Erdbeben, über Streitigkeiten zwischen Zürich und Schwyz. Daß dieser Brief nicht von einem Schreiber verfaßt ist, der noch vor wenigen Wochen selbst bei Brunner in Moskau war, besonders hervorzuheben, ist wohl überflüssig.

Der in Rußland verweilende Lavater hatte nach dem Verfasser des Artikels von der Obrigkeit einen „Paß, also Approbation", erhalten. Würde es sich um Johann Caspar handeln, so wäre die Kunde von der Abwesenheit selbstverständlich auch in weitere Kreise gedrungen, worüber aber gar nichts zu finden ist. Auch hätte jedenfalls die Obrigkeit sich nicht bereit finden lassen, ihm kurz nach der Rückkehr aus Rußland im Sommer des nämlichen Jahres neuerdings anderthalb Monate Urlaub für die bekannte Reise nach Ems zu erteilen.

Der Einsender dieses quid pro quo hält es noch für angemessen, am Schluß seiner Einsendung das schon viel mißbrauchte Xenion über Lavater anzubringen. Es wäre überhaupt am Platze, gegenüber dieser Äußerung über Lavater mehr im Auge zu behalten, was dessen reif gewordener Autor später in „Dichtung und Wahrheit" über Lavater schrieb.

Zürich, 29. Januar 1908. Der Herausgeber
der Denkschrift „Johann Caspar Lavater 1741—1801,
zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages"
(1902).

βλ. **Paulus Gerhardt.** Von Pfr. Paul Wernle-Basel. Tübingen, Mohr. 1907. (Sammlung religions-geschichtlicher Volksbücher.)

Dreihundert Jahre sind seit der Geburt Paul Gerhardts verstrichen, und das Lob, das ihm hier von einem ebenso feinsinnigen wie begeisterten Biographen gezollt wird, lautet dahin, daß er wie kein andrer die Seele des Luthertums der Konkordienformel in seinem Lied zum Ausdruck bringe. Es greift auf katholische Überlieferungen zurück, auf die Passionslieder Bernhards von Clairvaux, dem u. a. die zartesten und seligsten Sterbeklänge, „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir", entlehnt sind, es ist christlicher Besitz. Denn nicht katholisch oder lutherisch, sondern christlich vor allem ist es empfunden, wenn die Überzeugung von der Verderbtheit der menschlichen Natur und von der daraus sich ergebenden Notwendigkeit der Buße dieser herzgewinnenden Lyrik zugrunde liegt. Eine solche Erkenntnis schließt in keiner Weise die gesunde, einfache Lebensfreude, die Freudenreligion dieser wunderbaren Dichtung aus, die im Vertrauen auf Gottes Vaterliebe und Erbarmen seiner Schöpfung froh wird und sich in das Leid als in eine heilsame, der Seele notwendige Strafe mit der Zuversicht auf ein gutes Ende ergibt. Die Art und Weise, wie Dr. Wernle mitempfindend diese kindlich gläubige und doch so tiefe, stärkende und erhebende Lebensweisheit im Lichte Gerhardtscher Gottesliebe schildert, ist besonders wohltuend in einer Zeit, der das Verständnis für die Wertung des Daseins im Hinblick auf die Ewigkeit durch so viele nutz- und wertlose Dissonanzen gestört zu werden droht. Auch Paul Gerhardt hat den Pessimismus gekannt, aber er hat ihn überwunden und, in seiner schlichten Weise, in ein Triumphlied des religiösen Erlebnisses ausgelöst. Der Echtheit des Gefühls verdanken es seine Lieder, daß sie unsterblich bleiben.

ρ. **Das klassische Weimar.** Nach Aquarellen von Peter Woltze. Mit erläuterndem Text von Eduard Scheidemantel. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1907.

Wer, der jemals hier geweilt, kann sich dem Zauber dieser Stadt entziehen, in der, wie sonst in keiner andern Deutschlands, mit der Ehrfurcht vor der Vergangenheit sich zugleich das Gefühl einer Gegenwart verbindet, die jeden Fremden bald heimisch werden läßt in Weimars traulichen Straßen? — Nein, nicht fremd; auch wer niemals hier gewesen, kennt sie doch, diese durch die großen Erinnerungen geweihten Stätten; und wenn er sie gleich zum erstenmale sieht, wird er inne werden, wird er empfinden, stärker, unmittelbarer als je zuvor, was der deutschen Nation edelstes, unverlierbares geistiges Besitztum ist. Der Ablauf eines Jahrhunderts hat daran nichts geändert; mitten in dem geschäftigen Treiben der kleinen Fürstenstadt stehen sie da, die Zeugen einer längst entschwundenen Zeit, wie etwas Lebendiges, das uns allen noch gehört — diese mittelalterlichen Gebäude mit Erker und Giebel, die im Bilde des klassischen Weimar nicht fehlen dürfen, dann dieses selbst, das Weimar Goethes, Schillers, Herders und Wielands, das Weimar Anna Amalias und Karl Augusts. Es sind zwölf Blätter, trefflich gelungene Wiedergaben nach den schönen Aquarellen Peter Woltzes, in denen wir unter dem Zeichen des „Genius loci" geführt werden vom Gartenhäuschen Goethes zum Wohnhaus der Frau von Stein, vom Römischen Haus zum Schloß, zum Marktplatz, zum Wittumspalais mit dem anmutenden Gesellschaftszimmer, in dem einst Anna Amalia ihre Gäste empfing; vom alten Theater wandern wir weiter zu Schillers Wohnhaus an der Esplanade, zu Herders Wohnhaus hinter seiner Kirche, und den Beschluß machen Goethes Wohnhaus und Garten. Nicht genug zu rühmen ist die Treue, mit der all diese Bilder aufgefaßt, die Liebe, mit der sie vom Künstler in zarten Farben ausgeführt sind — Abbildungen der Wirklichkeit, wie sie heute noch existiert, aber verklärt vom Hauche der Poesie, wie sie sich mit jedem Gedanken an das Einst verbindet. Der begleitende Text von Eduard Scheidemantel gibt alles, was zur Erklärung wünschenswert, in durchaus verständiger, diskreter Weise; den Freunden des „klassischen Weimar" — und wer rechnet sich nicht dazu? — sei das Werk angelegentlich empfohlen.

κ. **Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1905—1907.** Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von A. Fr. Seligmann. Wien und Leipzig, Hugo Heller & Cie. 1908.

„Wir wollen weniger erheben und mehr gelesen sein" — kein Zweifel, diese Lessingsche Forderung besteht auch heute noch zu Recht für unsre Klassiker, und so konnte es wohl einen feinsinnigen Geist locken, Goethe und Schiller selbst Klage über dies Mißverhältnis zwischen der ihnen zuerkannten äußeren Wertung und der geringen von ihnen ausgehenden geistigen Wirkung führen zu lassen, jedes geistige Leben der Gegenwart gewissermaßen vor das Forum ihres literarischen Urteils zu ziehen. Es bedurfte kaum der etwas gekünstelten Einführung, die mit dem Umweg über den Spiritismus diese mit viel Geschick in den Stil Goetheschen und Schillerscher Kunstanschauungen und Gedankengänge eingekleideten Auslassungen als aus einer jenseitigen Sphäre stammend hinzustellen sucht; liefern doch die dem Herausgeber zugeschriebenen Noten, mit eminenter Kenntnis aus dem Briefwechsel der Dichter, den Goetheschen Gesprächen und Schillers ästhetischen Schriften ausgewählt, ein festes Gerüst für die nach Analogie der Goethe-Schiller-Briefe angestrebte Beurteilung der modernen Literatur. — Indessen bezwecken die maßvollen und abgeklärten Ausführungen keineswegs eine einseitige Aburteilung des Geisteslebens der Gegenwart. Indem der Verfasser an der gegebenen Größe einer anerkannten Kulturhöhe die Leistungen der Modernen mißt, gelangt er zu einer in ihren Einzelheiten fein begründeten Differenzierung der ästhetischen Grundsätze beider Epochen und der von ihnen ausgehenden Wirkung. Aber wenn er sich auch frei von

scharfer Polemik hält, in der modernen Richtung erblickt er doch im Gegensatz zu der, ein gesundes Fortschreiten der Menschheit verbürgenden Geistesbildung, wie sie von Goethe und Schiller inauguriert wird, eine ins Krankhafte gesteigerte Überkultur, eine Kunst, die, auf der Opposition beruhend, auch nur negativ wirken könne. Zu hoffen sei daher, eine Fortentwicklung des gegenwärtigen Übergangsstadiums werde Erkenntnis und Achtung des vor ihr Geleisteten — worin doch am Ende alle Kultur bestehe — aufs neue befestigen. Auf die Richtung des Geisteslebens können Erörterungen solcher Art, wie geistvoll sie sich auch geben mögen, keinen Einfluß gewinnen, darüber ist sich auch der hier supponierte Goethe ganz klar, wenn er schreibt: „Auf einen Erfolg beim großen Publikum ist nun allerdings nicht zu rechnen. Daß alles Vernünftige in der Mitte liegt, will Niemand einsehen. Indessen wollen wir unsern Weg sachte weitergehen. Solche, die mit uns einerley Bestrebungen und Ziele haben, werden Manches finden, was ihnen frommen mag und mehr zu verlangen, will uns nicht ziemen."

qu. **Wolffs poetischer Hausschatz des deutschen Volkes.** Völlig erneut durch Dr. Heinrich Fränkel. Mit Geleitwort von Geh. Rat Professor Dr. W. Münch. 31. Auflage (255—260. Tausend). Erweiterte Ausgabe. Leipzig, O. Wigand.

Eine Geschichte unsrer Anthologien, ja schon eine Statistik der in ihnen vertretenen Dichter, Richtungen, Gattungen wäre ein wichtiger Baustein zur Entwicklungsgeschichte unsres Publikums. Merkwürdig ist, daß die beiden Sammlungen, die uns die vorzüglichsten scheinen, abgestorben sind: an die künstlerische Feinheit und den sichern Geschmack, die Gustav Schwab und Theodor Storm bei der Auslese bewiesen, scheinen uns auch neuere blumenlesende Dichter wie Adolf Stern und Ferdinand Avenarius nicht heranzureichen. — Die Lesewelt wünscht augenscheinlich mehr „Totalität" als Auslese im strengsten Sinn. Die gesamte vorhandene Lyrik soll im verkleinerten Maßstab abgebildet werden. Daher der große Erfolg besonders von zwei Anthologen, Echtermeyer und O. L. B. Wolff. Der „erste deutsche Improvisator" hat dabei jener Neigung zur Vollständigkeit noch mehr als Echtermeyer entsprochen. Die neue Ausgabe bewegt sich in der gleichen Richtung. Daß Ludwig Thoma vertreten ist (leider mit recht schwachen Stücken), ist tapfer, daß Fritz Oliven-Rideamus auch nicht fehlt, schon mehr tollkühn. Es gibt noch mehr Namen, die sich neben denen von Isolde Kurz, Ricarda Huch, Hugo v. Hofmannsthal seltsam anhören! (Stefan George mußte auch hier, seinen Grundsätzen gemäß, fehlen.) Zu schwach sind auch hier die spezifisch katholischen Dichter (wie Krapp und Pöllmann, Dyherrn und Kralik) vertreten. Aber im ganzen singt hier wirklich, wem Gesang gegeben in dem deutschen Dichterwald; und so gibt's, wenn auch keine Harmonie, doch Freude und Leben!

qu. **Balladenbuch.** Gesammelt von Ferd. Avenarius. Mit Bildern von Böcklin, Klinger, M. v. Schwind, Thoma u. a. München, G. D. Callway, herausgegeben vom Kunstwart.

Statt sich der ebenso unfruchtbaren wie unausrottbaren Jagd auf unbedeutende Merkmale der „Ballade" hinzugeben, faßt Avenarius resolut Proben von jeder Art erzählender Dichtung in lyrischer Form zusammen, ja sogar auch dramatische Ausschnitte wie die Ringparabel aus dem „Nathan". Da die Aufgabe ist, im Sinne der rühmlich bekannten Kunstwartunternehmungen dem künstlerischen Genuß des besseren (und weiterhin zu besseruden!) Publikums zu dienen, kann solche Weitherzigkeit nur gebilligt werden. — In der Anordnung der „Zyklen" scheint eine Art rückschreitender Geschichtsanschauung zu herrschen: „Ein Soldatenbuch" (besonders hübsch abgerundet), dann „Von Ritter und Knappen", drittens „Von alten Helden". Durchweg sind aber die Gedichte so geordnet, wie es mir, wenn man sie nicht nach der inneren oder äußeren Chronologie gruppieren will, allein richtig scheint: so daß eine Balladenreihe jedesmal gewissermaßen wieder eine große Ballade bildet; wie etwa der Zyklus „Von Schuld und von Sühne" Lieder der bösen Tat, der Rache, der Reue und Sühne einander folgen läßt. — Über die Auswahl natürlich läßt sich immer rechten. Als einen wirklichen Fehler empfinde ich es, daß Heine nur mit dem „Buch der Lieder" vertreten ist, gar nicht mit dem künstlerisch viel höher stehenden „Romanzero" („Das Schlachtfeld von Hastings"!). Auch bedauere ich, daß von älteren Namen Simrock, von neueren Lulu v. Strauß fehlt; während ich gegen das entschlossene Ausscheiden Dahns nichts einzuwenden habe. Fontane, Keller, Heyse scheinen mir weder durch die besten noch die bezeichnendsten Stücke vertreten, Hebbel und vielleicht auch Uhland zu stark, B. v. Münchhausen zu schwach. Ebenso hätte ich auch die Bilder von Welti und Zumbusch nicht gewählt, während die Mehrzahl der eingelegten Bilder den Stimmungsgehalt gewisser Dichtergruppen meisterhaft akkompagnieren. Wir haben in den letzten Tagen zahlreiche lyrisch-epische Auslesen erhalten — worauf Avenarius' kluges Vorwort auch hinweist —, aber diese behauptet eine durchaus eigene Stellung. Es ist die einzige neuere Sammlung, die nach künstlerischen Gesichtspunkten ausgewählt und komponiert ist, was auch in den feinen Überleitungen von Zyklus zu Zyklus erfreulich zum Ausdruck kommt. Man fühlt, daß endlich wieder wie in G. Schwabs und wiederum in Th. Storms Anthologien das Liederpflücken und -binden aus einem Kunstgewerbe zu einer Kunst wird.

p. **Die Bücher des deutschen Hauses.** Herausgegeben von Rudolf Presber. Berlin und Leipzig, Buchhandlung fürs deutsche Haus. 1908.

Es ist geradezu staunenswert, was hier für einen beispiellos geringen Preis geboten wird: gute Bücher in guter Auswahl, gut gedruckt, gut gebunden, hübsch illustriert, jeder Band mit einem Exlibris versehen, durch ein biographisches oder literarisches Vorwort eingeleitet, einige mit

den Porträts der Autoren geschmückt — und alles zusammen für je 75 Pfennige! In jeder Woche soll ein Band geliefert werden, so daß, wenn das Jahr herum ist, sich eine ganz stattliche Bibliothek beieinander finden wird. Es ist natürlich an einen Massenabsatz gedacht, und ein solcher ist zu hoffen und zu wünschen; denn im Kampfe gegen die mehr und mehr um sich greifende schlechte Literatur verdient dieses Unternehmen jede Förderung. Eröffnet wird die Reihe, wie sich ziemt, mit Goethe (Werthers Leiden); deutsche, französische, englische, skandinavische, spanische und russische Autoren, jeder charakteristisch für die von ihm vertretene Literatur, folgen einander und geben in den bereits vorliegenden und weiterhin angekündigten Bänden einen sehr interessanten Ausschnitt der Weltliteratur. Wenn wir einigen der angekündigten „Meisterschöpfungen" unsrer eignen Literatur ein wenig skeptisch gegenüberstehen, so glauben wir, daß auch sie dem berechtigten Unterhaltungsbedürfnis des großen Publikums entgegenkommen, und zweifeln nicht, daß es dem richtigen Urteil und der umfassenden Bildung Rudolf Presbers gelingen wird, das löbliche Programm glücklich durchzuführen.

δ. **Hedwig v. Olfers,** geb. v. Staegemann (1799—1891). Ein Lebenslauf. Erster Band: Elternhaus und Jugend (1791—1815). Mit zwei Bildnissen. Berlin, Mittler & Sohn. 1908.

Hedwig v. Olfers ist eine der herrlichsten Frauengestalten, die das vergangene Jahrhundert gesehen hat. Mit Goethe durfte Herman Grimm sie vergleichen. Sie war eine Dichterin, wenngleich nur „ein Veilchen im Walde" deutscher Dichtung. Um sie scharte sich 1816 jene frohe Gesellschaft junger Dichter und Dichterinnen, die die Geschichte von Röschen, der Müllerstochter, und ihren vielen Freiern im Liederspiele mit verteilten Rollen erdachte und besang. Sie ist das Urbild der „schönen Müllerin"; ihr galten die in Schuberts unsterblichen Weisen fortlebenden Lieder Wilhelm Müllers, der damals als Müllerknecht verkleidet um ihre Gunst warb. Aber in Hedwig v. Olfers war die „Genialität des Seins" mächtiger als die des poetischen Schaffens. Ihr Leben selbst, die eigene Welt, die sie in sich, um sich schuf, ist das große Kunstwerk, das wir bewundern und lieben. — Für spätere Generationen, für uns alle, die wir nicht selbst in den Lichtkreis dieser Persönlichkeit treten durften, haben Herman Grimm, Erich Schmidt und E. v. Wildenbruch ihr Bild gezeichnet, und unvergeßlich wird es denen bleiben, die sich seinem Zauber hingegeben haben. Mit Recht sind diese Nachrufe an die Spitze des Buches gestellt. Es enthält keine Biographie im eigentlichen Sinne. Mehr als das Briefe und Tagebuchblätter sind aneinander gereiht, und nur da, wo es unbedingt erforderlich war, hat die Herausgeberin, Frau Adeken, Hedwigs jüngste Tochter, mit kluger Zurückhaltung verbindenden Text eingefügt. Eine Fülle knapper Anmerkungen dienen der schnellen Orientierung. Das allermeist zum ersten Male veröffentlichte Material bietet zwar für den Historiker und Literarhistoriker wichtige neue Aufschlüsse, wertvoller aber erscheint uns der künstlerische Genuß, den die Lektüre dieses Werkes gewährt. Wir erleben die große Zeit der Schmach und Erhebung unsres Vaterlandes, in die die Jugendjahre Hedwigs fallen, selbst mit, vor allem in den Briefen, die ihre Mutter Elisabeth an ihren oft von seiner Familie getrennten Gatten, den Staatsrat A. v. Staegemann schreibt, und in Hedwigs Tagebuchblättern, von denen einige in ihre früheste Kindheit zurückreichen; wir nehmen unmittelbaren Anteil an weltgeschichtlichen Ereignissen, an der Not des Krieges, die den preußischen Hof nach Memel scheuchte, an den schleppenden Verhandlungen des Wiener Kongresses und zugleich an dem innigen Familienleben, in dessen Mitte eine zarte Knospe ihrem Frühling entgegenreifte. — Bei dem Erscheinen des zweiten, abschließenden Bandes, der Hedwigs Leben bis zu ihrem Tode behandeln soll, werden wir ausführlicher auf die Bedeutung dieser Publikation eingehen.

ε. **Mendelssohn.** Par Camille Bellaigue. Paris, Alcan. 1907.

Camille Bellaigue, der bekannte Pariser Musikschriftsteller, gibt uns in diesem Bande nicht nur ein anschauliches Bild von Mendelssohns Leben und Schaffen. Er unterzieht auch die Technik oder Form seiner Werke einer gewissenhaften und pietätvollen Kritik, die sich vorteilhaft von der geringschätzigen Beurteilung unterscheidet, wie sie die jungfranzösische Schule (und diese nicht allein!) fast durchgängig dem edlen Meister zuteil werden läßt. Der Autor erkennt in Mendelssohns musikalischer Empfindung das „Ethos der Romantik", an die einst auch H. Heine anknüpfte, als er des jungen Mendelssohns Kunst eine Schwesterkunst Ludwig Tiecks nannte. Aber wenn der deutsche Dichter die Musik Mendelssohns der „passionierten Indifferenz" zeihen konnte, der es nicht gegeben sei, die Menge zu bewegen, so hat der französische Kritiker gerade für ihre Zartheit und temperierte Leidenschaft das feine Verständnis, das der Franzose zumeist der Formvollendung entgegenbringt. Dem Buche ist ein Katalog der Werke Mendelssohns und eine Biographie der benutzten Quellen beigegeben. Es bildet einen Band der Sammlung „Les maitres de la musique", in der es sich den Biographien von Palästrina, Bach und Beethoven anschließt.

ϛ. **La France africaine.** Par Prosper Germain, commandant. Paris, Plon. 1907.

Dieses gedanken- und stoffreiche Buch führt den Franzosen mit rückhaltloser Schärfe die Tatsache vor Augen, daß der Siegeslauf der Europäer auf dem Globus sein Ende erreicht hat, daß seit den Seesiegen von Cavite, von Santiago und Tsuschima zwei Nationen auf den Schauplatz getreten sind, die über kurz oder lang die Europäer aus dem Großen Ozean und dem Osten Asiens vertreiben werden, die Vereinigten Staaten und Japan, und daß es rätlich sei, die Folgerungen aus diesen neuen Gestaltungen zu ziehen. Für Frankreich bestehen sie darin, daß es auf seine Besitzungen in

Hinterindien rechtzeitig verzichte, die zu erhalten es Menschen und Geld umsonst vergeuden würde, und daß es dafür seine unzerstörbare Lebenskraft auf Afrika allein verwende. Hier hat es Aussicht, auf Jahrhunderte hinaus eine Großmacht zu sein und stolze Domänen fruchtbar zu machen; bei Betreibung dieser großen Aufgabe könnte es auch die „so erbärmlichen, verächtlichen und seinen Interessen schädlichen inneren Streitigkeiten" abstreifen und mit der Losung „nicht Kampf ums Dasein, sondern Allianz fürs Dasein" einen allgemeinen menschlichen Fortschritt verwirklichen. „Réduire toutes nos ambitions mondiales à une politique exclusivement africaine" — ob dieser Ruf in Frankreich erfolgen wird, möchten wir gleichwohl als sehr fraglich ansehen: Schweden hat um 1700 eine ähnliche Aufforderung eines seiner Staatsmänner abgelehnt und, indem es alles behalten wollte, alles verloren; welche Nation entschließt sich zu solchen Verzichten aus freien Stücken. Vielleicht aber wird Germain später einmal als Frankreichs Kassandra betrachtet werden — chien sabe?

$\beta\lambda$. **Un mandement mystique contemporain.** Par J. Roques de Fursac. (Bibliothèque de Philosophie contemporaine.) Paris, Alcan. 1907.

Wie der Untertitel des vorliegenden Buches besagt, handelt es sich um die religiöse Auferweckung, die 1904—1905 in Wales die Welt überraschte und beschäftigte. Der Verfasser, ein Arzt, wurde von der französischen Regierung beauftragt, die mystische Bewegung und ihren Urheber, den jungen Evan Roberts, in loco kennen zu lernen, um den Einfluß religiöser Erregung auf Geisteskrankheiten zu studieren. Dieser Aufgabe ist Monsieur de Fursac mit größter Bereitwilligkeit nachgekommen. Die Heilsarmee, die zweifellos unter angelsächsischen Bevölkerungen zu einer ebenso wohltätigen als starken sozialen Macht sich entwickelt hat, dann und vorzugsweise die Wirkungen der Mission Roberts, die sich ganz besonders gegen den Alkoholismus richtet, werden einer genauen Prüfung unterzogen. Roberts erklärt, er sei einer göttlichen Eingebung gefolgt, als er Hunderttausende mit sich riß und, ohne weltlichen Vorteil irgendeiner Art, was auch Fursac zugesteht, für eine sittliche Umkehr begeisterte. Fursac beweist, wenn nicht ihm, so doch denjenigen, die ebenso denken wie er selbst, daß Roberts, ein Ergebnis seiner mystisch gestimmten Rasse, an Exaltation des Ich und psychischer Asthenie erkrankt sei, wodurch Hyperaktivität des mentalen Automatismus erzeugt worden, ein Fall, der sich mit fast mathematischer Sicherheit berechnen lasse. „Roberts ungeheure Popularität, seinen kolossalen, unbegreiflichen Einfluß auf die Massen wie auf die Individuen dagegen wisse er sich nicht zu erklären" (S. 172), es sei denn, daß Roberts wie Danton (!) oder Franz von Assisi durch den Zauber seiner Persönlichkeit wirke! Der Abgesandte der französischen freidenkenden Regierung rechnet auf eine bessere Zukunft, in der eine „der Erde zurückgewonnene Menschheit" sich mit dem Diesseits begnügen, dem „religiösen Traum" entsagen und keines Revivals mehr bedürfen wird. Die Aufrichtigkeit seiner Erklärung verdient alles Lob. Über Geschmack läßt sich nicht streiten.

$\sigma\chi$. **La Neurastenia** nella Vita e nel Pensiero moderno. Studio clinico e sociale. Di Comm. Dottore Diomede Carito. Napoli, Detken & Rocholl. 1907.

Das klar und schlicht geschriebene Buch Caritos wird sich seinen Platz in der Literatur der Neurosen erwerben, denn es bringt kurz und bündig Tatsachen und Ratschläge. Es würdigt die Beziehungen zwischen der Medizin und der Soziologie, die Quellen der Neurasthenie, die Schulneurasthenie und die notwendigen Reformen des Unterrichtes, die Neurasthenie des Erwachsenen, ihre physischen und psychischen Ursachen, Sexualität und Nervenleben, die klinischen Formen der Neurasthenie, Prophylaktisches, allgemeine und spezielle Therapie und individuelle Hygiene. Den Anhang bildet eine interessante Psychophysiologie der Neapolitaner, wie sie sich derzeit äußert und wie sie sich in Zukunft gestalten dürfte. Speziell der deutsche Leser wird an der einfachen und eindringlichen Darstellung seine Freude haben. — Der Verfasser hat die Literatur der Neurasthenie nicht nur vermehrt, sondern auch bereichert.

$\beta\lambda$. **Le Machiavélisme.** I. Avant Machiavel. Par Charles Benoist. Paris, Plon. 1907.

Eine Studie historischer Psychologie, so will Benoist sein Buch bezeichnet haben. Er ist Herr über sein historisches Material, er kennt sie alle, die Abenteurer, die Despoten, die Fürsten des Krieges und der Verschwörungen, die Typen, nach denen der florentinische Staatssekretär das Urbild seines Principe gezeichnet hat. Das unerschöpfliche Interesse, das sich dieser Epoche zuwendet, hält auch ihn im Bann. Zwanzig Jahre der Forschung sollen in drei Bänden zum Ausdruck bringen, was nach Burkhardt, nach Villari, nach Pasolini noch auf diesem Felde an Garben zu binden blieb. Im Mittelpunkt des Zeitbildes steht, wie immer, Cäsar Borgia. Aber Cäsar, das geht auch aus Benoists Darstellung mit unwiderleglicher Schärfe hervor, Cäsar war nur so viel wert als sein Vater. Mit Alexanders VI. Verschwinden von der Bühne beginnt Cäsars jämmerliches Ende. Der große Verbrecher hatte sich verrechnet. Wie ein unmündiger Knabe rechnete er nach seines Vaters vorschnellem, unaufgeklärtem Tode mit der Möglichkeit, in des Papstes Nachfolger, Julius II., einen Förderer seiner Pläne, wo nicht einen Freund, zu finden, und vertraute dem Wort eines Spaniers. Der Spanier verriet ihn, der Papst warf ihn weg, und mit siebenundzwanzig Jahren endete der Borgia auf einem vergessenen Schlachtfeld, ein müder, in Blutschuld und Verräterei erschlaffter Mann. Der von Machiavel gezeichnete Befreier Italiens ist ein Idealbild, dem Cäsar die Schatten geliehen hat. In Benoists Darstellung kommen auch Menschen in Betracht, die das Ungeheuerliche ihrer Taten durch zielbewußtes Handeln bis zur Größe steigerten und edlerer Regungen noch fähig waren.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albrecht. — Fritz Reuters Krankheit. Eine Studie von Dr. med. Paul Albrecht. Oberarzt. Halle a. S., Carl Marhold. 1907.

Andersen. — Anticlericus. Eine Laientheologie auf geschichtlicher Grundlage. Von Friedrich Andersen. Schleswig, Julius Bergas. 1907.

Anthologie. — Anthologie des poètes francais du XIXe siècle (1800—1865) par Georges Pellissier. Paris, Librairie Ch. Delagrave.

Berlin. — Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1901—1905. Mit Abbildungen, Plänen und graphischen Darstellungen. Zweiter Teil. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1907.

Bertaut. — La femme et l'amour. Honoré de Balsac. Pensées et observations recueillies et précédées d'une introduction par Jules Bertaut. Paris, Bibliothèque internationale (E. Sausot & Cie.). 1907.

Bertaut. — Balzac anecdotique. Choix d'anécdotes recueillies et précédées d'une introduction par Jules Bertaut. Paris, Bibliothèque internationale (E. Sausot & Cie.). 1908.

Bertholet. — Religionsgeschichtliches Lesebuch, in Verbindung mit W. Gnibe, K. Geldner, W. Winternitz und A. Mez herausgegeben von A. Bertholet. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr. 1908.

Besant. — Die Bruderschaft der Religionen von Annie Besant, Präsidentin der theosophischen Gesellschaft. Autorisierte Übersetzung von Helene Lübke. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). O. J.

Bonnal. — La première bataille. Le service de deux ans. Du caractère chez les chefs. Par général H. Bonnal. Paris, R. Chapelot & Cie. 1908.

Chénier. — Œuvres complètes de André Chénier. Publiées d'après les manuscripts par Paul Dimoff. Bucoliques. Paris, Librairie Ch. Delagrave.

Chuquet. — Souvenirs du Baron de Frénilly, pair de France (1768—1828) 10 publiés avec introduction et notes par Arthur Chuquet, membre de l'Institut. Avec un portrait en héliogravure. Paris, Librairie Plon. 1908.

Curare. — Gedanken über Inhalt und Bedeutung der Wassertaufe. Der Gemeinde (dem Leibe) Christi zur Erwägung dargeboten. Eine biblische Untersuchung nach dem Alten und Neuen Testamente ohne Rücksicht auf traditionelle oder konfessionelle Lehren und sogenannte Sakramentsbegriffe. Von J. Curare. Berlin, Hermann Walther. 1907.

Dähnhardt. — Schwänke aus aller Welt. Für Jung und Alt herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Mit 52 Abbildungen nach Zeichnungen von Alois Kolb. Leipzig, B. G. Teubner. 1908.

Delacroix. — Études d'histoire et de psychologie du Mysticisme. Les grands mystiques chrétiens par Henry Delacroix, Professeur de Philosophie. — Sainte Thérèse, Madame Guyon, Suso, le développement des états mystiques, l'expérience mystique. Paris, F. Alcan. 1908.

Duruy. — L'éducation du soldat. Quelques moyens practiques. Par capitaine Victor Duruy. Paris, R. Chapelet & Cie. 1907.

Elisabeth Charlotte. — Briefe der Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von J. Wille. Mit 13 Abbildungen auf Tafeln. — Deutsche Charakterköpfe, Band 1. — Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1907.

Erlösung. — Erlösung. Programmgedicht an die Juden von einem Juden. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. 1908.

Fain. — Mémoires du Baron Fain, premier secrétaire du Cabinet de l'empereur, publiés avec une introduction et des notes par F. Fain. Avec un portrait en héliogravure. Paris, Librairie Plon. 1908.

Fischer. — Unser alter Fritz. Dichtungen ernsten und heiteren Inhalts aus dem Leben des großen Königs von Friedrich Fischer. Dresden, J. Pierson. 1907.

Fischer. — Über David Friedrich Strauß. Gesammelte Aufsätze von Kuno Fischer. Philosophische Schriften 5. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1908.

Lomer. — Bismarck im Lichte der Naturwissenschaft. Von Dr. Georg Lomer. Halle a. S., Karl Marhold. 1907.

Meyer. — Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit 291 Abbildungen im Text, 9 Karten und 34 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. 1. Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1908.

Nacht. — Rodbertus' Stellung zur sozialen Frage. Von Dr. Oskar Nacht. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1908.

Nietzsche. — Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Eine Freundschaft. Nach ungedruckten Dokumenten und im Zusammenhang mit der bisherigen Forschung dargestellt von Karl Albrecht Bernoulli. Erster Band, mit Porträt und drei Beilagen. Jena, Eugen Diederichs. 1908.

Pédoya. — L'armée évolue. I. Discipline — Antimilitarisme — Antipatriotisme. Par Général Pédoya, ancien commandant du XVIe corps d'armée. Paris, R. Chapelot & Cie. 1908.

Rheinische Hausbücherei. — Herausgeber Prof. Dr. Erich Liesegang. Band 16. Ernst Zahn: Vereinsstadler. Mit Einleitung von H. E. Jenny. Band 21. Julius R. Haarhaus: Der Boppardер Krieg. Mit Einleitung von C. L. A. Pretzel. — Band 22. Wolfgang Müller von Königswinter: Mit Hammer und Meißel. Mit Einleitung von Erich Liesegang. — Band 24. Otto Roquette: Vogel flieg aus! Mit Einleitung von Erich Petzet. — Verlag von Emil Behren Wiesbaden. 1906—1908.

Röder. — Salome. Von Adam Röder. Wiesbaden, Emil Behrend. O. J.

Rutz. — Meine Entdeckungen von der menschlichen Stimme von Dr. Ottmar Rutz. München, C. A. Beck. 1908.

Saint-Amant. — Saint-Amant. Avec un frontispice et une notice de Remy de Gourmont. Collection des plus belles pages. Paris, société du Mercure de France. 1907.

Salt. — Die Rechte der Tiere. Von Henry S. Salt, übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Prof. Dr. Gustav Krüger. Mit dem Bilde des Verfassers. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen. Berlin, Kommissionsverlag von Magnus Schwantje. 1907.

Sanden. — Mädchenlieder aus dem Quartier latin von Marcella Sanden. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. 1907.

Savits. — Von der Absicht des Dramas. Dramatische Betrachtungen über die Reform der Szene, namentlich im Hinblick auf die Shakespearebühne in München. Von Jozsa Savits. I. Jamet-Regin. II. Über Atteinteilung. München, Etzold & Co. 1908.

Schäffer. — Natur-Paradoxa. Ein Buch für die Jugend zur Erklärung von Erscheinungen, die mit der täglichen Erfahrung in Widerspruch zu stehen scheinen. Nach Dr. Hampson's „Paradoxes of nature and science". Von Dr. C. Schäffer. Mit 4 Tafeln und 65 Textbildern. Leipzig, B. G. Teubner. 1908.

Schirmacher. — Danziger Bilder. Ein Kinderbuch von Käthe Schirmacher. Mit Bildern von Arthur Bendrot. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. 1908.

Schloß. — Mutter und Sohn. Erfahrungen einer Mutter bei der Erziehung ihrer Söhne. Von Th. Schloß. Nürnberg, C. Koch, Verlag. O. J.

Séché. — Alphonse Séché et Jules Bertaut, l'Évolution du Théâtre contemporain, avec une préface par Émile Faguet et un index des noms cités. Paris, Société du Mercure de France 1908.

Sommer. — Die unmöglichen Kinder. Volksstück in fünf Aufzügen von Reinhold Sommer. Wien, Manzsche Hofverlagsbuchhandlg. 1908.

Spitteler. — Meine Beziehungen zu Nietzsche. Von Carl Spitteler. München, Süddeutsche Monatshefte. G. m. b. H. 1908.

Toulouse. — Comment former un esprit. Par Dr. Toulouse. Paris, Libraire Hachette & Cie. 1908.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierersche Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING SLIP JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.134

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY